Sonntagsbeilage

Sonntags-Beilage
zum
Augsburger Anzeigblatt.
Nummer 1. — 6. Januar 1861.

Eine europäische Dame unter den Kabylen.

Aus dem Tagebuche eines deutschen Offiziers der Fremden-Legion in Algier.

(Schluß.)

In den achtzehn Monaten, welche dieser Begebenheit folgten, hatte der unsägliche Schmerz über den Verlust seines fast angebeteten jungen Weibes den unglücklichen Martel fast unkenntlich gemacht. Doch hielt er immer noch an der Hoffnung fest, und deshalb hatte er sich zu einem Regiment versetzen lassen, welches die neue Expedition mitzumachen bestimmt war. Man sah ihn fast stets bei der Avantgarde und, sobald es zum Gefecht kam, den Degen in der Hand, mehr als Officier denn als Arzt fungirend. Einen Kabylen Gnade vor der Spitze seines Degens finden zu sehen, wäre unerhört gewesen; einen tödtlichen Haß, eine wilde Rachgier drückten seine Züge aus, sobald er der weißen Burnusse ansichtig ward.

Doch kehren wir zu dem verlassenen Standpunkt vor dem Dorfe zurück, dessen Bewohner unsern Parlamentair mit Flintenkugeln begrüßt hatten. Dieses Dorf gehörte den Beni-Laleg, deren Hauptort es war. Der Doctor Martel, durch die Generalstabs-Officiere in Kenntniß gesetzt, hatte sich der hierher vorgehenden Division angeschlossen und zitterte vor ängstlicher Erwartung, als ihm die Gewißheit wurde, daß das Dorf, der einzige noch übrige Punkt, in dem sich seine letzten Hoffnungen concentrirten, von seinen Bewohnern nicht verlassen sey.

Nach dem freundlichen Empfange, der unsern Abgesandten zu Theil geworden, befahl der General Montauban, unverzüglich das Dorf mit dem Bajonnet zu nehmen. Nach einer tapfern aber kurzen Gegenwehr, auf allen Punkten zugleich angegriffen, war es um die Kabylen gethan; doch an ein Ergeben war nicht zu denken: sie wehrten sich, so lange sie konnten, und ließen sich dann Einer nach dem Andern niederstechen, -hauen oder -schießen.

Doctor Martel war einer der Ersten, die in das Innere des Pallisadenzaunes eindrangen. Mancher Kabyle hatte schon unter seinen durch furchtbare Rachsucht geführten Streichen geblutet, immer vorwärts drang er, unaufhaltsam, nicht auf drei Wunden achtend (ich glaube sogar, sie gänzlich ignorirend), die ihm das feindliche Blei zugefügt; überall hin schweifte sein durchdringendes Auge, nach allen Richtungen hin brach ihm die rauchende, blutgetränkte Klinge seines Degens Bahn. — Da plötzlich macht ein markdurchdringender Schrei alle Augen nach einem Punkte sich drehen. — Nie vorher, nie nachher hörte ich einen solchen Schrei, nie mehr, glaube ich, werde ich ihn hören; es war fast nichts Menschliches in diesem Tone. Meine Augen, denen der übrigen Zeugen dieses Drama's folgend, erblickten auf dem flachen Dache eines der höchsten Häuser des Dorfes ein Weib, kaum halb bekleidet, ein noch nicht jähriges in Lumpen gehülltes Kind krampfhaft an die Brust drückend, aufrecht stehen. Um ihren Hals war ein Strick gewunden, dessen Ende ein hinter ihr stehender, riesiger Kabyle mit der linken Hand hielt, während er, mit der rechten den breiten Yatagan schwingend, sich anschickte, dem Doppelleben von Mutter und Kind ein Ende zu machen. — Martel, obigen Schrei ausstoßend, hatte sein unglückliches Weib erkannt; und dieser Schrei rettete sie. Mehr denn zwanzig Büchsen, alle auf die Brust oder den Kopf des Henkers gerichtet, krachten fast zugleich; wie eine schwere, unförmliche Masse stürzte er zu Boden, im Augenblicke selbst, wo er den verhängnißvollen Streich führte, der glücklicherweise nur leicht die Schulter der jungen Frau verletzte. Doch auch sie, mehr in Folge der erlittenen Angst und Pein als der erhaltenen Wunde, sank zusammen. Schneller als meine Feder es niederzuschreiben vermag, waren wir um sie versammelt. Martel verlor nicht die kalte Besonnenheit des Arztes, die ihn nur so lange verlassen hatte, als er, ungewiß, nur auf Rache sann. Jetzt, sich wieder im Besitz, im sichern Besitz derjenigen sehend, um deren Verlust er so unsäglich gelitten, war er, obgleich zum Erschrecken bleich, doch ruhig und besonnen. Mit kunstgeübter Hand leistete er seinem Weibe die erste Hilfe und rief sie, nach kurzer Ohnmacht, in's Bewußtsein zurück.

Es wäre mir unmöglich, die Scene treu zu schildern, die nun sich unsern Augen bot: nie habe ich Aehnliches gesehen! Es blieb wohl kaum ein Auge trocken. Generale, Officiere aller Grade, Soldaten, alles drängte sich um die Wiedergefundene, Alle drückten ihr, Allen drückte sie die Hand. Ihr Kind, das Kind Martels, geboren in der Gefangenschaft, ging von Hand zu Hand, geherzt und geküßt von alten, bärtigen Soldaten, deren Hände mit Blut bedeckt, deren Gesicht durch Pulverdampf, Staub und Schweiß unkenntlich gemacht war. — Nie, nie werde ich diesen Moment vergessen können! —

„Doctor", sagte der General Montauban, „gehen Sie morgen mit den Prolongen (Transport-Commando's) nach Algier ab und bringen Sie Ihre Frau Gemahlin und Ihr Kind in Pflege und Sicherheit. Ich nehme es auf mich, Sie für den Rest der Campagne zu dispensiren." — Und das geschah.

Ich lasse jetzt das Wort der Frau Doctor Martel folgen und wiederhole so ziemlich wörtlich, was sie mir selbst, zwei Monate später, in Algier mitgetheilt.

„Wie Sie wissen", sagte sie, „hatte ich mit Léonie, der Tochter unserer Marketenderin, das Lager verlassen, um auf einem Spaziergange von der erquickenden Abendkühle zu profitiren. Wir dachten nicht an Gefahr; wir fanden so wunderschöne Blumen, und je weiter wir gingen, desto schöner, desto reicher an Farben, schien es uns, wurden sie. Wir lachten der Aengstlichkeit des Unterofficiers, der uns warnte, ja uns sogar verbot, die Postenkette zu überschreiten. War doch der Himmel so schön blau, die Luft so ruhig und mild, die Sonne noch am Himmel und das Lager kaum hundert Schritte hinter uns. Wer hätte es, dachten wir, wagen mögen, uns da Böses zuzufügen? — Allein unsere Meinung sollte sich ändern, unsere Mißachtung der Gefahr grausam gestraft werden. Schon im Begriff den Rückweg anzutreten, fühlte ich plötzlich ein eigenthümliches Zucken um beide Fußgelenke und im selben Augenblick stürzte ich nieder; meine Füße waren gleichsam wie vom Boden hinweggehoben. Ich sah nur noch mehrere fürchterliche Figuren sich über mich beugen und fühlte, daß man mir mit einer Art Knebel den Mund schloß. Dann verließ mich die Besinnung. Als ich meiner Sinne wieder Herrin war, fühlte ich an einer gleichmäßigen, beinahe schaukelnden Bewegung und an einem heftigen Schmerz, den ich an den Hand- und Fußgelenken empfand, daß ich mit gebundenen Händen und Füßen auf dem Rücken eines Lastthiers lag, welches, wie ich später erfuhr, ein Maulthier war. Die bereits eingetretene Dunkelheit verhinderte mich, die Gegenstände um mich her deutlich zu erkennen. Nach einiger Zeit indeß und nachdem meine Augen einigermaßen sich an die Dunkelheit gewöhnt hatten, bemerkte ich, daß meine Begleiterin Léonie sich in derselben Lage befand, daß wir von mindestens zehn dunkeln Gestalten umringt waren und bergauf zwischen wilden Felsenmassen uns vorwärts bewegten.

„Es mochte gegen 11 Uhr Abends sein, als wir vor einer hohen Umzäunung Halt machten; man nahm uns von dem Rücken der Maulthiere herunter, löste die Bande, welche unsere Füße fesselten, band uns die Hände auf dem Rücken zusammen und führte uns in einen Erdkeller, welcher zur Hälfte mit Maisstroh gefüllt war. In diesem feuchten, ungesunden Loche blieben wir die Nacht, den ganzen darauf folgenden Tag und wiederum die Nacht, ohne einen Menschen zu sehen, noch Nahrung zu erhalten. Wir hatten schon dem Glauben Raum gegeben, daß man die Absicht habe, uns durch Hunger zu tödten; allein dem war nicht so. Am frühen Morgen des zweiten Tages erhielten wir den Besuch zweier junger Mädchen, in lange weiße Gewänder gehüllt, die von dem ganzen Körper nichts als die Augen sehen ließen. Als sie sich neben uns auf dem Stroh niedergelassen, schlugen sie die weiten Falten ihrer Gewänder zurück, und ich war erstaunt nicht allein über ihre wirklich hohe Schönheit, sondern mehr noch über ihre ausnehmend weiße Hautfarbe. Nachdem die dem Anschein nach Aeltere der Beiden mindestens eine Stunde lang unaufhörlich und unter den lebhaftesten Gesticulationen zu uns gesprochen, war ich darum um nichts im Verständniß der Situation vorgeschritten, denn sie sprach Arabisch, wovon ich kaum drei Worte kannte. Indessen merkte ich doch so viel, daß sie sich für uns interessirten und uns ihre Dienste anboten. Mich quälte ein furchtbarer Durst; ich gab ihr dies durch Zeichen zu verstehen, worauf ihre Begleiterin verschwand und nach einigen Minuten mit einem großen Kruge frischer Kameelmilch zurückkehrte, der wir, Léonie und ich, Ehre machten.

„Sie entfernten sich unter unverkennbaren Zeichen des größten Bedauerns darüber, daß sie sich uns nicht verständlich machen konnten. Gegen Mittag führte uns ein alter Kabyle mit greisem Barte aus dem Keller heraus in's Freie. Man eröffnete uns, immer durch Zeichen, daß wir uns anschicken sollten, die Kameele zu melken. Wir bequemten uns, wohl oder übel, der Aufforderung Folge zu leisten, wurden jedoch nicht allein unendlich unserer dabei bewiesenen Ungeschicklichkeit halber ausgelacht, sondern auch übel von den Thieren

selbst zugerichtet, welche, dieser Arbeit unerfahrne Hände merkend, uns Stöße und Püffe nicht sparten.

„Endlich erschien ein Mann von ungefähr 40 Jahren, von stolzen, jedoch nicht harten, interessanten Gesichtszügen. Er schien ein Häuptling zu sein, denn die Uebrigen bewiesen ihm viel Ehrerbietung. Nachdem er mit den Andern eine kurze Unterredung gehabt, während welcher er uns oft mit der Hand bezeichnete, befahl er uns, ihm zu folgen, und führte uns in sein Haus. Hier fanden wir die zwei jungen Mädchen, welche uns den ersten Besuch gemacht; er gab diesen in wenigen Worten einen Befehl und verschwand. Wir wurden hierauf von einander getrennt, und ich sah Léonie nie mehr wieder. Eine der beiden Mädchen führte mich in ein inneres Zimmer und brachte mir eine vollständige, der ihrigen ganz gleiche arabische Frauenkleidung vom feinsten tunesischen Stoffe, Alles weiß. Von meinen eigenen Kleidungsstücken behielt ich nicht das Mindeste, nicht einmal ein Band oder eine Nadel. Von dem Augenblick an, wo ich die arabische Kleidung angelegt, bis zu dem, wo man mich auf das Dach des Hauses führte, in der Absicht mich zu tödten, habe ich jenes Zimmer auch nicht auf einen Augenblick verlassen. Hier ward mein Kind geboren und von mir und den beiden jungen Mädchen abwechselnd gepflegt und erzogen. Hier lernte ich im beständigen Umgang mit ihnen die arabische Sprache, die ich jetzt fast geläufig spreche.

„Ueber die mir zu Theil gewordene Behandlung kann ich nicht klagen; ich wurde sogar mit einer gewissen Achtung behandelt. Ich glaube, daß ich ursprünglich dazu bestimmt war, gegen eine in die Hände der französischen Truppen gefallene hohe Persönlichkeit der Kabylen ausgewechselt zu werden. Doch man mag wohl später diese Absicht aufgegeben haben. Die gänzliche Unkenntniß, in welcher ich mich in Betreff meines Gemahls, meiner Familie und der armen Léonie befand, trug nicht wenig dazu bei, mein Gemüth zu bedrücken, um so mehr als der gänzliche Mangel an frischer Luft und die gewohnte Nahrungsweise meine Gesundheit merklich angriffen. Einige Zeit nach der Geburt meines Kindes fragte mich der Häuptling, in dessen Hause ich lebte, ob ich nicht seine Frau sein wolle. Ich erwiderte ihm (ich fing damals an, so ziemlich Arabisch zu verstehen und zu sprechen), daß ich schon die Frau eines Mannes sey und ihm Treue bis zum Tode geschworen habe. Obgleich dies ihm unangenehm zu sein schien, gefiel ihm doch meine Weigerung, und er fragte mich, ob ich den Tod nicht fürchte? Ich blickte ihm fest in's Auge und erwiderte kurz: „nein!“ — Darauf zuckte er die Achsel, ging hinaus und ließ sich seitdem nicht mehr vor mir sehen. Bei dieser Gelegenheit erfuhr ich auch, daß jene beiden jungen Mädchen seine Schwestern seien.

„Was ich in dieser qualvoll langen Zeit von 18 Monaten innerlich gelitten, kann ich nicht beschreiben. Namentlich jedoch hatte ich, vor der Geburt meines Kindes, eine unendliche Angst, daß man mir dasselbe nicht lassen würde. Doch, Gott sei Dank, diese Befürchtung erwies sich nicht nur als unbegründet, sondern die Achtung vor mir schien sogar zuzunehmen, nachdem ich Mutter geworden. Nach diesem Zeitpunkt fühlte ich mich in meinem Kinde glücklicher. Mein Beschützer, wenn ich ihn so nennen darf, fiel etwa 10 Minuten vor der Einnahme des Dorfes durch unsere Truppen; eine Kugel hatte ihm den Kopf zerschmettert. Man brachte ihn in unser Gemach, um ihn zu verbinden, doch es war keine Hilfe mehr. Sein Bruder, derselbe, welcher im Begriffe war mich zu tödten, hatte mich von Anfang an stets gehaßt und sich geärgert über die humane Behandlung, die mir von Seiten seines älteren Bruders zu Theil wurde. Er benutzte dessen Tod, um seinen Haß an mir zu kühlen, und — sich selbst ohne Ausweg zur Rettung sehend, wollte er mich Angesichts unserer Soldaten morden, um dann wahrscheinlich sich selbst zu tödten.

„Von Léonie konnte ich trotz aller Bitten nie etwas erfahren; die beiden Mädchen wußten nichts über ihr Schicksal. Ich habe jedoch allen Grund zu glauben, daß man sie nach Tunis geschafft und dort als Sclavin verkauft hat.“ —

Als Madame Martel mir diese Mittheilungen mündlich machte, war sie vollkommen von den erlittenen Drangsalen hergestellt und prangte in jugendlicher Frische und Schönheit. Ihr Kind, ein munterer Junge, nach ihrer Rückkehr in Algier getauft, hat den Namen Dieudonné (von Gott gegeben) erhalten, zum Gedächtniß an die schreckliche Episode aus dem Leben seiner Mutter, während welcher das seinige begann.

Ich schließe diese Skizze durch die Mittheilung der Uebersetzung eines Briefes, welchen ich vom Doctor Martel vor Kurzem erhielt, in Folge einer Anfrage meinerseits, ob er nichts gegen die Veröffentlichung dieses Ereignisses einzuwenden habe.

„Mein alter Freund und Camerad!

Nicht nur nichts einzuwenden habe ich gegen die Publicirung der Abenteuer meiner Frau unter den Kabylen, sondern es soll mich sogar freuen, dieselben durch den Druck auch in weiteren Kreisen bekannt werden zu sehen. Auch theile ich Ihnen zur Vervollständigung mit, daß es mir — auf den Wunsch meiner Frau — nach langen Bemühungen endlich gelungen ist, den Aufenthalt der beiden Töchter des ehemaligen Häuptlings der Beni-Laleg, Cherif El-Eben-ben-Djozra, zu entdecken. Gänzlich ihrer Angehörigen beraubt bei der Erstürmung ihres Dorfes, lebten die armen Kinder in den traurigsten Verhältnissen in Milianah. Sie hatten sich freundlich und voller Liebe gegen meine Frau gezeigt, und diese sie sehr lieb gewonnen. Sie sind beide jetzt in meinem Hause, und ich hege viele Hoffnungen in Betreff ihrer für die Zukunft. . . . .

Meine Frau grüßt Sie herzlich. Von der unglücklichen Tochter der Marketenderin keine Spur zu finden; trotz aller Bemühungen, welche die Behörden, selbst auf diplomatischem Wege mit Tunis sich gegeben haben. Mein Dieudonné gedeiht herrlich . . . .

Leben Sie wohl und vergessen Sie nicht Ihren alten Kriegsgefährten

Octave Martel.“

Es ist dieser Fall, glaube ich, der einzige, welchen die Annalen der französischen Occupation Algeriens aufzuweisen haben, in welchem die Kabylen auf menschliche Weise gegen einen ihrer Feinde (denn als solche betrachten sie das schöne Geschlecht so gut wie das andere) verfuhren. Obgleich jetzt vollständig unterworfen, ist ihnen doch nie zu trauen; und wer weiß, ob nicht früher oder später in der Kabylie Algeriens die Schreckensscenen von Cawnpore oder Lucknow sich wiederholen.

Theodor Küster.

Der Javanische Dolch.

(Fortsetzung.)

Sich, ohne weiteren Gruß oder fernere Notiz von dem Javanen zu nehmen, von diesem abwendend, faßte der Kaufmann den Arm des Capitäns, als der Eingeborne ruhig sagte: „Wollt Ihr den Kris verkaufen?“

„Ja, wenn wir einen guten Preis dafür bekommen.“

„Und was nennt Ihr einen guten Preis?“ fragte der Eingeborene wieder.

„Fordert hundert Gulden“, sagte der Capitän, der etwas vom Malayischen verstand, es aber nicht so viel sprach, sich in einen Handel einzulassen.

„Nur langsam“, entgegnete aber der vorsichtigere Kaufmann, „er mag sagen, was er geben will, nachher steht es uns frei, sein Gebot anzunehmen oder zu verweigern.“

„Und was nennt Ihr einen guten Preis?“ wiederholte der Javane.

„Sag' Du selber, was Du geben willst“, erwiederte ihm jetzt der Amerikaner, „ich habe ihn erst gekauft und möchte mich nicht gern gleich wieder von ihm trennen.“

„Dort unten?“ fragte der Javane, mit dem Arm nach dem Auctionshause deutend, „ich habe ihn dort nicht gefunden.“

„Also hat er ihn gesucht“, lachte der Yankee still vor sich hin, „das steigert den Preis, Camerad; die Bemerkung war Dir nicht nützlich, — nun was willst Du geben?“ setzte er dann auf Malayisch hinzu.

„Der Kris ist fünfzig Gulden werth“, sagte der Javane gleichgültig, „ich gebe fünfzig.“

„Fünfzig Gulden sind ein kleiner Preis, Freund, dafür könntest Du kaum die Scheide dazu bekommen, Du mußt mehr bieten.“

Der Javane schien keine besondere Lust dazu zu haben, und erst, als sich die Männer wieder zum Gehen wandten, sagte er langsam:

„Und was hast Du dafür bezahlt?“

„Das kann Dir gleichgültig sein“, lautete die Antwort, „mehr übrigens, als Du zu glauben scheinst.“

„So geb' ich Dir fünfundsiebenzig.“

„Auch das reicht noch nicht“, sagte der Yankee, und der Javane zögerte augenscheinlich, mehr zu bieten, ließ sich aber die Waffe noch einmal zeigen, betrachtete besonders die Damascirung wieder genau und prüfend und bot dann hundert.

Der Kaufmann kannte übrigens seinen Vortheil und trieb den Eingebornen, ohne sich darauf einzulassen, selbst einen Preis zu nennen, endlich bis zu zwei- und dann zu dreihundert Gulden, und als ihn der Capitän jetzt selber bat, doch nur um Gottes willen zuzuschlagen, erklärte er vollkommen ruhig, der Eingeborne müsse erst so viele Tausende Gulden bieten, als er jetzt Hunderte genannt, und dann selbst würde er sich noch besinnen.

„Wenn Ihr das nicht glaubt“, sagte der Kaufmann, „so überlaßt mir die Waffe um die dreihundert Gulden und den weiteren Handel mit dem Manne.“

„Von Herzen gern“, rief der Seemann, „ich möchte überdieß nicht gern mehr damit zu thun haben.“

„Willst Du dreihundert für den Kris?“ fragte der Javane wieder; „es ist viel Geld für das Messer.“

„Und doch lange nicht genug, Freund“, sagte der jetzige Eigenthümer der Waffe.

„So nenne Deinen Preis“, rief der Javane, die Lippen zusammengekniffen und einen finstern Blick auf den Europäer schießend; „ich kenne die Familie, aus der die Waffe stammt, und wenn es meine Kräfte nicht übersteigt, möchte ich sie ihr wiederbringen.“

„Du gibst mir doch nicht, was ich dafür fordere“, sagte der Kaufmann kopfschüttelnd.

„Fordere“, rief der Javane mit kaum zu mäßigender Ungeduld, mit dem Fuße stampfend.

„Gut, hast Du Lust dreitausend Gulden an den Stahl zu wenden?“ frug jetzt der Amerikaner, und der Capitän wandte sich von ihm ab, denn er schämte sich selber der rasenden Forderung.

Der Javane aber knirschte die Zähne zusammen und sagte finster: „Dreitausend Gulden für das Messer? Du träumst, Weißer; aber ich gebe Dir tausend, und Du hast den zwanzigfachen Werth.“

„Ah bah! „lachte der Kaufmann, „ob ich die habe oder nicht, die machen mich nicht reich noch arm, und ich sehe schon, Du hast keine Lust zum Handel, so lebe — “ und sich abdrehend von ihm,

ergriff er wieder den Arm des Seemanns und schritt mit diesem langsam die Straße hinauf.

„Und Ihr wollt die tausend Gulden nicht nehmen?“ fragte ihn dieser, jetzt wirklich zum Aeußersten erstaunt. „Wetter noch einmal, in fünf Minuten sieben hundert Gulden zu verdienen! —“

„Nicht wahr, das ist nicht schlecht?“ lachte der Amerikaner. „Der Zufall hat uns hier einen glücklichen Streich gespielt. Der Javane muß den Kris kaufen, wir mögen fordern, was wir wollen.“

„Muß ihn kaufen?“ frug der Kapitän erstaunt, „wer soll ihn denn zwingen?“

„Seine eigene Sitte,“ rief der Yankee; „schon aus früherer Zeit weiß ich ähnliche Beispiele, und es gibt ein altes Gesetz unter diesen Stämmen, daß sie den Kris ihrer Vorfahren, den sie an eigenthümlichen, nur ihnen deutlichen Zeichen in der Damascirung kennen, wenn sie ihn verlieren und in fremden Händen wiederfinden, um jeden Preis kaufen müssen.“

„Wenn er Euch aber jetzt mit dem Gebot gehen läßt?“ sagte der Capitän.

„Da hinten kommt er schon,“ lachte der Amerikaner stille vor sich hin.

Er hatte in der That auch ganz recht vermuthet. Der Kris, den der Capitän zufällig in der Auction erstanden, gehörte wirklich der Familie jenes Javanen. Die geheimnißvollen Zeichen der Damascirung ließen diesen keinen Augenblick in Zweifel, und er mußte ihn wiederhaben. Aber wie? Hatten die gierigen ehrgeizigen Weißen ihn nicht alles Dessen beraubt, was er sein Eigen nannte? War er nicht ein halber Bettler und Flüchtling fast auf demselben Boden, den er früher als Fürst beherrscht? Und wußte er sich dabei nicht noch mißtrauisch überwacht, weil die Regierung recht gut sowohl den Einfluß, den er früher ausgeübt, wie auch den starren Sinn kannte, der sich der fremden Herrschaft nicht gutwillig beugen wollte? Sein Pferd, ein wackerer Macassarhengst, und eine Hand voll Juwelen, die ihm sein Vater hinterlassen, war Alles, was er noch sein nannte. Aber selbst das, wenn er es jetzt rasch verkaufen mußte, brachte ihm jetzt kaum die ganze, von dem gierigen Weißen geforderte Summe, und was blieb ihm zuletzt übrig? (Schluß folgt.)

Gemeinnütziges.

Der Brennwerth hier angewandter Brennmaterialien ist aus folgender Zusammenstellung zu erkennen:

2734	Zollpfund	Buchenholz oder 1 Klafter liefert so viel Wärme wie
2296	„	Föhrenholz oder 1,105 Klft. . . . . .
2734	„	Tannenholz oder 1,2792 „ . . . . .
2260	„	Braunkohlen a. d. bayer. Hochl. . . . . .
1367	„	Steinkohlen von Zwickau . . . . .
2734	„	Torf oder 5100 Stücke.

Diese verschiedenen Brennstoffe entsprechen folgenden Werthen:

2734	Pfund	Buchenholz kosten klein gespalten	. . .	20 fl. — kr.
2296	„	Föhrenholz d. Klafter 15 fl. 6 kr. 1,105	kl. gesp.	16 fl. 41 kr.
2734	„	Tannenh. d. Klafter 12 fl. 43 kr. 1,2792	kl. gesp.	16 fl. 16 kr.
2260	„	Braunkohlen 100 Pfd. 42 kr. 22,6	. . .	15 fl. 49 kr.
1367	„	Steinkohlen 100 Pfd. 1 fl. 13,67	. . .	13 fl. 40 kr.
2734	„	Torf od. 5100 St. 1/m. 2 fl. 18 kr. 5,1	. . .	11 fl. 44 kr.

Es wird demnach die Torffeuerung gegenüber Buchenholz per Klafter um 8 fl. 16 kr billiger seyn, deßgleichen Tannenholz gegen Buchenholz um 3 fl. 44 kr., und Steinkohle gegen Buchenholz um 6 fl. 20 kr., natürlich verglichen mit derselben Wärmemenge, welche 1 Klafter Buchenholz zu entwickeln vermag. Noch ist zu bemerken, daß bei obigen Werthen alles Holz und besonders Torf in lufttrockenem Zustande angenommen wurde.

Ein Klebmittel von vorzüglichen Eigenschaften. Man scheidet aus abgerahmter Milch mittels etwas Essigsäure den Käsestoff aus, wäscht denselben mit Wasser, und setzt davon einer kalt gesättigten Boraxlösung so lange zu, bis nichts mehr gelöst wird. Es entsteht eine klare, dickliche Flüssigkeit, welche ein hohes Klebvermögen besitzt und hierin das arabische Gummi weit übertrifft. Es eignet sich diese Flüssigkeit zum Aufkleben von Papier, zu Etiketten, Briefmarken, die dann blos angefeuchtet zu werden brauchen. Auch in den Kunsttischlereien, bei Portefeuille-Arbeiten, kann dieselbe die Stelle des Leimes vertreten. Versuche, damit Holz zu leimen, gaben die ausgezeichnetsten Resultate. Man wird ferner dieses Mittel benutzen können anstatt des Albumins in der Zeugdruckerei, um Seidenstoffen und Lüster einen Glanz und Consistenz zu geben, um englisches Pflaster und künstliche Blumen herzustellen. Woll- und Baumwollstoffe mit der Lösung getränkt und dann getrocknet, können durch Gerbsäure gegerbt und dadurch in wasserdichte Zeuge übergeführt werden.

Der Gehalt der Aepfel an plastischen Nahrungsstoffen ist nach den eingehenden Versuchen eines amerikanischen Chemikers bei guten Aepfeln weit größer, als derjenige der Kartoffeln, so daß die Aepfel sättigender und nährender sind als die Kartoffeln.

Eine ganz vortreffliche Kopirtinte ist: Man koche in einem Porzellangefäß 1 Gewichtstheil Alaun, 2 Gewichtstheile Kupfervitriol und 4 Gewichtstheile Campecheholzextrakt mit 48 Gewichtstheilen Regenwasser, bis eine vollständige Auflösung genannter Ingredienzen eingetreten ist. Sodann filtrire man das Ganze durch dichte Leinwand oder graues Filtrirgazin. Das violett röthliche Filtrat, d. h. die nunmehr fertige Tinte fülle man in gut zu verschließende Gläser, und halte diese auch beim Nichtgebrauch stets verschlossen, um einem Dickwerden und einer Schimmelbildung vorzubeugen. Die beim Schreiben anfänglich etwas blaß erscheinenden Schriftzüge nehmen bald eine intensiv schwarzblaue Farbe an. Eine von solchen Schriftzügen genommene Kopie erscheint Anfangs auch etwas blaß, wird aber auch schon in wenig Minuten intensiv dunkelblau.

Kleinigkeiten.

In einem österreichischen Krankenhause.

Immanuela. Was „Reinlichkeit,“ was „Arzt“! mein heißgeliebter Bruder. — Zur Ehre und Ausbreitung unserer Kirche ist das Geld. — Dein Arzt ist kein Anderer, als — ich selbst. — Laß' fahren dahin den Leib, er mag zu Grunde geh'n. — Die Seele dein, die retten wir.

Kranker. Aber Sie, gnä' Frailn, so thun wir doch net! Grod deßhalb, glaub' i, bin i rein gange in's Krankenhaus, grod deßhalb, glaub i, hob i bezohlt meine Krankenhausbeiträg in Minz, daß i den Leib nicht dahin z' fahren z' lassen, und daß i mein'n Körper nicht z' Grund z' gehen z' lassen brauch'. Ich, glaub' i, bin der Eigenthümer der meinigen Seel und ich will mein' Seel' halter von Ihna so nicht retten lassen. Verlaub'ns, verzeig'ns, aber — i mog net.

Immanuela. Du mußt!

Aus der politischen Farbenlehre.

Schwarzgelb.

Mit dem ersten Augustus begann das Reich der Cäsaren;
Ein Augustulus war's, welcher die Reihe beschloß;
Habsburg, nimm dich in Acht, daß deinem Gründer Rudolphus
Nicht als Schließer der Gruft bald ein Rudolphulus folgt.

Schwarzweiß.

Muth gibt Macht, und warum sollt' Macht nicht Muth auch erzeugen,
Sich zu betheiligen an Deutschlands Wiedergeburt?!
Wer stets Worte der That und das Morgen dem Heute vorzieht,
Ist nicht kühn und nicht stark, sondern nur — suffisant.

Schwarzrothgold.

Reden ist Silber und Schweigen ist Gold; ihr zeugt euch genügsam,
Gibt es nicht hundert Prozent: thut es ein Viertelchen auch.
Viertels- und halbe Charakter, ihr bleibt auch dann bei der Halbheit,
Wenn des Ganzen Gefahr ganze Vertheidiger ruft!

Die heiligen drei Könige.

Das sind die drei Könige aus Morgenland,
Herr Balser und Melcher und Caspar genannt.
Drei heilige Könige und weise Herrn
Regieret von einem gar guten Stern;
Und haben auch etwas im Kästchen drein,
Viel Silber, viel Gold und viel Edelgestein,
Und Aloe und Myrrhen und Weiherauch
Und suchen den Heiland und finden ihn auch.

Ach, Herrgott, was hat sich verändert die Welt,
Die Kön'ge, die haben jetzt gar kein Geld!
Und sind auch nicht weise mehr allzusehr,
Und regieret sie kein guter Stern auch mehr,
Und den Weihrauch, den Weihrauch, so duftiglich,
Den lassen sie streuen jetzt selber sich.
Und die goldene Freiheit, das Recht und das Licht,
Den Heiland der Völker, den suchen sie nicht.

Neujahrskarten.

Für Oesterreich.

1. Gönnt dir auch nicht gold'ne Zeiten,
Gold'ne Hoffnung das Geschick:
Mög's doch endlich dir bereiten
Einen einz'gen Silberblick.
2. Der wähnt sich als der Reichste bestimmt,
Der den Schein für baare Münze nimmt.

* * *

An zwei Souveräne.

Wie schwach, o Franz ist deine Macht,
Wie schwach, Rom, deine Gewalten:
Die eine läßt sich durch Kreuzer nur,
Die andere durch Pfennige erhalten.

Ein Wunsch.

Werden die zehn Buchstaben der drei Worte

Steg Ei Hund

geschickt versetzt, so erhält man ein Wort, dessen Genuß wir allen unsern Abonnenten von Herzen wünschen.

Schach-Aufgabe 1.

Weiß zieht an und setzt mit dem vierten Zuge Matt.

Von Judy.

Schwarz.

	A	B	C	D	E	F	G	H	
8	♖								8
7		♟	♖	♘				♕	7
6				♚		♜	♜		6
5	♙			♗					5
4					♙				4
3	♔	♙			♟				3
2					♝	♛	♞		2
1									1
	A	B	C	D	E	F	G	H	

Weiß.

Auflösung des Rebus 13 in der Sonntags-Beilage Nro. 53 vom 30. Dezember 1860.

Wer kauft, was er nicht braucht, muß bald verkaufen, was er braucht.

Richtige Lösungen gingen ein von: Klostermaier. — E. Körber. — Eugen Köhler. — Karl Mußbeck. — Herm. Kühlmann, Stud. — Kasp. Lömmer. — K. Fieschhut. — Nanuette Kleber. — David Viktor aus Kaufbeuern. — Mar. Poggenreiter. — Luise Wt. — Fedr. Lugenhöfer. — G., J. und K. Felschle.

Auflösung der Domino-Aufgabe in der Sonntags-Beilage Nro. 53 vom 30. Dezember 1860.

Schwarz: C 5 — B 6;
Weiß: A 7 schlägt B 6, B 4,
B 2, D 2, F 4;
Schwarz schlägt G 5, E 7 und C 7.

Richtige Lösungen gingen ein von: A. B. — J. R. — F.r.

Galileo Galilei.

Sinnend die Blicke zum Himmel erhoben,
Forscht Galilei dem Sternenlauf nach,
Strebt zu entziffern die Räthsel da droben;
Und in dem grübelnden Geiste wird's Tag.
Ob auch die Satzung spricht:
„Erde, du regst dich nicht!" —
Lauter und stärker in deutlicher Klarheit,
Mit unumstößlicher ewiger Wahrheit
Ruft es der Himmel noch:
„Ja, sie bewegt sich doch!"

Und der Jahrhunderte Wahn zu vernichten,
Schreibt er sein großes unsterbliches Buch.
Wahrheit, sie ihm die erste der Pflichten,
Treibt ihn, zu stürzen veralteten Trug.
Wer es auch immer spricht;
„Tellus bewegt sich nicht!"
Hier mit Beweisen und leuchtenden Gründen
Will ich der denkenden Welt es verkünden!
Brechet des Irrthums Joch!
„Hört's! Sie bewegt sich doch!"

Aber des tödtenden Buchstabens Knechte
Scheuen des Geistes lebendiges Licht,
Und, mit dem Bannstrahl in drohender Rechte,
Mahnet den Denker das Ketzergericht:
„Sprich, wie die Schrift es spricht:
Nein, sie bewegt sich nicht! —
Oder Du mögest Dein Leben beenden
Tief in des Kerkers umnachtenden Wänden,
Glaubst Du es immer noch:
Ja, sie bewegt sich doch!"

Als durch der Kerkernacht fressende Uebel
Endlich dem Greise die Manneskraft brach,
Spricht er's — die Hand auf geschändeter Bibel —
Bebend und stammelnd den Peinigern nach,
Wie es der Buchstab spricht:
„Nein, sie bewegt sich nicht!"
Doch weil die Schrift, an dem Himmel geschrieben,
Tief in dem Herzen ihm stehen geblieben,
Knirschen die Zähne noch:
„Und sie bewegt sich doch!"

Wahrheit! Du mußt deine Märtyrer haben;
Ohne sie winket dir nimmer der Sieg! —
Als man den Dulder schon lange begraben,
Lange sein Mund, der begeisterte, schwieg,
Und nun kein Mensch mehr spricht:
„Nein, sie bewegt sich nicht!" —
Kündet ein Denkmal am heiligen Orte:
Wahrheit, du siegst! — und es huldigt dem Worte
Selber die Kirche noch:
„Ja, sie bewegt sich doch!"

Fesselt die Erde in zwängende Schranken!
Greifet der Zeit in das rollende Rad!
Bindet die Flügel der kühnen Gedanken!
Haltet die Menschheit auf strebendem Pfad! —
Thörichter Blödsinn spricht:
„Erde, beweg' dich nicht!" —
Nimmermehr zwingt ihr sie, stille zu steh'n!
Vorwärts und vorwärts wird ewig sie geh'n!
Hindert und hemmet noch —
„Und sie bewegt sich doch!

Viktualien-Preise in Augsburg im Monat Dezember 1860.

	fl.	kr.	pf.	bis fl.	bis kr.	bis pf.
1 Pfund feine Rollgerste	—	18	—	—	—	—
1 Pfund mittlere Rollgerste	—	12	—	—	—	—
1 Pfund grobe Rollgerste	—	10	—	—	—	—
1 Vierling Erbsen	1	12	—	[illegible]	—	—
1 Vierling Linsen	1	30	—	—	—	—
1 Vierling Hirsen	2	6	—	—	—	—
1 Vierling Hanfkörner	—	18	[illegible]	—	—	—
1 Vierling Haferkern	2	8	—	—	—	—
Bei dem k. Salzamte dahier						
Kochsalz, 1 Fässel zu 150 Pfund	9	19	—	—	—	—
Kochsalz 1 Sack zu 136 Pfund	8	29	2	—	—	—
Kochsalz 1 Pfund bei den Huckern	—	6	—	—	—	—
Viehsalz 1 Centner	2	9	—	—	—	—
Viehsalz, 1 Fässel zu 230 Pfund	5	22	2	—	—	—
Dungsalz, 1 Fässel zu 650 Pfund	7	15	—	—	—	—
1 Centner nasses Unschlitt	26	30	—	—	—	—
1 Centner ausgelassenes Unschlitt	36	30	—	—	—	—
1 Pfund gegossene Lichter	—	26	—	—	—	—
1 Pfund gezogene Lichter	—	25	—	—	—	—
1 Pfund Seife	—	16	—	—	—	—
1 Centner Heu	1	31	—	—	—	—
1 Centner Ohmet	1	29	—	—	—	—
1 Centner Roggenstroh	1	[illegible]	—	—	—	—
1 Centner Gerstenstroh	—	44	—	—	—	—
1 Centner Haberstroh	—	[illegible]	—	—	—	—
1 Maaß unabgerahmte Milch	—	6	—	—	—	—
1 Maaß abgerahmte Milch	—	2	—	—	—	—

	fl.	kr.	pf.	bis fl.	bis kr.	bis pf.
1 Metzen weiße Rüben	—	18	—	—	20	—
1 Vierling bayer. Rüben	—	20	—	—	24	—
1 Metzen weiße Kartoffel	1	—	—	—	—	—
1 Metzen rothe Kartoffel	1	—	—	1	6	—
1 Pfund gedörrte Zwetschen	—	9	—	—	12	—
1 Pfund gedörrte Kirschen	—	14	—	—	—	—
1 Pfund Hechte	—	24	—	—	—	—
1 Pfund Karpfen	—	18	—	—	—	—
25 Stück Frösche	—	6	—	—	10	—
1 Pfund Krebse	—	28	—	—	36	—
1 Pfund geräuchertes Fleisch	—	32	—	—	—	—
1 Pfund Leinöl	—	20	—	—	—	—
1 Pfund Schmalz	—	26	—	—	—	—
1 Pfund Schweizer-Butter	—	26	—	—	28	—
1 Pfund Land-Butter	—	26	—	—	28	—
5 Eier	—	4	—	—	—	—
1 Spanferkel	1	—	—	1	32	—
1 Gans in Federn	1	12	—	1	18	—
1 gerupfte Gans	1	12	—	1	42	—
1 Gansjung	—	12	—	—	16	—
1 Ente in Federn	—	33	—	—	36	—
1 gerupfte Ente	—	30	—	—	42	—
1 Entenjung	—	3	—	—	4	—
1 Indian	2	24	—	2	42	—
1 alter Hahn	—	[illegible]	—	—	26	—
1 alte Henne	—	24	—	—	30	—
1 Huhn	—	15	—	—	18	—

	fl.	kr.	pf.	bis fl.	bis kr.	bis pf.
1 paar Tauben	—	—	—	—	—	—
Eine Maaß Kirschenwasser	—	45	—	1	—	—
Eine Maaß guter Fruchtbranntwein	—	20	—	—	—	—
Eine Maaß geringer Branntwein	—	16	—	—	—	—
Eine Maaß Weinessig	—	12	—	—	—	—
Eine Maaß Bieressig	—	4	—	—	—	—
Eine rohe Zunge	1	30	—	1	36	—
Eine geräucherte Zunge	1	36		1	48	—
1 Pfund Hirschwildpret	—	12	—	—	16	—
1 Pfund Rehwildpret	—	12	—	—	24	—
1 Pfund Schwarzwildpret	—	[illegible]	—	—	—	—
1 Fasan	2	42	—	3	30	—
Eine Wildente	—	30	—	—	42	—
1 Rebhuhn	—	30	—	—	33	—
Eine Schnepfe	—	—	—	—	—	—
1 Haase mit Jung	—	30	—	—	54	—
1 Haase ohne Jung	—	30	—	—	42	—
1 Pfund feiner Flachs	—	30	—	—	33	—
1 Pfund mittlerer Flachs	—	24	—	—	26	—
1 Pfund Werg	—	10	—	—	12	—
1 Pfund Schafwolle	—	45	—	—	51	—
1 Klafter Buchenholz	18	52	—	—	—	—
1 Klafter Birkenholz	16	16	—	—	—	—
1 Klafter Föhrenholz	13	35	—	—	—	—
1 Klafter Fichtenholz	11	33	—	—	—	—
1 Zuber weiche Kohlen	3	36	—	—	—	—
1000 Stück Torf	2	12	—	—	—	—

Sonntags-Beilage
zum
Augsburger Anzeigblatt.

Nummer 2. 13. Januar 1861.

Der Javanische Dolch.

(Schluß.)

In finsterem Brüten folgte der Javane den beiden Männern, die, ohne anscheinend weiter auf ihn Acht zu geben, vor einem der Geschäfts-Lokale stehen geblieben waren und dem Ankommenden den Rücken zukehrten.

„Ich gebe Dir zweitausend Gulden für die Waffe und einen besseren Kris, als diesen hier", sagte der indeß herangetretene Javane. „Laß ihn mir, ich habe mein Herz einmal daraufgesetzt und möchte ihn mein nennen, wenn es auch thöricht ist."

„Du bist ein wackrer Bieter", lachte der Amerikaner, „aber mein Herz hängt besonderer Weise auch daran, und wir müssen nun sehen, welches schwerer ist, Deines oder meines. Um zweitausend Gulden gebe ich ihn nicht her, hast Du vielleicht Lust, dreitausend daran zu wenden?"

Der Javane biß seine Unterlippe, daß der Eindruck der scharfen Zähne darin zurückblieb. Aber er hatte keine andere Wahl; der heilige Kris war eines Fremden Eigenthum, und die Geister der Verstorbenen hätten den Frevel gerächt, wenn er die Waffe in Jenes Händen ließ.

„Gut", sagte er endlich, während ein schwerer Seufzer sich seiner Brust entrang. „Sei hier an dieser Stelle eine Stunde vor Sonnen-Untergang. Ich bringe Dir das Geld", und seinen Sarang fester um sich herziehend und ohne sich umzusehen, schritt er die Straße rasch zurück.

„Ihr seyd zu weit gegangen, Gordwin", sagte der Kapitän. „Dem armen Teufel wird es blutsauer werden, das Geld aufzubringen, und hätte ich das vorher gewußt, würde ich es nicht geduldet haben."

„Und er bekommt den Kris noch nicht einmal dafür", rief der Amerikaner lachend.

„Bekommt ihn nicht dafür?"

„Nein, er muß und wird mehr geben. Hol's der Teufel, ich habe den Burschen jetzt einmal in Händen und will ihn pressen, so lange noch ein Gulden aus ihm heraus zu bringen ist. Aber das ist Nebensache und abgemacht. Aber wann geht Ihr an Bord?"

„Heute Abend vor Sonnenuntergang", erwiederte der Holländer.

„Gut, dann begleite ich Euch, und nun, auf Wiedersehen, denn ich habe noch Manches zu besorgen."

Die beiden Männer trennten sich hier, ihren verschiedenen Geschäften nachzugehen, und wir wollen indeß dem Javaner folgen, der, nur das eine Ziel vor Augen, in wilder Hast zu seiner Wohnung eilte, sein Pferd, seine Juwelen zu verkaufen, um zu rechter Zeit auf dem Platze zu seyn.

Käufer fand er allerdings dafür: der schlaue Chinese ist stets bereit, einen vortheilhaften Handel einzugehen und Geld auf Waaren als Pfand vorzuschießen oder auch diese selber anzukaufen, wenn er den sicheren Gewinn voraussehen kann. Aber die zähen Gesellen wollten die Juwelen nicht nach ihrem Werth, sondern nur nach dem Drängen des Augenblicks bezahlen, und der Javane, dem es schon überdieß die Seele zerschnitt, um den Nachlaß seines Vaters mit gierigen Mäkiern zu feilschen, mußte von einem derselben zu dem andern laufen, die von dem Amerikaner geforderte Summe zusammen zu bringen.

Als die Sonne noch eine Stunde hoch am Firmament stand, eilte er mit dem Rest seines Vermögens zu Fuß und mit triefender Stirn dem bestimmten Platz am Kaii Besaar zu und fand den Amerikaner, dort schon seiner wartend, dicht am Flusse stehen.

„Hast Du den Kris?" fragte der Häuptling leise, als er zu ihm trat und die Rolle mit holländischen Banknoten aus seinem Gürtel nahm.

„Der Kris, allerdings, hier ist er, mein brauner Tuwan."

Und hier ist Dein Geld dafür, gib mir die Waffe", sagte der Javane, ihm mit der linken Hand die Banknoten reichend und die rechte nach dem Messer ausstreckend.

„Halt, nicht so schnell", entgegnete ihm aber ruhig der Kaufmann, „wie viel hast Du in dem Bananenblatt da eingewickelt?"

„Was Du verlangt hast, dreitausend Gulden", sagte der Javane mit finster zusammengezogenen Brauen, „es ist mir schwer genug geworden, es zu schaffen."

„Möglich", lachte der Amerikaner, „aber für dreitausend Gulden gebe ich den Kris nicht."

„Hast Du ihn mir nicht um den Preis verkauft?" rief der Javane, mit zornfunkelnden Augen emporfahrend, während die Rechte fast unwillkürlich nach der eigenen Waffe fuhr, die er im Gürtel trug.

„Nur ruhig, Freund", entgegnete ihm aber mit verächtlichem Lächeln über die drohende Bewegung der kaltblütige Yankee, „ich habe Dich bloß gefragt, ob Du Lust hättest, dreitausend Gulden an den Stahl zu wenden, Dir aber mit keinem Wort gesagt, daß ich ihn dafür lassen würde, — gibst Du aber viertausend, so soll er Dein seyn."

„Viertausend?" rief der Javane, die Zähne zusammenknirschend, „was ich an mir trage, ist mein ganzes Vermögen, ich habe nicht tausend Deute mehr, sie zuzulegen. Gib mir den Kris und nimm Dein Geld, ich kann Dir, bei Allah, nicht mehr geben, treibe mich nicht zum Aeußersten."

„Wo Du die dreitausend aufgetrieben hast", spottete der Amerikaner, „wird Dir auch wohl ein viertes zu Gebot stehen. Wenn Du das Geld zusammen hast, so komm morgen früh in das Amsterdam-Hotel."

„Und Du verweigerst mir ihn wirklich für dreitausend Gulden?" fragte der Javane mit leiser, von innerem Grimm erstickter Stimme.

Der Amerikaner aber, der an der ganzen Aufregung des Mannes wohl sah, daß er sein Spiel gewonnen habe, antwortete ihm gar nicht darauf, sondern schritt, sich von ihm abwendend, langsam am Ufer des Flusses nieder. — Er hätte vielleicht besser gethan, ihm den Dolch zu geben.

Das schon ungeduldig erwartete Boot des Kapitäns kam endlich und nahm den Yankee an Bord.

Die Sonne war indessen untergegangen, Gordwin blieb mehrere Stunden auf dem Schiffe des Holländers und verließ dann endlich mit den malayischen Bootsleuten, die jedes europäische Fahrzeug für die Dauer seines Aufenthaltes auf der Rhede von Batavia miethet, das Schiff, um an das Land zurückzukehren.

Der Mond schien hell und klar auf die leichtgekräuselte blitzende Fluth. Nur hie und da glitt noch ein einzelnes verspätetes Boot, eigentlich gegen das Gesetz, und dann und wann von dem Wachtschiff angerufen, durch die dort ankernden gewaltigen Fahrzeuge, und der regelmäßige Schlag der Ruder klang weithin durch die Nacht.

Ihnen gerade entgegen kam jetzt ein solches, und der Amerikaner, der hinten am Steuer saß, sah es plötzlich so dicht vor sich auftauchen, daß er kaum Zeit behielt, den Bug seines eigenen Bootes herumzuwerfen, um nicht mit dem des fremden zusammen zu rennen.

„Holla, davorn! zum Teufel, weßhalb paßt Ihr nicht besser auf!" rief er auf englisch ärgerlich den Begegnenden zu. Das fremde Boot veränderte seinen Kurs aber nicht, ja folgte eher noch etwas der abweichenden Bewegung des andern, dessen Planken es jetzt berührte und scheuerte; die Malayen behielten in der That kaum Zeit, ihre Ruder aus den Dollen zu werfen und in Sicherheit zu bringen.

„Tabee Tuwan!" (Ich grüße Euch, Herr!) rief dabei zu gleicher Zeit eine trotzige Stimme, die des Amerikaners Blut zu Eis erstarren machte, und eine dunkele Gestalt sprang, während zwei der fremden Bootsleute ihr folgten und die beiden Fahrzeuge fest zusammenhielten, mit wildem Satz auf den Amerikaner zu.

„Hülfe! Mörder! Räuber!" schrie dieser und riß den Kris, den er in seiner Tasche trug, heraus, sich gegen den auf ihn einspringenden Feind zu vertheidigen. Ehe er aber den Stahl aus der hölzernen Scheide bringen konnte, hatte des Javanen schmächtige doch elastische Gestalt sich auf ihn geworfen und den Kris gefaßt.

„Hülfe! Mörder!" tönte wieder der gellende Ruf des Ueberfallenen, der jetzt in wilder Wuth sich von dem Griff seines Feindes zu befreien suchte und mit der rechten Faust wohl gut gemeinte, aber erfolglose Stöße nach dessen Kopf führte.

„Meinen Kris will ich", knirschte der Javane dabei, mit den zusammengebissenen Zähnen durch. „Gib meinen Kris oder Du bist ein Kind des Todes."

„Verdammte braune Bestie, eher mein Leben!" schrie der Yankee, jetzt zu wilder Wuth entflammt. „Warte, Halunke, das zahlst Du mir theuer. Hieher, Malayen, helft mir den Schurken binden."

Auf den benachbarten Schiffen, die den Lärm und das Hülferufen gehört, wurde es laut, und das Knarren der Blöcke auf dem nächsten verrieth dem geübten Ohr des Eingebornen, wie ein Boot niedergelassen wurde.

„Zu Hülfe, hierher! hurrah, mein Bursche! Ich halte die Canaille!" schrie dieser jubelnd auf, „hierher, ohoy!"

„So habe Deinen Willen!" zischte es in des Amerikaners Ohren, und ein gellender Angstschrei antwortete der schlangenähnlichen Bewegung des Javanen, der sich im nächsten Augenblicke aus den Armen des Weißen wand und zurück in sein eigenes Fahrzeug sprang.

„Her zu mir!" rief er dabei seiner Bootsmannschaft zu, „und nun fort!"

„Halt dort, was für ein Boot ist das?“ rief da eine tiefe Stimme über das Wasser, und die rasch eingesetzten und wieder gehobenen Ruder glänzten im Mondlicht.

„Segel auf!“ rief der Javane dagegen seinen Leuten zu, denen er jetzt selber ganz kaltblütig half, das Mattensegel zu setzen.

Kaum aber hob sich dieß mit seiner breiten Fläche über Deck, als es der immer schärfer einsetzende Wind auch schon faßte und das schlanke Boot vor sich hertrieb.

„Halt da, sag' ich!“ schrie die näher und näher kommende Stimme in malayischer Sprache, während von der andern Seite ebenfalls ein Boot herüberschoß; „Euer Segel nieder, oder ich gebe Feuer!“

„Feuert“, lachte der Javane trotzig, „feuert so viel Ihr nur immer mögt!“

Drei, vier Schüsse fielen jetzt hinter ihm her, aber sie erreichten das Boot nicht.

Trotzdem gab das Wachtboot die Verfolgung nicht auf, sondern setzte jetzt ebenfalls ein Segel, den frischen Wind zu benutzen.

Der kommandirende Offizier rief indeß dem zweiten herbeieilenden Boote, das von einem englischen Kriegsschiffe abgeschickt worden, zu, das andere auf dem Wasser treibende Fahrzeug anzulaufen und zu untersuchen.

Es war das Boot des Amerikaners, in dem die Malayen noch nicht wieder zu den Rudern gegriffen hatten, denn sie waren um die Leiche des weißen Mannes beschäftigt. Hülfe konnten sie ihm freilich nicht mehr bringen, der scharfe Kris hatte sein Herz mit furchtbarer Sicherheit getroffen.

Ueber die See schäumte indessen, des Verfolgers spottend, die flüchtige Praue des Javanen den „tausend Inseln“ zu, in deren Bereich sich das Wachtboot nicht einmal hineinwagen durfte und wo auch weitere Verfolgung zwischen den vielen kleinen Inseln nutzlos gewesen wäre.

Vertauschte Geheimnisse.

Leonore Tempel ist Directrice eines großen Putz- und Mode-Waaren-Geschäftes in Hannover. Ihr wirkliches Alter weiß nur sie allein und sie verräth es nicht. Jung ist sie nicht mehr. Kenner schätzen sie auf vierunddreißig, während sie selbst bei jeder Gelegenheit erwähnt, daß sie demnächst ihren achtundzwanzigsten Geburtstag feire. In Wirklichkeit zählt sie sechsunddreißig Jahre, allein sie ist nicht bloß in Putz- und Mode-Sachen erfahren, von einer früheren Freundin, einer Schauspielerin, hat sie die Kunst erlernt, durch falsche Haare, Zähne, durch Schminke und die verschiedenartigsten Toilettekünste sich um Jahre jünger zu machen, und sie besitzt in diesen Mitteln eine außerordentliche Fertigkeit.

Leonore war in früheren Jahren ein allerliebstes Mädchen, aber sie war arm und es fand sich kein Freier für sie, wie ja überhaupt manch liebliches Kind von dem Geschick dazu bestimmt scheint, in der Stille zu verblühen. Die letzten Reste ihres hübschen Gesichtes weiß sie mit außerordentlicher Geschicklichkeit zu konserviren und festzuhalten und so ist sie immer noch eine ganz angenehme Erscheinung.

In ihrem dreißigsten Jahre hat sie von einer Tante einige Tausend Thaler geerbt. Nun ist sie auch Directrice des Geschäftes geworden mit einem sehr hübschen Gehalt, und durch dies Alles und ihre früheren Ersparnisse hat sie sich ein ganz ansehnliches Vermögen erworben.

Es haben sich einige Freier für sie gefunden, aber nun ist auch sie wählerisch geworden. Sechsunddreißig Jahre sind aber immer ein sehr bedenkliches Alter für eine Jungfrau, welche Lust zum Heirathen hat. Das fühlt sie selbst. Von Tage zu Tage wird es schwerer für sie, die letzten Reste ihres hübschen Gesichtes, die letzten schon welken Blätter ihrer früheren Blüthe zu erhalten. Sie muß schon zu ganz außerordentlichen Mitteln greifen. Sie hat die Segel ihrer Hoffnungen bereits etwas eingezogen und steuert jetzt in einem geraden Kurs auf ihr Ziel — einen Mann los.

Nur von der einen Bestimmung will sie nicht abgehen; er soll jünger sein, weil es eine fixe Idee bei ihr geworden ist, daß sie an der Seite eines jungen Mannes selbst noch einmal jugendlich aufblühen werde.

So lange sie Directrice des Geschäftes ist, besucht sie jährlich zweimal die Leipziger Messe, um die nöthigen Einkäufe selbst zu besorgen. Sie besitzt Geschmack und Gewandtheit dazu. Sie logirt dann stets bei einer verheiratheten Freundin in Leipzig, die ihr für die Zeit ihrer Anwesenheit ein besonderes und freundliches Zimmer einräumt.

Auch dieses Mal besucht sie die Messe. Sie hat es außerordentlich gut getroffen. Ein ihr bekannter Herr, ein Reisender, der ihr wiederholt Aufmerksamkeiten erwiesen und ihr den Hof macht, fährt mit ihr von Hannover bis Leipzig, und natürlich haben sie in einem Coupé einander gegenüber Platz genommen. Zwar hindern die vielen Menschen, welche mit ihnen zugleich fahren, ein vertrauliches Gespräch, aber eine so weite Reise giebt selbst auf der Eisenbahn einem Herrn die verschiedenartigste Gelegenheit, einer ihn begleitenden Dame Aufmerksamkeiten zu erweisen, und Hermann Krause, so heißt nämlich ihr Begleiter, überbietet sich in solchen Artigkeiten.

Hundert Mal fragt er sie, ob es nicht ziehe; er schließt das Fenster halb, drei Viertel, sieben Achtel und öffnet es dann wieder etwas, wenn der Cigarrendampf zu belästigend wird. Fast auf jedem Anhaltepunkte springt er leichtfüßig aus dem Wagen, um ihr eine Erfrischung zu holen, und ist überhaupt so jugendlich heiter an diesem Tage, wie sie ihn früher nie gesehen. Sie findet ihn reizend. Ihm würde sie, ohne einen Augenblick zu zögern, ihre Hand reichen.

Sie ist bisher in dem Glauben gewesen, er sei ebenso alt wie sie, vielleicht noch ein Jahr älter. Die Gelegenheit bietet sich ihr dar, ihn nach seinem Alter zu fragen.

„Ich bin dreißig Jahre alt,“ erwiederte er unbefangen. „Ich reise nun schon mehrere Jahre und bin dieses unruhigen Lebens überdrüssig. Sobald als möglich werde ich mich selbstständig zu machen suchen. Mich verlangt darnach.“

„Dann werden Sie auch heirathen?“ wirft Leonore schüchtern ein.

„Ja, ich sehne mich nach den stillen und unschuldigen Freuden eines eigenen Herdes!“

„Sie sind noch jung“, erwiedert Leonore. „Sie müssen sich eine Frau auswählen, die ungefähr sechs- bis achtundzwanzig Jahre alt ist. Das ist das beste Alter im Vergleich zu dem Ihrigen.“

Sie hat bereits zuvor im Gespräche erwähnt, daß sie demnächst ihren achtundzwanzigsten Geburtstag feire.

Krause stimmt ihr vollkommen bei. „Dreißig Jahre“, entgegnet er, „ist doch auch für einen Mann schon ein gesetztes Alter, ich möchte keine Frau, die vielleicht erst zwanzig Jahre alt wäre. Ich liebe ein stilles einfaches Leben“, fährt er fort, „deßhalb wird mir das Reisen jetzt unerträglich. Ihm fehlt alle Gemüthlichkeit. Sie glauben nicht, Fräulein, mit welchen Menschen man auf Reisen zusammentrifft, welche unsittliche, equivoque Gespräche man mit anhören muß, und alle derartige Sachen sind mir bis zum Tode verhaßt. Sie können sich wahrhaftig keinen Begriff davon machen, welche Art Schriften solche Herren bei sich führen und sogar unterwegs im Dampfwagen oder in den Gasthöfen lesen. Es ist schamlos und mir kann nichts verhaßter sein!

Leonore ist entzückt über Krause. Dieser Mann allein kann sie glücklich machen, das fühlt sie ganz bestimmt. Wie schön ihn diese sittliche Entrüstung in ihren Augen macht. Leider sind sie bald in Leipzig, dann müssen sie sich trennen, da er weiter reist nach Dresden. Wären sie doch nur eine halbe Stunde allein — es müßte zu einer Erklärung zwischen ihnen kommen! Er befragt sie indeß genau um ihre Adresse in Leipzig, und verspricht, da er schon in einigen Tagen von Dresden zurückkehrt, sie zu besuchen.

Von Halle ab haben sie die Plätze gewechselt, da es für Leonoren zog und alles Schließen der Fenster nichts half. Mit beiderseitiger Aufregung hören sie die Lokomotive pfeifen — nun kommt die Trennung. Jeder von ihnen faßt unter seinen Sitz, um seine Reisetasche zu nehmen. Krause springt aus dem Wagen und hilft Leonoren bei'm Aussteigen. Noch einmal drückt er ihr die Hand und ruft ihr halb flüsternd zu: „Auf baldiges Wiedersehen!“

Leonore steigt in eine Droschke, es ist fast zehn Uhr Abends, sie kann nicht allein zu der Wohnung ihrer Freundin gehen. Der Wagen rasselt, die Fenster klappern, dennoch klingt es in ihrem Herzen wieder: „Auf baldiges Wiedersehen!“

Sie ist heiter, glücklich. Mit so freudigen Hoffnungen hat sie noch nie Leipzig betreten!

Ungefährdet erreicht sie das Haus ihrer Freundin. Der Empfang ist wie immer ein herzlicher. In der Freude ihres Herzens vertraut ihr Leonore Alles, was ihr an diesem Tage begegnet, was sie mit Krause gesprochen, sie gesteht, wenn auch schüchtern, daß sie ihn liebt und wieder geliebt wird. — Die Freundin wünscht ihr Glück und scheidet von ihr.

Es ist zwölf Uhr vorbei. Die Zeit mahnt, sich zur Ruhe zu begeben, wenn sie auch noch nicht müde ist — der folgende Tag erfordert ihre ganze Thätigkeit.

Schnell fängt sie an, ihre Toilette für die Nacht einzurichten. Sie nimmt die Reisetasche, um einige durchaus nöthige Sachen daraus zu nehmen. Der Schlüssel scheint nicht zu schließen. Es befremdet sie, da er immer leicht geschlossen. Sie drückt fester, endlich ist das Schloß geöffnet.

Bei'm ersten Blick in die Reisetasche fährt sie erschreckt zurück. Was ist das? Das sind nicht ihre Sachen! Obenauf liegt ein kleines Buch. Sie nimmt es und liest den Titel: „Schulze und Müller auf Helgoland.“ Was ist das? Ein zweites Buch: „Der angenehme Schwerenöther“; ein drittes: „Kunst in 14 Tagen ein glücklicher Bräutigam zu werden“; — „Geheimnisse der Ehe“; — „Vertrauter Umgang mit Frauenzimmern“ u. s. w. — eine ganze kleine Bibliothek ähnlicher Bücher zieht sie aus der Tasche.

Noch ist ihr Alles ein Räthsel — sie begreift nicht, denn diese Sachen hat sie nicht in ihre Tasche gelegt. Da erfaßt sie ein Stück Papier. Es ist eine Rechnung für Herrn Hermann Krause.

„Gerechter Gott!“ ruft sie erschreckt und läßt das Papier fallen. Sie würde in Ohnmacht sinken, aber es ist Niemand zur Hand, der sie auffangen könnte, sie unterläßt es deßhalb. Sie ahnt — sie weiß — „Gerechter Gott! Das ist Krause's Reisetasche!“ und er hat die ihrige erfaßt. Von außen sehen sie ganz gleich aus. Daß sie im Dampfwagen die Plätze gewechselt, daran haben sie in der Aufregung des Aussteigens nicht gedacht.

Ha! Er ihre Reisetasche! Und wenn er sie öffnete! Er wird es natürlich thun! Sie ist in Verzweiflung. Wenn er die Gegenstände erblickt, welche ihre Tasche birgt! Die falschen Locken, falschen Flechten, die Schminke — Schönheitsseife! Sie sinkt erschöpft auf einem Stuhle nieder.

Was soll sie beginnen? Nach Dresden telegraphiren lassen, daß er ihre Tasche nicht öffne? Es ist zu spät, ohnehin weiß sie nicht

einmal, in welchem Gasthofe er logirt! Sie ist vernichtet! Alle ihre kleinen Geheimnisse; ihre Toilettekünste sind verrathen! Entsetzlich! Er wird sie nicht mehr lieben — sie hat ihn verloren.

Mit beiden Händen bedeckt sie ihr Gesicht. Sie möchte weinen, aber die Erbitterung über diese Malice ihres Geschickes läßt sie nicht dazu kommen.

Sie will ihre Freundin rufen — aber es ist Nachts Ein Uhr — ihr Mann, ihre ganze Familie würde dadurch gestört, und ohnehin ist auch die Freundin nicht in all ihre kleinen Toilettegeheimnisse eingeweiht!

Und jetzt erst denkt sie daran, was sie am andern Morgen ohne ihre Locken, ohne Schminke beginnen soll! Ihre Verzweiflung steigt. Sie würde sich das Leben nehmen, wenn das nicht eine mißliche und gefährliche Sache wäre!

Endlich kehrt sie trotz ihres Schmerzes zu Krause's Reisetasche zurück, um sie gründlich zu durchsuchen. Manche erbauliche Sachen entdeckt sie darin. Auch er hat sie getäuscht, aber sie würde ihm Alles verzeihen, wären nur ihre Geheimnisse nicht verrathen. Nun sie ihn verloren zu haben glaubt, fühlt sie erst, wie unendlich sie ihn liebt.

Erst gegen Morgen legt sie sich zur Ruhe.

Es ist spät am Morgen — ihre Freundin weckt sie. Leonore weiß sich nicht mehr zu helfen und entdeckt der Freundin Alles — Alles, selbst ihre Schminke! Sie erwartet Rath von ihr.

Die Freundin lacht laut auf und durchmustert mit wirklichem Wohlgenuß Krause's Sachen. Selbst seine Bibliothek mit Illustrationen.

„Was soll ich beginnen?“ ruft Leonore verzweifelt.

„Ist irgend ein Gegenstand in Deiner Reisetasche, der Deinen Namen trägt oder verräth, oder den Krause bereits bei Dir gesehen hat?“

„Nein“, erwiedert Leonore.

„Hat nicht unterwegs vielleicht eine Dame neben Krause gesessen?

„Doch. Von Braunschweig bis Magdeburg und von Halle bis hierher!“

„Vortrefflich!“ ruft die Freundin — „so behältst Du Krause's Tasche und leugnest, daß er die Deinige hat. Du behauptest, Deine richtige Tasche zu haben. Oder hattest Du vielleicht werthvolle Sachen darin?

„Nein — nein! Ich würde sie auch gern missen, und wenn sie zweihundert Thaler werth wären! Aber was soll ich ohne die Schminke (sie erröthet schüchtern) und ohne die Locken und Flechten anfangen? Ich kann kaum eher ausgehen.“

„Beruhige Dich,“ lacht die Freundin. „Ich gehe sofort, um Dir Alles zu besorgen und in einer Stunde sollst Du Alles haben. Vertreib' Dir die Zeit bis dahin mit Deines Krause Bibliothek! Ha! ha! Ich denke, er haßt solche Schriften! Vortrefflich!

In zwei Stunden geht Leonore wirklich mit neuen Locken und und Flechten, fein geschminkt, auf die Messe.

Am Nachmittage erhält sie von Krause einen Brief und ihre Reisetasche. Er bittet sie, ihm umgehend die seinige zu schicken und schreibt ziemlich kühl. Leonore ist auf's Neue untröstlich. Ein Blick in ihre Tasche verräth ihr, daß er sie gründlich durchsucht und durchmustert hat.

Die Freundin hilft. Ungesäumt wird die Tasche zurückgeschickt nach Dresden und Leonore schreibt einige Zeilen dabei, worin sie Krause mittheilt, daß sie im Besitze ihrer richtigen Tasche sei und seine Tasche nicht habe. Er müsse die Tasche einer anderen Dame erfaßt haben.

Der Rath ist wirklich vortrefflich und Leonore wird ruhiger.

Am zweiten Tage darauf kehrt Krause von Dresden zurück und besucht Leonore. Er lacht über den Spaß. Seine Tasche hat er natürlich nicht zurück.

Lachend erzählt er, wie er die Nacht bei seiner Ankunft in Dresden die Reisetasche geöffnet. „Mein Fräulein“, ruft er, da er jetzt keine Ahnung mehr hat, daß sie Leonoren wirklich gehört, „hätten Sie diese schönen Sachen gesehen! Nichts wie Kämme, Bürsten, Locken für vorn und Flechten für hinten, Schminke, Schönheitsseife 2c. Wahrhaftig, es muß eine uralte Schachtel seyn, die zu solchen verteufelten Mitteln ihre Zuflucht nimmt! Brrr!“

Die Freundin tritt Leonore lachend auf den Fuß und diese überwindet mit aller Kraft jede Verlegenheit. Krause merkt nichts.

„Und mich haben Sie in Verdacht gehabt, solche Sachen zu gebrauchen?“ fragt Leonore. „Das ist wenig schmeichelhaft für mich!“

Krause ist in Verlegenheit. Hieran hat er wahrhaftig nicht gedacht und er stottert einige Entschuldigungen hervor. Leonore sucht das Gespräch hiervon abzuwenden.

„Hatten Sie denn werthvolle Sachen in Ihrer Tasche?“ fragte sie.

„Für mich hatten sie großen Werth“, erwiederte Krause. „Ich pflege die Abende im Wirthshause mit Lesen hinzubringen und hatte einige Bände von Göthe's, Schiller's und Jean Paul's Werken darin (Leonore wird von ihrer Freundin wiederholt auf den Fuß getreten —), die habe ich sehr — sehr vermißt. Sie sind mein bestes Vergnügen.

Leonore bedauert ihn.

Der Frieden zwischen Beiden ist hergestellt. Krause ist außerordentlich aufmerksam, gefühlvoll und zärtlich. Leonore's Augen glühen.

Die Freundin bemerkt es und verläßt das Zimmer. Als sie nach einiger Zeit wieder eintritt, lehnt Leonore's Haupt an Krausen's Brust und dieser stellt sie als seine Braut vor. Ueberglücklich fliegt sie der Freundin um den Hals. „Ach er ist doch gut und ich liebe ihn!“ flüsterte sie.

Die Freundin lächelt und denkt wie wir: „Glück auf!“

Gemeinnütziges.

Der beste Stahl. Australien, das die Welt bisher mit seinem Goldreichthum überrascht hat, trifft Anstalten, ihr auch den besten Stahl zu liefern, der bisher erzeugt wurde. Die Sache ist höchst merkwürdig. Seit der Zeit, daß die ersten Europäer in Neuseeland landeten, war oft in Reiseberichten von einem eigenthümlichen metallischen Sand die Rede gewesen, der längs dem Strande von New-Plymouth in Taranaki den Einwanderern lästig fiel. Er sieht sich wie gepulverter Stahl an, und es war längst bekannt, daß er vom Magnet angezogen wird. Am häufigsten kommt er am Fuß von Mount Egmont, einem ausgebrannten Vulkan, vor, dort findet er sich noch meilenweit längs der Küste mehrere Fuß hoch aufgeschichtet. Die Geologen vermuthen, dieses granulirte Metall sey ein vulkanisches Eruptionsgebilde, das später in der See pulverisirt und wieder trocken gelegt wurde. Praktische Versuche wurden damit weiter nicht gemacht; es war ein verhaßter Staub, gegen den sich die Einwohner, wenn der Wind ihn in Bewegung setzte, durch dichte Schleier zu schützen gezwungen sind, und erst Capitän Marshead hat das Verdienst, den großen Werth dieser Landplage entdeckt zu haben. Es ist dies ein Gentleman aus dem Westen Englands, der eigens nach Neuseeland gereist war, um diesen Staub, von dem er viel gehört hatte, zu untersuchen. Dort unterwarf er ihn verschiedenen Schmelzprozessen, und als das Product alle seine Erwartungen übertraf, erwarb er von der Regierung den ganzen verachteten Sanddistrict, und reiste dann mit mehreren Tonnen, die als Probe dienen sollten, nach England zurück. Hier stellte es sich nun bei genauen Analysen heraus, daß dieser Sand das herrlichste Erz ist, bestehend aus 88.45 Eisenperoryd, 11.43 Titanoryd mit Kiesel gemischt, und aus bloß 12 Proc. unbrauchbaren Nebenbestandtheilen. Durch den sogenannten Concentrationsproceß erzeugt man aus ihm einen Stahl, der alle bisher bekannten Sorten an Güte weit übertreffen soll, — ein Umstand, der aus der Beimischung des Titaniums wohl erklärlich ist, da es längst bekannt war, daß eine Zugabe dieses Metalls zum Eisen, die Erzeugung des Stahles hebt, und es nur seiner Kostspieligkeit wegen keine größere Anwendung finden konnte. Dieser Taranakisand, der so fein ist, daß er mit Leichtigkeit durch ein Gewebe passirt, das auf den Quadratzoll 4900 Oeffnungen zählt, hat nun schon von der Natur das Titan beigemischt erhalten, und wenn obige Angaben sämmtlich richtig sind, dann zweifeln wir nicht im geringsten, daß die aus solchem Stahl bereits angefertigten Werkzeuge, chirurgischen Instrumente u. s. w. alle bisherigen Erzeugnisse dieser Art übertreffen. Man denkt auch schon bei der Regierung daran, ob er sich nicht zu Ankerketten, Schiffspanzern, Flinten- und Kanonenläufen verwenden ließe.

Dr. Livingstone hat aus Südafrika Proben der ausgezeichnetsten **Baumwolle** und des daraus gefertigten Gespinnstes nach England geschickt, die in dem 100 engl. Meilen langen und 20 Meilen breiten Thale am Shireflusse gebaut und verarbeitet wird. Die Pflanze gedeiht dort so üppig, daß das Erzeugniß den Bedarf übersteigt und die Neger die überflüssigen Stauden verbrennen. Der Preis des Garnes ist so billig, daß ein Pfund nur auf einen Pfennig zu stehen kommt. Diese Mittheilungen sind der englischen Regierung so wichtig, daß sie dem gelehrten Reisenden noch neuerdings 2500 Pfd. St. übermitteln ließ, um seine Untersuchungen fortzusetzen.

Einige Regeln über Kunstwäsche. Mousseline, Linons und Batiste werden zuerst gut in Flußwasser eingeweicht. Ein Pfund Seife, 1 Loth Alaunpulver, 2 Loth gereinigte Pottasche werden zusammen zu einer Masse gekocht, woraus Stücke geformt werden, womit man die Zeuge, dem Faden nach, bestreicht, ohne die Fäden zu verschieben, ausdrückt, und dies Alles einige Male wiederholt. Alsdann spült man sie mehrere Male in reinem Wasser aus, weil hängenbleibende Seifentheile die Wäsche gelb machen. Hierauf gießt man einige Tropfen Indigotinktur in reines Wasser, spült die Zeuge nochmals darin aus, drückt sie gut aus, klopft sie und legt sie zum Trocknen in den Schatten.

Mittel gegen Blutungen aus Wunden. Ein neues ausgezeichnetes Mittel, um das Fließen des Blutes aus Wunden zu stillen, ist in neuester Zeit entdeckt worden und sollte in keiner Haushaltung fehlen. Es ist das Eisenperchlorit, das in jeder Apotheke zu haben ist. Einige auf die blutende Stelle gebrachte Tropfen bewirken, daß das Blut augenblicklich gerinnt, und verschließen die kleinen Adern so, daß kein Tröpfchen mehr ausfließen kann. Bei Kindern, denen jeder Blutverlust sehr nachtheilig ist, dürfte dieses Mittel besonders segensreich seyn.

Um Flächen von Stein, z. B. Wände, Denkmäler ꝛc. vor allem Einfluß der Feuchtigkeit zu bewahren, gibt man ihnen erst einen Anstrich von gesättigter Auflösung von kohlensaurem Kali und dann einen zweiten Anstrich von aufgelöstem Chlorkalk.

Gefrorene Eier genießbar zu machen. Man lege sie in frisches Brunnenwasser, welches mit Salz gesättigt ist.

Kleinigkeiten.

Die Anzahl der Strandungsfälle ist schon in den ersten Tagen dieses Jahres eine sehr beträchtliche; unter mehreren andern sind als die bedeutendern gestrandeten Schiffe zu erwähnen: Am 1. Jan. unweit Boulogne: Englisches Schiff Souriquois, Cuthbert, von Bombay mit Cocosnußöl, Baumwolle ꝛc. für London; englisches Schiff Arcville, Barclay, von Macao mit Seide und Thee, ebenfalls für London, sowie zwei fernere unbekannte Schiffe. An der Westküste Englands strandete am 3. Januar ein großes Schiff, wahrscheinlich „Richard R. Holme“ mit Namen, wenigstens trägt ein angetriebenes Boot diese Inschrift. Sieben Leichen sind vom letzteren Schiff an Strand gespült.

Auf einem Hügel bei der Stadt Tsching-ki-ang-fu in der chinesischen Provinz Kiannan steht eine Pagode, die ganz aus gegossenem Eisen verfertigt und mit Basreliefs und Inschriften geziert ist, welche aus der Zeit der Tang-Dynastie herrühren. Diese Dynastie blühte vom Jahr 618—909 nach Christi Geburt. Die Pagode ist demnach mehr als 1200 Jahre alt. Sie besteht aus sieben stockwerkartigen Abtheilungen, ist vierzig Fuß hoch und mißt unten acht Fuß im Durchmesser. Auch soll sie mit Blitzableitern versehen seyn.

In einer uralten Kapelle bei Krakau sind in der Rückseite eines Muttergottes-Bildes Kostbarkeiten von 10,000 fl. Werth entdeckt worden. Seitdem wendet man in Rom alle Heiligen um, sie wollen aber keine Wunder thun.

Hans als Zeuge vor Gericht.

„Die Sach' hat so gangen: Der Schreiner hat den Hirschwirth einen verlogenen Spitzbuben geheißen, da hat der Hirschwirth einen Brügel genommen und hat dem Schreiner hinten aufgehauen, daß es patscht hat. Ob er ihn aber troffen hat, kann ich nit sagen, ich hab' grad g'schnupft.“

Den Schmähern Garibaldi's.

Ihr kleinen Menschen mit den großen Namen,
Die ihr zum Schilde nehmet die Gemeinheit —
Begeiferer der edlen Willensreinheit,
O ihr erreicht sie nicht, ihr ewig Lahmen!
Verwerft nur, was nicht paßt in euren Rahmen:
Der Mond geht hin auf seiner Bahn, der hellen,
Er achtet nicht des Mopses dummes Bellen
Und streuet ruhig aus des Lichtes Samen.
Euch kleiden nicht der Freiheit falt'ge Togen,
Ihr liebt nur des Bedienten bunten Kittel
Mit seinen Bändern, Schnüren, Lappen, Fetzen —
Hört brausen ihr, des freien Volkes Wogen?
Ihr ruft umsonst nach Kerker und nach Büttel,
Und was ihr fürchtet, ist für uns Ergötzen.

An die Zöpfe.

Alle Zöpfe müssen sterben
Ihre Herrlichkeit verblüht;
Laßt sie salzen, laßt sie gerben;
Was geschehen muß, geschieht
Neues Leben zu entfalten
Drängt hervor die neue Zeit,
Freiheit! heißen die Gewalten
Und die Menschheit wird befreit.
Wer vermag die Zeit zu hemmen,
Wer vermags, Ihr Thoren! wer?
Spottend allen Felsendämmen,
Braust ihr mächt'ger Strom daher.
Darum rettet euch bei Zeiten,
Noch vor'm Todtenruf: „Zu spät,“
Eh' die Fluth von allen Seiten
Ueber Eure Häupter geht.

Eine Criminalgeschichte.
(Als Aufgabe.)

Ein Gefängniß hat 64 Zellen. Jede Zelle hat 2 Thüren, mit Ausnahme der Zelle 57, die nur mit einer Thür versehen ist. Unheimliche Stille. In Zelle 8 sitzt ein verschmitzter Verbrecher. Der Untersuchungsrichter, welcher sein Arbeitszimmer in Nro. 8 hat, kommt, um die Gewandtheit des Verbrechers zu prüfen, auf den sonderbaren Einfall, demselben zu bedeuten, daß, falls es ihm möglich wäre, aus seiner Zelle durch sämmtliche Zellen zu gelangen, wobei er jede der 63 Zellen nur einmal betreten dürfe, er auf freien Fuß gesetzt werde. Das alles natürlich gegen das Versprechen, in Zukunft ein ordentliches Leben zu führen. — Am folgenden Morgen, als der Criminalrichter an seinem Arbeitstische saß, öffnet sich die Thür, und herein tritt der Verbrecher, wünscht einen guten Morgen und erbittet sich die Freilassung. Nach der gestellten Aufgabe war nur ein Weg möglich, auf welchem der Gefangene zum Richter gelangen konnte, und welcher?

Die Vorlage eines Schach- oder Damenbrettes, nach der Ziffernfolge von 1 bis 64 numerirt, wird die Lösung der Aufgabe sehr erleichtern.

Geschichtliche Aufgabe.

Ein Ring von einer Taschen,
Vier Ohren von einer Flaschen,
Ein Säul un Ztehalb Andreas Krüz,
Belagert Herzog Karl Nüß,
Setz dazu noch 2 Z,
So lag er todt vor Nancy.

Die Auflösung der Aufgabe „Ein Wunsch“ in Nro. 1 der Sonntags-Beilage vom 6. Januar 1861 wurde mit dem Worte

Gesundheit

richtig gelöst von: Jul. K..n. — M. Br. — K. S. — Fr. Schw. — Th.r. — Frz. Fr. — K. — Rob. Sch. — Charl. B. — L. R. — L. W. — K. M. — Jak. Kn. — E. K. — Heinrich Wiedemann. — Georg, Jakob und Johann Felschle.

Wie Jesus zu Pfullendorf in Schwaben das Bürgerrecht erlangt hat.
(Sage.)

Im siebzehn hundert achtz'ger Jahr
Herr Kaiser Joseph, Zwette,
In Rußland bei Katheinen war,
Sich Staatsgeschäften weihte.

Und wie er nun zurückgekehrt,
Umreiset er noch Schwaben,
Um so mit Länderkund vermehrt,
Auch davon Kund zu haben.

In Pfullendorf, da fuhr er ein,
Man war zu Tisch bereitet,
Da hörte er ein Glöckelein
Und fragt, was das bedeutet?

„Am Freitag eilf die Deutung ist,
Wo Jesus war verschieden,“
Entgegnet aus der Stadt ein Christ
Und glaubt den Herrn zufrieden.

Allein der Kaiser fragte noch:
„„Ob denn zu diesem Ende
Nicht eine größ're Glocke doch
In Pfullendorf sich fände?““

„O ja, wir haben,“ hieß es jetzt,
Noch größ're hier zu Lande;
Doch diese wird in Gang gesetzt
Für Bürger von dem Stande.“

Seit in der Stadt man Jesu hat
Das Bürgerrecht bereitet,
Wird ihm, wie für die Herrn im Rath
Die große Glock' geläutet.

Zum Schultheiß schickt der Kaiser fort
Und lasset ihn nun fragen:
„„Was 's Bürgerrecht in diesem Ort
Anfäuflich soll betragen.““

Herr Schultheiß war nun gleich zur Hand
Und spricht: „Wenn wir es dulden,
Das Bürgerrecht in unserm Land,
So kostet's fünfzig Gulden.

Der Kaiser sendet den Betrag
Mit seinem Hand-Couverte
Dem Schulz mit dem Bedeuten nach:
„Daß Jesus Bürger werde.“

J. Schuegraf.

Sonntags-Beilage

zum

Augsburger Anzeigblatt.

Nummer 3. 20. Januar 1861.

Die Prinzeß royal.

Ein Lebensbild aus Amerika.

Vor mehreren Jahren traf ich mit einigen amerikanischen Hauptleuten, Obersten und Gensdarmen in einem kleinen Landstädtchen, wenige Meilen nördlich von Jose Maria in Texas, zusammen. Ich hatte diesen Ort im Andenken an einen theuern Jugendfreund aufgesucht, der in der Nähe desselben ermordet worden war. Wir waren Schulkameraden gewesen und hatten später fünf Jahre als Offiziere in demselben Regimente gestanden. Beim Ausbruch des Krieges mit Mexiko ging mein Freund nach den Vereinigten Staaten und avancirte dort zum Hauptmann bei einer Compagnie Scharfschützen. Kurz nach der Schlacht von Vera Cruz wurde er von den Offizieren seiner Brigade erwählt, dem General Tailor, der sich auf Urlaub in New-Orleans befand, eine goldene Medaille, als Zeichen ihrer tiefen Ehrfurcht und Achtung zu überbringen. Er wählte den nächsten Weg vom Lager, der quer durch's Land führte, und wurde von zwei Dienern und einem Führer zu Pferde begleitet, die alle, gleich ihm, von Kopf bis Fuß bewaffnet waren. Unglücklicherweise zeigte mein armer Freund in Jose Maria die Medaille einer Gesellschaft, die, dem Anscheine nach durchaus respektabel, sich untereinander als Oberste, Majore, Hauptmänner anredeten und mit lebhaftem Interesse das Gepräge der Medaille betrachteten. Er beachtete nicht, mit welch' großer Eile mehrere dieser achtbaren Männer vor ihm aufbrachen. Die Medaille ist aber nie wieder gesehen worden, und meinen alten treuen Kameraden und zwei seiner Leute hat man erschossen gefunden in einer Schlucht.

In Santa Madre, dem Flecken, der jener Schlucht zunächst liegt, gerieth auch ich in ähnliche Gesellschaft. In derselben befand sich ein Oberst, der großes Wohlgefallen an meinem Pferde äußerte, als ich es dem Stallknechte übergab. Er streichelte ihm wiederholt den Hals, schwor, daß es ein selten schönes Thier sei, und sprach sich später in derselben Weise gegen seine Freunde im Gastzimmer aus, die, nachdem sie mein Pferd in Augenschein genommen hatten, alle in sein Lob einstimmten.

„Nicht wahr, Major, das würde ein hübsches Pferdchen für Sie sein?“ sagte der Oberst zu einem großen stämmigen Manne mit rauhem Barte und abstoßendem Ausdruck, der etwas entfernt von den Andern saß und einen weiten grauen Ueberrock trug. Der Major antwortete nicht, verließ aber das Zimmer, worauf der Oberst ihm bald folgte. Die anderen Männer hatten wieder ihr früheres Gespräch aufgenommen und stritten mit großer Heftigkeit über Politik, als der Kellner, ein Deutscher, an mich herantrat und mir in unserer Muttersprache zuflüsterte, auf meiner Hut zu sein, da die beiden Spitzbuben draußen ein Auge auf mein Pferd geworfen hätten und es sicherlich stehlen würden, wenn ich ihnen nur irgend welche Möglichkeit dazu ließe. Natürlich wenig erfreut über diese Neuigkeit, fragte ich meinen Landsmann, wie ich den Schurken am sichersten aus dem Wege gehen könnte?

„Ja, das ist schwer zu sagen, denn leider sind Sie in schlechte Hände gerathen.“ antwortete er, „und wenn Sie Ihr Pferd nicht preisgeben wollen, würde es das Gerathenste sein, so schnell als möglich aufzubrechen.“

Einen Augenblick überlegte ich noch, und dann ging ich in den Stall, um mein Pferd satteln zu lassen. Dort fand ich den Oberst in lebhaftem Gespräche mit dem Stallknechte, der mir einen fast unverschämten Blick zuwarf, als ich ihn mein Pferd vorführen hieß. Auch ließ er meinen Befehl unbeachtet. Ich machte mich daher denn selbst daran, mein Pferd zu satteln.

„Kapitän,“ sagte der Oberst, indem er an mich herantrat und mir auf die Schulter klopfte, „Sie sehen meine Freude an dem edlen Thiere, sind Sie kein Thor, machen Sie keine weitern Umstände und verkaufen Sie mir Ihr Pferd. Ich habe meinen Sinn darauf gesetzt, kurz und gut, ich muß es haben.“

„Wirklich?“ lachte ich ihm entgegen. Ich saß, Dank dem Himmel, bereits im Sattel, als der Oberst herausfuhr:

„Bin ich der Mann, einem großmäuligen Deutschen zu weichen? Das wollen wir sehen!“ Dabei stemmte er beide Hände auf den Sattel meines Pferdes.

Mein Blut geräth stets in Wallung, wenn ein verachtendes Wort gegen meine Landsleute geäußert wird, und besonders wenn ich fern von meiner Heimath in fremdem Lande bin. Sofort hatte der Oberst die Kraft meiner Reitgerte auf seinem Haupte zu erproben, worauf mein Pferd, dem ich heftig und fest die Sporen einsetzte, einen mächtigen Sprung that, welcher den Oberst zehn Ellen weit fortschleuderte. Da ich sehr wohl wußte, daß nach amerikanischem Gebrauche solcher Handel nur durch Revolvers zum Austrag gebracht werden kann, und ich nicht die geringste Neigung spürte, mein Leben für solch' einen Lumpen auf das Spiel zu setzen, so wartete ich nicht, bis der Oberst sich erhoben und erholt haben würde, sondern ritt spornstreichs meiner Wege.

Ich hörte, daß man mir nachrief, und als ich mich endlich umwandte, sah ich den Kellner, meinen Landsmann, athemlos hinter mir herjagen. Ich machte Halt, und der ehrliche Kerl gab mir die Richtung an, die ich einschlagen sollte, wofür ich ihm bis auf den heutigen Tag zu großem Dank verpflichtet bin. Er sagte mir, daß der Oberst, wenn schon ein Feigling, doch ein grausamer Schurke sey, und daß er schwerlich den Plan auf das Pferd so leicht aufgeben werde. Der Schlimmste der ganzen Gesellschaft sei aber jener große Patron, der Major, der gewiß nur das Lokal verlassen habe, um einen seiner Gefährten aufzusuchen.

„Daß diese Spitzbuben Ihnen nachsetzen werden,“ setzte er hinzu, „kann ich Ihnen so sicher prophezeihen, als ich ein Sachse bin. Darum lassen Sie sich rathen. Verfolgen Sie Ihren Weg immer in nördlicher Richtung, bis Sie unsern Ort aus dem Gesichte verloren haben, dann wenden Sie sich südlich, bis Sie nach Jose Maria kommen. Von der Bergschlucht an halten Sie sich links, dem Laufe des Flusses nachgehend, vor Allem reiten Sie so schnell, als Ihr Pferd zu jagen vermag. Nach zwanzig zurückgelegten Meilen werden Sie am Flusse eine Ansiedelei finden, Wood Creek genannt. Dort wohnt der alte Delamotte, das ist der rechte Mann für Sie, verlassen Sie sich darauf.“

Ich reichte dem guten Menschen einige Geldstücke hin, die er aber nicht annahm, darauf bot ich ihm die Hand, die er auf's Herzlichste drückte.

„Halt,“ rief er noch einmal, als ich bereits meinem Pferde die Sporen gegeben hatte. Er hob des Pferdes Füße auf und untersuchte die Hufeisen auf's Sorgfältigste. „Es ist Alles in Ordnung,“ sagte er. „Ich dachte, der Stallknecht könnte eine seiner Spitzbübereien mit Ihnen vorgehabt haben, aber die Zeit war wohl zu kurz dazu. Nun d'rauf los, aber vergessen Sie nicht den alten Delamotte, den Franzosen.“

Noch während er die letzten Worte sprach, war ich im Galopp auf und davon.

Es war 11 Uhr Vormittags. Ich hatte nach meines Landmanns Aussage zwanzig Meilen bis zur Bergschlucht zurückzulegen. Aber mein Pferd verdiente die Bewunderung, die der Oberst ihm gezollt hatte, und trotz der Umwege, die mein Freund mir einzuschlagen gerathen, und trotz der halben Stunde, die ich in Jose Maria Halt gemacht hatte, erreichte ich um 5 Uhr die Stätte, an der mein armer Freund sein Leben eingebüßt hatte.

Ich hielt stille und blickte umher. Die Gegend war wüste und öde, der Boden unfruchtbar. Ein hölzernes Kreuz bezeichnete die Stelle, auf der der Mord stattgehabt hatte, und unter diesem Kreuze lagen die sterblichen Ueberreste des Mannes, den ich in voller Blüthe und Heiterkeit seiner Jugend gekannt und geliebt hatte.

Ein schmerzlich wehmüthiges Gefühl fesselte mich, trotz aller nothwendigen Eile, an diesen Punkt. Der kleine Strom, der sanft in östlicher Richtung dahinfloß, zeigte mir, welchen Weg ich zu nehmen hatte. Ich konnte seinen Lauf bis weithin zu dem Walde verfolgen, da das sonst hohe Gras der Prairien wie gewöhnlich um diese Jahreszeit von der Sonne verbrannt war und deutlich einen Pfad erkennen ließ. Dennoch zögerte ich.

Mein Pferd fing leise zu wiehern und die Ohren zu spitzen an. Es war mit diesen Prairien vertraut — ich hatte es vor nur wenigen Monaten in Little Rock in Arkansas gekauft — und mußte wohl irgend etwas Fremdartiges wittern.

Ich sah mich überall um, ich horchte, konnte aber absolut Nichts entdecken. Ich stieg ab, legte mich mit dem Ohr auf den Boden und horchte abermals, die Erde zitterte leise von fernen Hufschlägen. Als ich wieder zu Pferde gestiegen war, hörte ich den Ton deutlicher, und zwar von Jose Maria herkommend, allein der Wald hinter mir hinderte mich, die Reiter zu sehen. Wer die Reiter seien, darüber blieb mir kaum ein Zweifel. Nun, Oberste, Majore und Kapitäne, schaut zu, jetzt wird sich's zeigen, was wir zu leisten im Stande sind. Als ich darauf mein Pferd leise mit der Peitsche berührte, sprang es so plötzlich und mit solcher Kraft in die Höhe, daß es mich fast abwarf. Ich verlor meine Mütze, und ein Windstoß wehte sie dem Kreuze zu, von dem ich mich so schwer hatte trennen können. Ihr nachzulaufen,

wäre Zeitverlust gewesen, und ich wünschte meinen Verfolgern aus dem Gesichte zu sein, ehe sie die Prairie erreicht hätten, die ich nun verließ, indem ich den geradesten Weg nach dem noch immer fern liegenden Walde nahm und die Biegungen des Flusses so viel als möglich abschnitt, ohne jedoch den Fluß selbst aus dem Auge zu verlieren. Das tapfere Pferd strauchelte nicht ein einzig Mal und trabte unermüdlich, gleichmäßig weiter und immer weiter. Ich wandte mich drei-, viermal während meines schnellen Rittes um, aber außer einer leichten Wolke von Staub und Asche, welche die Tritte meines treuen Thieres aufwirbelte, konnte ich nicht das Geringste sehen. Wohl eine Stunde oder darüber war vergangen, ehe ich endlich den ersehnten Wald vor mir hatte und auf's Neue geflissentlich den Windungen des Flusses folgte, bis ich etwa abermals nach einer Stunde eine Lichtung im Walde und ein Blockhaus gewahr wurde.

„Qui va là?“ fragte eine tiefe Stimme.

„Ein Freund!“ war die Antwort.

Zwei Männer traten aus dem Hause hervor. Der eine hatte graues Haar und ein wettergebräuntes Gesicht, der andere stand in der Blüthe der Jugend. Beide waren Franzosen.

Der Alte betrachtete mein keuchendes und mit Schaum bedecktes Pferd voll Erstaunen, indem er sagte:

„Sie scheinen in großer Eile zu sein, mein Herr.“

Mit wenigen Worten erklärte ich ihm die Ursache meines Besuches, mein Abentheuer in Santa Madre und des deutschen Kellners Rath, bei dem Besitzer dieses Blockhauses um Hülfe nachzusuchen.

Delamotte, denn er selbst stand vor mir, hörte mir aufmerksam zu, und als ich ihm eine detaillirte Beschreibung des Obersten und des Majors gab, verfinsterten sich seine festen Züge.

„Wieder jene beiden Schurken!“ rief er endlich aus. „Treten Sie ein. Sorgen Sie nicht um das Pferd, der Bursche wird es schon trocken reiben. Wir haben noch einige Stunden vor uns. Die Spitzbuben wissen bereits, wo Sie zu finden sind, und werden sich's zweimal überlegen, ehe sie herkommen. Doch können wir sicher darauf rechnen, in der Nacht noch von ihnen zu hören.“

Ich sprach mein Bedauern aus über die Unruhe, die ich ihm verursachte. Er lachte aber und erwiderte: Das hat Nichts auf sich, wir sind ihnen gewachsen.“

„Aber wir sind unserer drei und wissen nicht, wie viele Spitzbuben jener große Geselle mitbringen mag.“

„Und wenn er ihrer zwanzig mit sich brächte, wir sind ihnen gewachsen, sage ich. Rechnen Sie die Prinzeß royal etwa für Niemand?“

„Wen?“

„La Princesse royale!“ Darauf lachte er abermals. „Sehen Sie mich nicht so verwundert an, Sie werden sie später selbst kennen lernen.“

Das Blockhaus hatte ein stattliches, festes Ansehen. Es bestand aus zwei Etagen, von denen die obere zierlich möblirt war. An der Wand hing ein Bild des Generals Moreau. Mein Wirth war kein Freund des ersten Napoleon gewesen. Des jetzigen erwähnte er nur einmal während unserer Unterhaltung, und es ist besser, daß ich sein Urtheil über ihn verschweige.

Bald zündete er eine Kerze an und verrammelte die Fenster, während ich mir Speise und Trank wohl schmecken ließ, die mein Wirth für mich aufgetischt hatte. Der Bursche machte im ersten Stock Alles sicher und verbarrikadirte die Hausthür.

„Nun ist Alles vorbereitet!“ sagte der Alte, indem er sich mir gegenübersetzte und in einer großen Bowle Rum und Wasser mischte.

„Au triomphe de la bonne cause!“ rief er, mit mir anstoßend.

„Aber ich sehe nirgends Waffen,“ äußerte ich endlich.

„Waffen? Ich habe genug von den Dingern. Wie könnte man wohl in diesen Wäldern ohne sie fertig werden? Aber diese Nacht brauchen wir ihrer nicht.“ Wieder schmunzelte er. „Wir haben ja die Prinzeß royal.“

Als die Mahlzeit vorüber war, nahm er mit dem Tischgeräth auch die Leuchter vom Tische und verließ das Zimmer.

Nach etwa fünf Minuten öffnete sich die Thür. Ich hörte den Knall einer Peitsche, ich sah ein schnelles Leuchten vor meinen Augen, und mit einem gewaltsamen Sprung, der mein Blut stocken machte, sprang eine große amerikanische Tigerkatze mit solcher Wucht auf den Tisch, daß derselbe unter ihr krachte.

„La Princesse royal!“ stellte mein Gast sie vor, mit höflicher Handbewegung.

Ich weiß nicht, was für ein Gesicht ich in jenem Augenblick gemacht haben mag, aber ich würde mich nicht wundern, wenn es das sonderbarste und dümmste von der Welt gewesen wäre.

„Fürchten Sie sich nicht vor ihr,“ sagte der Franzose, als er sah, daß ich vor Schreck verstummte, und es kaum wagte, den funkelnden, grausamen Augen der Bestie zu begegnen. „Sie ist so zahm wie eine Katze, wenn ich bei ihr bin. Streicheln Sie sie doch, geliebkost werden ist ja nun einmal die schwache Seite des andern Geschlechts.“

Ich berührte ihren zarten Pelz nur oberflächlich, indem ich mit der Hand leise längs dem schönen starken Rücken fuhr, natürlich nicht gegen den Strich, das können meine Leser glauben.

Sie reckte ihre mächtigen, elastischen Glieder unter meiner Handbewegung mit sichtbarem Vergnügen, und indem sie mit ihrem gebogenen Schweif lebhaft hin und her fächelte, schien sie mich zu erneutem Streicheln aufzufordern.

„Nun, wie gefällt Ihnen die Prinzeß royal?“ fragte mein Wirth.

„Sie ist in der That sehr schön, und ich habe in der alten Welt keinen so majestätischen Jaguar gesehen.“

„Nimm sie herunter, George,“ rief er dem eintretenden Burschen zu, dem er die Peitsche einhändigte, „und halte du selber Wacht. Gieb ihr aber ja Nichts zu fressen. Sie soll heute Nacht selbst für sich sorgen.“

Darauf stellte er wieder unsere Gläser auf den Tisch und begann seinen Grog mit großer Behaglichkeit zu schlürfen.

„Um des Himmels willen, Mann,“ sagte ich nach einer Pause, „es kann doch nicht Ihre wirkliche Absicht sein, diesen Jaguar auf jene Menschen loszulassen?“

„Eh parbleu!“ erwiderte er, „weßhalb nicht? Verdienen sie etwas Besseres? Sind sie nicht selbst Tiger? Sie kennen sie nicht, wie ich sie kenne! Der große Schurke ist ein anerkannter Verbrecher und wäre schon vor zwei Jahren in San Francisco gehängt worden, ohne seine vermaledeite Flucht nach Kansas. Und was den andern Schelm betrifft, so gibt es wohl kaum ein Verbrechen, mit dem er seine Hände nicht schon besudelt hätte. Machen Sie sich also keine Gewissensbisse über das Schicksal solcher Menschen.“

Plötzlich kam mir der Gedanke, meinen Wirth zu fragen, ob er etwas über den Mord meines Freundes wisse, der vor zehn Jahren in der Schlucht bei Jose Maria stattgefunden habe.

Nein, er wußte nichts davon. Es war vor seiner Zeit gewesen. Wundern solle es ihn indeß nicht, wenn der Major auch dabei seine Hand im Spiele gehabt hätte; das sey ihm ähnlich.

Wir wurden durch ein lautes Klopfen an der Hausthür in unserer Unterhaltung unterbrochen. Bald darauf kam der Bursche in's Zimmer mit der Meldung, daß er fünf Männer zu Pferde unterscheiden könne.

Der alte Franzose stand auf, und indem er eine der Matrazen, die er vor die Fenster gestellt hatte, etwas fortrückte, blickte er mit großer Aufmerksamkeit durch die kleine Spalte. Es war etwa um 9 Uhr und die Nacht brach ein mit der den südlichen Ländern eigenthümlichen Schnelligkeit.

Das Klopfen unten wurde wiederholt, noch mächtiger als zuvor, und von dem lauten Zurufe begleitet: die Thür zu öffnen.

„Das sind sie, wahrhaftig!“ sagte der Alte. „Weßhalb dieser edle Major nur nicht nach Kansas geht; er ist geschaffen für die dortige Politik.“

„Wenn du jetzt nicht öffnest, du französischer Hund, brechen wir deine Thüre ein!“ ließ sich eine rohe Stimme vernehmen.

Die Augen meines Wirthes sprühten Feuer, aber er sprach kein Wort.

„Ihr kennt mich, Delamotte,“ sagte ein Anderer, dessen Organ mir nicht mehr fremd war. „Ihr kennt den Oberst Brown. Und obschon wir noch ein Hühnchen zu pflücken haben von Alters her, so haben wir dieses Mal nichts mit Euch zu schaffen. Der Fremde ist es, den ich suche. Er hat ein Pferd gestohlen, liefert ihn aus, und im Augenblick sind wir auf und davon.“

„Es lohnt ja nicht der Mühe, an den alten Geizhals Worte zu verlieren,“ fuhr die erste Stimme mit einem Fluche dazwischen. „Kommt, Jungen, brecht die Thür ein, daß wir der Sache ein Ende machen!“

Sofort folgte der Aufforderung die That, und ein gewaltiger Schlag geschah gegen die Thür.

„En avant!“ sagte der Alte zu dem Burschen, worauf Beide sich entfernten.

Ich stand auf und ging mit heftigen Schritten durch das Zimmer. Entsetzliches, Furchtbares sollte vor sich gehen!

Das ganze Blockhaus erzitterte vor den Fußtritten und Stößen gegen die Thür, aber trotzdem konnte ich deutlich hören, wie die eiserne Querstange innen von derselben fortgenommen wurde, und dann — mir war's, als ob all' mein Blut plötzlich nach dem Herzen ströme und kein Tropfen desselben mehr in meinen Adern circulire.

Ein Brüllen — durchaus nicht dem ähnlich, das man in den zoologischen Gärten um die Fütterungsstunde hört — sondern hundertmal wüthender, wilder, durchdrang die Luft. Darauf das Schreien menschlicher Stimmen in Schreck und Verzweiflung, dann das Trapp, Trapp fliehender Pferde — schnell auf einander folgende Schüsse — erneutes Brüllen, aber dieses Mal noch lauter, noch wilder, noch wüthender, noch entsetzlicher — dann ein schwerer Fall, und das undeutliche Geräusch zermalmender Zähne war das Letzte, was ich hörte, denn ich hielt mir beide Ohren gewaltsam mit den Händen zu.

Als ich mich endlich umwandte, saß mein Wirth wieder am Tische und trank ruhig seinen Grog, als ob Nichts vorgefallen wäre.

„Ich fürchte,“ sagte er nach einer Weile, „daß die Prinzeß royal verwundet ist, ich habe sie nie zuvor der Art brüllen hören. Wir müssen morgen zusehen, wie es damit steht. Ihr heute zu nahen, dürfte nicht gerathen seyn.“

Den folgenden Morgen stand ich neben Delamotte, als er die Thür öffnete. Mein erster Blick fiel auf die Tigerin, die in einem dicken rothbraunen Pfuhl saß. Sie leckte an einer Wunde auf der rechten Seite, die stark geblutet zu haben schien, während sie mit ihren beiden mächtigen Vorderklauen eine so formlose, grausige Masse festhielt, wie ich nichts Aehnliches in meinem Leben weder zuvor noch später erblickt habe. Der Körper eines Pferdes, total verstümmelt, lag daneben, und die ganze Erde umher war mit Ueberbleibseln schaudererregender Art bedeckt. Nachdem mein Wirth dieselben mit gespanntester Aufmerksamkeit betrachtet hatte, knallte er mit der Peitsche

und ging direkt auf den Tiger zu. Ein dumpfes, fürchterliches Brüllen verrieth, daß es noch nicht Zeit sey, der Prinzeß royal zu nahen, welche ihre langen, mächtigen Zähne wies und jede Spur ihrer frühern Zähmung verloren hatte.

„Ihr Blutdurst ist noch nicht gestillt," sagte der Franzose. „Das liegt aber in ihrer Natur, dafür kann die Prinzeß nichts, und es würde mich aufrichtig betrüben, sie tödten zu müssen. Ich will ruhig abwarten, bis sie wieder zu sich kommt."

Wir hatten lange zu warten. Nach drei Tagen begann der Alte selbst zu zweifeln, ob sie je wieder zu sich kommen würde, und mußte demnach endlich den Beschluß fassen, sie zu erschießen.

Als wir nach ihrem Tode im Stande waren, das entsetzliche Schlachtfeld mit Muße zu besichtigen, lenkte Delamotte meinen Blick auf vereinzelte Stücke eines Rockes, dessen graue Farbe noch zu erkennen war.

„Nun hat er seinen Lohn," sagte der alte Franzose. „Mich aber kostet das einen hohen Preis. Denn ungleich besser als alle jene Majore war meine tapfere, schöne, arme Prinzeß royal. Die ist nun dahin für immer!"

Die Sprache der Thiere.

Der Mensch allein hat den Vorzug, seine Gedanken, Begriffe und Empfindungen in zusammenhängender Rede mittheilen und aussprechen zu können. Einen Mittheilungstrieb, eine Sprache besitzt das Thier auch; sie ist eine nothwendige Folge des geselligen Lebens, denn ohne Mittheilung wäre dieses nicht möglich, aber sie beschränkt sich auf die einfache Aeußerung des Empfindens und Begehrens, auf einzelne Mittheilung von Vorstellungen. Weiter geht sie nicht. Sie ist einfach wie die Seelenthätigkeiten des Thieres selbst, einfach wie der Kreis seiner Vorstellungen.

Nur zu häufig hat man den Thieren das Vermögen der Sprache abgesprochen, weil sie nach unseren Begriffen keine Wortsprache besitzen.

Es ist dies eine oberflächliche Behauptung, die nur von einer zu geringen Beobachtung des thierischen Lebens zeigt.

Bei den Thieren kann nur von einer Geberden-, Mienen- und Lautsprache die Rede seyn. All diese verschiedenen Arten der Mittheilung finden wir aber bei einzelnen Thieren und in einzelnen Fällen bewundernswürdiger Einheit ausgebildet.

In den unteren Thierklassen finden wir vorzugsweise nur die Geberdensprache und diese ist bei den Insekten am feinsten ausgebildet.

Zu jeder Sprache ist ein Organ erforderlich. Bei den Insekten besteht dieses Organ hauptsächlich in den Fühlhörnern.

So theilen sich z. B. die Bienen durch Berührung mit den Fühlhörnern mit, wenn sich eine Motte in den Stock geschlichen hat. Alles kommt sofort in Aufregung. Vermissen sie ihre Königin, so theilen sie sich dieses dadurch mit, daß sie die Fühlhörner kreuzweise übereinander legen und damit um sich schlagen. Schneidet man den Bienen die Antennen ab, so vermögen sie sich selbst in unmittelbarer Nähe ihres Stockes nicht mehr zurecht zu finden, und verliert eine Königin ihre Fühlhörner, so entsteht die größte Unordnung im Stocke; sie ist unfähig, den Schwarm auszuführen und ihnen Allen kund zu thun.

Noch interessantere und leichter auszuführende Beobachtungen lassen sich bei Ameisen und Termiten machen. Stört man eine Ameise beim Laufen, so berührt sie sofort ihre Genossen mit den Fühlhörnern und alle fliehen. Hat eine Ameise einen Gegenstand aufgefunden, den sie nicht allein in den Bau zu schaffen vermag, so sucht sie eine andere Ameise auf, berührt sie flüchtig mit den Fühlhörnern, und diese eilt sofort zu ihrer Unterstützung herbei. Wir haben gesehen, daß eine Ameise eine Beute fand, die auch für die Kräfte zweier Ameisen viel zu groß war. Sie berührte eine ihr begegnende Ameise und ohne Zögern eilte diese zum Bau und kehrte mit einer ganzen Anzahl zurück. Die erstere war gleichsam als Wächterin neben der Beute zurückgeblieben. Die als Mittheilung dienende Berührung mit den Fühlhörnern war für unser Auge ganz dieselbe, wie bei dem ersten Falle, und doch muß sie eine andere gewesen seyn, da sie ein anderes Resultat hervorrief, und zwar, wie hier deutlich wahrzunehmen war, das beabsichtigte.

Naht z. B. einem Termitenbau ein Feind, so geben die stets auf Wacht stehenden Soldaten ein pochendes Zeichen mit den Fühlhörnern und dem Kopfe und alle Arbeiter eilen sofort in den Bau, dessen Thore zu verstopfen. Ebenso treiben die Soldaten, welche die Arbeiter stets bei der Arbeit als Aufseher begleiten, diese durch Zischen zu größerer Eile an und die augenblicklich entstehende größere Geschäftigkeit zeigt nur zu deutlich, wie genau die Arbeiter dieses Zeichen verstehen.

Daß die Geberdensprache unter den gesellschaftlich zusammen lebenden Thieren am feinsten ausgebildet ist, erscheint natürlich, denn das gesellschaftliche Zusammenleben macht die gegenseitige Mittheilung doppelt nothwendig. Aber auch bei den nicht zusammen lebenden Insekten bildet sich diese Geberdensprache scharf ausgeprägt. Einem Pillenkäfer fällt seine Mistkugel in ein Loch, aus welchem er sie trotz all seiner Bemühungen nicht allein herauszubringen vermochte. Endlich lief er zu drei Kameraden an einem nahen Düngerhaufen, berührte sie mit den Fühlhörnern, sie folgten ihm und vereint holten sie die Kugel aus dem Loch hervor.

Aehnliche Beispiele ließen sich noch viele anführen, die erzählten beweisen indeß schon genug. Neben der Geberdensprache findet sich indeß auch bei Insekten die Tonsprache, wenn sie auch noch sehr einförmig und wenig entwickelt ist. Viele Käfer bringen durch Reiben einzelner Körpertheile, der Flügeldecken oder der Vorder- und Mittel-Brust einen Ton hervor. So der Bockkäfer, der Lilienkäfer, der Todtengräber, der Mistkäfer, und andere erzeugen diesen Ton durch Ausströmen der Luft aus den Luftgefäßen, so die meisten zweiflügeligen Insekten; andere durch ein kleines, in den Flügeln angebrachtes Organ, so die Heimchen und Grillen, und wieder andere durch Reiben der Hinterschenkel an dem Rande des Oberflügels. Alle diese Töne sind willkührlich. Sie dienen als Lockmittel. Kaum läßt z. B. eine Grille ihr Zirpen erschallen, sofort antwortet eine zweite und dritte darauf. Was sie singen und sich erzählen, kann der Mensch leicht verstehen.

Eigenthümlich ist das klagende Geschrei des Todtenkopfes. Das Organ hiezu befindet sich in seinem Kopfe.

Die Fische werden in der Regel als stumme Geschöpfe bezeichnet. Sie sind es nicht alle. Die Alsen lassen z. B. ein Grunzen wie die Schweine hören, der Knurrhahn beim Anfassen einen knurrenden Ton. Ueber ihre Geberdensprache fehlen noch die näheren Beobachtungen.

Unter den Amphibien ist keine einzige Familie, welche ohne jeden Ton wäre. Das Singen der Frösche, das Zischen der Schlangen, das Pfeifen der Eidechsen ist bekannt. Bei ihnen ist die Ton- und Geberdensprache schon mehr entwickelt, wie sich überhaupt diese Entwickelungen in demselben Grade wie die Seelenfähigkeiten steigern.

Vollkommen entwickelt sich die Lautsprache bei den Vögeln und Säugethieren. Sie tritt hier oft in einer Mannigfaltigkeit und mit einem Ausdruck auf, die uns überraschen. Namentlich die Empfindungen und verschiedenen Gemüthsbewegungen vermögen wir in den meisten Fällen daraus zu erkennen.

„Die Sprache der Vögel," sagt Oken, „hat nicht wenig Töne und drückt nicht wenig Leidenschaft aus. Der Vogel knüpft zuerst mit einiger Vollständigkeit an einen bloßen Ton einen Sinn, eine bestimmte Empfindung. Der Vogel hat zuerst Zeichen, Symbole, welche die Sache nicht selbst sind, sondern nur bedeuten." Freude und Zorn, Schmerz und Furcht vermögen wir nach den verschiedenen Lauten in den meisten Fällen genau zu erkennen. Kibitze rufen einander nach Hilfe, wenn ihr Nest angegriffen wird, ebenso die Schwalben, die Sperlinge und andere. Auf den Warnungsruf des Hahns bei drohender Gefahr eilt die ganze Schaar der Hühner zusammen. Doch hier brauchen wir keine Beispiele anzuführen, das tägliche Leben bietet sie überall. Nur den einen Fall noch: Eine Gans, welche brütete und krank war, verließ ihr Nest, ging zu einer nicht brütenden Gefährtin, beschnatterte diese und führte sie zu ihrem Neste, wo jene auch sofort das Amt des Brütens übernahm. Die Kranke setzte sich dicht daneben, war indeß schon nach einer Stunde todt. —

Auch für die Beweise, welche Ausbildung die Tonsprache unter den Säugethieren erlangt hat, brauchen wir keine Beispiele anzuführen. Ein Hund bellt anders aus Freude als aus Zorn, anders wenn ein Bettler, anders wenn ein fremder Hund den Hof betritt. Die meisten Säugethiere haben fast für jede Gemüthsempfindung einen besondern Ton, und wenn wir die Sprache der Thiere auch nicht verstehen, so brauchen wir sie nur genau zu beachten, um ihren Sinn kennen zu lernen.

Nach Wenzel drücken die Thiere Kummer und Besorgniß durch zweisilbige Töne aus, z. B. Katzen und Hunde, denen man ihre Jungen nimmt, Vögel, welche einen Raubvogel erblicken. Zufriedenheit und Vergnügen, werden durch schnell auf einander folgende Töne ausgedrückt. Undeutlich und hastig ausgestoßene Töne verkünden Angenehmes, langgezogene sind der Ausdruck der Liebe, rauschende die der Freude. Schnell auf einander folgende, unharmonische, durchdringende Laute verkünden den Zorn, und wenn sie lange anhalten, Eifersucht; einsilbige, tief heraufgeholte und gedämpfte Traurigkeit und Wehmuth.

In sehr vielen Fällen treffen diese Beobachtungen ein; gehen sie doch im Wesentlichen zugleich auf die natürlichen Ausdrücke der menschlichen Gemüthsbewegungen.

Wir können das Gebiet der Thiersprache nicht erschöpfen; nur flüchtig haben wir die wesentlichen Punkte derselben berührt, um das Interesse der Leser darauf zu lenken und sie selbst zu Beobachtungen aufzufordern.

Doch noch eine Bemerkung in Form von einigen Fragen müssen wir beifügen. Die Deutschen sind, wie behauptet wird, die gebildetste Nation der gegenwärtigen Menschheit, die Menschen sind, nach Oken u. A., die höchste Klasse des Thierreichs; wie äußert sich nun die Sprache der Deutschen z. B. — analog der Fühlhörnersprache der Bienen — bei der Ankunft eines Monarchen aus einem fremden Staat oder beim Verlust eines Königs? wie — analog den Lauten der Vögel, wenn sie einen Raubvogel erblicken, analog den zweitönigen oder aber den schnellen, durchdringenden Lauten der Hunde, Katzen u. s. w. — in der Sache des kurhessischen, hannover'schen Volks u. s. w. u. s. w.?

Gemeinnütziges.

Die bedeutendste **Silbermine** in der ganzen Welt besteht zur Zeit in Mexico, und gehört der Mining Company in Real del Monte. Ihre Silberproduction berechnet sich monatlich auf 40,000 Mark und steigt von Woche zu Woche. Zum größten Theil wird diese Silberquantität aus Erzen gewonnen, die aus einer einzigen Grube gefördert werden, von welcher abermals nur ein einziger Gang bearbeitet wird. Hiefür sind vier große Cornwaller Dampfmaschinen im Gange, von denen die größte 85 englische Zoll Durchmesser und 10 Fuß Hub hat, ihre Feuerung geschieht durch Holz.

Blaue Tinte für Stahlfedern. Eine vortreffliche blaue Tinte, welche die Stahlfedern nicht angreift, sich auch nicht zersetzt, wird nach Dr. **Bobl** erhalten, wenn man Indigkarmin in Wasser löst und die Flüssigkeit mit arabischem Gummi verdickt. Zur Verhütung der Schimmelbildung können wenige Tropfen einer Lösung von arseniger Säure in Wasser (weißer Arsenik) zugefügt werden, was jedoch wegen der Giftigkeit dieser Substanz nicht rathsam ist.

Kitt für Krystalle, Porzellan, Marmor u. s. w. 1 Drachme fein gepulvertes Mastix wird in 6 Drachmen Weingeist aufgelöst, ebenso 2 Drachmen Hausenblase in 2 Drachmen Branntwein. Zur Mischung dieser beiden Lösungen wird ½ Drachme Ammoniakgummi gefügt und der Kitt ist fertig. Da derselbe sich bei längerem Stehen leicht verdickt, so muß er bei späterem Gebrauch auf dem Ofen erweicht werden.

Professor Thomson hat berechnet, daß die **Wirkung des Sonnenlichtes** an der Oberfläche der Sonne so stark ist, daß an denselben eine Eisdecke von 40 Fuß Dicke in jeder Minute geschmolzen werden würde.

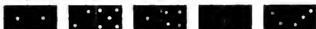
Kleinigkeiten.

Bescheidene Anfrage.

Wenn — wie berichtet wird — die päpstliche Regierung dem Räuberhauptmann Antonio Zolli aus Faenza gegen Herausgabe der dem Pächter Rossi gestohlenen 400 Ducaten durch den Priester Bedini außer dem **apostolischen Segen vollkommenen Ablaß seiner früheren Irrungen**, d. h. **Begnadigung für 71 Verbrechen, 20 Morde mitgerechnet,** zusichert; wie viel Peterspfennige hat man zu zahlen, um **ungestraft die „Irrung" zu begehen**, das Wohl vieler Millionen zum Schutze persönlicher Interessen auf's Spiel zu setzen?

Domino-Aufgabe.

A hat die Steine:



B hat:



A setzt aus: 

B „ „ 

Wie ist nun weiter zu setzen, damit A nach noch viermaligem Ansetzen seiner sämmtlichen Steine sich entledigt hat, während B, welcher dreimal ansetzt, 4 — 6 Points verlor?

Anagramme.

Welche Städtenamen lassen sich zusammensetzen aus:

Salbe. — Bleiern. — Classe. — Er ruft. — Genieß. — Sengen. — Herr Klaus. — Nemesis. — Stürmen. — Nu grab um. — Nepos. — Leinengurt. — Preise. — Ragout.

Auflösung der Schach-Aufgabe 1 in Nro. 1 der Sonntags-Beilage vom 6. Januar 1861.

Weiß.	Schwarz.
1) D. H. 7 — E 7 †.	K. D. 6 — E. 7. (nimmt Dame)
2) E 4 — E 5.	T. F. 6 — D 6.
3) S D 7 — E. 5.	T. D. 6 — D. 7.
4) T. C. 7 — D. 7 † †.	

Die ursprünglich von einem englischen Blatte mitgetheilte höchst interessante und schwierige, deßhalb auch „**der Staatsstreich**" betitelte Aufgabe wurde hier gelöst von Herrn Max St....e.

Schreinerlied.

Ein jedes Handwerk lebe hoch!
Mir aber hat vor allen
Das Schreinerhandwerk immer noch
Am meisten wohlgefallen!
Steh' ich an meiner Hobelbank,
Laß ich das ganze Leben
Vom Anfang bis zum letzten Gang
An mir vorüberschweben.
Ich segne jeden fert'gen Schrein:
„Sey Glücklichen beschieden!
„Gott laß dich eine Stätte seyn
„Voll Seligkeit und Frieden!"

Da kommt ein junges Weibchen an
Und spricht mit Schamerröthen:
„Wir haben, lieber Schreinersmann,
„Die Wiege bald vonnöthen."
Und ich, zur Arbeit gleich bereit,
Vergönn' mir keine Pause.
Eh' noch das Kind in's Leben schreit,
Steht schon die Wieg' im Hause.
Ich segne still den kleinen Schrein:
„Sey Glücklichen beschieden:
„Gott laß dich eine Stätte seyn
„Voll Seligkeit und Frieden!

Es kommt die Mutter treugesinnt,
Die Tochter ihr zur Seite,
Und bittet, daß ich für ihr Kind
Das Brautbett schnell bereite.
Wohlan! Zur rechten Stunde schon
Soll's in der Kammer prangen,
Gewärtig, dort die Myrthenkron'
Als Opfer zu empfangen.
Und wieder segn' ich meinen Schrein:
„Sey Glücklichen beschieden!
„Gott laß dich eine Stätte seyn
„Voll Seligkeit und Frieden!"

Naht eins mit bleichem Angesicht
Und tiefbetrübtem Wesen,
Ich weiß schon Alles, eh' es spricht,
Im Auge kann ich's lesen.
Da laß ich alles And're ruh'n,
Ich greif' nach Säg' und Hammer
Und richte dem Entschlaf'nen nun
Ein Bett zur Friedenskammer;
Und wieder segn' ich meinen Schrein:
„Wem du auch seyst beschieden:
„Gott laß dich eine Stätte seyn
„Voll Seligkeit und Frieden!"

F. A.

Lösung der Aufgabe: „Eine Criminalgeschichte" in der Sonntags-Beilage Nro. 2 vom 13. Januar 1861.

Aus seiner Zelle Nro. 8 ging der Gefangene in die Zelle Nro. 7, ging dann wieder zurück in seine Zelle, und aus dieser begab er sich nach Zelle 16, 15 — 14 — 6 — 5 — 13 — 12 — 4 — 3 — 11 — 10 — 2 — 1 — 9 — 17 — 18 — 19 — 20 — 21 — 22 — 23 — 24 — 32 — 31 — 30 — 29 — 28 — 27 — 26 — 25 — 33 — 34 — 35 — 36 — 37 — 38 — 39 — 40 — 48 — 47 — 46 — 45 — 44 — 43 — 42 — 41 — 49 — 50 — 51 — 52 — 53 — 54 — 55 — 56 — 64 — 63 — 62 — 61 — 60 — 59 — 58 und Nro. 57.

Richtige Lösungen gingen ein von: G. Z..... — Mart. Kr. — Th. S. — J. F...k. — D. K.

Auflösung der „Geschichtlichen Aufgabe" in der Sonntags-Beilage Nr. 2 vom 13. Januar 1861.

Ein Ring von einer Taschen = M = 1000,
Vier Ohren von einer Flaschen = CCCC = 400,
Ein Säul und Ziehalb Andreaskreuz = LXXV,
Belagert Herzog Karl Nüß;
Sitz dazu noch 2 J = II
So lag er todt vor Nancy.

1475 wurde Nancy von Karl dem Kühnen belagert und erobert; 1477 kam es abermals zur Schlacht, in welcher Karl der Kühne blieb.

Richtige Lösungen gingen ein von: Otto H.....n. — Th. M. —

Sonntags-Beilage

zum

Augsburger Anzeigblatt.

Nummer 4. 27. Januar 1861.

In den Missisipi-Sümpfen.

Erzählung eines Reisenden.

Eines Tages im August kam mir's in den Sinn, eine Wanderung in den Sumpf zu machen. Meine Leute hatten mir gesagt, es gebe dort sehr viele Enten.

Ich betrat den Sumpf; im Anfange ging's recht gut. Allmählich aber wurde das Gehen beschwerlicher, da ich auf große Flächen weichen Bodens kam, der trügerisch mit Gras bewachsen war, abgesehen von den Lachen und Wassertümpeln.

Nach einer Stunde etwa gelangte ich an das Ufer eines See's auf einer Art natürlichen Dammes, den Baumstämme gebildet hatten, die seit Jahrhunderten daliegen mußten und bewachsen waren. Da stand ich denn und sah hinaus über die dunkelfarbige, unheimliche Wasserwüste, nahm mir aber auch sogleich vor, mir sobald als nur möglich ein Boot anzuschaffen, damit ich diesen Waldsee genauer erforschen könne.

Nach einiger Zeit erregte eine Bewegung in dem Wasser dicht an der Stelle, wo ich stand, meine Aufmerksamkeit, und als ich genauer hinsah, erblickte ich einen mächtigen Alligator, der empor kam und die Vorderpfoten auf das Ufer legte. Er sah mich und zögerte, aber zurück ging er nicht. Er wendete vielmehr seinen häßlichen Kopf nach mir und schob sich an dem Ufer weiter herauf, als wolle er sich genauer ansehen, was für ein Ding ich sei. Mein Hund, den ich bei mir hatte, bellte und winselte, schien aber gar keine Lust zu haben, das Ungethüm anzugreifen.

Ich beobachtete den Alligator einige Augenblicke, dann legte ich mein Gewehr an, zielte nach einem Auge und schoß. Er sank in das Wasser zurück, und eine Zeit lang gab es darin ein gewaltiges Plätschern, aber auch sonst viel Rumor. Es verging keine Minute und wohl ein Dutzend Alligatoren ruderten herbei. Einer der Kerle, die am Ufer sich emporarbeiteten — ein sehr großer, gewiß achtzehn Fuß lang — kam ohne alles Bedenken auf mich zu. Ich hatte natürlich rasch mein Gewehr wieder geladen und schoß ihn auch richtig in das linke Auge. Er fuhr zurück und die beiden anderen folgten ihm rasch.

Für einige Zeit hatte ich die Alligatoren erschreckt, aber ich kannte sie gut genug, um zu wissen, daß sie sehr bald wieder da seyn würden. Ich sagte mir also, daß ich am besten thun würde, wenn ich ihnen aus dem Wege ginge. Ich trat deßhalb mehrere Schritte zurück, lud wieder und wanderte weiter.

Bald hielt mich ein schmaler Streifen flachen, schlammigen Wassers wieder auf. Es war nicht über fünf Fuß breit und an der entgegengesetzten Seite wuchs hohes Gras. Leicht konnte ich darüber springen und ich sprang. Ich kam hinüber; ich erreichte das Gras, aber die Füße fühlten einen sehr weichen Boden. Bis an die Knie sank ich in den Schlamm hinein. Ich versuchte einen Fuß herauszuziehen, aber dabei sank der zweite nur um so tiefer ein. Ich mußte geschwind diesen emporzuheben versuchen, aber unterdeß versank ich wieder mit dem ersten. Jetzt stack ich bis in die Mitte der Schenkel darin. Ich legte mein Gewehr quer über den Rasen und suchte mich emporzuziehen, aber es ging auch so nicht. Je mehr ich mich anstrengte, herauszukommen, um so tiefer versank ich, tiefer und immer tiefer, bis ich an die Achselgruben darin saß. Ich wagte es gar nicht, meine Füße zu bewegen, denn ich fühlte recht wohl, daß leider weicher Schlamm noch mehr unten liege. Die Arme halfen mir allerdings mich zu halten, aber sie thaten das nicht, wenn ich den Körper nach der einen Seite bog, um einen Fuß emporzuziehen. Ich dachte an meinen Hund, konnte ich mich nicht durch ihn herausziehen lassen? Er kam, als ich ihn rief, und versuchte auch mich herauszuziehen, indem er meinen Rockschoß mit den Zähnen faßte. Aber dabei sank er selbst mit den Pfoten ein, und so ließ er bald ab. Endlich gelang es mir, ihn gerade vor mich zu bringen, aber sobald ich mich an ihn anhielt und er fühlte, daß er sank, lief er fort.

Auf das Herz legte sich allmählich ein schwerer und schwerer werdender Druck und die Lungen konnten sich nicht mehr frei bewegen. Das Athmen ging kaum noch und ich hatte allen Grund zu glauben, daß es bald genug um mich geschehen sein würde. Alles Gras, das ich erreichen konnte, hatte ich bei meinen vergeblichen Rettungsversuchen bereits ausgerissen.

In dieser Lage befand ich mich, als sich ein neuer Gegenstand des Schreckens zeigte. Ich sah einen Schatten auf meiner rechten Hand und als ich die Augen nach dieser Seite wendete, erblickte ich den Kopf und den Vorderleib eines ungeheuren Alligators. Er sah mich und kam rasch heran. Ich wußte wohl, daß er mich anzugreifen gedachte. Mein Gewehr war sehr beschmutzt, aber das Schloß und das Zündhütchen noch gut. Das Ungeheuer kam gerade auf mich zu und in der dicken, stillen, heißen Luft konnte mir der starke, stechende, moschusartige Geruch des widerwärtigen Geschöpfes nicht entgehen.

Sobald ich mich hinreichend gesammelt hatte, legte ich an und schoß. Ich glaubte, die Kugel ging dem Alligator in den Rachen, der halb aufgerissen war. Jedenfalls kehrte er sich sehr geschwind um und ging in das Wasser zurück. Ich hörte das schwere Plätschern und sah, daß mein Hund bellend an das Ufer sprang. Auch erkannte ich, was den Alligator herbeigelockt hatte — der Hund. Er war hin und her gelaufen, hatte meinetwegen gebellt und gewinselt, und das häßliche Ungethüm hatte ihn gesehen und gewittert. Konnte also das Bellen des Hundes nicht noch mehr Alligatoren herbeilocken? Ich versuchte ihn zurückzurufen. Er kam auch, sah mich einen Augenblick an, lief aber dann eilig wieder fort.

Dann aber fuhr er plötzlich wieder zurück und schrie. Das Herz zitterte mir, denn ich konnte nicht daran zweifeln, daß wieder ein Alligator komme. So war es. Der Hund retirirte langsam und der große häßliche Kopf erschien über dem Ufer. Er war noch größer als der vorige. Als der Alligator an das Ufer heraufgekommen war, blieb er einige Augenblicke stehen und wendete die lange, gräßliche Schnauze mir zu. Dann sah er den Hund an, der in sicherer Ferne wüthend bellte, wendete die Augen bald aber wieder mir zu und kam auch nach mir her.

Ich faßte mein Gewehr oben am Lauf als Keule und schlug damit mit aller Kraft das Ungethüm, als es nahe an mir war, auf den Kopf; der Schaft zerbrach dabei. Der Alligator ging zurück und riß dabei den Rachen auf, um ihn gleich darauf laut klappend zu schließen.

Eines bemerkte ich wohl, daß der Alligator nämlich noch nicht einsank. Seine Vorderbeine waren etwa zwei Ellen von mir entfernt und so erkannte ich, daß der Boden nach dieser Seite hin und in dieser Entfernung so fest war, um wohl auch mich tragen zu können. Ich hatte freilich nicht viel Zeit, darüber nachzudenken. Der Alligator kam von Neuem auf mich zu. Ich hatte das Rohr gehoben, um ihm einen zweiten Schlag damit zu versetzen, als der Hund auf ihn sprang. Unter anderen Umständen würde er es gewiß nicht gewagt haben, aber er vergaß sich selbst, um mich wo möglich zu retten. Der Alligator schnappte mit seinem fürchterlichen Gebiß nach ihm und der Hund lief ihm nach dem Schwanze. Im nächsten Augenblick wurde dieser Schwanz gehoben und blitzschnell fiel er auf den getreuen Hund. Er stieß einen Schrei aus und brach zusammen. Der Alligator drehte sich um, packte ihn mit den Zähnen und lief damit fort nach dem See.

Während der Anwesenheit des letzten Alligators war ich noch immer tiefer eingesunken. Nur die Achseln ragten noch aus dem Schlamme heraus, der mir fast bis an das Schlüsselbein ging. Mit aller Macht schrie ich und endlich weinte ich gar. Welch ein Tod erwartete mich!

Unter schauerlichen Gedanken begann ich von Neuem mich um Rettung zu mühen, aber wieder nur mit der Folge, daß ich rascher einsank.

Eben als ich meine gefährlichen Versuche wieder einstellte und die Stimme mir in Folge des starken Rufens versagte, sah ich wieder einen Alligator an das Ufer herauf kommen. Es war nicht der, welcher den Hund geholt hatte, sondern ein wo möglich noch größerer.

Wie bemerkt, hatte ich an den Bewegungen des Hundes und des zweiten Alligators erkannt, daß etwa vier Fuß von mir, nach dem Ufer zu, der Boden fest seyn müsse. Als ich nun das Ungethüm auf mich zukommen sah, dachte ich an mein Flintenrohr. Ich sah mich nach ihm um, aber es war auch in dem Sumpfe verschwunden. Dann fiel mir mein Messer ein. Es befand sich an meiner linken Seite und konnte nicht tief unten seyn, da es an meinem Gürtel hing. Ich griff also mit der linken Hand hinunter und erreichte es.

Ich fürchtete meinen Gegner weiter nicht, als daß ich mich von ihm nicht fressen lassen wollte. Als er näher herankam, merkte er wohl, daß der Boden sehr weich sey, aber er arbeitete sich durch; denn wenn auch seine Beine einsinken wollten, hielt ihn sein riesiger, langer Leib oben.

Endlich war seine Schnauze fast dicht an mir und er riß den Rachen auf. Er suchte sich indeß noch näher heranzuarbeiten. Der Rachen stand so weit auf, als gähne er ungeheuer; die schrecklichen Zähne glänzten wie Spieße und er wollte wohl im nächsten Augenblicke zubeißen. Mit einer raschen Armbewegung stieß ich ihm da

mein Messer weit in den offenen Rachen hinein, und zwar in die untere Kinnlade an der Zungenwurzel. Er klappte den Rachen zu, soweit es anging. Das Messer stand fast perpendikulär, und als der Griff mit dem Gaumen in Berührung kam, ließen sich die Kinnladen nicht weiter schließen. Die vorderen Zähne standen sechs Zoll auseinander.

Ich hielt instinktmäßig an dem Messer fest, und als der Alligator sich rückwärts bewegte, mußte er mich allmählich mit aus dem Schlammkerker herausziehen. Er hob meinen Körper etwa vier Zoll. Im nächsten Augenblick riß er den Rachen wieder auf und ich schob meinen Arm so weit als möglich hinein und mit aller Kraft. Die Klinge drang hinten im Schlunde tief hinein und damit kam der Griff hinunter an die Kehlöffnung.

Im Schmerz zog und zerrte er gewaltig rückwärts. Er schüttelte den Kopf und richtete ihn empor, mich aber vermochte er nicht abzuschütteln. Hing doch mein Leben davon ab, daß meine rechte Hand fest an dem Messer hielt. Er zog und zog und höher und höher kam ich empor aus dem Schlamme und heraus. Es war mehr wie ein Traum als wie Wirklichkeit. Endlich gelangte der Alligator in seiner Rückbewegung auch mit den Vorderpfoten auf festen Grund; hier konnte er alle seine Kraft gebrauchen, er riß sich von mir los und kehrte in das Wasser zurück, nahm aber mein Messer in dem Rachen mit fort.

Und wo war ich? Der Länge nach lag ich auf dem Bauche in dem zertretenen, beschmutzten Grase. Das riesige Thier hatte mich gerade aus dem Schlamme herausgezogen und an eine Stelle, wo ich nicht wieder einsinken konnte

Ich dachte an nichts, als wie ich den Weg nach Hause fände. Ich war sehr schwach und matt und an meinen Kleidern hing ein halber Centner stinkenden Schlammes. Trotzdem hielt ich mich nicht auf, sondern wanderte weiter. Ich war auf gutem Wege und betrat die Schwelle meines Hauses, als das letzte Licht des Tages im Westen schwand und die Nacht sich herabsenkte.

London um Mitternacht.

Wer London nicht auch um Mitternacht studirt hat, der kennt diese Weltstadt nicht. Am Tage oder bei der abendlichen Gasbeleuchtung zeigt die unendliche Häusermenge auf ihrer Außenseite von den Westindia-Docks bis zum Hydepark, vom großen Surrey-Canale bis Pentonville nichts als Wohlstand, Thätigkeit, Kraft und Behagen. Der Mensch scheint sich auf diesem Brennpunkte der irdischen Welt so fest und mächtig angesiedelt zu haben, daß ihn die Dämonen seines Daseyns hier kaum erreichen können. Fahre Stunden lang in einem Cab durch dies moderne Labyrinth, und immer wirst Du neue unabsehbare Häuserreihen treffen, mit Geschick und Reichthum erbaut, Kaufläden und Auslagen verschwenderisch besetzt mit Allem, was die Sinne reizen kann, unbekannte zahllose Menschen, die sich in Lebenskraft und Selbstvertrauen zu bewegen scheinen. Gehe an das Ufer der Themse, und es liegt, welche Stelle Du wählen magst, eine solche Fülle von Regsamkeit, Streben und Schaffen vor Dir, daß sich Dein Blick erst allmählig an das Getümmel gewöhnen muß, um über seine Beschaffenheit und Absichten in's Klare zu kommen. Tritt in die Gewölbe der Londoner-Dock's, und Du findest Waaren aufgespeichert, einen Welttheil während einer Jahre-langen Blokade damit reichlich zu versehen. Vanille und andere kostbare Spezereien und Droguen liegen in riesigen Ballen aufgethürmt; in den Weinkellern darunter ist zwischen den Fässern eine Schubkarren-Eisenbahn angebracht, die in Kreuz- und Querläufen 27 englische Meilen lang ist. Dafür stehen aber auch in runder Summe nur an Portwein 45,000, und an Xeres 15,000 Fässer darin, und es lassen sich diese unterirdischen Gewölbe an Ausdehnung nur den römischen Katakomben vergleichen. Besuche die Brauerei der Herren Barklay und Perkins, und Du findest darin Fässer von 126,000 Gallonen (gleich 766,000 Flaschen) Gehalt. Versäume auch nicht in das nahe Woolwich-Arsenal zu gehen, es arbeiten darin 3700 Menschen, 20,000 neue Kanonenläufe liegen in den Höfen. Dieß sind einige Proben von Zahlen, nach denen man in London die Dinge berechnet. Und was soll ich erst von öffentlichen Gebäuden, Museen, Kunstsammlungen, Theatern und tausend Unterhaltungsorten und Merkwürdigkeiten sagen? Welche derselben Du besuchen magst, überall wieder neue Menschen, wohlhäbig, ehrbar, wißbegierig, schaulustig und vergnügungssüchtig. Wenn Du sie nicht gerade aufsuchst, findest Du fast nirgends Arme oder Gebrechliche darunter. So erscheint London am Tage. Selbst die Nebel und Wolken darüber sind zum Theile menschliches Erzeugniß — aus Steinkohlenrauch und all' dem Dampfe und Dunste des vielgegliederten Lebens.

Wir wollen nun die Kehrseite des stolzen Bildes betrachten: London um Mitternacht. Die Theater enden beiläufig um diese Stunde; lassen wir die eleganten Besucher derselben und ähnlicher Abendunterhaltungen sich allmählig verlaufen. Noch strahlen allenthalben die Gasflammen, und Plätze und Straßen sind keineswegs verödet, aber ihr Anblick ist doch völlig verändert. Zahlreich Policemen (London besitzt deren 7000) sind quartierweise durch die Stadt vertheilt, und gehen bedächtig die Gassen entlang und versuchen der Reihe nach die Laden- und Hausthore, ob sie wohl verschlossen sind. Auf dem Pflaster zunächst an den Schwellen liegen hier und dort Savoyarden und sonstige verlassene Kinder. Die Nacht ist kalt und dennoch sind manche unter ihnen nur mit den dürftigsten Kleidungsstücken bedeckt. Sie schlafen hier, weil sie kein anderes Obdach besitzen und nicht selten wird des Morgens eines von ihnen als Leiche gefunden. Gleichwohl kümmert sich keiner der Diener der öffentlichen Sicherheit und Sitte um sie; sorgfältig ausweichend, schreiten sie über sie hin und verrichten ihr Geschäft zum Schutze des Reichthums; der Arme, wenn er nicht bereits dem Gesetze verfallen ist, scheint bei ihrer Mission leer ausgegangen zu seyn. Ich hatte mich einmal in der City verirrt und konnte mein Boardinghaus nicht finden, obwohl ich auf einer Visitenkarte den zierlich gestochenen Namen seines Besitzers und dabei mit Bleistift die Angabe der Straße und der Hauszahl bei mir trug. Ich fragte in einem dunklern Seitengäßchen einen Policeman nach der Richtung. Alsogleich zog er eine Blendlaterne, von der ich vorher nichts bemerkt hatte, unter dem Mantelkragen hervor, und ließ ihr Licht auf die Adresse fallen. Er wies mir das nahe Haus, das auf selbiger bezeichnet war, behauptete aber entschieden, daß ein Herr dieses Namens in selbigem nicht wohne. Ich erkannte das Haus als das rechte, läutete an und befand mich bald darauf in meinem Zimmer. Der Policeman hatte aber, wie es sich am nächsten Tage herausstellte, doch Recht gehabt, mein Quartiergeber führte in der That einen andern Namen; er besaß nicht eigene Visitenkarten, und hatte mir daher aus Eitelkeit die eines Freundes in der Ueberzeugung gegeben, daß die wahre Angabe der Wohnung genüge. Ein Bekannter von mir war einst Nachts in einen abgelegenen Theil von London gerathen und flanirte, nächtliche Studien betreibend, durch einige enge Gäßchen. Sobald er sie betreten hatte, bemerkte er zwei Policemen, die ihm in einiger Entfernung absichtlich zu folgen schienen, mindestens blieben sie stehen, wenn er selbst anhielt, und so bald mein Bekannter weiter ging, verfolgten auch sie den Weg in derselben Richtung. Dieß wurde meinem Bekannten endlich lästig und er kehrte um, ging auf sie los und fragte, ob sie etwas von ihm wünschten. Nichts in der Welt, lautet die artige Antwort, aber Sie gehen da durch Gäßchen, die man um diese Stunde ohne Gefahr nicht betritt; wir haben uns erlaubt, Ihnen zu folgen, um Sie vor Schaden zu bewahren. Die Artigkeit und Aufmerksamkeit dieser Leute, Gentlemen gegenüber, ist in der That außerordentlich. Sie ertheilen jede Auskunft, weisen auf Verlangen Gassen und Häuser, und begleiten, wenn es gewünscht wird, sogar nach Argyle- und Piccadilly-Rooms, wo mit jeder Mitternacht verrufene Bälle beginnen.

Zur Kenntniß von London gehört unstreitig auch der Anblick seiner offen ausgelegten Laster. Die schönsten Gassen und Plätze wimmeln um Mitternacht von unzähligen liederlichen Dirnen. Es befinden sich deren ungefähr 70,000 in London und die Mitternacht ist ihnen freigegeben. In elegantem Anzuge scherzend und lachend schwärmen sie umher zu Wagen und zu Fuße, sie kommen aus den Theatern, eilen auf Bälle und scheinen nur zur Freude berufen. Was ist aber das Loos dieser jungen, unseligen Wesen? Heute schön und verlockend, vergeuden sie ihren augenblicklichen Reichthum; aber nur zu schnell ergreift sie die Seuche, sie sinken von Schmutz zu Schmutz und bald darauf ist ihr Gewerbe eingestellt. Um leben zu können, müssen sie nun eines ihrer eitlen Besitzthümer nach dem andern veräußern; zur Sünde und Krankheit gesellt sich auch bald die Armuth. Längst haben sie die Wohnungen der Ueppigkeit verlassen, ihre schönen Kleider sind verschwunden, halb nackt, schleppen sie ihre siechen Leiber von einer Pennyschlafstätte zur andern, und täglich — so erzählte mir ein Bekannter, der seit Langem in amtlicher Stellung in London lebt — täglich verenden noch in voller Jugend drei bis vier solcher unglücklichen Geschöpfe im äußersten Elend — wörtlich — am Miste. Aber die Schaar der Mädchen, die heute noch lustig zum Todtentanze nach Argyle-Rooms gehen, scheint sich um ihre Zukunft wenig zu kümmern; absichtlich wenden sie ihre Blicke von den schon dem Elende verfallenen Genossinnen, die um diese Stunde in ihren Reihen erscheinen. Hier und dort schleicht nämlich eine solche unselige Gestalt über die Gassen; noch jung, doch bereits hinfällig, noch nicht all' ihrer Schönheit ledig, doch schon mit dem Zeichen unrettbaren Verfalls gebrandmarkt. Diese aber sind nicht die einzigen Vertreter des Jammers, an dem London um Mitternacht so reich ist. Eine unglückliche Mutter mit zwei kleinen Kindern auf den Armen schleicht bleich und abgezehrt durch die Menge. Der Hunger hat sie noch um Mitternacht ausgetrieben, sie hält vor dem Säuglinge einen Lavendel-Strauß in der Hand, und knixt und streckt Dir letztern entgegen, als wollte sie ihn zum Verkaufe anbieten. Sieh in ihre hohlen flehenden Augen, das ist keine Verkäuferin, sie bettelt. Verlorene Waisen-Kinder streichen daneben vorüber; frühe hat sie das Elend und vielleicht auch schon das Laster in Besitz genommen. Dort an der Straßen-Ecke steht eine Matrone mit zwei Mädchen; sie sieht ganz ehrbar aus, die Töchter sind kaum mehr als halbwüchsig, und dennoch: sie bietet sie feil. Verstellte Krüppel drängen sich vor, Betrüger mit entlehnten und gestohlenen Kindern spekuliren auf Dein Mitleid. Betrunkene mischen sich dazwischen, und einer von ihnen schlägt ein Weib, wahrscheinlich das seine, blutrünstig. Aber immer hast Du das Aergste noch nicht gesehen, es sind dieß die Leute, die sich selbst schon vollkommen aufgegeben haben. Ein solcher Unseliger geht in stupider Gleichgültigkeit, gedankenlos, nichts bemerkend, nichts mehr wollend über die Gasse. Er ist zwar vom schlechtesten Fusel berauscht, gleichwohl taumelt er nicht, sondern schreitet langsam, mit glanzlosem Auge vor sich starrend, wie ein Nachtwandler durch das Getümmel. Schieß' ihm eine Pistole vor der Nase los, er blinzelt nicht, laß ihm durchgehende Pferde entgegenjagen, er weicht nicht aus, halt' ihm, mit

einem Eber, einen Spieß vor das Gesicht, er rennt sich ihn durch den Leib. Im gegenwärtigen Augenblicke athmet er, lebt er; was im nächsten mit ihm geschieht, kümmert ihn nicht; er fühlt sich nicht unglücklich, nicht traurig, er ist nur furchtbar gleichgültig. Ich bot einem solchen einmal ein Almosen, er bemerkte es nicht, ich drückte es ihm in die Hand, er griff nicht darnach, ich klopfte ihm auf die Achsel, er wendete sich nicht nach mir; endlich gelang es mir doch, ihm meine Absicht begreiflich zu machen; ohne mich anzusehen, ließ er das Geldstück in die Hand gleiten, und schritt langsam, wie er gekommen, in die nächste — Branntweinschenke. Nur vergessen will er, vergessen, sich und Alles vergessen. Wer London nicht besucht hat, kann in Hogarth's Bedlam ähnliche Gestalten finden. Warum aber gerade die Mitternacht solchen Auswurf der Gesellschaft heraufbeschwört? Theilweise mag dieß in den Polizeiverhältnissen liegen, theilweise scheuen diese Spottgeburten der Dunkelheit selbst das Tageslicht; ein weiterer Grund liegt auch darin, daß man in London am Tage wohlfeiler schläft als bei Nacht. Die Bettstellen unterster Gattung werden nämlich in vierundzwanzig Stunden zweimal vermiethet, und sind für die Tagzeit um geringern Preis zu bekommen.

An all' diesen Scenen geht aber der echte Engländer ungerührt vorüber; er zahlt seine Armentaxe und hat sich dadurch mit dem Elende abgefunden. Wer auf der Gasse in London etwas verschenkt, ist sicher ein Fremder. Will man aber die nächtlichen Greuel London's bis zur Hefe auskosten, dann melde man sich mit dem Passe auf dem Polizeiamte, zahle drei Guineen und man erhält die Erlaubniß, mit zwei anderen Dilettanten die nächtliche Runde der Polizei zu begleiten, und mit ihr die Spielhöhlen, Tavernen niedrigster Gattung, öffentliche Häuser und die vermietheten Schlafstätten des Auswurfs von London zu besuchen. Männer, Weiber, Kinder, nackt, schmuzig, betrunken liegen zu Dutzenden auf Lumpen und Stroh durcheinander. Gewisse Personen, die wegen ihrer Gefährlichkeit unter besonderer Aufsicht stehen, müssen sich jede Nacht in den ihnen bezeichneten Herbergen einfinden; deßwegen leuchtet die Scharwache den Schlafenden mit der Blendlaterne unter die Nase, und trägt alle Fehlenden in ihr Verzeichniß ein. Wer abgeht, der ist aller Verbrechen verdächtig, die in dieser Nacht in London begangen werden. Wird des Fremden Neugierde vom Zufall begünstigt, so ist er bei solcher nächtlicher Runde Zeuge von vereitelten Einbrüchen, von Arretirungen mit scharfer Waffe, von Mord und von Todtschlag.

Stand der ältern Planeten im Februar 1861.

Merkur (☿), von der ☉ aus im ♒, ♓, ♈ und ♉, wird am 10. beim Mond, am 20. im aufsteigenden Knoten und am 24. im Perihel seyn. Am 27. macht er die größte östliche Ausweichung.

Venus (♀), im Schützen (♐) und Steinbock (♑), immer Früh sichtbar, geht am 2. durch den absteigenden Knoten und kommt am 7. sehr nahe zum Mond.

Mars (♂), von der ☉ aus im [illegible], geht gegen 11 Uhr unter und ist am 15 beim Mond im Stier zu sehen.

Jupiter (♃), im Löwen (♌), kommt am 10. Abends 6 Uhr 25 Minuten mit der Sonne in Opposition; wird vom Mond erreicht am 24. Morgens 5 Uhr. Er ist die ganze Nacht sichtbar.

Saturn (♄), von der ☉ aus im ♍ 6°, erscheint im Löwen rückläufig, kommt am 24. Abends 6 Uhr mit der Sonne in Opposition und wird am 25. Morgends 8½ Uhr vom Mond erreicht. Er ist die ganze Nacht über dem Horizont.

Uranus (♅), in den Zwillingen (♊ 11°), ist am 18. Abends 7 Uhr beim Mond und am 26. Abends 5 Uhr 18 Min. in Quadratur mit der Sonne.

Witterungsbericht nach dem 100jähr. Kalender.

Febeuar.

Vom 5. bis 10. sehr kalt, so daß viele Menschen, Vieh und Vögel erfrieren; den 11. etwas milder; vom 13. bis 15. starker Sturmwind mit Schnee und Kälte, dann trüb; vom 16. bis 19. Schnee, Nachts kalt, dann wieder trüb; den 20. warm und schön; vom 21. bis 27. Regen; den 28. in der Früh eine Morgenröthe, um 10 Uhr Platzregen, dann förmliches Ungewitter mit Donner und Kiesel, darauf Regen, bei Eintritt der Abenddämmerung Blitz, Donner mit Sturmwind.

Landwirthschaftlicher Kalender.

Februar.

Feldgeschäfte: Noch im Freien stehendes Holz muß man nach Hause bringen. — Die Ackerwerkzeuge sind in gehörigen Stand zu setzen und der Same zur Frühlingssaat herzurichten. — Beim Schneegang ist nachzusehen, daß das Wasser keinen Schaden anrichtet. — Auf Wiesen sind Bewässerungsgräben herzustellen und anzulegen. — Die Hopfengärten werden umgegraben und bei günstiger Witterung alte Stöcke gedüngt und beschnitten; auch können neue Anpflanzungen gemacht und alte Stöcke durch neue ergänzt werden.

Gartengeschäfte: Wirf die Aeste ab von größern Bäumen, die man im April umpfropfen will, bis auf einen Schuh. Schneide am Ende des Monats bei den jungen Bäumen, welche zu Johannis in das junge Holz der Krone oculirt werden sollen, die Kronenzweige bis auf einige Augen weg. Jungen schwächlichen Bäumen, welchen es an Holzzweigen fehlt, nimm die Fruchtäste. Schneide die Kronen junger Bäume aus, wenn sie inwendig zu buschig sind. — Gesäet kann werden zu Ende des Monats, wenn man dem Frost im März ausweichen will: Spinat, Kerbel, Petersilie, Zuckerwurzeln, Pastinaken, Carotten, Schnittkohl, Kohlsamen, Löffelkraut, Zwiebeln, Salat.

Wald-Verrichtungen: Die im vorigen Monat begonnenen Hauungen in den Hochwaldungen und Brüchen werden fortgesetzt und die Bauholzfällung muß wo möglich noch in diesem Monate geendigt werden; ebenso sind auch die Schläge zu räumen, aus welchen die Abfuhren des Holzes, um die jungen Pflanzen nicht zu beschädigen, bei Schnee geschehen muß. Ist der Schnee geschmolzen, so kann in den Niederwaldungen von Mitte Februar mit dem Hiebe begonnen werden, weil man die Zeit vom Abgang des Schnee's an, bis dahin, wo die Knospen anfangen aufzuschwellen, als die schicklichste und beste zur Hauung der Schläge im Niederwalde findet. — Ahornbäume treten in Saft. — Büttner und ähnliche Nutzholzarbeiter suchen bei offenem Wetter ihren Bedarf aus und melden sich zum Empfange. — Für die Theerschweler kann, so wie es der Frost erlaubt, das Kiehnroden beginnen.

Bienenzucht: Auch in diesem Monat regen sich die Bienen nicht leicht, daher beobachte der Bienenvater nur das im vorigen Monat Gesagte. Doch kann sich derselbe sehr nützlich beschäftigen, wenn er für die Bienenwohnungen von Stroh sorgt, damit er beim Schwärmen alles Nöthige hat. Die Strohkörbe sind die besten, weil sie die Wärme besser halten und von Jedem selbst gemacht werden können.

Viehzucht: Die Lammzeit der Schafe dauert fort. — Stierkälber lasse man beim Saugen verschneiden, sie können zu dieser Zeit den Schnitt leichter überstehen und werden stärker vom Knochenbau als die, welche im Alter von 1½ bis 2 Jahren geschnitten werden. — Zur Zucht wähle man Ferkel vom dritten Wurfe. Die zum Verschneiden bestimmten Schweine unterwerfe man dieser Operation. — Das Federvieh beginnt zu legen.

Jagd. (Jagdschluß-Monat.) Alles Bürschen oder Schießen des jetzt kümmernden Hoch- und Schwarzwildes ist eingestellt. Auch von der niedern Jagd wird jetzt nichts mehr geschossen. — Die starken Hirsche fangen an ihre Geweihe abzuwerfen, die Rehböcke dagegen haben sie vollkommen wieder aufgesetzt.

Fischerei. Man esse: Aesche, Amaul, Barbe, Brachse, Karpfen, Renke, Saibling, Waller.

Gemeinnütziges.

Gypsfiguren erhalten das elfenbeinartige Ansehen durch Tränken mit Stearinsäure. Die völlig ausgetrockneten Figuren werden bis auf 70° R. erwärmt und dann einige Minuten lang in geschmolzene Stearinsäure gelegt, oder mit einem weichen Pinsel damit bestrichen, bis nichts mehr eingesaugt wird. Die Gegenstände müssen aber vom besten Gyps angefertigt und frei von Flecken oder ausgebesserten Stellen seyn, da dergleichen nach dem Tränken in der durchscheinend gewordenen Masse weit stärker als früher hervortreten. Statt der Stearinsäure soll mit Vortheil auch Paraffin verwendet werden können.

Heilung der Taubheit. Eine brasilianische Jungfrau, Namens Cléret, ist die Entdeckerin eines Heilmittels gegen Taubheit, das, wenn es sich bewährt, von außerordentlicher Tragweite seyn wird. Dasselbe besteht in dem Schwefeläther, der in einer Dosis von 4 bis 10 Tropfen in den äußeren Gehörgang getröpfelt wird, und womit man 14 bis 20 Tage fortfährt, dann eine Pause von einigen Tagen macht und hierauf die Behandlung wieder fortsetzt. Eine Commission brasilianischer Aerzte soll mit ihren deßfallsigen Prüfungen ein sehr befriedigendes Resultat aufgestellt haben. Ein Arzt spricht sich für Anwendung des Schwefeläthers, oder besser Chloroform, auf Baumwolle getröpfelt und so dreimal täglich früh ins Ohr gebracht, aus. Cléret, früher an Dürftigkeit und Namenlosigkeit gewöhnt, wurde in Folge der vielen Ehrenbezeigungen und Anerkennungen ihrer Verdienste um das Menschenwohl, — wahnsinnig.

Kleinigkeiten.

Der neugewählte Präsident der nordamerikanischen Union, Abraham Lincoln (sprich Lincun), hat erst in seinem sechzehnten Jahre eine Schule zu besuchen begonnen, mußte aber dieselbe nach sechs Wochen wieder verlassen, da ungünstige Geldverhältnisse seine Angehörigen zwangen, in eine andere Gegend zu ziehen, und sich dort durch die härteste Arbeit ein neues Hauswesen zu gründen. Das war der einzige Schulunterricht, welchen Lincoln je genoß; was er später sich von Kenntnissen aneignete, verdankt er Alles nur dem eisernen Fleiße, mit welchem er die wenigen Mußestunden, die ihm

ein arbeitsvolles Leben ließ, zu seiner Ausbildung verwendete. Als Feldarbeiter, als Holzfäller, als Schiffbauer erwarb sich Lincoln nach und nach einige hundert Dollars, und errichtete eine Whiskeyschenke. Das Geschäft ging gut, da wurde er in einem Kriege gegen die Indianer von seiner Gemeinde New-Salem zum Milizhauptmann gewählt und mußte die Schenke seinem Compagnon überlassen, der den vorhandenen Whiskey selbst austrank und dann mit Hinterlassung von 1100 Dollars Schulden davon lief. Ohne einen Dollar im Vermögen, mußte Lincoln nach seiner Rückkehr aus dem Kriege diese Schuld übernehmen. Als er gerade ungewiß war, was zunächst beginnen, um sich aus seiner traurigen Lage herauszuarbeiten, fiel ihm ein Buch über Feldmeßkunst in die Hand. Dies studirte er durch, ließ sich dann in Springfield als Feldmesser nieder, wurde in die Legislatur gewählt, erwarb sich da nicht nur den Ruf eines guten Redners, sondern auch durch eifrige Studien juridische Kenntnisse, und wurde einer der ersten Advocaten in Illinois.

Rechnungs-Aufgabe.

Die Entfernung zwischen Neapel und Palermo beträgt 180 Meilen. Mittags 12 Uhr geht von Neapel ab ein Dampfschiff, das 10 Meilen in der Stunde macht. In demselben Augenblick segelt ein anderes Schiff von Palermo nach Neapel, und macht 7 Meilen in der Stunde. Um wieviel Uhr werden sie zusammentreffen und wie viele Meilen wird dann jedes der beiden Schiffe zurückgelegt haben?

Damenspiel-Aufgabe.

Weiß zieht an und nimmt mit dem fünften Zuge sämmtliche Steine.

Schwarz.

8
7
6
5
4
3
2
1

A B C D E F G H

Weiß.

Auflösung der „Anagramme“ in der Sonntags-Beilage Nro. 3 vom 20. Januar 1861.

Basel. — Berlin. — Cassel. — Erfurt. — Gießen. — Gnesen. — Karlsruhe. — Meißen. — Münster. — Naumburg. — Posen. — Reutlingen. — Speier. — Torgau.

Richtige Lösungen gingen ein von: Amand. B..n. — L. Z. — Fanny Rh..n. — Pauline Fr. — N. Ch. Paul. Hohenkle. — Laz. Eisele. — Charl. Merkli. — H. Kühlmann. — El. Höß. — Ther. Kupfer. — Hier. Blech. — W. R..h. — Marie H. — Demharter. — Zenetti. — G. Z. — Comorossa. — J. G. — N. L. — G. C.

Auflösung der „Domino-Aufgabe“ in der Sonntags-Beilage Nro. 3 vom 20. Januar 1861.

Der Schluß der Parthie ist folgender: A setzt an den letzten Stein von B, nämlich an :

, B setzt aus , A setzt aus

B setzt aus , A setzt aus , B setzt aus

A setzt aus und hat dieser somit seine sämmtlichen Steine gesetzt, wogegen B 4 bis 6 verloren.

Richtige Lösungen gingen ein von: Fr. R...e. — A..r. — Fanny Rh..n. —

In der Folterkammer.

Dem Himmel Dank, daß jene Zeit entschwand,
Die man oft hört: „die gute alte“ nennen,
Hier ist der Spiegel, d'rin läßt sich erkennen,
Auf welcher Stufe da die Menschheit stand.

Als Hexe ward die Unschuld oft verbrannt,
Die man vorerst gefoltert und geschunden,
Bis sie vor Schmerz sich wie ein Wurm gewunden,
Und dann voll Angst zu jeder That bekannt.

Wohl rief so Mancher gern die Zeit zurück, —
Dem's ist zu heil im deutschen Land geworden,
Verschwunden sind die Hexen aller Orten
Und nirgends bricht der Teufel ein Genick.

Doch vorwärts schreitet stets die Wissenschaft,
Wie auch die Eulen und die Raben krächzen,
Nicht hört man unter Foltern Menschen ächzen,
Nein, aufrecht stehen sie mit voller Kraft!

Und wehe Denen, die das Rod der Zeit,
Am Weltenwebstuhl wollen rückwärts drehen,
Sie können nur dabei zu Grunde gehen,
Denn rastlos wirkt er an der Gottheit Kleid.

In düst'rer Kammer sey's nun aufgestellt,
Was man ersonnen zu der Menschheit Schrecken,
Hier wollen wir den Gräuel noch verstecken,
Bis er von Rost und Moder einst verfällt.

Die Blumen der Mitte.

Im Palaste zu Y-a-o weilt der Herrscher der Chinesen;
Der Barbaren freches Treiben hat er in der „Times“ gelesen:
Peking war im Sturm genommen, sie, der Stolz des Reichs der Mitte,
Und in ihren Mauern hausen übermüthig Frank' und Brite.

Weinend winkt er mit dem Bambus zu den Knechten die ihm dienen:
„Ruft Mir Meine pfauenfederdecorirten Mandarinen,
Vor-Ries ruft Mir her und Dal-Wigk, auch Be-Ust, den klugen Mann,
Daß sie weisen Rath ertheilen, wie Ich baß Mich rächen kann.“

Und auf Ochsen hergeritten kamen sie, die schnell gerufen,
Fünfundzwanzigmal verneigend sich bis zu des Thrones Stufen,
Und sie sprachen: „Sohn des Himmels, ewig blühe Dein Geschlecht!
Deines hohen Winks gewärtig harrt in Demuth jeder Knecht.“

Spricht der Herrscher: „Rächen will Ich all' die Schmach, die Ich erfahren,
Will aus Meinem Reich vertilgen die rothlockigen Barbaren.
Euren Rath zu geben, seyd ihr jetzt vor Meinen Thron geladen,
Und den Klügsten will Ich lohnen mit dem Bambus Meiner Gnaden.“

Drauf die Greise: „Willst Du Rache für die Schmach die Du erfahren,
Such' zunächst Dir Bundsgenossen in den Reichen der Barbaren.“
Doch der Herrscher: „Sagt, wo find' Ich treue Freund' in ihren Staaten?
Schlau und listig sind sie Alle und spitzbüb'sche Diplomaten.“

Drauf die Greise: „In Europa wohnet auch ein Volk der Mitte,
Uns verwandt an Geist und Bildung, fast uns gleich an Brauch und Sitte,
Schätzen Rang und Etikette, ganz wie wir, und große Köpfe,
Lassen ganz wie wir sich scheeren, conservirend nur die Zöpfe.

Haben Universitäten, Schulen und Akademien,
Drin sie für des Reichs Bedürfniß künft'ge Mandarinen ziehen;
Denn sie haben Mandarinen, Polizei und Herrenhäuser,
Und mit Ehren reich bekleidet und mit Macht war einst ihr Kaiser.

Tapfer sind sie wie die Löwen, hochgesinnt und edlen Muthes,
Und großherzig thun sie jedem Fremden Liebes nur und Gutes,
Schwärmen stets für ihrer Nachbarn Glück und Freiheit ganz unbändig,
Aber für sich sebst zu sorgen, gilt bei ihnen unanständig.

So ganz ohne Falsch wie Tauben und an Liebe gleich den Engeln,
Haben sie nur einen einz'gen Wunsch und Wahlspruch: Nur nicht drängeln!
Uns wird dieses Volk von Herzen treu gewärtig seyn und hold;
Such' mit ihm Dich zu befreunden oder — nimm es ganz in Sold.“

Drauf der Herr: „Wie heißt der Kaiser, der dies edle Volk regieret?
Daß Ich einen Knopf ihm sende, wie er seinem Rang gebühret.“
Diese Frage trieb den Dienern blut'ge Röthe zu Gesicht:
„Einstmals hieß er Barbarossa. Wie er jetzt heißt — weiß man nicht!“

Sonntags-Beilage
zum
Augsburger Anzeigblatt.

Nummer 5. 3. Februar 1861.

Leben, Sitten und Gebräuche der Neger West-Afrika's.

Bei einer, mit den merkwürdigeren und noch minder bekannten Eigenthümlichkeiten des Negerlebens sich beschäftigenden Schilderung ist von der Küstenbevölkerung füglich abzusehen, da diese durch häufigern europäischen Umgang ihre Eigenthümlichkeit sehr verloren und den National-Charakter meist verwischt hat. Am reinsten ausgeprägt findet sich dagegen der westafrikanische Urtypus noch bei den drei Negerstämmen, welche die nicht aneinander grenzenden Landschaften von Ashanté, Dahome und Old-Calabar bewohnen, und auf diese soll sich daher unsere, mehr nur skizzirte Schilderung hier beschränken.

Es hat Leute gegeben, welche beweisen wollten, daß die Neger blos civilisirte Affen seyen; aber schon der erste Anblick eines Bewohners des genannten Landstrichs muß uns eines Besseren belehren. Die Neger sind von mittlerer Statur und wohlgebaut: die Muskeln und Sehnen sind stark, treten jedoch nicht auffallend hervor, so daß sie ein kräftiges, blühendes mit einem angenehmen Aeußeren vereinigen. Auch die anderen unschönen Merkmale, welche man den Negern einiger Stämme, besonders denen von der Kruo-Küste, allgemein beigelegt hat, nämlich die aufgeworfenen Lippen und die platte Nase, sind bei ihnen nicht so ausgebildet, daß sie einen unangenehmen Eindruck hervorrufen könnten; im Gegentheil, man fühlt sich durch die blitzenden, scharfen Augen, die wohlgeordneten, ungemein reinen und weißen Zähne, die starken Brauen und die kleinen Ohren versucht, ihr ovales Gesicht hübsch zu finden. Ihre Gliedmaßen sind sehr ausgebildet, die Schultern breit und stark, die Arme lang mit großen Händen, deren lange Finger durch schöne lange, etwas gebogene Nägel geschmückt sind; eben so lang und stark sind die Beine und Füße, so daß man schon aus der ganzen äußeren Erscheinung auf ihre ziemlich bedeutende Kraft schließen kann. Ihre Haut hat nicht die Ebenholzschwärze, wie wir sie bei noch südlicher wohnenden Negerstämmen finden, sondern eine sehr dunkel rothbraune Farbe, die sich allerdings dem Schwarzen nähert. Sie halten übrigens ihren Körper sehr rein und waschen sich Morgens und Abends, vom Kopf bis zu Fuß mit warmem Wasser und Seife. danach salben sie sich mit Palmöl; hierdurch erlangt ihre Haut einen hohen Grad von Weichheit und Geschmeidigkeit. Bei der Geburt ist die Farbe der Negerkinder fast nicht von der der europäischen Kinder zu unterscheiden, aber sie dunkelt bald, besonders auch durch die barbarische Sitte, die Kinder mit Palmöl einzureiben und sie dann den sengenden Strahlen der Sonne auf Steinen auszusetzen, wodurch natürlich bald eine dunklere Farbe erzielt wird. Um das dreißigste Jahr hat die Dunkelheit den höchsten Grad erreicht, im höheren Alter schwindet sie allmälig wieder, und bei Negern von 70 bis 80 Jahren ist die Haut blaß, gelblich, welk und schlaff. Noch muß dabei bemerkt werden, daß weder die innere Seite der Hand noch die Fußsohle sich analog mit dem übrigen Körper färben, sie bleiben vielmehr immer weißlich. Das hier von den Männern Gesagte gilt fast in gleichem Maaße von den Frauen, nur daß sich das allgemein Charakteristische derselben auch hier ausgeprägt findet: sie sind meist etwas kleiner als die Männer, ihr Körper zeichnet sich durch Rundung, ihre Mienen durch Feinheit und Zartheit aus, so daß es nicht übertrieben ist, wenn Einzelne — zum Beispiele die Königin von Ashanté — wirklich schön genannt werden. —

Bezüglich der Tracht und Kleidung der Neger und ihrer Frauen ist anzuführen, daß die Haartour der Frauen zunächst dadurch von der der Männer verschieden ist, daß sie alles Haar stehen lassen, und nur bei dem Tode eines Verwandten sie sich einen ungefähr ¼ Zoll breiten Ring rings um den Kopf scheeren, den sie verdoppeln oder verdreifachen, wenn mehrere Todesfälle folgen sollten; außerdem wird noch ein zusammengedrehtes schwarzseidenes Tuch um die Stirn gebunden. Die Männer dagegen scheeren sich je nach ihrem Amt und ihrer Würde irgend einen Theil des Kopfes; denn jedes ihrer Aemter erfordert eine besondere, charakteristische Haartour. So hat z. B. des Königs Stuhlträger die ganze rechte Seite, sein Waffenträger die ganze linke Seite kahl. Derjenige, welcher des Königs Bett macht, hat die rechte Vorder- und die linke Hinterseite, der, welcher ihn wäscht, die linke Vorder- und die rechte Hinterseite geschoren. Der Schlüssel-Träger und Bewahrer hat den hinteren Theil des Kopfes von einem Ohr zum andern, und der Scharfrichter, welcher, wie wohl nirgend anders, eines der höchsten, jedenfalls aber das wichtigste Amt bekleidet, den vorderen Theil des Kopfes rasirt. Das stehengebliebene Haar wird in zahllose kleine Zöpfe zusammengedreht. Die Edelleute — denn jeder Freie ist ein Edelmann — lassen sich den ganzen Kopf rasiren, wogegen die Sklaven einen ungefähr 3 Zoll breiten Haarbüschel um jedes Ohr stehen lassen müssen. Das Rasiren geschieht trocken, ohne Anwendung von Wasser oder Seife, und um das zu gebrauchende Werkzeug sind sie nicht eben in Verlegenheit, denn sie werden gar wohl mit einem Stück Glas oder mit einer scharfen Muschel fertig; können sie freilich einem Europäer — denn nur diesen dürfen sie bestehlen — ein Rasir- oder Dessertmesser entwenden, so wird dieses natürlich vorgezogen. Die Kinder tragen gewöhnlich das Haar auf der Mitte des Kopfes zusammengebunden, und einen Fetisch zum Schutz gegen Krankheiten und Unfälle hineingewickelt, während die Jünglinge es in alle möglichen sonderbaren Figuren scheeren. Bei Trauer scheeren die Männer, ob Beamte, Freie oder Sklaven, den ganzen Kopf, und binden ebenfalls das schon oben bei den Frauen erwähnte zusammengedrehte Tuch um die Stirn. — Den Bart, welcher vor dem dreißigsten Jahre sich nur spärlich zeigt, lassen die Männer stehen, und mit dem höheren Alter vergrößert sich derselbe sehr, so daß die Greise mit lang herabhängenden Bärten erscheinen, worauf sie denn auch nicht wenig stolz sind. Eine andere Zierde, durch welche sie zugleich ihre Nation bezeichnen, ertheilen sich die Neger durch das Tätowiren. Sie haben es allerdings in dieser Sitte nicht zu jener Vollkommenheit, wie die Indianer und viele Inselbewohner der neuen Welt, gebracht, welche ihren Körper durch die kunstvollsten, oft sehr symmetrisch und geschmackvoll geordneten, oft ein wahrhaft fürchterliches Aussehen erzeugenden Figuren schmücken. Ihr ganzes Tätowiren beschränkt sich auf wenige, aber tiefe Schnitte, die senkrecht oder wagerecht über den Backen laufen, an deren Größe, Anzahl und Richtung man ihre Nationalität erkennen kann, indem jede Völkerschaft hierin etwas varirt. Auf Fernando-Po dagegen ist das Tätowiren unter den Erwachsenen ganz ungebräuchlich, es darf nur vom Vater an seinen Kindern ausgeführt werden, und zwar als Strafe für irgend einen begangenen Fehler. Hat z. B. ein Kind gelogen oder gar gestohlen oder sonstwie gesündigt, so macht ihm der Vater einen tiefen Schnitt in's Gesicht, einestheils, daß dieses bleibende Erinnerungsmal an das begangene Unrecht die Kinder abhalte, es wieder zu thun, anderntheils, daß auch Andere an der Anzahl der Schnitte beim ersten Anblick den Charakter des sie zur Schau Tragenden erkennen können. Die Kleidung der Neger, sowohl der Männer als auch der Frauen, ist höchst einfach: sie besteht nur aus einigen Ellen Zeug, welches sie um den Leib binden; bei den Frauen ist es lang und hängt bis auf die Zehen herab, während es bei den Männern gewöhnlich nur bis zu den Knien reicht; ein zweites Stück, welches aber nur die Frauen tragen, wird um die Brust gelegt, — und ihr ganzer Anzug ist fertig; denn eine Kopfbedeckung fehlt ihnen eigentlich ganz; nur aus Nachahmungssucht und Eitelkeit suchen sie sich europäische Hüte zu verschaffen, oder flechten sich in deren Ermangelung solche von Palm-, Schilf- oder Ananasblättern. — Diese Tracht ist bei Armen und Reichen ganz gleich, nur der Stoff, aus welchem sie verfertigt wird, wechselt. Das gewöhnliche Zeug ist ein buntes dünnes Stück Baumwolle, welches durch sich wiederholende Streifen in einzelne, etwa eine Elle große Theile abgetheilt wird. Diese einzelnen Theil heißen „Rumahls," und wurden in diesem Lande, wo der Handel sich noch kaum über den Tauschhandel erhoben hat, oft als Geld benutzt, indem fünfzehn solcher „Rumahls" einen Dollar gelten. Die Reichen dagegen tragen Sammt und Seide. Noch eine Eigenthümlichkeit ist hier zu erwähnen, nämlich die Sucht, sich europäische Kleidung zu verschaffen; denn die Neger halten bei Weitem strenger als wir an dem alten Sprüchwort: „Kleider machen Leute" — fest, und so avancirt ein Neger, wenn er europäische Kleidung trägt, sogleich zum Europäer, mag er übrigens so schwarz wie Kohle seyn. Aber auch hier gibt es noch Rangverschiedenheiten: ein Neger, welcher ein einziges europäisches Kleidungsstück, z. B. eine Weste und eine Mütze, trägt, passirt schon für einen Mulatten; um aber ein vollständiger Weißer zu seyn, muß der Anzug vollständig europäisch und die Kopfbedeckung ein Hut seyn. So einfach also die Kleidung selbst ist, so wenig dieselbe Gelegenheit gibt, den Hang zum Luxus und zur Eitelkeit zu befriedigen, um so verschiedenartiger, reicher, verschwenderischer und dem Stolze den freiesten Spielraum gewährend ist der Schmuck, besonders der, welchen die Frauen tragen. Hals, Arme und Beine sind im eigentlichsten Sinne des Wortes mit Ketten und Schnüren bedeckt, welche vom Einfachsten und Wohlfeilsten bis zum Kostbarsten und Künstlichsten wechseln. Die Aermeren tragen Schnüre von Glasperlen, Bänder und Fäden, an denen irgend ein Amulet oder ein Fetisch, was oft blos durch ein paar Baumblätter dargestellt wird, angebunden ist. Mit Federn, Muscheln und tausend anderen Dingen, die sonst irgend für schön oder schmückend

gehalten werden, behängen sie sich bis zum Ueberflusse, und Ringe werden angebracht, so viel sie nur immer auftreiben können. Bei den Reicheren vertreten kostbare Perlenschnüre, Gold- und Silberketten den Schmuck der Armen; besonders ist eine Perlenart, die dort „Aegri“ genannt wird, sehr gewöhnlich. — Man hat Frauen gesehen, die über tausend Dollars Werth an sich trugen. — Die Menge des Schmuckes macht ihnen oft das Gehen schwer; aber welchen Unannehmlichkeiten unterzieht sich die Eitelkeit nicht? Besonders auffallend ist dieß bei den Frauen von Old-Calabar, wo dieselben um die Füße fingerdicke, spiralförmig gewundene, messingene Ringe tragen, welche vom Fuß-Gelenke bis an das Knie reichen; beide Ringe wiegen oft über 20 Pfund und sind natürlich den Frauen oft sehr lästig, so daß wir zu der Vermuthung kamen, diese Sitte sey entstanden, um den Negerinnen das Ausgehen zu erschweren. — Eine andere Zierath, welche ebenfalls sehr beliebt ist, sind die Schlüssel. Obgleich nämlich eine Negerin selten eine Kiste oder einen Kasten besitzt, welchen sie zuschließen könnte, so sucht sie doch so viele Schlüssel, als nur immer möglich, zusammenzubringen, die sie dann auf einen oder mehrere Ringe zieht und mit einem seidenen Tuche an sich befestigt. Die Schlussel und die obenerwähnten Ketten, Ringe, Schnüre, Perlen, und Federn machen den Theil ihres Putzes aus, auf welchen sie hauptsächtich stalz und eitel sind, und da die Menge des Schmuckes ihr größtes Augenmerk ist, so kann man sich leicht denken, wie beladen eine Negerin besonders bei festlichen Gelegenheiten erscheint. Wie überall, so zeichnet sich der Mann auch hier durch größere Einfachheit aus: gewöhnlich trägt er blos einen eisernen oder elfenbeinernen Ring um das Handgelenk und einen ähnlichen oder eine stark angezogene Schnur von Glasperlen oder Papagei-Schwanzfedern um den Oberarm. Beides soll den Arm kräftig machen und gewissermaßen van dem übrigen Körper abschließen, so daß die Hand die Arbeit allein verrichtet, ohne die übrigen Glieder anzugreifen. In ähnlicher Absicht ist auch über dem Knöchel und über dem Knie ein solcher Ring oder eine salche Schnur angebracht; dadurch meinen sie, die Füße zu befähigen, große Strecken zurückzulegen, ohne den Körper selbst zu ermüden.

Eine Bärenjagd in der Moldau.

Wie der Urwald in nie geahnter Ueppigkeit sich über Berge und Lehnen der östlichen Central-Karpathenkette hinzieht, ebenso krönt er auch jenen Gebirgszug, der an der Siebenbürgisch-Moldauischen Grenze seine Ausläufer bis an die Ufer des Szereth entsendet. Es sind die letzten Höhenzüge, welche wohlthuend dem Auge des Reisenden begegnen, ehe ihm eine Fernsicht in das Flachland zwischen dem Szereth und Pruth, und über diesen letzteren in die Steppen Bessarabiens gestattet ist.

Wenn auch noch auf österreichischem Gebiete viele tausend vom Sturme dahin gestreckte Baumesleichen den Boden des Urwaldes decken und langsam in Moder zerfallen, so ist doch schon hie und da die rührige Hand des Forstmannes nicht zu verkennen. Es wurde Sorge getragen, daß dort, wo die Gegend nicht allzugroße Schwierigkeiten hat, auf gut erhaltenen Wegen, oder bei günstigem Wasser-Stande auf Flößen überständiges, oder durch Windbrüche gefälltes Holz entweder in die tiefer gelegenen Gegenden geschafft werde, oder aber durch Theersieden, Kahlen- und Pottaschebrennereien nach Möglichkeit verwerthet werden könne.

In vollkammener Uebereinstimmung mit dem urkräftigen Walten der Natur ist in dem Fürstenthume Moldau die Forstgebahrung in ihrer primitivsten Gestalt verblieben. Die niederer gelegenen Waldungen sind nach unbeschreiblicher Willkür devastirt, je nachdem es eben die Bedürfnisse der nächsten Bewohner, oder der grundbesitzenden Bojaren erforderten, während in die unzugänglichen Schluchten und Windbrüche des immer mehr ansteigenden Höhenrückens sich höchst selten eines Menschen Fuß verirrte.

Kann man schan die Gebirgsdörfer der Walachen, Ruthenen und Huzulen in den Thalgebieten der Theiß, des Pruth und Szereth als höchst armselige, dürftige Wohnstätten bezeichnen, so sind diese im Vergleiche zu den elenden Hütten der moldauischen Bewohner der Bergesregionen noch immer Paläste zu nennen.

In die Erde gegrabene Löcher, zumeist mit Schilf oder Baumzweigen kegelförmig eingedeckt, aus deren Innern der Rauch durch alle Fugen hervorqualmt, scheinen sie eher einer Kamtschadalen-Familie an den Ufern des Ob und Jenisey anzugehören, als dem Nachbar-Volke des kultivirten Oesterreich.

Die niedere Stufe, auf welcher diese Bauten stehen, bezeichnet nicht minder charakteristisch die dort herrschende Cultur des Ackerbaues und Weinstackes, als die tiefe Versunkenheit ihres moralisch socialen Lebens.

Ueberall begegnet man jenen verwahrlosten Gestalten, deren Thun und Treiben unwillkührlich an jenes der Rothhäute vor ihren Wigwam's in den Prairieen Nordamerika's mahnen würde, wenn nicht dem ganzen Bilde der Typus eines orientalischen, nomadenähnlichen Volkes aufgeprägt wäre.

Halbnackte Kinder und Weiber, mit dem dunklen Teint des hagern Antlitzes, aus welchem ein feuriges Auge hervorblitzt, bilden die zuerst in die Augen fallenden Bewohner der Ortschaften. — Sie gehören einem unter dem despotischen Drucke des Sklaventhums schmachtenden Volke an, welches trotz der humanen Institutionen des Hospodaren Gregor Ghika, noch durch geraume Zeit die Spuren eines versumpften Proletariates bewahren wird.

An der Straße (wenn man einen schlecht erhaltenen Landweg so nennen kann,) welche von Jassy nach Odobeschti, einem nahe an der österreichischen Grenze gelegenen Städtchen führt, gewahrt man stellenweise die herrlichsten Mais- und Fruchtfelder, welchen sich im brüderlichen Vereine endlose mit mannshohen, undurchdringbaren Disteln überwucherte Flächen anreihen; als trauriger Beweis der Vernachlässigung jener sa fruchtbaren Gegenden Noch kläglicher sieht es mit der Cultur der Rebe aus; wie üppig rankendes Unkraut zieht sich der Weinstock ohne Sorge und Pflege auf dem Boden hin, so zwar, daß die vollkommen reife Traube auf der Erde liegt. Dennoch liefert die Gegend um Odobeschti jenen bekannten aromatischen Wein, der bei einiger verständigen Pflege den besten Produkten der Rheingegenden und des südlichen Frankreichs an die Seite gestellt werden könnte.

In den zahlreichen, an den östlichen Ausläufern der Karpathen gelegenen Weingärten hatte eben die Weinlese begannen; eine köstliche Witterung begünstigte sie, so wie unsere Reise in's Gebirge. Diesmal sollten wir ein edles Wild, das zierliche Haselhuhn, jagen, welches in den weitgedehnten Heidel- und Moasbeerengebüschen im Mittelgebirge in nicht geringer Zahl zu finden ist.

Obwohl schon stark beflogen, hatten wir bald das Glück, auf einige Ketten zu treffen, und außer zwei Stück Birkwild wurden nach im Laufe des Vormittags vierzehn Haselhühner unsere Beute.

Im Eifer der Jagd war ich mit meinem Gefährten, dem österreichischen Starosten D., ziemlich weit von der andern Gesellschaft abgekommen und in eine eigenthümliche Thalschlucht gerathen, deren grotesker Charakter sich namentlich durch einzelne aufrecht stehende Felsblöcke, aus welchen schlanke Tannen munter emporschossen, auszeichnete.

Mit jedem Schritte nach vorwärts gewann die Gegend immer mehr und mehr an Reiz, die durch die auffallende Färbung der zu Tage getretenen Basaltformation, der üppig wuchernden Vegetation des Schwarzwaldes, zu den romantischesten gehört, die ich jemals besucht.

Der Starast, ein eifriger Diener im Tempel Dianens, forderte mich auf, ihn in eine nach Norden abzweigende Felskluft zu begleiten, welche im verflossenen Jahre der Schauplatz eines der merkwürdigsten Kämpfe mit einem Bären war, dem er als Augenzeuge beigewohnt.

Es war nämlich in jener Zeit, in welcher der von den Bewohnern des Mittelgebirges hie und da spärlich angebaute Mais zu reifen beginnt, als der Besitzer eines dieser kleinen Felder mit Schrecken seine Haffnung auf die für den Winter berechnete Mamaglia (ein Brei aus Kukuruzmehl) vernichtet sah.

Freund Petz hatte von dem Höhenrücken herab eine Promenade in dieses Revier unternommen und bei dieser Gelegenheit sein Souper mit den sußen Maiskalben gehalten, ehe er sein Nachtquartier suchte. Kopfschüttelnd bedauerte der edle Sprosse der Daco-Ramanen den ihm verursachten Schaden, gleichzeitig berechnend, welchen Werth wohl das Fell und das Fett des Bären, den er zu fällen beschlossen, haben könnte. Zu diesem Ende hatte er unter der größten Verschwiegenheit sich nur einem Freunde anvertraut, damit die anzuhoffende Beute nicht an mehrere Theilnehmer vertheilt werden müßte. Mit Aexten bewaffnet, traten sie gegen Abend den Marsch zum Kukuruzfelde an, um dort dem ungebetenen Gast wo möglich den Garaus zu machen.

Kaum war noch die Sonne hinter den Bergen verglüht, als Meister Petz, eingedenk des lucullischen Mahles vom vergangenen Abend, schnurgerade vom Walde herab die Richtung gegen das Feld zu nahm, in dessen Nähe unsere beiden Helden auf der Lauer standen.

Als sie des Bären (eines der größten, die in jener Gegend erlegt wurden) zu Gesichte bekamen, geriethen sie alsbald auf andere Ideen, wahl einsehend, daß es ein gewagtes Spiel sey, mit einem salchen Gegner anzubinden. — Es blieb ihnen vor der Hand nichts Anderes übrig, als hinter ihrem Verstecke athemlos zuzusehen, wie der Bär auf den hintern Tatzen sitzend, einen Maiskolben nach dem andern schmatzend vertilgte, nach gestilltem Appetite sich ganz gemüthlich im Felde wälzte, dann, aufgestanden, den dichten Pelz schüttelte, endlich in größter Gemüthsruhe der obenerwähnten Felsenkluft zutrollte.

So lange das Mondeslicht in der Ferne die dunkle Gestalt des Bären erkennen ließ, falgten sie demselben, bis sie die Ueberzeugung hatten, daß er jene Kluft angenommen und zur Nachtruhe gesucht habe, welche sonst keinen anderen Ausweg hatte.

Zum Schlusse vereinigte sich ihre Ansicht dahin, daß es am gerathensten sey, noch in der Nacht den Herrn Starosten von ihrer Entdeckung in Kenntniß zu setzen, und zum günstigen Erfolge der anzuhaffenden morgigen Jagd noch einen, ebenfalls mit einem Gewehre bewaffneten Bauern aufzubieten, welch' letzterer sich als kühner und glücklicher Bärenjäger einen Namen gemacht hatte.

Die Vorbereitungen zur Jagd waren bald getroffen, der Herr Starost war mit seinem Diener am Platze des Rendezvous angekommen, wo er bereits van den drei erwähnten Nimroden erwartet wurde.

Als sie zu der Schlucht angelangt, war auf dem mit starkem Thau bedeckten Rasen nirgends eine Spur des Bären zu finden, und somit die Gewißheit vorhanden, daß der Bär nicht hinausgewechselt war. Es galt daher nur, sein Lager in jenen zahlreichen Felsenriffen und über einander gethürmten Baumstämmen ausfindig zu machen,

Einer von den Jägern hatte schnell eine junge Tanne zum Sondirungsmittel improvisirt, und machte sich mit einem großen Aufwand von Muth daran, in allen Löchern, oder sonst zum Lager geeigneten Baumstürzen den verdauenden Räuber aus seiner Morgenruhe zu stören, während die Schützen sich so postirt hatten, um den in übler Laune seine Ruhe verlassenden Meister Petz wo möglich wirksam zu empfangen.

Längere Zeit hatten sie vergeblich gesucht, als sie an der einen Lehne zwischen zwei Felsblöcken, welche von einem Windbruche förmlich überdacht waren, den Bären mit Grund vermutheten. Der Mann mit der Stange begann von Neuem seine Sondirungen, bis plötzlich ein dumpfes Brummen die Anwesenheit des Gesuchten, wie nicht weniger seine üble Laune constatirte. Aber trotz alles Stoßens, Rufens und Lärmens war Herr Braun nicht zu vermögen, sein angenehmes Läger zu verlassen, so daß selbst ein Schuß die beabsichtigte Wirkung verfehlte.

Nach längerer Berathung entschloß sich der mit dem Gewehre bewaffnete Rumäne, dem Bären selbst einen Besuch abzustatten. Dem Entschlusse folgte die That. Der Bauer aber hatte kaum in gebückter Stellung den Eingang des Versteckes gewonnen, als gleich darauf ein Schuß krachte, er aber mit großer Behendigkeit das Freie suchte, hinter ihm her der Bär, aus dessen funkelnden Augen der Entschluß zu erkennen war, den frevelhaften Störer seiner Behaglichkeit für sein kühnes Beginnen zu bestrafen. Das Unthier stürzte sich mit überraschender Schnelligkeit auf den tollkühnen Mann, es hatte ihn erfaßt und im nächsten Momente kollerten als unförmlicher Knäuel Bauer und Bär den nicht gar hohen aber steilen Abhang herab, zu den Füßen des zweiten zurückgebliebenen Kameraden, der rasch entschlossen, mit kräftigem Schlage des nervigen Armes seine Art auf den Schädel seines Maisvertilgers fallen ließ. Ohne ihm Zeit zur Erholung zu lassen, streckte ein gut angebrachter Schuß des Starosten den feisten Koloß nieder, und endete somit einen Kampf, der alle Chancen für sich hatte, eine blutige und bedauernswerthe Katastrophe herbeizuführen.

Einige sehr leichte Verletzungen unseres Helden waren die Folge dieses unheimlichen Zusammentreffens.

Der Bär wog nahezu an fünf Centner, seine Decke war acht und einen halben Wiener Schuh lang.

Das Lotto in Italien.

Das Lottospiel, das vielleicht in keiner Stadt Italiens häufiger ist, als in Neapel, wird von der Regierung, der es jährlich zwei Millionen Gulden reinen Gewinn bringt, zum Verderben der armen Klasse unterhalten, denn da der niedrigste Einsatz ganz unbedeutend ist, tragen die Armen ihre kleinen Ersparnisse dahin, und Handwerker, Lazzaroni und Bettler sind die eifrigsten Spieler. Sogar in den Dörfern locken überall Buden mit bunten Zetteln, auf denen große rothe Ziffern die Hauptgewinnste verkünden. Um Glückszahlen zu erfahren, fragt und bezahlt man Traumdeuter und Propheten, als welche hauptsächlich Geistliche auftreten, welche deßhalb dies Spiel in Schutz nehmen. Die Ziehungen fanden, wenigstens früher, in einem der größten Säle des ehemaligen Königspalastes der Vicaria an Porta Capuana um 5 Uhr Samstag Nachmittags statt. Im Hintergrunde des Saales ist eine mit Wache umstellte Tribüne errichtet, auf welcher die Beamten und Schreiber um einen runden Tisch sitzen; die Beamten tragen schwarze Talare und haben Beffchen vorgebunden; hinter ihnen erheben sich die Bildsäulen der Barmherzigkeit, der Wahrheit und der Gerechtigkeit. Im Saale stehen dichtgedrängt die Lazzaroni, baarfuß, die rothe oder braune Schiffermütze auf dem Kopfe, auch die Wachen haben neben den Flinten ihre Loose in den Händen. Neben den Lazzaroni zeigen sich auch Handwerker und Bauern, Geistliche und Soldaten, Weiber und Kinder, denn ganz Neapel nimmt Theil am Lotto. Wenn die Beamten erschienen sind, kann die Ziehung noch nicht beginnen; erst muß der Capo Lazzaro, das Haupt der Lazzaroni, sich eingefunden und seinen Platz hinter dem Sessel des Präsidenten eingenommen haben. Bei seinem Eintritt verwandelt sich das Summen und Murmeln der Menge in ein lautes Freudengeschrei, aber es erhebt sich ein Geschrei von furchtbarer Wildheit, sobald der Priester mit dem zur Ziehung bestimmten Waisenkind, das im seidenen Röckchen wohl aufgeputzt ist, erschienen ist, und das Kind, welches ein Schreiber auf den Tisch gehoben, gesegnet und mit Weihwasser bespritzt hat. Der Lärm steigt, wenn der Schreiber den Kasten emporgehoben und die darin befindlichen Nummern geschüttelt hat. Nur der Capo Lazzaro kann durch ein donnerndes Statovi zitto! (Schweigt stille!) die Ruhe herstellen. Unterdessen hat der Schreiber dem Kinde die Aermel aufgeschürzt; es erhebt die Arme, greift in den Kasten, zeigt der Versammlung die gezogene Nummer und überreicht sie dem Präsidenten. Dieser öffnet den Zettel, zeigt den Inhalt dem Beamten an seiner Seite und dann dem Capo Lazzaro, der mit Donnerstimme im neapolitanischem Dialekt die Nummer ausruft. So geht es unter wachsender Aufregung, unter Rufen der Freude und der schmerzlichen Enttäuschung fort, bis fünf Nummern gezogen sind und die Menge aus dem Saale sich verliert, um auf der Straße noch in lebhaftem Gespräch die eben erlebte Scene zu rekapituliren und von Neuem sich Loose zu besserem Glück bei der nächsten Ziehung zu kaufen.

Aus der guten alten Zeit.

Circulare an die gesammte Weltgeistlichkeit in den churfürstlichen oberen Staaten.

Max Joseph Churfürst ꝛc.

In der, allen weisen Gesetzgebern und Regenten so gemeinschaftlichen Ueberzeugung, daß ohne Religion der Zweck der bürgerlichen Gesellschaft nicht wohl erreicht werden könne, haben wir uns zur unwandelbaren Maxime gemacht, diese wohlthätige Stütze der sittlichen Ordnung auf alle Weise zu stützen, und von der Religion Alles zu beseitigen, was durch Unglauben oder Aberglauben sie schwächen oder vielleicht vollends zerstören könnte.

Aus dieser Quelle floßen bereits mehrere Reformen über kirchliche und scholastische Landespolizei-Gegenstände.

Aus diesem Gesichtspunkte ist auch die neueste Verfügung zu betrachten, welche Wir mit den in unsern Landen sich befindenden Mendicanten-Klöstern zur Verminderung ihrer übermäßigen Anzahl zu treffen beschlossen haben. — Wir haben hierbei keinen andern Zweck, als Unsere Unterthanen, besonders aber die armen Landleute, von einer großen Last zu befreien, die so empfindlich auf ihre Schultern drückt.

Wir vertrauen daher zuversichtlich auf die Ehrliebe und den Eifer der Geistlichkeit, daß sie diese schöne Gelegenheit zu ihrer eigenen Rechtfertigung und zur Wiederherstellung des ihnen gebührenden Vertrauens nicht unbenützt lassen werden. — Ein aufmerksamer Rückblick auf die Geschichte der ersten christlichen Jahrhunderte, und den Zustand der Religion unter der Pflege der Bischöfe und ihrer untergeordneten Gehilfen in Vergleichung mit den späteren Zeiten der Vervielfältigung religiöser Institute, — wird sie von dem großen Umfang ihres Berufs überzeugen. Dieses reifere Nachdenken wird sie lehren, ihren Beruf nicht blos auf den weniger mühesamen Theil desselben, nämlich auf den eigentlichen Opfer- und Altardienst, oder die Beobachtung äußerlicher Gebräuche zu beschränken, sondern auf alle billigen Forderungen der Gemeinden auszudehnen.

Es wird sie lehren, den Umfang ihrer Amtsverrichtungen nicht so fest nach dem Herkommen oder nach dem Verhältniß der damit verbundenen Taxen, sondern nach den Lokalbedürfnissen zu bestimmen, und was den Gemeinden durch die Entfernung der Religiosen in wesentlichen Stücken der Seelsorge entgehen möchte, durch freiwillig verdoppelten Amtseifer zu ersetzen.

München, am 25. Januar 1802.

Max Joseph, Churfürst. Freiherr v. Mongelas.

Gemeinnütziges.

Sehr gutes Mittel für erfrorene Glieder. Man kaufe in der Apotheke für 1 oder 2 kr. Seifenspiritus, ebensoviel Salmiak-Spiritus, desgleichen Saffranspiritus, vermenge es in einem Gläschen und bestreiche damit mit einer Feder die erfrorenen Theile, Morgens und Abends (wenn thunlich auch öfter), lasse es eintrocknen und man wird sich bald vom guten Erfolge überzeugen. — Bei Allen, die dieses Mittel bis jetzt in Anwendung brachten, hat es sehr gute Wirkung gethan, und es dürfte vielen mit Frostbeulen Behafteten erwünscht seyn, ein so einfaches Mittel kennen zu lernen. (Wir theilen obiges, uns mit der Bitte um Veröffentlichung zugekommenes Artikelchen mit, ohne jedoch unsererseits eine Bürgschaft dafür übernehmen zu können.)

Kleinigkeiten.

Ehrensäbel.

Nachdem nicht nur der römische Generalissimus Herr von Lamoricière, sondern jetzt sogar eine hohe Dame in Gaeta von deutschen Händen mit einem Ehrensäbel bedacht worden seyn soll, glaubt der Unterzeichnete seine entschieden älteren und begründeteren Ansprüche auf Anerkennung in Deutschland ebenfalls geltend machen zu müssen. Derselbe ist sich bewußt, Deutschlands wegen nicht nur das Schwert verdient, sondern aus demselben Grunde sich bereits im Spätsommer des Jahres 9 n. Chr. in dasselbe gestürzt zu haben.

Publius Quinctilius Varus,
Privatwohnung: in der Niederlage,
Teutoburger Wald 14a.
Sprechstunde: zwischen Rhein und Weser.

Ehre dem Alter.

Die Wiener Volksschrift „Hans-Jörgel" enthält in der 31sten Nummer vom vorigen Jahre nachstehenden schönen Zug von Achtung vor dem Alter, welche einem unlängst von Wien zurückgekehrten, bejahrten Augsburger dort erwiesen wurde. — Der Artikel lautet im Wiener Dialekte wie folgt: „Der alte Herr is in der Augartenstraßen in ein renommirtes Gasthaus gekommen, und hat sich an Tisch g'setzt, an dem auch ein rüstiger Mann mit einer Kappe auf'n Kopf g'sessen is, ein Tischlermeister, wie der alte Herr später erfahren hat. Der Tischlermeister hat augenblicklich, wie sich der Greis niederg'setzt hat, seine Kappen abg'nommen, und hat auf die Frag, warum er das thut, zur Antwort geben:

„Ehre, dem Ehre gebührt! Mein seliger Vater hat mir stets anempfohlen, das Alter zu ehren.“

Der alte Herr hat protestirt, ’s hat nix gnutzt und erst, wie er gedraht hat, er setzt sich weg, wann sich der Tischlermeister nit bedeckt, hat der Letztere seine Kappen wieder aufgesetzt. In einer Zeit, wo das Alter nur zu oft mit Geringschätzung behandelt wird, thut solch ein Zug doppelt wohl.

Das Cigarrenrauchen hat in der Welt eine so außerordentliche Ausdehnung erhalten, daß die Zahl der jährlich verbrauchten Cigarren kaum zu bezeichnen ist, der Geldwerth viele, sehr viele Millionen beträgt, die — der Mensch in die Luft bläst, ohne irgend einen wesentlichen Vortheil davon zu haben — was doch am Ende jeder Raucher, zu denen ich seit circa 48 Jahren auch gehöre — zugestehen wird. Das Cigarrenrauchen ist erst seit etwa 30 Jahren in stets wachsende Aufnahme gekommen. Es ist auch für den Geldbeutel „starker Tobak“ und verdrängt die gemüthliche Pfeife täglich mehr. Da machte man Fragen, ob denn das Cigarrenrauchen nicht älter sey, als seine Aufnahme bei uns seit etwa 30 Jahren und Etwas mehr? Man weiß, daß die Spanier es mit aus Amerika brachten, wenn es auch papierne Cigarretten waren. Also dort haben sie es gelernt. Und von wem? Als Cortez Mexico einnahm, rauchte der Kaiser Montezuma und alle seine Priester und Hofleute Cigarren, aber nicht in Papier gerollt, sondern gerollte Tabaksblätter. Darnach haben die Cigarren ein respektables Alter! Wer sie aber zuallererst gerollt? das bleibt jedenfalls im Dunkel, und die Cigarrenraucherzunft kann einstweilen noch ruhig seyn. Es wird für kein zu errichtendes Denkmal für den Erfinder der Cigarren bei ihnen gebettelt werden!

Freiheit.

Die Freiheit läßt sich nicht gewinnen,
Sie wird von außen nicht erstrebt,
Wenn nicht zuerst sie selbst tief innen
Im eig’nen Busen dich belebt.
Willst du den Kampf, den großen, wagen,
So setz’ zuerst dich selber ein:
Wer fremde Fesseln will zerschlagen,
Darf nicht sein eig’ner Sclave seyn.
Nur reinen Herzen, reinen Händen
Gebührt der Dienst im Heiligthum;
Der Freiheit Werk rein zu vollenden,
Dies, deutsches Volk, dies sey dein Ruhm.
Die Lüge winkt, die Schmeichler locken,
Mit seiner Kette spielt der Knecht:
Du aber wandle unerschrocken
Und deine Waffe sey das Recht!

Rebus 1.



Auflösung der „Rechnungs-Aufgabe“ in Nr. 4 der Sonntags-Beilage vom 27. Januar 1861.

Die Schiffe trafen zusammen nach $10\frac{10}{11}$ Stunden, also um 10 Uhr 35 Min. Nachts, nachdem das Dampfschiff $105\frac{15}{11}$ und das Segelschiff $74\frac{2}{11}$ Meilen zurückgelegt hat.

Richtige Lösungen gingen ein von: Adam Bauer. — Bonus. — J. My. — Annähernd richtige Beantwortungen von: Bernardine M. — Charl. Merkli.

Auflösung der „Damenspiel-Aufgabe“ in Nro. 4 der Sonntags-Beilage vom 27. Januar 1861.

Weiß giebt H 4, damit H 6 auf F 4 kommt
„ „ F 6, „ D 8 „ F 6 „
„ „ B 6, „ B 8 „ D 6 „
„ „ F 2, „ D 4 „ F 2 „ und
G 1 die vier Steine F 2, F 4, F 6 und D 6 nehmen kann.

Richtige Lösungen gingen ein von: Bonus. — Fr. Sch. — Karl Br. —

Vom Kaiser Barbarossa.

Gar manch Jahrhundert schlummerte tief
In Trümmern der Kyffhäuser,
Und drunten im Burggewölbe schlief
Barbarossa, der deutsche Kaiser.

Da kamen die Zwerg’ im raschen Lauf:
„Der Bundestag ist begraben!
Und um den Berg — wach’ auf, wach auf! —
Nicht kreisen mehr die Raben.

Die schwarz bekutteten Raben hat
Geholt jetzt endlich der Geier.
Wach’ auf und steig’ von der Grabesstatt
Hinunter zur Freiheitsfeier —

Zu Deutschlands Auferstehungsfest;
Denn an Sanct Pauli Thüren
Zu Frankfurt steht das Volk gepreßt,
Den neuen Kaiser zu küren.

Der Jubel steigt, die Kunde fliegt
Her bis zu deiner Grotte!
Schau — auf der Nordsee Wellen wiegt
Sich schon die deutsche Flotte!“

Der Kaiser hebt sein Haupt und spricht
Mit schlummertrunk’nen Blicken:
„Was ihr da meldet glaub’ ich nicht —
Laßt mich noch ein Weilchen nicken!

Im dritten Jahr, wenn der Frühling tagt,
Mögt ihr mich wecken wieder;
Ist’s dann noch also wie ihr sagt,
Dann steig’ ich wohl hernieder!“

Und der Frühling kam, und die Lerche sang,
Und es sproßten Kronen und Reiser,
Und die Zwerge weckten, zitternd bang,
In der Grotte den alten Kaiser.

Der hebt das Haupt und tritt hinaus:
„Was logt ihr mir, ihr Knaben?
Es kreisen um mein altes Haus
Ja noch die verwünschten Raben!

Und Grabesodem, ihr Lügner, weht
Aus meinen deutschen Landen!“ —
„„Der Bundestag, o Majestät,
Ist aus der Gruft erstanden!““ —

„Was schaffen dort an der Elbe, sagt,
Die Preußen mit trübem Blicke?“ —
„„Die schlagen dort für Oesterreichs Macht
Die Boitzenburger Brücke!““ —

„Welch blaubefracktes Häuflein geht
Dort gegen Hessen gewendet?“ —
„„Strafbayern sind’s, o Majestät,
Vom Bundestag entsendet.““ —

„Was liegt dort für ein Rabenschmaus
Und stinkt empor zum Himmel?“ —
„„Das ist des Bruderkrieges Graus,
Das ist der Bronnzeller Schimmel!““ —

„Wo ist, bekennt mir unverweilt,
Die Flotte von Bremerhafen?“ —
„„Verfault, verschachert und verkeilt!““ —
„Dann laßt mich weiter schlafen!“

Er spricht’s und steigt zum Kellerraum,
Und wieder sitzt am Tisch er
Und schläft und murmelt nur im Traum
Manchmal: „Gut’ Nacht, Herr Fischer!“

So sitzt er wieder zehn Jahre, tief
Versteckt im Bergesgrunde,
Bis daß durch Deutschland plötzlich lief
Von Frankfurt die große Kunde.

Und wieder sprangen in raschem Lauf
Die Zwerg’ hinab zum Schlosse:
„Der Bundestag — wach’ auf, wach’ auf! —
Ist einig, Herr Barbarosse!“ —

„„Was, Bundestag? du Lügenbrut!““ —
— Der Kaiser springt vom Platze —
„„Was der für Deutschland Gutes thut,
Das ist just pour la Katze!““

Zum Scepter greift Herr Friederich:
„Ich will euch, Burschen, lehren,
Im allerhöchsten Schlummer mich
Um solchen Kram zu stören!“

Und mit dem Scepter weidlich bläut
Er Jeden, der starke Gerber:
„Das ist, ihr Schelme, nur für heut;
Ein andermal kommt’s derber!“ —

Dannn setzt er sich an den Tisch von Stein,
Thut fürder keine Frage,
Und nickt allmälig wieder ein
Und schläft — bis zum jüngsten Tage!

Sonntags-Beilage
zum
Augsburger Anzeigblatt.
Nummer 6. 10. Februar 1861.

Jakob Grimm über das Alter.

Voriges Jahr hielt zur Feier des Geburtstages Friedrich's des Großen Jakob Grimm in der Berliner Akademie einen Vortrag über das Alter. Den überaus reichen Inhalt des lebensvollen Vortrages des berühmten Sprachforschers — schreibt die Nat.-Ztg., der wir Dieß entnehmen — auch nur annähernd in einem irgend wie genügenden Auszuge wiederzugeben, kann uns hier nicht in den Sinn kommen. Der Vortrag ist für den Druck bestimmt und wird binnen Kurzem erscheinen. Nur in kurzen, abgerissenen Zügen wollen wir versuchen, dem Gedankengange des Redners zu folgen. Es machte einen unsäglich fesselnden, immer auf's Neue anziehenden Eindruck, den greisen, ehrwürdigen Mann, dessen gefurchtes Gesicht von schneeweißen schlichten Locken umwallt war, über das „Alter" mit milder Freundlichkeit, mit wehmüthiger Herzlichkeit, mit echt sokratischer Weisheit sprechen zu hören. Von der Schrift Cicero's de senectute, die der römische Redner an seinen Freund Atticus gerichtet, ging der Vortrag aus; aber nach kurzem Verweilen bei dem Inhalt der klassischen Schrift verließ er bald die Betrachtung des fremden Werkes und entrollte die ganze Fülle eigener sinniger Forschung und geistreicher Zusammenstellung Dessen, was die Menschheit über das Thema gedacht und durch Sprache und Bild sich zum Bewußtseyn gebracht hat. Ursprünglich wurde das Lebensalter des Menschen nur in zwei Begriffe geschieden: in Jung und in Alt, wie wir auch oft nur von Sommer und Winter bei den Jahreszeiten und von Tag und Nacht zu sprechen lieben. Später schied man den entwickelteren Mann von dem unentwickelten Kinde und gelangte solcher Gestalt zu drei Abstufungen, die bald wiederum sich in vier, sieben und zehn erweiterten. Die zehnfache Theilung der Lebensalter ist in alten deutschen Reimen aufbewahrt, die mannigfach wechseln, wohl aber kaum über das fünfzehnte Jahrhundert hinausreichen. In einer Version lauten die Verse: „Zehn Jahre ein Kind, zwanzig ein Jüngling, dreißig ein Mann, vierzig bleibt stahn, fünfzig geht noch an, sechzig wohlgethan, siebenzig ein Greis, achtzig schneeweiß, neunzig Kinderspott, hundert Jahre Gnad' dir Gott!" Das fünfzigste Jahr wird zumeist als der erste Beginn des „Alters" im engeren Sinne des Wortes angenommen; von da nimmt das menschliche Leben ab: der Wanderer, der die Höhe des Berges erklommen hat, gedenkt des Rückzuges und wendet sich wieder thalwärts. Des Menschen Leben währt siebenzig Jahr, sagt die Schrift, wenn's hoch kommt, achtzig, und wenn's gut war, ist es Sorg' und Arbeit gewesen. Das Ende des Alters ist eben der Tod, der auch das Kind und den Jüngling erreichen kann, der aber den Greis erreichen muß. Unsere germanischen Vorfahren bestimmten das gewöhnliche Lebensalter des Menschen auf höchstens achtzig Jahre, wenn sie sagten: Ein Zaun lebt drei Jahre, der Hund erreicht das dreifache Alter eines Zauns, das Roß das dreifache des Hundes, der Mensch das dreifache des Rosses. Ausnahmen gestattet die Natur auch hier, doch sind höhere Lebensalter zumeist, nach der Ansicht des Redners, mythisch. „Nicht Opfer, nicht Gebete" schützen vor Alter und Tod, und wenn die nordische Mythe von einem König erzählt, der durch Hinopfern seiner Söhne sein eigenes Leben verlängert hat, so konnte er sich doch dadurch nicht vor dem hinfälligsten Alter schützen; als die rosenfingerige Eos ihrem Geliebten ewiges Leben von den Göttern erbeten hatte, vergaß sie die ewige Jugend, und als Tithon weiße Haare bekam, entzog sie ihm ihr Lager, sperrte ihn in eine Kammer und fütterte den gebrechlichsten aller Greise mit Ambrosia. Die Scheu vor dem Alter, das zum Tode führt, ist am Lebhaftesten bei den lebenslustigsten, sinnlichsten Völkern; ausgebildet zumal bei den Griechen. Alt zu werden wünscht Jeder, wunderbarer Weise Keiner, alt zu seyn. Und doch ist das Alter die Erfüllung der Jugend und im Alter der Ueberblick über das ganze vergangene Leben gestattet, wie vom Gipfel eines Berges die Umschau über das weite, lachend vor den trunkenen Blicken ausgebreitete Thal. Der Redner schaltete hier als anmuthige Episode eine der entzückendsten Stellen aus den Gedichten Walther's von der Vogelweide ein, der nach langer Abwesenheit in der Fremde alt und trübe in die Heimath kehrt, Alles verändert findet, Alles mit ihm alt und grau geworden und doch überall an seine schön durchlebte Jugend erinnert wird. Das Lob des Alters ist so oft gesungen worden, wie die üble Nachrede; Beides faßte Grimm in kurzen Zügen zusammen. Der Leib verfällt nach der Blüthezeit des Lebens, aber die Abnahme der Kräfte ist keine Niederlage. Uebel und Gebrechen stellen sich im Kampf der Jahre ein, aber die Natur übt Gegenwehr und nimmt oft im Alter die schon verloren geglaubten Positionen wieder ein. Der Rücken wird gekrümmt, die Haut runzelig, das Auge matt, das Ohr stumpf, die Glieder gebrechlich, aber die wohlmeinende Natur vergütigt die Entbehrungen und gibt Ruhe und Erholung im Alter an Stelle der Aufregung und des Sturmes der Leidenschaften. Eine kleine antithesenreiche Episode im Vortrage bildete sodann die Zusammenstellung des Blinden und des Tauben; soweit das Licht erhaben sey über den Schall, meint Grimm, so sehr ist der Taube glücklicher als der Blinde; doch sey Das nicht immer so gewesen. Jetzt freilich sey dem Tauben gestattet, ein reiches geistiges Verbindungsleben mit der Außenwelt durch das Lesen zu leben, im Alterthum sey der Blinde glücklicher gewesen (es wird hier nur der im Alter eingetretenen Blindheit gedacht); den Blinden sey so recht eigentlich die Tradition von der volksthümlichen Poesie anvertraut gewesen, sie waren die gottgeweihten Sänger, in denen die Lieder des Volkes rein und unverfälscht fortlebten und späteren Geschlechtern überantwortet wurden. Aehnlich wie mit den körperlichen Gebrechen stehe es mit den geistigen Nachtheilen und Vortheilen des Alters. Was die Nachtheile angeht, so weisen zahllose Scheltworte in unserem Sprachschatz auf sie hin. Das Alter wird stumpf gedacht, mürrisch, launisch, zänkisch, geizig, eigensinnig, schmutzig, ein Drache, lässig, faul, schlaff, und wie die Bezeichnungen alle lauten. Nicht allzu lange hielt sich der greise Redner bei diesem Punkte auf; er wurde warm und bewegt, als er mit dichterischem Schwung die Vorzüge des Alters pries, das Lob der weißen Haare verkündete. „Was man in der Jugend wünscht, sagt der Dichter, dem selber ein hohes gesegnetes Alter zu erreichen vergönnt war, deß hat man im Alter die Fülle." Der Greis ist die Vollendung des Mannes, das Alter die Erfüllung, der harmonische Abschluß der Jugend. Rafft der Tod den Jüngling hinweg, so wird ein unreifer Apfel vom Baume gerissen, aber der sterbende Greis ist ein reifer Apfel, der vom Zweige auf die mütterliche Erde fällt. Kein Niederfall ist das Alter, es ist eine eigene, selbstständige, berechtigte Macht des Lebens, die Krone, der Gipfel des Daseyns. Alles Vergangene kulminirt in diesem Abschluß und findet hier seine Lösung, seine Befriedigung, seine endliche Ruhe. Der Greis hat ein lebhafteres, feiner empfindendes Auge für die Schönheiten der Natur, als das Kind, das den Schmetterlingen nachjagt, und der Jüngling, der im Freien an die Geliebte denkt. Der Spaziergang des Greises wird zum Lustwandeln, und mit kaum verhaltener Bewegung gedachte Jakob Grimm hier seiner eigenen Lustgänge im Freien, die ihn oft auf einsamen Wegen seinem Bruder Wilhelm entgegengeführt hätten, was ihm, dem Zurückgebliebenen, Einsamen nun nicht mehr beschieden sey. Die Freiheit der Gesinnung ziere das Alter, fuhr der Redner fort, Ueberzeugungsfreiheit und Muth, die Wahrheit zu schauen und von ihr zu zeugen im staatlichen, wie im religiösen Leben. Das sey der schönste Schmuck des Greises, Das mache ihn zum „Aeltesten des Volkes", der kraft seiner Jahre das Recht zu finden und zu sagen habe. So stelle sich das Alter als die edelste Lebenszeit des Menschen dar, und der Tod, der Altes abschließe, erscheine dem Weisen nur als die schöne Naturnothwendigkeit, der jegliches Leben unterworfen ist. In diesem Sinne sagt Göthe:

„Der Mensch erlebt, er sey auch, wer er mag,
Ein letztes Glück und einen letzten Tag."

Ein Pfälzer Traubenhändler.

August Becker theilt in dem belletristischen Beiblatt zur Isarzeitung folgende Unterhaltung mit einem unserer in München mit Trauben handelnden Landsleute mit.

Bei der bekannten Heimathseligkeit der Pfälzer ist ihr Wandertrieb eine auffallende Erscheinung. Die Pirmasenser Schuhleute, die Ramberger Bürstenbinder, die Göcklinger Branntweinhändler, die Matzenberger Hausirer und Schnurranten durchlaufen ganz Deutschland und halb Europa. Aber auch die Weintraubenhändler von der Haardt und vom Wasgau besuchen München und tragen ihre Trauben hausirend durch die Stadt.

Es läutet an der Hausglocke. „Kaafe Se kee' Traube?" Man heißt den Mann eintreten, nicht um Trauben zu kaufen, sondern um sich einmal wieder an der Pfälzer Sprech- und Ausdrucksweise zu ergötzen. — „Kaafe Se mer die Trauwe do ab," sagt der Mann mit seinem verzwickten Gesicht und reicht ein mit sogenannten „Oesterreichern" gefülltes Handkörbchen her. „„Was kostet denn eine dieser Trauben?"" — „Ah, was? Wer werd' denn Trauwe eenzeln

kaafe! Nehme Se 's ganze Körbche, ich geb's Ihne wohlfl, weil Sie's sinn!" — „„Weil ich's bin? Kennen Sie mich denn?"" — „Die Krenk will ich kriege, wann ich Ihne noch mei Lebtag mit eem Aag gesehne hab' — awwer ich geb's Ihne doch wahlfl, — for zwä Gilre dreißig kriegen Se die ganz' Wichs." — „„Aber lieber Mann, ich will höchstens einige wenige von Eneen Trauben!"" — „Duhn Se sich doch nit so tribbilire losse, unn duhn Se emol ä Beerche versuche. De Deiwel söll mich hole, wann se Ihne nit schmecke duhn. Das isch ä ganz extraige Sort' vunn Edekowwe." — „„Kann seyn, aber ich will nicht so viel Trauben kaufen."" — „Jesses, sinn denn dös viel, die paar Träubcher do?!" — „„Nun, was kosten sie denn?"" — „'s isch Ihne schun g'sagt wore — zwä Gilde dreißig" — „„Das ist viel Geld für die wenigen Trauben."" — „Was? Kummen Se mer nh noch so! A ganzer Korb voll der schönschte Traube! Soll ich se Ihne vielleicht gar noch schenke? Wie kummen Se mer denn vor!? Reden Se mer do vunn ä paar Trauwe, wo Se ä ganze Korb voll vor Ihne sehnen!" — „„Aber, lieber Mann, ich brauche jetzt nicht so viele Trauben, da ich von meinen Verwandten aus der Pfalz demnächst selbst welche geschickt bekomme."" — „Vunn Ihne Ihre Verwandte? Hawwe Se Verwandte in der Pfalz?" — „„Ja, ich bin selbst ein Pfälzer."" — „Sie? vunn unneruf? duhn Se mer doch kee' Senß mache! Ich glaab', mei' Seel, Se wolle mich utze! Se binne mer das nit uff, — ich bin nit so dumm, als ich aussehne duh! dös missen Se sich schun merke!" — „„Ich bin aber doch ein Pfälzer!"" — „Na, ich will's Ihne uff Ihr Wort glaawe, awwer de Deibel soll mich hole, wann ich mers hätt' einfalle losse. Se hawwe Ihne die schö' pälzisch Sproach do hiwwe in dem Altbayere ganz verlernt. 's geht mer awwer grad so, unn wann ich vunn Altbayere wieder heem in unser Ländche kumm, sagen Se driwwe alsfort: „Hä, wie der do plandert! Was der do altbayerisch wälscht!" Awwer, um wieder uff die Trauwe ze kumme: sehne Se doch emol Ihr kleens Bibche do, wie das Gelischte noch de Trauwe hot! Ich hab' grad so eens deheem, das klee' Hansmöbel zwingt Ihne schunn iwwer ä halb Dutzend Trauwe 's Tags enunner, — 's isch Ihne ä Mords Fräßsäckelche, mei Kleens deheem! Kaafen Se Ihrem Bibche doch die Trauwe!" — „„Wie soll ich das, da demnächst meine Pfälzer Trauben ankommen!"" — „Ak, Schmus, Se kriegen kee', sag ich Ihne. Wo sinn denn Ihne Ihr Verwandte daheem?" — „„In Kl. . . . ."" — „Haww' ich mers doch gleich gedenkt, im Owwerland, wu's dös Jahr kee' zei'tig Beerle gewwe hot. Se kriegen kee, wann ich's Ihne dann emol sag' — Se kriegen kee' g'schickt. Owwig Edekowwe, 's Land nuff gege's Elsaß zu hot's nix gewwe, sag ich Ihne jo! Edekowwe isch dös Jahr owwe, do sinn se noch ganz gut wore, nuwwer weiter nuff nix als Gezaffel und kee' Beere. Am ganze Geberch nuff isch mit dem Herbscht nix geweßt." — „„Das hätte man mir denn doch auch geschrieben!"" — „Sa muß ebbe de Brief verlore' gange sey! Hawwe Se mich denn Ihr Lebtag noch uff de Lige getroffe? Sa passen Se jetzt uff: Sagen Se numme, wann Se mers nochsagen, unn 's will's Ihne Niemand glawwe: de Gering vunn Edekowwe hätt's Ihne g'sagt, daß's im Owwerland kee' Trauwe gewwe hot, — unn mer werd's Ihne glaawe! Ich muß's doch wisse, — bin ersch d'vorig Woch unneruff kumme. Se Flemlinge hänse de Herbscht in de Karchzähne heemgeführt, sag' ich Ihne, — unn so isch nuff zu iwweral geweßt." — „„Gut, so will ich die Trauben kaufen. Aber ist es denn wahr, daß Ihr Pfälzer jetzt so französisch gesinnt seyd?"" — „O mei, wer hot Ihne denn dös uffgebunne? Meer Pfälzer sollen Franzosenköpp' sey'!! Das isch widder sa ä Uffergebringsel in de Zeitunge, de nix bessers wissen, wann ihne sunscht nix einfalle duht, als uns Pfälzer fer Franzoseköpp auszugewwe! Uff uns driwwe hän's die Zeitunge emol abgsehne!" — „„Aber es kann wohl kommen, daß die Franzosen Euch uber den Hals rücken!"" — „Na, wammer widder französch werre missen und die deitsche Ferschte leiden's, dann soll's geh'n wie's geht, — meinetwege! Wissen Se, ich sag' halt so: Wer Edenkowwe hot, hot mich! Na lachen Se numme, d'Krenk will ich kriege, wann's annerscht isch. Trauwe muß ich so wie so verkaafe! Wer Edekowwe hot, hot den Gering! Dös isch mei' Iwwerzeiging!" — „„Eine schöne Ueberzeugung, weiß Gott! Habt Ihr denn den König nicht gern?"" — „Was for Geredd'! Warum sollen mer dann den König nit gern hawwe, — er hot uns jo nix gedäh'! Awwer meenen Se de Ludwig oder de Max?" — „„Den regierenden König Max."" — „O den hot mer recht geren bei uns driwwe. Mer isch jetzt recht zufriede — ich muß de Wohret die Ehr' gewwe. Seit den drei guten Weinherbscht isch alles recht! Wann numme die Steire nit wären, das isch noch ä harter Poschte!" — „„Ei was, wenn Ihr klagen wollt. Da seyd Ihr ja in Bayern noch doppelt und dreifach besser d'ran, als in andern Ländern."" — „Gell isch schunn wohr, awwer die Franzose z. B. brauchen sich nitt zu ferchte, daß ihne die Deitsche iwwer de Hals kummen unn ihre Wein saufen. Awwer meer Deitsche hawn's zu ferchte unn missen alsfort zugucke, wie se unsre Brüder durchwackle duhn und derfen nit selber druffkloppe, wie's eem doch manchmol aach zu Muth were kann. Mer missen alsfort nach warte, bis die Reih' an uns kummt, und statt daß meer de Franzose die rothe Hosse ausklopppen, kriegen mer am End' noch selber unser Fäng'! 's isch zum Deiwel hole unn ä wohr Kreiz mit de deitsche Ferschte! Will de Een' hott, so will de Anner har, — zieght de Een' a', so büst de Anner zerick. Wie soll mer da vor sich kumme? Statt daß jeder sagt: Druff! druff! Als druff! unn alsfort Eener dem Annere vorkumme will, duht Eener de Annere hinnere!" — „„Ja, lieber Mann, da sind die deutschen Fürsten nicht allein Schuld, auch die Völker."" — „A, Schmus! Unser Bube wenigstens däten for ihr Lewe gern emol de Franzose die Hosse ausekloppe! Awwer, leeber Gott, se derfen nit unn kummen vielleicht ihr Lebtag nit zu der Fräd. 's isch, mei Seel, zum Krenk kriege! Awwer ännere kann mer's halt nit unn drum adjes, — lossen Se sich Ihre Trauwe gut schmecke!"

Von der Pistole zu Ueberlingen.

Es möchten wohl wenige Städte in Schwaben gefunden werden, denen der Volkswitz nicht etwas aufbrachte. Eben so gut als man z. B. den Memmingern nachsagte, daß sie lange Zeit geglaubt hätten, es scheine ihnen ein eigener Mond, eben so gut sagt man den Kemptnern in der Altstadt nach, daß einer ihrer Bürgermeister — dem seine Meise entkommen — durch Trommelschlag befohlen habe, die Stadtthore zu schließen und gemeinsam nach dem entflohenen Vogel zu fahnden. In dieser Art ließe sich noch viel erzählen, denn was sagt man nicht Alles den Reutlingern, Buchhornern u. s. w. nach!

So hört man schwäbischerseits an den Gestaden des Bodensees in munteren Gesellschaften zuweilen anwesende Ueberlinger befragen: „Nun, wie steht's, ist das Pistol noch nicht losgeschossen?" Die Antwort darauf wird gewöhnlich etwas derb ausfallen, ja wir waren Ohrenzeugen, daß einem solchen naseweisen Frager mit einem ganzen Vorrath altreichsstädtischer Grobheiten aufgewartet wurde. Was zu dieser Frage den ersten Anlaß gab, das wird nicht leicht von einem geborenen Ueberlinger mitgetheilt, sondern es bleibt in der Regel einem Nachbarstädter, etwa einem Mersburger oder Sernatinger, überlassen, die Neugierde der Gesellschaft zu befriedigen. Man erzählt sich nämlich Folgendes:

Zur Zeit, als Ueberlingen noch unmittelbar freie Reichsstadt und noch vom alten Zopfgeist erfüllt war, erhielt sie einmal plötzlich ohne vorherige Anzeige den Besuch des Oberhauptes des heiligen römischen Reichs, des deutschen Kaisers. Die allgemeine Bestürzung und Verlegenheit, welche die Ueberraschung im Städtchen hervorbrachte, läßt sich nicht schildern, denn auch nicht die geringsten Vorbereitungen zum würdigen Empfang eines so hohen Besuches waren getroffen. Ein Trost war die Nachricht, der Aufenthalt des Kaisers werde nur von kurzer Dauer seyn und sich auf die Besichtigung der ehrwürdigen Kirche beschränken. Aber auch dies konnte man nicht ganz ohne festliche Theilnahmsbezeigungen von Seiten der Bürgerschaft mit ansehen. Der hochweise Rath hatte gehört, daß bei der Kaiser-Krönung zu Frankfurt a. M. Teppiche auf dem Wege zum Dome nach dem Römer ausgebreitet würden, auf welchen dann der Kaiser einherschreite; sollte dieß in Ueberlingen — so gut freie Reichsstadt wie Frankfurt, wenngleich etwas kleiner — nicht auch nachgeahmt werden können? Allein woher genug Teppiche nehmen, um auch nur eine kurze Strecke weit das Gassenpflaster damit zu bedecken? Im ganzen Städtchen fanden sich nur zwei brauchbare Teppiche vor. Da erhob sich ein Mitglied des Magistrats und löste den Knäuel der Verlegenheit. Man sollte, da der Kaiser doch nicht zu gleicher Zeit auf zweien, sondern immer nur auf einem Teppiche zu gehen brauche, den überschrittenen ersten jedesmal sogleich hinter ihm wegziehen und vor den zweiten hinlegen. Groß war die Freude über dieses tiefsinnige Auskunftsmittel, und man gratulirte sich allgemein dazu. Aber ach! die Anwendung mißglückte durch die Voreiligkeit der allzu eifrigen Spießbürger; denn als der Kaiser im feierlichen Zuge die Domkirche verließ und die Teppichmanipulation ein paar Schritte weit auch ziemlich gut von Statten gegangen war, geschah es, daß die Teppich-Ausbreiter einmal den hintern Teppich in der Eile schon wegziehen wollten, ehe noch die kaiserliche Majestät denselben ganz überschritten hatte, so daß Hochdieselbe arg strauchelte und ganz unmanierlich zu Boden stürzte. Weithin spritzte der Koth. Entsetzlich war der Schrecken der guten Ueberlinger; doch des Kaisers Milde strafte sie nicht mit der geringsten Ungnade; die einzige Rache, die er für diese Plumpheit sich gestattete, bestand darin, daß er vor seiner Abreise den Bürgermeister und den wohlweisen Rath der freien Reichsstadt zu sich beschied und ihnen eine geladene Pistole mit dem Bedeuten überreichen ließ, daß dieselbe der Stadt zum Andenken verbleiben, aber von keines Menschen Hand losgeschossen werden dürfe, es sey denn, er träfe auf der Weiterreise durch seine Staaten noch plumpere Leute an, als die Ueberlinger, wovon er ihnen alsbald treuliche Nachricht ertheilen wolle.

Manche boshafte Leute schmückten diese Geschichte dadurch noch mehr aus, daß sie behaupten, daß einer der damaligen Bürger die Teppichmanipulation nicht gut heißen wollte, daß er ihnen Unheil prophezeite und sie inständig bat, von diesem Vorhaben abzustehen. Alles umsonst; er wurde mit Spott und Hohn zurückgewiesen.

Als nun Seine kais. Majestät zu Fall gekommen, soll dieser Bürger gerufen haben: „So ist's recht! Hab' ich's euch nit gleich g'sagt, wie heben damit e Sau auf!?"

So die Sage von der Pistole. Bis zum heutigen Tage soll sie aber noch immer geladen seyn.

Untergang der „Lady Elgin."

Die amerikanischen Journale bringen im Monat September (1860) Berichte über das Dampfschiff Lady Elgin, welches in dem See Michigan mit einem andern Schiffe zusammenstieß und unterging. Hier einige Details über das entsetzliche Unglück.

Lady Elgin, ein Dampfschiff von tausend Tonnen, das außer der Schiffsmannschaft über dreihundert und fünfzig Passagiere an Bord hatte, verließ Nachts eilf Uhr Chicago, um nach Obernsee zu gehen. Am folgenden Morgen um halb drei Uhr stieß der Schooner Augusta von Oswego mit der Lady Elgin zusammen, traf den stattlichen Dampfer am Rade des Leebords, und verschwand augenblicklich, vom starken Winde getragen, in der Dunkelheit.

In dem Moment des Zusammenstoßes tanzte man am Bord der Lady Elgin in der ersten Kajüte und die Musik ertönte laut. Aber schon in der nächsten Minute war die Musik verklungen, Schrecken malte sich auf allen Gesichtern, und eine halbe Stunde darauf war das Dampfschiff dreihundert Fuß tief unter den Wellen begraben. Von den vielen Personen, die auf der Lady Elgin sich befanden, sind nur achtundneunzig mit dem Leben davongekommen.

Zu diesen Wenigen gehört Herr H. W. Gunnison, der eine seltene Energie und eine bewundernswürdige Geistesgegenwart während der stundenlangen Gefahr, der er ausgesetzt war, bewiesen hat, und denen allein er die Erhaltung seines Lebens verdankt. Herr Gunnison hat selbst einen ausführlichen Bericht über seine Rettung veröffentlicht, den wir aber seiner Länge wegen hier nicht wiedergeben können, sondern uns mit einem kurzen Auszuge der Hauptmomente begnügen müssen.

Ehe die Lady Elgin sank, hatte Herr Gunnison alle Kleidungsstücke bis auf das Hemd und das Beinkleid abgelegt, und sich ebenfalls aller schweren Gegenstände, wie seiner Uhr und seines Geldes, entäußert. Der Strudel, den das Sinken des Schiffes hervorgerufen hatte, riß Herrn Gunnison zweimal unter das Wasser, aber immer wieder arbeitete er sich in die Höhe, schöpfte Athem und bemächtigte sich dann bald von den Trümmern des Dampfers einer Planke, die sein treuer Führer wurde bis zum folgenden Morgen, wo seinen erschöpften Kräften sichere Hilfe wurde.

Während jener entsetzlichen Schifffahrt traf Herr Gunnison vier seiner Leidensgefährten angeklammert auf einem Rade, ebenfalls ein Theil des untergegangenen Dampfers, einen Fünften, der wie er selbst auf einer Planke schwamm, indeß noch Andere auf dem Gerippe einer Schlupe der Lady Elgin ihr Leben mit Anstrengung aller ihrer Kräfte zu fristen versuchten.

Der Sturm, der noch immer heftig wüthete, trieb Herrn Gunnison glücklicherweise der Strömung entgegen. Indeß würde er unfehlbar an den Klippen, wohin ihn Wind und Welle geworfen hatten, den Tod gefunden haben, wenn sich nicht gerade mehrere Personen auf denselben aufgehalten und sich desselben angenommen hätten. Vier Männer stiegen hinab von den steilen Felsenriffen, an deren Fuß sich die Wellen brachen, und banden den Ermatteten in dem Augenblicke, wo seine erschöpften Kräfte schwanden, an einen Strick, den ihre Gefährten in die Höhe zogen. So wurde Herr Gunnison, der eilf Stunden auf dem Wasser theils schwimmend, theils vom Strome hin und her getrieben zugebracht hatte, gerettet und seiner Familie und seinen Freunden erhalten.

Aus der guten alten Zeit.

Auftrag an die Behörden.

(Die Verlegung des Gottesdienstes in der Christnacht auf die fünfte Morgenstunde betreff.)

Allen churfürstlichen Gerichtsbehörden geht hiermit der gnädigste Befehl zu, pflichtmäßig darüber zu wachen, daß die höchste Verordnung wegen Verlegung des Gottesdienstes in der Christnacht auf die fünfte Morgenstunde von den Pfarrern befolgt werde.

Nicht nur sind die Uebertreter, sondern auch im Gegentheil diejenigen geistlichen Personen namentlich anzuzeigen, welche neben gehorsamster Befolgung, auch das Volk hierüber zweckmäßig unterrichtet haben.

München, am 22. Januar 1802.

Churfürstl. Gen. Land. Direktion.

Freiherr von Weichs, Präsident.

Gemeinnütziges.

Rezept zu einer guten schwarzen Tinte. 6 Loth fein pulverisirte Galläpfel, 4 Loth fein pulv. Gummi arabicum, 3 Loth fein pulv. Eisenvitriol und 2 kleine Handvoll fein geriebenes Küchensalz. Einige Tropfen warmes Wasser auf eine Messerspitze dieses Pulvers gegossen, erhält man die schönste blauschwarze Tinte.

Einige Regeln über Kunstwäsche. Mousselin-de-Laine-Kleider werden getrennt und mit Seifenschaum in kaltem Regenwasser gewaschen, was man wiederholen muß, wenn die Kleider sehr schmutzig sind. Dann werden sie 2—3 Mal gespült, aber nicht ausgerungen, sondern nur ausgedrückt und darauf zum Trocknen aufgehängt, dann halbtrocken gebügelt und dies wiederholt, bis sie ganz trocken sind.

Der Igel wird von vielen Landleuten als schädlich vernichtet. Die Untersuchungen des Naturforschers Lenz haben aber erwiesen, daß er vielmehr sehr nützlich ist, und besonders zur Vertilgung der Reptilien wesentlich beiträgt. Lenz sperrte eine große Natter mit einem Igel zusammen, der sie auch sofort feindlich anfiel und mit ihr, trotzdem sie sich verzweifelt wehrte, fertig wurde, indem er sie verschlang. Aus dieser Thatsache folgert Lenz, daß sich der Igel nur im Nothfalle von Früchten nähre (was ihm seine Verfolgung zugezogen habe), und daß ihm Fleischspeisen eigentlich viel lieber seyen. Wenn nun auch giftiges Gewürm für ihn verdaulich ist, so wäre es gewiß Thorheit, ihn undankbar für seine nützliche Wirksamkeit anzufeinden.

Kleinigkeiten.

Englische Sparkasse. Zufolge einem parlamentarischen Ausweis, der vor Kurzem in den Londoner Blättern veröffentlicht worden ist, beliefen sich die Gesammt-Einlagen in den Sparkassen des Vereinigten Königreichs am 20. Nov. des Jahres 1859 auf 38,919,127 Pf. Sterl. Davon waren 38,726,676 Pf. St. beim Staatsschuldentilgungsfonds angelegt, und blieb eine Bilanz von 476,193 Pf. Sterl. in den Händen der Kassen. Die Verwaltungskosten hatten mit Einschluß der Beamtengehalte 125,352 Pf. St. ausgemacht, und es wurden die deponirten Gelder im Durchschnitt mit 2.18, somit nicht ganz mit 3 Proz. verzinst. Von der genannten Summe der Einlagen kamen 34,720,735 Pf. Sterl. auf England und Wales, 2,218,572 Pf. St. auf Schottland, 2,020,377 Pf. St. auf Irland und 435,631 Pf. St. auf die verschiedenen kleinen Inseln.

Probe aus dem soeben erschienenen Neuen Briefsteller für preußische „Handlungsbeflissene."

Musterbrief in Wechselgeschäften.

Herren Fritz und Comp. sel. Nachfolger in Berlin.

Frankfurt. Datum.

Zu ergebenster Bezugnahme auf Ihr Letztgeehrtes von gestern sind wir Ihnen dankbar verbunden, daß Sie sich endlich entschlossen haben, in unserm gemeinschaftlichen Interesse, aber auf Ihre alleinige Gefahr, unsre alte Forderung an Herrn Hersch Dänemark in Kopenhagen eintreiben zu wollen. Wir behändigen Ihnen untenstehend Abschrift des Wechsels, der unsere Schuldforderung repräsentirt, und ersuchen Sie, zur Realisirung derselben sich aller Ihnen zu Gebote stehenden Mittel zu bedienen, eventuell die Execution eigenhändig zu verfügen.

Wir verhehlen uns die Schwierigkeiten, die sich Ihnen darbieten, um so weniger, als wir uns recht gut bewußt sind, vor elf Jahren in der Lage gewesen zu seyn, die gedachte Forderung mit Leichtigkeit beitreiben zu können zu gedenken nicht gedacht zu haben, allein — es paßte uns damals nicht.

Am Tage des Verfalls unsers Wechsels werden wir für nöthige Intervention des Hauses Louis u. Comp. in Paris Sorge tragen, und sehen wir bis dahin Ihren weiteren Nachrichten entgegen.

Achtungsvoll ergebenst

B. O. R. Ries, Beust u. Co.

Abschrift des Wechsels.

Secunda-Wechsel.

„Deutschland im Jahre der Schmach 1848.

„Im Jahre der Vergeltung 1861 zahlen Sie für diesen unsern Secunda-Wechsel (Prima ist 1848 nicht eingelöst worden) an unsere gemeinschaftliche Ordre die Summe alles des Unheils nebst Zinsen, das Sie in zehn Jahren angerichtet haben, Werth für „O. E. Streich u. Comp., und stellen es auf Rechnung Schleswig-Holstein laut öfterem vergeblichen Bericht von

„p. p. Kleindeutschland,

„B. O. R. Ries, Beust u. Comp."

An Hersch Dänemark in Kopenhagen,

auch zahlbar Jütland.

Indosso: Für uns an die Ordre Fritz u. Comp. s. Nachf. in Berlin.

Den Werth zum Incasso ohne unsern Regreß.

p. p. Kleindeutschland.

Der stotternde Politiker.

Bis jetzt geschah im deutschen Land
Doch immer nicht das Rechte;
Es gibt in unserm Vaterland
Noch gar zu viele — — gnädige Herren,
Den Fortschritt sie versperren.

Doch blind ist jene edle Schaar
Und taub stets der Belehrung;
Wenn das so fort geht, es ist klar,
Da gibt es bald — — empfindliche Geschichten,
Thun sie nicht ihre Pflichten.

Sie kommen, anstatt still zu seyn,
Sogar mit Paradoxen,
Verfolgen einen Volksverein
Und handeln dann wie — — offene Männer
Und wahre Menschenkenner.

Mit Frankreich kokettirend traf
Man Borries einst am Ruder;
Des Morgens stand er auf als Graf
Und ist ein rechtes — — lustiges Genie,
Geschäftig spät und früh.

Ein Anderer aus edlem Haus
Fängt ungarische Grafe —
Und liefert sie dem Nachbar aus;
Es sind doch rechte — — scharmante Leute
Und jedes Deutschen Freude.

Wann wird wohl einstens Oesterreich
Umweht vom Frühlingsdufte
Der Freiheit? — Wenn aus jenem Reich
Verschwunden sind die — — Schulden
Und die papiernen Gulden.

Nimmt nicht Kurhessens Herrscherhaus
Den gutgemeinten Rath an
Und liefert die Verfassung aus,
So holt's noch der — — sachkundige Preuße,
Nach Alexander's Weise.

Um Schleswig-Holstein thut mir's leid;
Gar schlecht man's stets regierte.
Ich gönnte wahrlich ihm die Freud',
Daß Dänemark — — ere - irte
Gleichheit als Landeszierde.

Viel Deutsche sind am Rhein und Main,
Die sehr nach Einheit dürsten;
Sie fleh'n: o Nationalverein!
Erleuchte uns're — — fürtrefflichen Minister,
Damit's nicht bleibt so düster!

Allein der Deutsche hat Geduld;
Die Noth, die lehrt ihn beten.
Er leidet Unrecht, trägt die Schuld,
Läßt sich geduldig — — trösten:
Gefahr droht nur von Westen!

Die Sphynx auf dem Pariser Thron
Läßt alle Welt im Zweifel.
O, wäre doch Napoleon
Geblieben stets beim — — theuren Frieden,
Anstatt im Krieg zu wüthen.

Doch nur Geduld! Kommt's Frühjahr an,
Geht's los an allen Ecken;
Die Diplomaten werden dann
Gewiß sich all' — — verständlich aussprechen
Und uns am Erbfeind rächen!

Rösselsprung-Aufgabe.

(Lebensregel von Göthe.)

jeder	krie-	gen,	gang-	will	Leben-	Du	schaf-
Dich	Willst	Tag	ders	fra-	Du	umk	er-
nen	Was	ne	thun	Ver-	wird	zen,	sollst
fen.	nicht	Du	ichen.	wirst	sen	sa-	Mußt
Dir	Men-	das	Andre	Andre	mern,	will,	Und
küm-	las-	nem	gut	has-	das	Was	gen.
eige-	ein	Gott	Was	Dich	er-	zim-	Tag
über-	mern	an	Thun	Leben	jeder	Maßt	gönnen;

Buchstaben-Rebus.

Versetztes Sprichwort.

Zorn Norne, Wiese Weg Nonne.

Wie heißt das Sprichwort?

Auflösung des „Rebus 1" in der Sonntags-Beilage Nro. 5 vom 3. Februar 1861.

Wem die Heirath übel geräth, der hat das Fegfeuer sein Leben lang im Haus.

Richtige Lösungen gingen ein von: Joseph R...l. — Eug. Sch. R. M. — P. A. — L. Z. — Klostermaier. — Hartung. — Friedr. Lugenhöfer. — L. L. — Adolph Z. — Th. E. — Jos. St. — A. Schn. — M. Th. — R. H...

Viktualien-Preise in Augsburg im Monat Januar 1861.

	fl.	kr	pf	bis fl.	bis kr.	bis pf
1 Pfund feine Rollgerste	—	14	—	—	—	—
1 Pfund mittlere Rollgerste	—	12	—	—	—	—
1 Pfund grobe Rollgerste	—	10	—	—	—	—
1 Vierling Erbsen	1	12	—		—	—
1 Vierling Linsen	1	30	—	—	—	—
1 Vierling Hirsen	2	8	—	—	—	—
1 Vierling Hanfkörner	—	18	—	—	—	—
1 Vierling Haberkern	2	8	—	—	—	—
Bei dem k. Salzamte dahier						
Kochsalz, 1 Fassel zu 150 Pfund	9	39	—	—	—	—
Kochsalz 1 Sack zu 134 Pfund	8	29	2	—	—	—
Kochsalz 1 Pfund bei den Hockern	—	4		—	—	—
Viehsalz 1 Centner	2	9	—	—	—	—
Viehsalz 1 Fassel zu 250 Pfund	5	22	2	—	—	—
Dungsalz 1 Fassel zu 650 Pfund	7	15	—	—	—	—
1 Centner rohes Unschlitt	26	30	—	—	—	—
1 Centner ausgelassenes Unschlitt	36	30	—	—	—	—
1 Pfund gegossene Lichter	—	24	—	—	—	—
1 Pfund gezogene Lichter	—	25	—	—	—	—
1 Pfund Seife	—	16	—	—	—	—
1 Centner Heu	1	35	—	—	—	—
1 Centner Grummet	1	32	—	—	—	—
1 Centner Roggenstroh	1	13	—	—	—	—
1 Centner Gerstenstroh	—	42	—	—	—	—
1 Centner Haberstroh	—	49	—	—	—	—
1 Maas unabgerahmte Milch	—	4	—	—	—	—
1 Maas abgerahmte Milch	—	2	—	—	—	—

	fl.	kr	pf	bis fl.	bis kr.	bis pf
1 Metzen weiße Ruben	—	—	—	—	—	—
1 Vierling bayer. Ruben	—	20	—	—	24	—
1 Metzen weiße Kartoffel	1	12	—	—	—	—
1 Metzen rothe Kartoffel		—	—	—	—	—
1 Pfund gedörrte Zwetschgen	—	[illegible]	—	—	12	—
1 Pfund gedörrte Kirschen	—	14	—	—	—	—
1 Pfund Hechte	—	30	—	—	33	—
1 Pfund Karpfen	—	18	—	—	—	—
25 Stück Frösche	—	6	—	—	12	—
1 Pfund Krebse	—	24	—	—	36	—
1 Pfund geräuchertes Fleisch	—	32	—	—	—	—
1 Pfund Leinöl	—	40	—	—	—	—
1 Pfund Schmalz		24	—	—	26	—
1 Pfund Schweizer-Butter	—	25	—	—	—	—
1 Pfund Land-Butter	—	24	—	—	—	—
6 Eier	—	8	—	—	—	—
1 Spanferkel	—	—	—	—	—	—
1 Gans in Federn	1	12	—	1	18	—
1 gerupfte Gans	1	15	—	1	42	—
1 Gansjung	—	12	—	—	14	—
1 Ente in Federn	—	33	—	—	36	—
1 gerupfte Ente	—	30	—	—	42	—
1 Entenjung	—	3	—	—	4	—
1 Indian	2	24	—	2	42	—
1 alter Hahn	—	18	—	—	24	—
1 alte Henne	—	24	—	—	30	—
1 Huhn	—	24	—	—	27	—

	fl.	kr	pf	bis fl.	bis kr.	bis pf.
1 paar Tauben	—	—	—	—	—	—
Eine Maaß Kirschenwasser	—	48	—	1	—	—
Eine Maaß guter Fruchtbranntwein	—	30	—	—	—	—
Eine Maaß geringer Branntwein	—	16	—	—	—	—
Eine Maaß Weinessig	—	12	—	—	—	—
Eine Maaß Biеressig	—	4	—	—	—	—
Eine rohe Zunge	1	30	—	1	36	—
Eine geräucherte Zunge	1	36		1	48	—
1 Pfund Hirschwildpret	—	12	—	—	16	—
1 Pfund Rehwildpret	—	12	—	—	24	—
1 Pfund Schwarzwildpret	—	26	—	—	—	—
1 Fasan	2	42	—	3	—	—
Eine Wildente	—	30	—	—	36	—
1 Rebhuhn		18	—	—	36	—
Eine Schnepfe	—	—	—	—	—	—
1 Hase mit Jung	—	30	—	—	54	—
1 Hase ohne Jung	—	30	—	—	42	—
1 Pfund feiner Flachs	—	30	—	—	33	—
1 Pfund mittlerer Flachs	—	24	—	—	26	—
1 Pfund Werg	—	10	—	—	12	—
1 Pfund Schafwolle	—	45	—	—	48	—
1 Klafter Buchenholz	18	24	—	—	—	—
1 Klafter Birkenholz	16	42	—	—	—	—
1 Klafter Föhrenholz	13	46	—	—	—	—
1 Klafter Fichtenholz	11	37	—	—	—	—
1 Fuder weiche Kohlen	3	36		—	—	—
1000 Stück Torf	2	12	—	—	—	—

Sonntags-Beilage
zum
Augsburger Anzeigblatt.

Nummer 7. — 17. Februar 1861.

Der Hund des Gastwirths.

Mehrere Missethaten waren in Yorkshire im Laufe des Winters verübt worden, als ein höherer Polizeibeamter in London den Befehl erhielt, an Ort und Stelle Nachforschungen nach den Thätern, von denen man bisher noch keine Spur entdeckt hatte, anzustellen. Im Monat Februar reiste er zur Erfüllung seines Auftrages nach Yorkshire ab und fand durch Regen und Unwetter die Provinz so unter Wasser gesetzt, daß es schwer war, auf den Landwegen vorwärts zu kommen. Die Postkutsche, welche in jener Zeit noch am Leben war, setzte ihn in dem Städtchen S. ab, von wo er bis zum nächsten Ziele seiner Wanderung zu Fuß noch beinahe eine ganze Meile zurückzulegen hatte. Nur mühsam kam er vorwärts, und Koth und Wasser liefen ihm oft über die Stiefel. Mit Freuden begrüßte er daher endlich bei dem Scheine des zunehmenden Mondes das Wirthshaus zur aufgehenden Sonne, wo er die ersten Erkundigungen einzuziehen beschlossen hatte, und wohlbehaglich trocknete er sich hier an einem mächtigen Feuer, das in der Küche brannte, welche zugleich als Gastzimmer diente.

Die Bauern und übrigen Gäste, die in dem Wirthshause waren, betrachteten den Städter mit weit aufgerissenen Augen und suchten durch verschiedene Fragen zu erfahren, welches Geschäft er hätte, woher er käme, und wohin er wollte.

Der Polizeibeamte aber, seit langer Zeit daran gewöhnt, jede Art von Rolle zu spielen, stellte sich hier im höchsten Grade einfältig und wußte es dadurch auf geschickte Weise zu vermeiden, Antworten auf die Fragen zu geben; überdies war er hungrig wie ein Wolf, und da der Gastwirth ihm bald nach seiner Ankunft ein warmes Abendessen vorsetzte, fiel er über dasselbe her und wußte dadurch weiteren Fragen zu entgehen. Neben dem Feuer schlief ein großer Bullenbeißer, der Duft des Abendessens erweckte das Thier, und da es erkannte, für wen das leckere Mahl bereitet worden war, näherte es sich dem Gaste und suchte mit demselben Freundschaft anzuknüpfen; dieser erwiderte das Entgegenkommen und reichte dem Hunde manchen guten Bissen, das Thier bewies darauf seine Dankbarkeit, indem es sich neben den Polizeibeamten setzte, seinen Kopf auf dessen Kniee legte und ihm gutmüthig in das Gesicht sah.

In dem Gemache saßen einige nachlässig gekleidete Menschen von nicht sehr einnehmendem Aeußern bei ihrem Bier. Der Beamte entnahm aus ihren Blicken und ihrem leisen Geflüster, daß er ein Gegenstand ihrer Aufmerksamkeit sey, und fühlte sich dadurch nicht eben behaglich, zumal er sich vorhin für einen Viehzüchter ausgegeben hatte und er sich nun sagen mußte, daß man bei ihm leicht eine größere Geldsumme erwarten konnte, weil er ohne Vieh reiste und daher wahrscheinlich von dem Markte zurückkehrte, wo er für seine Thiere Geld eingenommen haben mußte. Dennoch tröstete er sich mit dem Gedanken, daß er in einem öffentlichen Gasthause sich befand und daher nicht leicht eine Gefahr zu befürchten hätte. Nach dem Abendessen ließ der Wirth sich mit dem Polizeimanne in ein Gespräch ein und erzählte ihm die Neuigkeiten, welche in der Nachbarschaft in Umlauf waren, namentlich aber die fürchterlichen einzelnen Umstände von der Ermordung eines Herrn Berry, sowie mehrere Brandlegungen, die in der letzten Zeit in der Gegend stattgefunden hatten. Der Beamte war sehr erfreut, daß der Wirth von selbst einen Gegenstand besprach, über den er Erkundigungen einziehen wollte, und nichts konnte ihm daher willkommener seyn, als die Mittheilung der verschiedenen näheren Umstände.

Während seines Gespräches mit dem Wirthe glaubte er zu bemerken, daß die verdächtigen Gäste an dem andern Tische verstummten und aufmerksam auf jedes Wort lauschten, das er mit dem Wirthe wechselte.

So war es spät geworden, und den Polizeimann, der durch den mühsamen Weg sehr ermüdet war, verlangte nach Ruhe; er forderte daher den Wirth auf, ihm ein Schlafzimmer anzuweisen, und während er nach demselben die steile knarrende Treppe hinaufstieg, entfernten sich die übrigen Gäste.

Der Polizeiagent folgte seinem Führer durch mehrere lange schmale Gänge, in denen der kalte Wind pfeifend blies, und blieb endlich vor einer Thür stehen, die in ein Schlafgemach führte. Der Wirth überreichte ihm das brennende Licht und wünschte ihm dann eine gute Nacht.

Der Gast stand im Begriff, zu fragen, in welchem Theile des Hauses er sich befände und ob in den anstoßenden Zimmern andere Gäste schliefen, allein er unterdrückte diese Frage, nahm das Licht, trat in das Zimmer und erwiderte die gute Nacht des Wirths. Die Schritte des Letzteren entfernten sich durch den finstern Gang, der Gast setzte das Licht auf den Tisch, und als er sich dann umwendete, die Thür zu verschließen, erblickte er mit Staunen und Vergnügen den großen Hund, der sein Abendessen mit ihm getheilt hatte und vor der Thür stehend freundlich mit dem Schwanze wedelte, indem er ihn fragend ansah, ob er zu ihm eintreten dürfte.

„Komm, Alter!“ rief der Gast, und freudig sprang der Hund in das Zimmer.

Der Polizeiagent verschloß hierauf die Thür und war nicht böse darüber, einen Gefährten zu haben, wenn es auch nur ein vierfüßiger war.

Mochte es die Ermüdung der Reise seyn oder irgend ein anderer Grund, genug, der Mann der Polizei fühlte sich in einer sehr gedrückten Stimmung, und in dieser war es ihm erwünscht, ein lebendes Wesen an seiner Seite zu haben.

Der Hund schritt bis in die Mitte des Gemaches vor, wedelte mit dem Schwanze und sah seinen neuen Freund fragend an, als erwarte er dessen Befehle. Dieser deutete deßhalb auf ein Stück von einem Teppich, der am Fußende des Bettes lag, und sagte: „leg Dich, mein Hund.“

Das Thier folgte der Aufforderung, und der Gast ging zu Bett und versank beinahe augenblicklich in einen festen Schlaf. Diesem wurde er während der Nacht nur einmal entrissen, indem er über ein eigenthümliches Geräusch, ein Schnarchen und einen Ton, wie von einem Falle, aufwachte.

„Bist Du da, Hund?“ rief er seinem nächtlichen Gesellschafter zu. Ein leises Wimmern, wie eine Art Geheul, war seine einzige Antwort, und da es ihm vorkam, als pfiffe der Wind durch das Gemach, drehte er sich nach der andern Seite, zog das Deckbett über das Gesicht und war nach wenigen Minuten wieder in Schlaf gesunken.

Am nächsten Morgen erweckten ihn die Strahlen der Sonne, die ihm voll in das Gesicht schienen. Er hob den Kopf in die Höhe und wunderte sich, das Fenster geöffnet zu sehen, während er doch gewiß wußte, daß es am Abend zuvor fest verschlossen gewesen war. Er sprang daher aus dem Bett und wollte das Fenster schließen, da sah er zu seinem höchsten Staunen einen Menschen der ganzen Länge nach mit dem Gesicht unten am Boden liegen, wenige Schritte von seinem Bette entfernt. Neben ihm lag der Hund und hatte eine seiner Pfoten auf den Kopf des Mannes gelegt.

„Was wollt Ihr hier?“ rief der Polizeiagent, doch er erhielt keine Antwort. Darauf berührte er mit dem Fuße leise den Körper des Liegenden, doch dieser achtete darauf nicht. Nun bückte er sich, wendete den Menschen um und sah zu seinem Entsetzen, daß derselbe todt war. — Aber auf welche Weise war er hier um das Leben gekommen? Dies zeigte sich ihm bei näherer Untersuchung, denn eine tiefe Wunde in seinem Halse, offenbar von den Zähnen des Hundes herrührend, mußte seinen Tod herbeigeführt haben.

Der Mensch war augenscheinlich durch das Fenster in das Zimmer gestiegen, und es war leicht zu errathen, daß er dabei die Absicht gehabt hatte, den Viehhändler zu berauben und wahrscheinlich auch zu morden. Die letztere Absicht ließ sich kaum bezweifeln, denn neben ihm lag ein Kampfstock und in der einen erstarrten Hand hielt er ein scharf geschliffenes spitziges Messer, wie sich deren die Schweineschlächter bei ihrem Geschäfte bedienen.

Der Polizeibeamte rief nach dem Wirth, doch vergebens; seine Stimme verhallte in den langen Gängen und erhielt keine Antwort. Er trat darauf an das Fenster und sah, daß dieses auf ein großes Kornfeld ging. Eine Leiter, die an der Wand lehnte, deutete den Weg an, auf dem der Mörder in das Zimmer gestiegen war.

Hastig kleidete der Gast sich an, eilte hinab in die Küche und machte hier Lärm. Der Wirth und einige andere Bewohner des Hauses eilten auf die Mittheilung, die er ihnen machte, mit ihm nach seinem Schlafzimmer, und sobald der Wirth hier die Leiche erblickte, rief er aus: „Ei, das ist ja Dick Shawler! Sind noch Mehrere von ihnen hier?“

Die Leiche wurde nach einem unteren Zimmer gebracht. Bald verbreitete sich das Gerücht von dem, was vorgefallen war, und während des Tages kamen viele Menschen nach dem Gasthause, um sich von der Neuigkeit näher zu unterrichten und den Mann zu sehen, der auf eine so eigenthümliche Weise um das Leben gekommen war.

Der Polizeibeamte, der mit Recht vermuthete, hier eine Spur von Verbrechen entdeckt zu haben, denen er nachspürte, fragte den Wirth, wer dieser Dick Shawler sey und mit welchen Menschen er Gesellschaft zu halten gepflegt hätte, und erfuhr, daß Dick einer von

vier müßigen Herumtreibern gewesen wäre, die ihren Lebensunterhalt auf eine Weise gewonnen hätten, welche sich Niemand zu erklären wußte, weßhalb man glaubte, es sey theils durch Diebstahl, theils durch Einbruch geschehen.

Der gewandte Agent erfuhr durch diese Mittheilung genug, um Schritte zu der Verhaftung der übrigen Genossen des Todten zu thun, und bald zeigte es sich, daß dieselben die Mordthaten vollbracht, das Feuer angelegt und noch viele andere Verbrechen begangen hatten.

William Walker.

Das Leben eines modernen Flibustiers.

Beinahe kein Mann hat seit nahezu zehn Jahren in der neuen und alten Welt so viel von sich reden gemacht, als der jüngst in Honduras hingerichtete William Walker, der Held der unruhigen Köpfe von Nordamerika, dessen Expeditionen in Nicaragua u. s. w. so lange von den Zeitungslesern aller Nationen mit Spannung verfolgt worden sind. Sein ereignißreiches, romantisches Leben ist daher auch ziemlich interessant und namentlich für eine gewisse Klasse der nordamerikanischen Bevölkerung charakteristisch, deren negative Thatkraft sich besonders in dem Plane gefällt, die ehemaligen spanischen Länder Amerika's für die angelsächsische Bevölkerung zu erobern.

Walker war erst sechsunddreißig Jahre alt, als er starb. Geboren zu Nashville in Tennessee im Jahre 1824, widmete er sich in seiner Jugend dem Beruf eines Advokaten. Sein Vater, ein geborner Schotte, war Bankier, ein sehr angesehener und einflußreicher Mann, welcher in seinem Wirkungskreise das allgemeinste Vertrauen und die ungetheilteste Achtung genoß. Der Sohn dagegen war ein Thunichtgut und Wüstling. Als Advokat machte er Fiasko, versuchte sich dann in der Medizin; brachte es aber auch in diesem Berufe zu keinem sonderlichen Erfolg, daher wandte er sich nach echt amerikanischer Weise dem Berufe des Zeitungsschreibers zu, und so sehen wir ihn im Jahre 1851, im ersten Morgengrauen der Civilisation an den Gestaden des Stillen Oceans, als Herausgeber einer Zeitung in San Franzisko zum ersten Mal im öffentlichen Leben auftauchen.

Das rauflustige, unstete, wilde Temperament des Menschen, unter welchen er damals lebte, und die hochgehende Ebbe und Fluth von Reichthum und Armuth, welche unter der damaligen ewig fluctuirenden Bevölkerung Californiens sich geltend machte, scheinen dem unbestimmten Streben und den vagen Wünschen William Walker's erst Gestalt gegeben zu haben. Ein französischer Edelmann von ähnlichem Schlage, der Graf Raousset de Boulbon, hielt sich damals gerade in Californien auf, und bereitete eine Expedition vor, durch welche er sich ein Reich erobern wollte. Die romantischen Ideen, welche der Franzose in feudal-aristokratischem Sinne verwirklichen wollte, griff Walker, sein Bekannter, mehr von einer entschieden demokratischen oder republikanischen Seite auf, und so sehen wir ihn denn, nachdem er noch gar nicht lange in Californien gelebt hatte, wo er noch überdieß ein gutes Geschäft hatte, plötzlich einen Ritt über die Grenze machen und sich auf einem herrenlosen Grundstrich im nördlichen Mexiko niederlassen. Er proklamirte hier eine „unabhängige Republik von Unter-Californien". Der Spaß dauerte jedoch nicht lange. Die mexikanischen Behörden sputeten sich, die amerikanischen Truppen waren auf ihrer Hut, aber das Ungünstigste war, daß die neuerrichtete Republik und ihre Gründer nichts zu essen hatten. Walker ergab sich und seine Truppe an einen amerikanischen Zollbeamten, unterwarf sich einer Art von gerichtlicher Untersuchung, ward aber alsbald freigesprochen, denn zu jener Zeit war das Flibustier-Treiben ganz im Schwange.

Durch diese Erfahrung nicht gewitzigt, sondern durch die Sympathie eher ermuthigt, die seine nicht sehr rühmliche Unternehmung gefunden hatte, trat Walker zwei Jahre später seinen zweiten Flibustierzug an. Die Demokraten des Staates Nicaragua boten ihm 20,000 Acker Land an, wenn er auf ihrer Seite gegen die aristokratische Partei fechte, — ein Anerbieten, welches an sich nicht unehrenhaft und nicht ohne Vorgänge war. Walker kam mit jenen Leuten überein, traf noch einige weitere Vorkehrungen wegen seiner Truppe und befrachtete dann sein Schiff. Im Mai 1855 lag dieses, die Vesta, im Hafen von San Franzisko, mit General Walker und 56 seiner Leute an Bord. Es war mit Beschlag belegt und ein Kriminalbeamter hatte Besitz davon ergriffen. Montag den 4. Mai um Mitternacht ersuchte Walker den Kriminalbeamten, mit ihm in die Kajüte hinunterzukommen und einige Dokumente zu untersuchen. Der Beamte willfahrte arglos; da ward die Kajütenthüre hinter ihm abgeschlossen und ihm bedeutet, er sey jetzt ein Gefangener. „Hier, mein Herr, sind Cigarren und Champagner," sagte Walker in einer schleppenden langsamen Weise, „und hier Knebel, Handschellen und Ketten. Wählen Sie gefälligst!" — Der Beamte, ein verständiger Mann, entschied sich für das erstere und war in einer sehr weinseligen Stimmung, als er an Bord des Dampfschleppers gebracht wurde, um auf den Schauplatz seiner amtlichen Wirksamkeit zurückzukehren. Im Juni kam General Walker in Nicaragua an und fand die Serviles unter den Waffen, um ihm Widerstand zu leisten; er mußte alle drei Wochen eine Schlacht schlagen. Der Einnahme von Granada folgte rasch das Gemetzel an der Virgen-Bay und die nothgedrungene Einsetzung des General Walker in seine Herrschaft in Nicaragua. Binnen Kurzem kam es zu einem Vertrag und Friedensschluß zwischen den kämpfenden Parteien; ein Eingeborner, Namens Patricio Rivas, ward zum Präsidenten, Walker aber zum Ober-General der Armee ernannt. Dieß war der Gipfelpunkt von Walker's Laufbahn; er hatte die eigentliche Regierungsgewalt in Nicaragua in seiner Hand und Rivas war nur sein Werkzeug. Er unterhielt eine gute und schöne Durchgangsstraße in voller Thätigkeit, welche ihm jeden Monat Hunderte von Einwanderern zuführte. Großbritannien und die Vereinigten Staaten, der erfolglosen Bestrebungen der Spanisch-Amerikaner zu Herstellung gesicherter Regierungen müde, waren beide erbötig ihn anzuerkennen und zu unterstützen; im Lande selbst war jedermann auf seiner Seite, er hätte auf bloße Requisition hin Geld und Leute in Menge bekommen können; es ist sogar ganz glaublich, daß selbst die besten Leute in Nicaragua von seinen glänzenden Erfolgen bezaubert waren und wirklich glaubten, er sey zur Wiedergeburt ihres Vaterlandes förmlich berufen. Allein Walker gefiel sich in diesen geordneten Verhältnissen nicht und warf diesen ganzen schönen Bau gegenwärtiger Macht und künftigen Glücks nun tollkühn über den Haufen. Er erschoß Corral, seinen alten Feind, das Haupt der servilen Partei, einen Mann von Stande, der im allgemeinen Ansehen stand, unter dem Vorwande, er habe gegen die Regierung conspirirt, welche sie beide mit einander errichtet hatten. Er widerrief ohne Ursache das Durchgangsrecht, welches er der Nicaragua-Gesellschaft eingeräumt hatte, nahm Dampfschiffe in Beschlag, welche amerikanischen Staatsbürgern gehörten, schloß eben hiedurch sich und sein Land von der übrigen Welt ab und verhinderte den Zufluß von Einwanderern. Dann fing er mit Costarica Krieg an und führte denselben so schlecht, daß seine Truppen in der ersten Schlacht geschlagen wurden. Dann ward er auch des Rivas überdrüssig, setzte ihn ab und maßte sich selber die Präsidentschaft an. Von diesem Moment an bis zum Schluß des Feldzuges von Nicaragua war seine Geschichte nur Eine ununterbrochene Reihe von Niederlagen, Unfällen, getäuschten Hoffnungen und Elend. Die Nicaraguaner sahen in ihm nur einen Mann ohne Treu und Glauben, einen kopflosen Wütherich, und verbanden sich mit den Costarikanern gegen ihn, trieben ihn von Ort zu Ort, und bedrängten ihn am Ende so hart, daß er ohne die Anwesenheit einer amerikanischen Kriegssloop, die ihn und seine Leute an Bord nahm, damals verloren gewesen wäre. So endete sein zweiter Flibustierzug.

Seine dritte und vierte Expedition gegen Nicaragua sind bald geschildert; beide waren schlecht erdacht und eingeleitet, schlugen elendiglich fehl und hätten ohne die Dazwischenkunft brittischer und amerikanischer Kriegsschiffe jedenfalls für Walker und seine Anhänger schlecht geendet.

Walker's fünfter und letzter Freibeuterzug sollte ursprünglich gegen die berüchtigten Bay-Inseln gehen, welche Großbritannien jüngst wieder an Honduras abtreten wollte. Verschiedene Einwohner britischer Abkunft auf diesen Inseln hatten ihren Widerwillen kundgegeben, sich wieder an Honduras überwiesen zu sehen. Walker sah darin eine Gelegenheit, ein neues unabhängiges Reich zu errichten. Zu seinem Unglück durchschaute aber die Regierung von Honduras sein Spiel und bat Großbritannien, die Abtretung dieser Inseln noch zu verschieben. So in seinen Erwartungen getäuscht, kreuzte Walker einige Wochen in den Gewässern von Honduras und ging buchstäblich umher wie ein brüllender Löwe, suchend wen er verschlinge; endlich überfiel er, zu seinem Unstern, Truxillo, allein das britische Kriegsschiff Icarus zwang ihn, diese Stadt zu räumen, und er ward von den Honduresen bis zur Bai zurückgetrieben, wo er sich weigerte, britischen oder amerikanischen Schutz nachzusuchen, und den Behörden von Honduras in die Hände fiel, welche ihn standrechtlich erschießen ließen.

Walker war unbestreitbar ein gemeinschädlicher Mensch, welcher der Welt nichts nützte. Zum Aufbauen eines Gemeinwesens fehlte es ihm an aller Fähigkeit; seine Thatkraft war nur ausschließlich auf Zerstörung hingerichtet. Tapferkeit, Muth, Ausdauer und Energie sind ihm nicht abzusprechen; allein er hatte keinen Scharfblick, keine Vorsicht und Behutsamkeit, keinen Sinn für Ehre und Recht, keinen Funken von Gewissen oder von menschlichem Mitleid in seiner Brust. Alle seine Unternehmungen von A bis Z haben der Welt mehr Schaden als Nutzen gebracht und ihm selbst keinen Ruhm.

Volksthümliche Fastenreden.

(Aus den Schriften von M. G. Saphir.)

„Ost oder West, Ball oder Fest,
Daheim in dem Nest, ist's, Mädchen, am Best'!"

Salomo der Weise sagt: „die Ehre der Königin besteht in ihrer Häuslichkeit." — Was die Ehre betrifft, meine holden Leserinnen, so ist jedes Mädchen eine Königstochter, jedes Mädchen hat von der Natur den Hermelin der Unschuld erhalten, und die Krone der weiblichen Tugend macht jedes Mädchen zum fürstlichen, und jeden weiblichen Augapfel zum Reichsapfel und selbst die eiserne Krone des ärmsten Mädchenhauptes zum goldenen Diademreif!

Also: „die Ehre der Königstochter besteht in ihrer Häuslichkeit!"

Das heimathliche Haus ist das geheime Kabinet des Mädchens; das Haus ist der schützende Glassturz über die zarte Blume der Mädchen; das Haus ist die Jelängerjelieber-Laube der Mädchenhaftigkeit, das Haus ist der Groß-Siegelbewahrer der Mädchenwürde; das Haus

ist die keusche Muschel, welche die reine Perle der Mädchenhaftigkeit so lange verschließt, bis der Taucher in den stillen Ozean der Ehe sie heraushölt; das Haus ist das grüne Gemach, in welchem die unentweihte Knospe der Jungfräulichkeit heilig schlummert; das Haus ist die Stiftshütte aller weiblichen Tugenden; darum, meine holden Leserinnen, „Ost oder West, Ball oder Fest, Daheim in dem Nest, ist's, Mädchen, am Best'!"

Wir Männer sagen: Mädchen und Lerchen müssen aus dem heimischen Neste genommen werden, wenn sie in unserm Hause nach und nach heimisch und lieb und angenehm seyn sollen, und nicht von Ost und West, nicht von Ball und Fest!

Wir Männer sagen: Mädchen und edles Obst müssen zu Hause, beim Gärtner geholt werden, wenn wir recht Vortreffliches und Auserlesenes haben wollen, aber nicht auf dem Obst- und Wochenmarkte, nicht von Ost und West, nicht von Ball und Fest! — Mädchen und Tauben sind im Schlage am schönsten, ihr Gefieder schillert am lieblichsten, wenn sie geschäftig im Schlage sich bewegen; wer einen guten Schlag von Mädchen und Tauben für sich haben will, muß sie wieder in dem Schlage suchen, und nicht unter den wilden und wandernden Tauben, nicht „von Ost und West, nicht von Ball und Fest!"

Liebe Mädchen, Ihr seid Königinnen in Eurem Hause, und Ihr werdet Sklavinnen außer Eurem Hause, in Ost und West, bei Ball und Fest! Ihr habt ein schönes Land zu regieren: Euch selbst! Ihr habt zwei Kammern, zwei Herzenskammern; o, regiert Euch so, daß die Stimmen in dem Hause der gemeinen Leidenschaften nicht die Stimmen in der Kammer der Edlen überstimmen. Ihr habt fünf Minister: die fünf Sinne, laßt sie nicht die Herrschaft über Euch gewinnen; Ihr habt viel Verwaltungszweige: viel Pflichten, steht ihnen so vor, daß die Bilance stets richtig bleibt; erhaltet den Frieden in Eurem Reiche, bekümmert Euch wenig um die auswärtigen Angelegenheiten, und wenig darum, was die Weltgeschichte von Euch sagt, denn: „Von Mädchen und von Staaten waren stets das die besten und glücklichsten, von denen nichts die Blätter der Geschichte füllt!" Mädchen sind am anbetenswerthesten, wenn man nichts von ihnen weiß, nichts in Ost und West, nichts bei Ball und Fest!

Kommt Ihr aber nach „Ost und West", zu „Ball und Fest", meine holden Mädchen, dann seyd Ihr Sklavinnen; Ihr werdet taxirt und geschätzt von den geselligen Menschenhändlern; Euer guter Ruf, Euer innerstes Ich wird verkauft und verhandelt von tausend Namen- und Menschenmäklern, die sich auf dem öffentlichen Menschenmarkt des Lebens herumtreiben. In „Ost und West" bei „Ball und Fest" wird man in Euren Herzen blättern, ohne d'rin zu lesen; man wird auf dem Klavier Eurer Empfindungen herumstürmen, ohne harmonisch darauf zu spielen; man wird Euch beurtheilen, ohne Euch zu kennen; man wird den Schimmerstaub von Eurem Seelenfittig abstreifen, ohne Euch die Seele be- oder gerührt zu haben; man wird Euern Leib hundertmal zum Tanz auffordern, und Euern Geist stets sitzen lassen; man wird an Euer erwärmtes Herz anklopfen, und bei der Nachbarin: erhitzte Fantasie eintreten; man wird Eurer Eitelkeit den Huldigungseid leisten, während dem man geschäftig seyn wird, Euch eine Perle nach der andern aus der Krone Eurer Weiblichkeit zu ziehen, um sie zu zermürben; so wird es Euch gehen in „Ost und West", bei „Ball und Fest!"

„Daheim in dem Nest, ist's, Mädchen, am Best!" Ja zu Hause, da ist die Arche in der Sündfluth des geselligen Lebens, dahin kehrt die Taube immer wieder zurück, weil sie sonst keinen Boden findet, den reinen Fuß darauf zu setzen; das Haus ist der wahre Isisschleier über das Bild der Jungfräulichkeit; im Hause gilt das Mädchen das, was es ist, in „Ost und West," bei „Ball und Fest" gilt es das, was es scheint, und da lernt es scheinen, was es nicht ist! Zu Hause gilt das Mädchen nach seinem innern Werth; in „Ost und West," bei „Ball und Fest" geht das Gepräge aber bald verloren, es wird verwischt, und das Mädchen gilt dann gar nichts mehr in „Ost und West," bei „Ball und Fest" und hat auch schon für das Haus an innerm Gehalt verloren.

„Daheim in dem Nest, ist's, Mädchen, am Best'!" In's Nest regnet es keine Zweideutigkeiten, wie in „Ost und West" und bei „Ball und Fest;" in's Nest schlägt der Hagel und der Janhagel der Verläumdung nicht hinein, wie in „Ost und West" und wie bei „Ball und Fest," und im Nest hängen sich die Raupen und Kletten nicht so an, wie in „Ost und West," wie bei „Ball und Fest;" im Nest frißt nicht das ätzende Gift schlechter Gesellschaft an dem edlen Stoffe selbst so, wie in „Ost und West," wie bei „Ball und Fest!"

Liebe Mädchen, meidet schlechte Gesellschaften in „Ost und West," bei „Ball und Fest!" Der reinste Engel fiel in Gesellschaft der Teufel! Die Nähe von schlechter Gesellschaft ist nicht nur kontagiös, nicht nur miasmatisch ansteckend, sondern sympathetisch; ein Engel, der durch's Feuer geht, versengt sich den Fittig! die reinste Rose, die in Dornen fällt, ritzt ihr Blut und der reine Tropfen in ihrer Brust wird erschüttert; ganz unversehrt bringt kein Mädchen seine hohe Gemüthseinfalt zurück aus der Gemeinschaft mit den Gemeinen; je zarter der Stoff des weiblichen Wesens ist, desto eher nimmt er Flecken an bei der Berührung des Bösen; der Ruf eines Mädchens aber ist aus Seidenstoff, in undelikater Gesellschaft bekömmt er gleich Flecken, und bringt man es auch dahin, daß der Fleck verschwindet, der Stoff hat doch seinen angestammten Glanz auf immer verloren! Darum, liebe Mädchen, ist's und bleibt's wahr: „Ost oder West, Ball oder Fest, daheim in dem Nest, ist's, Mädchen, am Best'!"

Fünf Männer.

In Folge der Eisstopfung bei Emmerich war in Griethersbusch in der Nacht vom 28. auf den 29. Januar das Wasser zu einer nie gekannten Höhe gestiegen und überragte, im Laufe des Morgens, den bekannten höchsten Pegelstand um 8'. Gegen Mitternacht setzte sich unter donnerähnlichem Getöse das Eis des alten Rheins in Bewegung, und von der Strömung getrieben, trat die mächtige Eisscholle desselben ihre verheerende Bahn an. Gegen 2 Uhr früh ertönten auf verschiedenen Stellen der Ortschaft anhaltende Hülferufe, die nach einiger Zeit, wo man das Licht eines Kahnes auf dem Wasserspiegel schimmern sah, wieder verstummten. Der Eindruck dieses Nothgeschreies war bei der Stille der Nacht, bei dem wahrnehmbaren Steigen des Wassers und den von den angrenzenden Dörfern zugleich ertönenden Nothsignalen ein so überwältigender, daß die Mannschaft des Deichlagers an der gegenüberliegenden Sägmühle zu Bienen mit ängstlicher Unruhe den Tag erwartete und beim Grauen desselben unwillkürlich die Wohnungen zu zählen begann, die doch aus dem Wasser noch hervorragten. Glücklicher Weise hatte die Scholle nur drei Häuser eingestürzt, deren Bewohner aus drohender Lebensgefahr gerettet wurden, war dann auf einen erhöhten Erdwall gerathen, wo sie bis zum anbrechenden Morgen haften blieb. Gegen 8 Uhr neuer Zuwachs des Wassers; und wiederum setzte sich die Scholle in Bewegung, um ihren geraden Lauf gegen eine, vom Deiche aus eine freie Ansicht darbietende Wohnung zu richten, die der Taglöhner Küppers, ein Mann von 60 Jahren, mit zwei Töchtern, einem Sohn und zwei kleinen Enkeln bewohnt. Dem alten Manne war die drohende Gefahr nicht entgangen; einsehend, daß er im vorderen Theile seines Hauses unrettbar verloren sey, flüchtete er mit seiner Familie auf den Heuboden des Hinterhauses. Bald hatte die Scholle das Haus erreicht, fährt mit unwiderstehlicher Kraft durch die Mauern in das Fachwerk bis zur Mitte des Hauses, daß die eichenen Querbalken zersplitternd in die Höhe fahren und der Dachstuhl krachend in die Fluth hinabsinkt. Bald ragt nur der nackte Schornstein und der Heuboden hervor, auf welchem sich die Familie befindet, die bei dem Einsturze des Hauses, durch einen augenscheinlichen Schutz der göttlichen Vorsehung, unverletzt geblieben war. Zu verschiedenen Malen kamen Nachen aus dem Dorfe, um sich der unglücklichen Familie zu nähern, wurden aber jedes Mal von der Fluth und von den Eismassen zurückgeworfen. Als der Führer des letzten Nachens nach angestrengten Versuchen der Familie zurief, es sey unmöglich, von dort aus heranzukommen, hörte man von der Unglücksstätte die Worte: „Nun, so müssen wir uns in Gottes Namen ergeben!" Mittlerweile war es 10 Uhr geworden. Die Kunde von der gräßlichen Lage der Unglücklichen hatte eine Menge Zuschauer herbeigezogen, die in ohnmächtigen Beileidsbezeigungen ihr Mitgefühl für die unglückliche Familie zu erkennen gaben. Da traten unter der Menge **fünf Schiffer** auf, die als Führer eines Floßes an der Sägmühle verweilten und erklärten, die Rettung bis aufs äußerste versuchen zu wollen. Doch wie soll man den Nachen durch den starren breiten Eisraum bringen? Möglicher Weise ist weiter hinauf noch eine offene Stelle. Rasch wird ein Nachen mit vier Pferden bespannt, eine Viertelstunde weit hinaufgeschleift, wo man denselben ins Wasser lassen konnte. Und nun begann die Mannschaft ihre gefährliche Fahrt. Bald war trotz der starken Strömung und der treibenden Eisschollen der das Haus einschließende Eissaum erreicht. Auf dieser schmalen und lebensgefährlichen Bahn gelang es den wackern Männern, jedes Mal ein Brett vorschiebend, das Haus zu erreichen und die Unglücklichen aus den Trümmern in den Nachen zu bringen. Mit der gespanntesten Aufmerksamkeit war die zahlreiche Menge am Ufer den Bewegungen der Männer gefolgt. In dem Momente, als der Letzte den Nachen bestieg, machte sich die Freude der Zuschauer in einem jubelnden Hurrah Luft, das man selbst in den nächsten Dörfern will vernommen haben.

Gemeinnütziges.

Die Pappelbäume, welche selten gereinigt, beschnitten und bestiegen werden, sind eine wahre Herberge der Raupen. Man ist, namentlich in Preußen, zu der Ueberzeugung gekommen, daß eine Verminderung dieser Bäume stattfinden müsse. Bereits hat das Landes-Oekonomie-Kollegium den Beschluß gefaßt, einen Antrag dahin zu stellen, daß die Pappeln von den Straßen gänzlich entfernt und an deren Stelle Obstbäume gepflanzt werden; eine Maßregel, die in jeder Beziehung empfohlen zu werden verdient. Außerdem, daß die Pappeln keinen Nutzen bringen, verunstalten sie auch durch ihre Langweiligkeit jede Landschaft.

Milchabsonderung. Wenn bei Kühen oder Stuten nach dem Werfen **Milchverhaltung** eintritt, so soll diese gehoben werden, wenn man dem Vieh eine Maß lauwarme Milch, worin 6 Loth Fenchelsamen gerührt sind, Morgens vor dem Futter eingibt. Erfolgt das erstemal die Wirkung nicht, so wird das Mittel nach 48 Stunden wiederholt. Ein gutes Mittel, die Milchabsonderung zu befördern, ist auch Kamillenthee, von dem man täglich dreimal ½ Maß gibt.

Kleinigkeiten.

Ein Ehrendegen.

Folgender Brief Garibaldi's ist die Antwort, womit er dem Hrn. Kerhauste das schöne Geschenk des Degens von Latour d'Auvergne, dem ersten Grenadier Frankreichs, verdankte: „Caprera den 2. Jan. 1861. Ich habe den Degen Latour d'Auvergne's erhalten, den die Konsuln der Republik dem Tapfersten jener französischen Armee zuerkannten, welche Riesen vor sich hertrieb und in ihrem Staube die Throne und Tyrannen Europas begrub. Diese Ehre übertrifft alle Erwartungen eines Kriegsmannes, Alles, was nur ein Mann wünschen kann. Ich nehme das Geschenk nicht nur mit all der Dankbarkeit an, deren ich fähig bin, sondern auch als einen Beweis der Zuneigung Frankreichs für die unterdrückten Nationen. Die Initiative der großen politischen Reformen, welche der Brüderschaft der Völker die Weihe ertheilen soll, wird wiederum von Frankreich ausgehen ...“ Hier lassen die Turiner Journale den Brief zu Ende gehen, obgleich er sicherlich hiermit nicht endet, denn der hohe Alliirte könnte durch den Schluß verstimmt werden.

Literatur in Neu-Athen.

Wir sind im Stande, unsern Lesern ein Muster aus dem am Faschingsdienstag im kgl. Hof- und National-Theater in München zur Aufführung gekommenen Schleich'schen Stücke „Ansässig“ mitzutheilen, nämlich den Text eines Chors, welcher lautet:

Der Schneider kann kein' Schuster leiden,
Der Schuster mag kein' Schneider,
Der Schuster kann die Zech' nicht zahl'n,
Jetzt lassen's ihn nicht weiter.

Der Schuster geht zum Schneider hin:
Ach leih mir einen Gulden!
Das Schneiderlein erwidert ihm:
Hier mach' ich selber Schulden.

Und wenn ich auch nicht Schulden hätt',
Dir thät' ich doch nichts pumpen,
Denn wißt Ihr, was Ihr Schuster seid;
Ihr Schuster, Ihr seid Lumpen.

Da fangen sie zu raufen an
Im Wirthshaus, o Gemeinheit,
Der eine wirft den andern naus,
Das heißt man Deutsche Einheit!

Und das heißt man? (Poesie in Neu-Athen! D. R.)

Domino-Aufgabe.

Die 28 Dominosteine so zusammenzustellen, daß immer je 4 gleiche Nummern zusammenkommen, in der Mitte dagegen 8.

Auflösung des „Buchstaben-Rebus“ in der Sonntags-Beilage Nro. 6 vom 10. Februar 1861.

Wie gewonnen, so zerronnen.

Richtige Lösungen gingen ein von: Fanny Rh..n. — L. L. — Fr. Do...r. — G. u. J. Felschle. — Karl Fritz. — Leonh. Wallm. — Gg. Schreitmüller in Donauwörth. — Hofmann. — Mußbeck. — A. Pfeiffer. — G. Z.... — L. H. — Joh. Gebhardt. — J. Stuhler. — Chr. Brökel. — Lina Sch—e. — Magd. Lr. — J. E..r. — Joh. N..l. — Fr. Lugenhöfer. — Lor. B. — F. F. Sahn. — Carl v. Imhof. —

Ein Zeitgedicht von Friedrich Halm.

Ein zu Ostern d. J. bei F. A. Brockhaus in Leipzig erscheinendes größeres Werk über Götz von Berlichingen, dessen Herausgeber ein Nachkomme des berühmten Ritters ist, wird, nebst den sehr interessanten Inschriften des in Jaxthausen befindlichen Stammbuches zur eisernen Hand, auch alle Gedichte enthalten, welche dem Andenken des letzten Ritters von deutschen Dichtern gewidmet wurden. Ganz neuerlich hat Friedrich Halm diese Sammlung durch nachstehenden Beitrag vermehrt:

Mahnung (1861).

„Gott hat mir armen Menschen Sieg und Glück
Von Jugend auf in jedem Streit verliehen,
Und immer sah ich meinen Gegner fliehen,
Gab frisch und keck ich Streich für Streich zurück!

Nur dann brach Unglück über mich herein,
Wenn lang mit meinem Feind ich unterhandelt
Und meinte, wie ich Wort hielt unverwandelt,
Auch ihm gelt': Ja! für Ja! und Nein! für Nein! —“

Wer sprach dies Wort? Der alte Götz schrieb's hin,
Der Ritter mit der Eisenhand aus Franken,
Als müd vom Fehden ihm die Arme sanken,
Und Zeit ihm's, nm sie aufzuzeichnen, schien:

Der alte Götz schrieb's hin vor manchem Jahr;
Du aber, Deutschland, laß sein Wort dich warnen,
Laß Arglist deine Söhne nicht umgarnen,
Und raff dich auf, denn nah' ist die Gefahr!

Glaub' nicht dem Feind, der Einigung verheißt,
Der überfließt von Völkerfreiheitsphrasen
Und der nur trachtet, Zwietracht anzublasen,
Und der nur lauert, wie er dich zerreißt!

Glaub' nicht dem Feind, ob er auch Gaben beut;
Erkenn' und richte ihn aus seinen Thaten!
Wem schwor er Treue, den er nicht verrathen?
Wer lieh ihm Glauben, der es nicht bereut?

Vertrag und Recht und Sitte und Gesetz,
Was war ihm heilig? Was blieb unzertreten?
Die Worte all', die ihm vom Munde wehten,
Was waren sie, als Falle nur und Netz?

Deutschland, denk' an den Götz, der unterlag,
Wenn thöricht er auf Feindeswotte baute,
Der siegte, wenn er seinem Recht vertraute,
Und raff' dich auf, und rüste, triff und schlag!

Denk an den Götz und fahre herzhaft drein,
Germania, mit deiner Hand von Eisen:
Laß deinen Muth, dein gutes Recht beweisen,
Und wage einig, wage groß zu seyn!

Auflösung der „Rösselsprung-Aufgabe“ in der Sonntags-Beilage Nro. 6 vom 10. Februar 1861.

Lebensregel von Göthe.

Willst Du Dir ein gutes Leben zimmern,
Mußt um's Vergang'ne Dich nicht kümmern. —
Was jeder Tag will, sollst Du fragen,
Was jeder Tag will, wird er sagen.
Mußt Dich am eig'nen Thun ergötzen,
Was And're thun, das wirst Du schätzen,
Besonders keinen Menschen hassen
Und das And're Gott überlassen.

Richtige Lösungen gingen ein von: G. Z.... — Fr. — Annähernd richtige von: Fanny Rh..n. — Carl Sch.

Glückwunsch an Tyrol.

Du hast Jesuiten und Orden
Und Grafen ein ganzes Heer,
Sie sind nun ständisch geworden.
Schlaf weiter, Was willst du noch mehr?

Und mußt du dein Gut auch verpfänden
Und auch zerstückeln gar sehr,
Es bleibt in gläubigen Händen.
Schlaf weiter, Was willst du noch mehr?

Du hast die drückendsten Steuern! —
Man will dir nach deinem Begehr
Die alte Verfassung erneuern.
Schlaf weiter, Was willst du noch mehr?

Bereit war ein Lichtergefunkel
Am Landhaus schon lange vorher,
Und bleibt es d'rinnen auch dunkel,
Schlaf weiter, Was willst du noch mehr?

Es strotzet wie einst vor Jahren
Im Ständesaal wieder sehr
Von schwarzen und weißen Talaren.
Schlaf weiter, Was willst du noch mehr?

Es sitzen am alten Flecke
Im Ständehaus just wie vorher
Die vierzehn rothen Fräcke.
Schlaf weiter, Was willst du noch mehr?

Die tyrolische Treue gewann dies
Beglückende Recht wie vorher,
Du hast deinen Amberg und Brandis.
Schlaf weiter, Was willst du noch mehr?

Der Graf, der Gottselige, glaubt man,
Wer wär' auch geeignet wie er?
Wird wieder dein Landeshauptmann.
Schlaf weiter, Was willst du noch mehr?

Und während sich neu gestalten
Die andern Provinzen umher,
Mein Ländchen, so bleibst du beim Alten.
Schlaf weiter, Was willst du noch mehr?

Sonntags-Beilage
zum
Augsburger Anzeigblatt.
Nummer 8. — 24. Februar 1861.

Die Anwendung der Folter in den Gefängnissen von Neapel und Sicilien.

Es war an einem der letzten Septembertage des verflossenen Jahres. Neapel wae seit frühem Morgen wieder voll fieberhafter Aufregung, Lärm und Getümmel. In der Toledostraße drängten sich die Menschenmassen wild durcheinander, Wagen, Reiter, Garibaldische Soldaten in ihren eothen Blousen, Abtheilungen der Nationalgarde in ihree blauen Uniform, halbnackte Lazzaroni's, Fremde aus allen europäischen Ländern in eleganten Sommerkleidern, Büeger aus Neapel, welche an ihren heftigen Gesticulationen und an dem Geschrei, mit dem sie jedes Wort begleiteten, vor allen Andern kenntlich waren, bildeten ein fast unentwirrbares Menschenchaos, in welches die Patrouillen der Nationalgarden, welche langsamen Schritts, Gewehr im Arm, die Straße durchschritten, nur mit Mühe so viel Ordnung hinein bringen konnten, daß in der Mitte ein schmaler Raum frei gehalten wurde. Alle Fenster, alle Balcone an den hohen Häusern waren dicht mit Zuschauern besetzt, welche erwartungsvoll auf die Köpfe dieser vielen Tausende hinabblickten. Welches Schauspiel sollte heute die Toledostraße wieder sehen, wo die neapolitanische Revolution seit den letzten zwei Monaten in allen ihren wechselnden Phasen vorübergeschritten war? „Was wird denn heute hier wieder passiren?" fragte ich einen Offizier der Garibaldischen Zouaven, der sich, sowie ich, mühsam auf dem schmalen Trottoir durch die Menschenmenge hindurch drängte.

„Heute Moegen sind zweitausend Calabresen in Neapel angekommen, welche in unsere Armee eintreten wollen," erwiderte er mir, „sie werden durch die Toledostraße ihren Einzug halten und in der großen Caserne beim Palazzo Borbonico einquartirt werden. Die Calabresen sind gute Soldaten und voll von Enthusiasmus für Garibaldi. Bei unserm Zuge durch Calabeien haben einzelne Dörfer oft Hunderte von Streitern geliefert. Da, sehen Sie, da kommen sie schon!"

Wie blieben auf der Stelle stehen, wo wir standen, denn die ganze Circulation stockte nun vollends. Ich blickte die prächtige Straße abwärts nach dem Café de l'Europe.

Von dort bewegte sich eine Abtheilung Nationalgarde Schritt für Schritt aufwärts, die Mitte dee Straße frei haltend, die Gewehre im Arm. Voran schritt ein Musikkorps, die „inno di Garibaldi", den Marsch der Alpenjäger blasend. Die funkelnde Mittagssonne spiegelte sich in Millionen Strahlen auf den blitzenden Bajonneten. Hinter ihnen marschirte eine Abtheilung Garibaldische Infanterie. Die rothen Blousen und rothen Mützen, die bunten Schärpen in den italienischen Farben, die weißen Mäntel der Offiziere sahen prächtig aus. Voran gingrn zwölf Trompeter, welche ebenfalls den Marsch dee Alpenjäger bliesen. Es waren Knaben in dem Alter von vierzehn bis sechszehn Jahren; aber sie bliesen mit einer Begeisterung und einer Vehemenz in ihre Trompeten, als wenn es gälte, die Mauern von Jericho umzublasen. Dann kamen die Calabresen, die meisten in ihrer Landestracht, einige bereits in der Garibaldischen eothen Blouse, die spitzzulaufenden calabresischen Hüte, welche mit bunten Federn und mit langflatternden rothen, weißen und grünen Bändern geschmückt waren, auf ihren chaeakteristischen Köpfen. Sie waren fast durchgehends mit den kurzen Flinten ihrer Berge bewaffnet, die meisten trugen außerdem Pistolen und lange Dolchmesser in ihren Ledergürteln oder in den bunten Schärpen, welche sie malerisch um die bis zum Knie gehende Hose geschlungen hatten. Um den braunen, kräftigen Hals trugen sie farbige Tücher, deren Zipfel auf die nackte Brust hinabhingen. Es waren sämmtlich kräftige, kriegerisch aussehende Gestalten, weit größer und kräftiger als die Neapolitaner, mit muskulösen Aemen und Beinen, die Gesichter, auf denen sich Energie und oft Wildheit ausdrückte, tief gebräunt von der calabrischen Sonne, bei manchen das halblange, dunkle Haar geflochten, bei manchen das Haae in Strähnen herabhängend. Ein dichter, dunkler Bart, den gewiß nie das Scheermesser eines Barbiers berührt hatte, bedeckte Kinn und Lippen; trotzig und wild blickten die dunkeln Augen untee den schmalen Hutkrämpen hervor auf die auf den Trottoirs sich drängende Menge und an den hohen, mit bunten Fahnen und Teppichen geschmückten Häusern hinauf. Ich hatte vor einigen Tagen die sizilianischen Truppen, dann eine Abtheilung der englischen Legion, dann die Garibaldischen Zouaven, welche von Messina kamen, durch die Toledostraße in Neapel einziehen sehen; aber die Calabresen, welche heute die prächtige Straße passirten, imponirten ihnen allen durch ihre kräftigen Gestalten und durch die charakteristische Schönheit der Köpfe. Garibaldi hatte wohl Recht, wenn er auf seinem Zuge durch Calabrien nach Neapel von den „braven Calabresen" schrieb, welche zu Tausenden ihre Dörfer verließen, um sich seiner Armee anzuschließen.

Als die ersten Abtheilungen von der Piazza San Carlo in die Toledostraße einmarschirten, wurden sie von unaufhörlichen Evviva's und von einem unendlichen Beifallsklatschen empfangen. Wir im kalten Norden haben von einem Enthusiasmus im südlichen Italien keinen Begriff. Ich habe diesen Enthusiasmus täglich im Lager vor Capua gesehen, wenn Garibaldi aus der Schlacht oder von einer Recognoscirung nach Caserta zurückkehrte und von seinen Soldaten empfangen wurde, oder im Theater von San Carlo, wenn man das Ballet „Garibaldi's Landung auf Sizilien" gab. Es war dies kein Enthusiasmus mehr, die Menschen geriethen in eine wahrhafte Frenesie. So war es auch heute in der Toledostraße beim Anblick der Calabresen. Das Evvivarufen, das Beifallklatschen steigerte sich von Minute zu Minute zu einem fast wahnsinnigen Beifallssturm, welcher noch immer im Wachsen wae, je weitee die Calabresen die Straße hinaufmarschirten. Aus allen Fenstern, von allen Balkonen, von den Hunderttausend, welche auf der Straße standen, ertönte es: „Evviva l'Italia! Evviva Garibaldi!" dazwischen der begeisternde Gesang des „All' armi" und die Musik des Marsches der Alpenjäger. Stolz und muthig blickten die Calabresen um sich. Ein solcher Empfang war ihnen noch nie zu Theil geworden. Sie wurden von den Nächststehenden umarmt, ihnen die Hände gereicht, aus den Fenstern und von den Balkonen wurden Blumen und Bouquets in Tausenden auf die Straße geworfen. Zwei Stunden lang dauerte der Vorbeimarsch, und während dieser zwei Stunden wogte der Beifallssturm lawinenartig von der Piazza San Carlo die Toledostraße aufwärts.

Hätte König Ferdinand dies gesehen, wäre er zugegen gewesen bei diesem Einzuge der Calabresen in Neapel! Die Provinz Calabrien ist unter der dreißigjährigen Regierung dieses grausamen Königs, welcher nur in den Römerkaisern Tiberius und Nero seine Vorbilder in der Weltgeschichte findet, in einer entsetzlichen Weise behandelt und vernachlässigt worden. Man ist im Irrthum, wenn man meint, daß Calabrien und Apulien voe Sizilien bevorzugt wueden. Auch durch ganz Calabrien führt nur eine Straße, Reste eines alten Weges, den die Römer von Reggio nach Neapel anlegten; auch in Calabrien findet, wie in Sizilien, die Handelscommunication nur zur See statt. Von Schulen, von Volksunterricht war keine Rede, nur die Priester nahmen sich der Kinder an, aber nur, um ihre Seele mit einem Gemisch von Aberglauben, Heiligenwundern und Anbetung der heiligen Jungfrau zu erfüllen, welches den despotischen Zwecken der Regierung zum Knechten des Menschengeistes diente. In den letzten Jahren König Ferdinands landeten der Baron Nicotera und Carlo Pisacane, Herzog von San Giovanni, mit einigen hundert Tapferen an der calabrischen Küste, um das Volk von Calabrien zum Aufstand gegen die Regierung des Königs aufzurufen. Der Aufstand wurde unterdrückt; aber seit diesem Tag wurde Calabrien wie Sizilien mit einem Heer von Polizeiagenten, Sbirren, Kerkermeistern und Soldaten überschwemmt, und eine entsetzliche Zeit begann für das unglückliche Land. Die Kerker wurden mit Gefangenen vollgepfropft; der Gedanke wurde bestraft, wenn sich dieser Gedanke auf der Gesichtszügen offenbarte. Ein Lächeln nach der Schlacht bei Velletri konnte in den Kerker führen. Auch hiee gab es das Verbrechen „der stummen Demonstration einer strafbaren Gesinnung." Man fürchtete den Namen des Königs laut zu nennen, zitternd flüsterte man in den Häusern „Unser Herr". Moegens fand man die Häuser leer. Wo waeen die Bewohner? Polizei-Agenten waeen Nachts in die Häuser gedrungen, hatten Alles verhaftet, was sie vorfanden, und die Unglücklichen in die Polizeigefängnisse geschleppt. Sie blieben Jahre dort, oder sie gingen in die Bagno's über, wenn die Peitschenhiebe der Sbirren oder die Folterwerkzeuge der Kerkermeister von ihnen Geständnisse zu expressen im Stande waren. Auch in Calabrien ist die Cuffia del silenzio, wie in Sizilien und Neapel, angewandt worden: auch in den calabrischen Gefänguissen erstickte sie das Wehklagen und das Röcheln gemarterter Menschen.

Zwei Monate später war ich auf der alten Burg in Nürnberg. In einer halbdunkeln Stube des Erdgeschosses wurde mir eine Sammlung von Folterwerkzeugen vorgezeigt, welche in Deutschland angewendet worden sind. Da waren der „Hase", die „Leiter", die Daumschraube, der „spanische Bock", Knuten und Peitschen mit Bleikugeln, die „Birne", Zangen von den verschiedensten Formen und Größen, und daneben lag ein Buch, worin die Anwendung aller dieser In-

strumente durch Abbildung erklärt, und der Contract eines ehemaligen Scharfrichters der freien Reichsstadt Nürnberg, in welchem die Löhnung desselben für Anwendung aller dieser verschiedenen Martern „Alles in fränkischer Währung“ in Gulden und Kreuzern genau angegeben war. Ein Schauder überlief mich, als ich daran dachte, daß kaum fünfzig Jahre verflossen sind, als diese Marterwerkzeuge noch in Deutschland angewendet wurden; denn mehrere kleinere deutsche Regierungen haben die Tortur erst in den zwanziger Jahren dieses Jahrhunderts abgeschafft; und mein Entsetzen vermehrte sich, als ich mich erinnerte, daß alle diese Marterwerkzeuge einst wirklich gebraucht waren. An jedem Stücke, welches ich in die Hand nahm und besichtigte, hatte das Blut eines Unglücklichen geklebt; die Zangen, welche ich vor mir sah, waren einst in Feuer glühend gemacht und hatten im Qualm von verbranntem Menschenfleische geraucht. O Deutschland, Deutschland! Die französische Revolution hatte zehn Jahre jenseits des Rheins getobt und ein gequältes Land von einer Unmasse der empörendsten Mißbräuche und Privilegien rein gefegt, und auf Deutschland hatte sie noch nicht einmal die moralische Wirkung ausgeübt, die Regierungen zu veranlassen, das Capitel „über die Folter“ aus ihren Strafgesetzbüchern zu streichen! Und deutsche Völkerstämme hatten für die Throne ihrer Könige und Fürsten gefochten, während diese Könige und Fürsten ihre Unterthanen noch mit glühenden Zangen reißen und ihnen die Glieder mit Daumschrauben oder auf der Leiter auseinanderrenken durften!

Aber was würde man heute — im Jahre 1861 — von einer deutschen Regierung sagen, welche bei Untersuchungsgefangenen, um die Geständnisse zu erpressen, die Folter anwenden ließe? Doch nein, ich muß meine Frage anders stellen: Was würde man von einer deutschen Regierung sagen, welche nicht den Gerichtshöfen, sondern jedem Polizeicommissär, jedem Gensd'armerieoffizier, jedem Gefängnißvorsteher die Befugniß ertheilte, bei politischen Gefangenen, welche auf Verdacht von diesen Polizisten verhaftet waren, nach Belieben die Folter anzuwenden und die bereits vorhandenen Folterwerkzeuge nach Belieben zu vermehren, zu verändern, oder neue zu erfinden? Was würde man von einer deutschen Regierung sagen, deren Polizisten aus den ärgsten Lumpen, früheren Galeerensträflingen, Räubern und Dieben bestehend, die Folter bei Tausenden von politischen Gefangenen im verschwiegenen Dunkel der Polizeigefängnisse, zwischen Mauern, welche keinen Seufzer und keine Klage, kein Stöhnen und keinen Schrei an das Ohr anderer Menschen dringen lassen, täglich anwendeten?

Das deutsche Volk besitzt eine geringe politische Initiative. Es liegt dies im deutschen Charakter, im Blute, im Klima, in den materiellen Nahrungsmitteln; das deutsche Volk würde sonst, bei seinen herrlichen persönlichen Eigenschaften, das erste und größte Volk der Erde sein. Aber ich glaube, daß eine so unerhörte Thatsache selbst den schläfrigsten und ruhigsten deutschen Volksstamm aus seinem politischen Schlaf rütteln, und daß dieser schläfrigste deutsche Volksstamm den Thron seines Tyrannen um und umkehren und diese sämmtlichen Schergen an einem Tage davon jagen würde! —

Es ist in deutschen Zeitungen bei Gelegenheit der neapolitanischen Revolution und der Expedition des hochherzigen Garibaldi zur Befreiung eines von seinen Bedrückern während der letzten dreißig Jahre in der entsetzlichsten Weise gemarterten, gutmüthigen und nur von einer rücksichtslosen Regierung absichtlich tief heruntergebrachten Volkes mehrfach von der Anwendung der Folter in Sizilien die Rede gewesen. Deutsche conservative und ultramontane Zeitungen haben sich unterstanden, diese Thatsachen zu leugnen, sie zu vertuschen oder in einem milderen Lichte darzustellen. Ich habe mich während meiner Anwesenheit in Italien im verflossenen Sommer und Herbst genau nach diesen entsetzlichen Dingen erkundigt. Ich habe die ehrenwerthesten und berühmtesten Männer in Neapel darnach gefragt; ich habe mir die Dokumente über die geschehene Anwendung der Folter vorlegen lassen, ich habe mich auf deutschen Consulaten und Gesandtschaften erkundigt, ich habe mit den Offizieren der Garibaldischen Armee gesprochen, welche gleich nach der Oeffnung der Polizeigefängnisse die Gemarterten gesehen haben; ich habe mir selbst aus der neapolitanischen Strafgesetzgebung die einzelnen, die Strafe der Folter und der Peitsche bei Untersuchungsgefangenen anordnenden Dekrete abgeschrieben, und ich erwidere diesen frommen und conservativen deutschen Zeitungen, daß in Sizilien und Neapel — nicht in Sizilien allein — während der letzten fünfundzwanzig Jahre die Torturwerkzeuge des Mittelalters in weit raffinirterer Weise auf Befehl und Wissen der letzten Könige beider Sizilien, des Königs Ferdinand des Zweiten und des Königs Franz des Zweiten — den die frommen Blätter „den jungen unglücklichen König“ nennen — bei Tausenden von politischen Untersuchungsgefangenen in den Polizei-Gefängnissen von Polizeicommissären, Gendarmerieoffizieren, Sbirren und Kerkermeistern nach Belieben, um Geständnisse zu erpressen, angewendet worden sind. (Schluß folgt.)

A sua Excelenza il Signor Conte di Cavour

Consigliere intimo attuale di S. M. Vittore Emanuele, Grancroce del real Ordine di Moritz und Lazarus.

Illustrissimo Signor Conte di Cavour!

La questione Italiana fu sempre de una grande importanza pro il populo di Prussia. Nanu aber erst jetzt wo Sie Vincken die Medaille jeben wollen von Ihrem sogenannten Moritz- und Lazarus-Orden erster Classe, is der Deibel ios, — Fra Diavolo extra und intra muros del Berlino, — und es herrscht in der janzen Stadt nur una voce darüber, dass Preussen und Italiäner jute Freunde werden müssen, — Allianza intima Coalizione di Prussia avec Italia, evviva! — was Sie jestern Abend bei Grosskopp in die Walhalla mehrfach hätten hören können, worauf die Bandiera musica di Lombardo-Piemontese auch sofort den Kisinger Racoczy-Marsch blasen musste.

Denn mi Caro Conte, oder mi Conte caro, — ich weiss wahrhaftig nicht, kommt der Caro vorn oder hinten? — also mein theurer Graf, glauben Sie mir, die Völker in Europa — tutti populi, — wenn man sie einzeln fragen könnte — singularimento, — sind alle einig und wollen Ruhe und Frieden, Arbeit und Jenuss, und desshalb Indipendenza d'influenza di Luigi Napoleone usurpatria bello gallico Imperatore bona parte.

Aber maledetti Intriganti wissen immer mit dieser allgemeinen Tendenza morale ihre Tendenze propie, ihren eigenen Vortheil oder zu deutsch Interesse dynastico zu vermengeliren, und hieraus entsteht la confusione universale, der allgemeine Schwindel, und das ist die cosa funesta, — der faule Krempel in Europa.

Aber desswegen nur nicht gleich abbandonare la speranza e perduttere la patienza. Sempre fermo al Weste! lautet das Sprichwort, und mein Schwiegerpadre, was der alte Lehmann war, sagte immer zu mir: Mi figlio, chi va piano, va sano! Kommst du nicht heute, kommst du morgen; am liebsten ist mir, du kommst jar nich!

Nostra liberta in Prussia is nämlich noch sehr jung, und aus diesem Grunde müssen wir sehr vorsichtig mit ihr sein, denn influenza reactione is noch immer grande, oder wie wir hier sagen: Allah is jross, und Blanckenburg is sein Prophet — und was unser Herrenhaus betrifft, so müsste eigentlich drüber stehen: chi intrato, lass' esperanza draussen!

Ebenso steht es mit unserer äussern Politik, wofür mir der passende italiänische Ausdruck augenblicklich fehlt. Man könnte allenfalls mit Carrion in Rigoletto sagen: La Donna é mobile; denn sie ist sehr veränderlich, wodran übrigens Vater Schleinitz, was unser Machiavelli des Aeusseren ist, gänzlich unschuldig, sondern vielmehr oben, links von die Journalisten-Tribüne, Vincken gegenüber, die Diplomaten-Loge, wo sich bei alle deutsche Fragen, wenn es sich um den Standpunct handelt, die stranieri Diplomatici, was man bei Ihnen Perponcher nennt, befinden und die Ohren spitzen und Schleinitzen desperato machen.

Denn unsere questione de Nazionalità is noch zehnmal verwickelter als die liebe Ihrige, indem Signore Schmerling austrijacko behauptet, dass nicht bloss die Deutschen zu Deutschland gehören, sondern auch die Croati, Serbi, Polacki, Ungarese, Czechi, Wallachi, Czernagorzi, Slowaki und andere populi Mausefalleralla unser gemeinsames Vaterland — Patria commune — bilden.

Was nun aber speziell unser populo in Prussia betrifft, so jestattet mir die Bescheidenheit zu sagen, dass es nicht bloss bravo is, sondern im Allgemeinen bravissimo, intelligento, tolerante, claro, robustico, couragösamento und vor Allem hier in Berlin spirituoso. Aber leider haben wir einen zu grossen Manco an richtige Männer, die den Muth haben das Volk zu verstehen. Wir haben alte gute Namen, das ist wahr; aber der Geist der Gegenwart fehlt ihnen, und was soll mich der Pfannkuchen, wenn keine Füllung nicht drin ist?

Darum habe ich schon daran gedacht, wenn la questione Italiana finita ist und Allens bei Ihnen consolidirt, wie Vincke sagt, ob Sie uns nicht Garibaldi'n auf ein Paar Wochen pumpen könnten? Denn das hilft nun einmal nichts: die jrossen Männer sind alleweile nich so auf die Strasse zu finden, und da muss schon ein Volk dem andern aushelfen.

Sollten Sie, illustrissimo Signore, meine Idee schmeichelbar finden, so bin ich überzeugt, es wird Ihnen noch auf einen kleinen Moritz oder Lazarus, und wenn es auch nur ein Lazarone oder Lazarethino wäre, nicht ankommen, und würde mich damit ein jrosser Gefallen geschehen, indem Alles, was ich bis jetzt an Orden besitze, in einem noch ungeprägten Huldigungsthaler besteht.

Verzeihen Sie, Signore Conte, mein Italiano mangelhaftico; der Wille war jut, aber la Potenza is schwach!

Vossignoria Illustrissima

umilissimo e devotissimo

Schultze,

Professore di lingua Berolinica al giornale di Kladderadatsch.

Russische Spionage.

In einer Nummer des in London erscheinenden „Kolokol" des Hrn. v. Hertzen sollen die Namen sämmtlicher geheimen Polizei-Agenten der russischen Regierung veröffentlicht worden seyn, nicht nur derjenigen, welche das Geschäft im Kleinen als einfache Polizei-Denuncianten treiben, sondern der politischen Spione höherer Classe in des Wortes edelster Bedeutung. Ueber die Persönlichkeit der Letzteren schwebte aber bisher das undurchdringlichste Geheimniß.

Es existiren über jene Bevorzugten nur zwei Listen, von denen sich die eine in den Händen des Kaisers, die andere in denen des Fürsten Dolgorukoff, des Chefs der dritten Abtheilung der geheimen Kanzlei des Kaisers, befinden soll. Als nun Ersterer zu seinem nicht geringen Erstaunen besagtes Verzeichniß im „Kolokol" gedruckt findet, fühlt er sich veranlaßt, Dolgorukoff darüber zu befragen, wie dieß in die Hände Hertzen's gekommen seyn könnte? Des Fürsten Bestürzung war aber nicht geringer, als die Ueberraschung des Kaisers.

Somit ward denn der Beschluß gefaßt, einen für hinlänglich befähigt erachteten Herrn, mit gehörigen Mitteln ausgestattet, nach London zu senden mit dem Auftrage, dort, auf welche Art es immer seyn könnte, von Hertzen selbst in Erfahrung zu bringen, auf welchem Wege er jene Mittheilung wohl erhalten.

Die Mission war Hrn. v. Hertzen gegenüber etwas delicat, das wird Jeder einräumen. Auf alle Fälle beschloß man deßhalb auch später, dem ersten Envoyé einen zweiten nachzusenden, der Jenen überwachen sollte.

Nach Verlauf einer entsprechenden Zeit des Aufenthaltes in London war es nun dem Ersteren gelungen, Hertzen's Vertrauen so weit zu erringen, daß er diesem gelegentlich das Geheimniß zu entlocken hoffen durfte, und er entschloß sich, den Hauptcoup auszuführen.

Eines Abends im vertraulichen Gespräche rückte er endlich heraus. „Sie sind doch wirklich ein ganz famoser Mensch," mag er wohl zu Hertzen gesagt haben, „daß Sie so Alles zu erfahren wissen. Bei Ihren Verbindungen läßt sich Manches erklären, aber wie Sie zu der Liste gekommen sind, das kann ich wirklich nicht begreifen."

„Sie werden noch vieles Andere nicht begreifen," erwiderte lächelnd Hr. v. Hertzen. „Ich weiß noch viel mehr. Sehen Sie, da habe ich z. B. einen Brief mit zwei Porträts — kennen Sie die?" fuhr er ruhig fort. „Das eine ist, wie Sie sehen, das Ihrige in Begleitung Ihres Auftrages, und das andere ist das Bild desjenigen, den man Ihnen nachgesandt hat, um Sie in Ihrem Amte zu überwachen."

Natürlich bekam unser Landsmann keinen geringen Schrecken. Der Schluß ist indessen, wie in allen guten Possen, das Beste.

Der Bericht, welchen der getäuschte Envoyé in Folge dessen nach Petersburg gesandt, veranlaßte nun, daß Hr. v. Tymascheff, Mitglied des Ober-Censur-Comité's und einer der thätigsten Beamten jener dritten Abtheilung, nach London beordert wurde, theils um jene beiden Envoyés aus ihrer compromittirten Lage zu ziehen, theils wohl auch, um die passendsten Schritte zu thun, damit ähnlichen Correspondenzen vorgebeugt oder Hertzen auf eine oder die andere Weise gewonnen würde.

Der gute General-Adjutant ist kaum incognito in London eingetroffen und hat sich von den Strapazen seiner Reise kaum ausgeruht, als ihm die erste Nummer der „Daily News" in die Hände fällt, in welcher er eine von Hrn. v. Hertzen öffentlich an sich gerichtete Aufforderung findet, die Papiere und Instructionen, welche er für ihn (Hertzen) aus Petersburg mitgebracht, da und da zu deponiren, indem man doch nicht von ihm verlangen könne, daß er mit dem General-Adjutanten des Kaisers persönlich unterhandle.

Das ist denn der russischen Regierung doch über allen Spaß gegangen!

Stand der ältern Planeten im März 1861.

Merkur (☿), erreicht am 7. um 7 Uhr Abends die größte nördliche Breite, ist am 12. Morgens 6 Uhr sehr nahe beim Mond, am 16. in der untern Conjunction der ☉, am 22. Morgens 7½ Uhr bei ♀ und am 31. Früh 6 Uhr 49 Min. im ☊.

Venus (♀), unsichtbar, ist am 10. beim Mond und am 31. in der größten südlichen Breite.

Mars (♂), Abends im Westen im ♈, ♉ und ♊, wird am 16. Vormittags 11 Uhr 49 Min. vom Mond erreicht.

Jupiter (♃), rückgängig im Löwen, am 23. Vormittags 11 Uhr 40 Min. ♂ ☾.

Saturn (♄), in ♍ 7°, wird am 24. Abends 4 Uhr vom Mond erreicht.

Uran (♅), in ♊ 11°, im Süden bei Sonnenuntergang, wird am 18. vom Mond erreicht.

Witterungsbericht nach dem 100jähr. Kalender.

März.

Den 1., 2. und 4. starker Wind, Morgens Schnee, Abends Regen und Schnee und dabei kalt; den 5. und 6. schöner Sonnenschein; vom 7. bis 9. Regen; den 11. Schnee; den 16. und 17. hell und kalt; den 18. sehr kalte Luft; den 19. und 20. sehr kalt und tiefer Schnee; den 21. kalt, windig und Schnee; vom 22. Regen und Schnee bis den 24., da es gefriert; klar und schön bis den 27., darauf trüb und Regen.

Landwirthschaftlicher Kalender.

März.

Feldgeschäfte: Der Same zur Aussaat ist in Bereitschaft zu halten. — Pflanzen, denen der Frost nicht schadet, können gesäet werden, z. B. Ackerbohnen, Haber, Klee, Mohn, Futterwicken, Sommerroggen und Sommerweizen. Gegen Mitte dieses Monats säe man Hülsenfrüchte. Bei guter Witterung pflügt man die Felder zu Gerste, Hanf, Rübsen, Lein und Sommerreps. Bemooste Wiesen mit schlechtem Bodengras werden durch Düngung mit Aescherich, Kalk, Gyps, Ofenruß, Torfasche rc. verbessert. — Hopfenpflanzungen können mit Vortheil angelegt werden. Beim Behacken muß man den Hopfenspinner, eine glatte, gelbliche, schwarzgetüpfelte Raupe, vertilgen, da er durch sein Benagen der Wurzeln oft ganze Hopfenpflanzungen zu Grunde richtet.

Gartengeschäfte: Stecke Schnittlinge von Quitten, Johannisäpfeln, Stachel- und Johannisbeeren, auch von Wein; hier wähle die Gutedel- und die kleine blaue Traube. Mache Ableger bei Pfirsichen, Aprikosen, Pflaumen und Zwergobst. Pfropfe in den Spalt, je näher an der Erde, desto besser. Copulire alle Stämmchen, die von der Stärke eines Federkieles und darüber sind. Lege Baumschulen an; beschneide das Zwergobst. Lege Hecken an von Weißdorn. — Gesäet wird Salat, Schnittsalat, Carotten, Mohrrüben, Haferwurzeln, Spinat, Petersilie, Schnittkohl, Kerbel, Sommerendivie, Melde, Senf, Kohlsamen, Wirsing, Savoierkohl, Kohlrabi, Anis, Dill, Borragen, Saturei, Pimpinelle, Thymian, Kümmel, Portulak, Monatradiese, Raute, Kresse; später Pastinaken, Scorzonerwurzeln, Sellerie, Zwiebeln. Setze Kohlpflanzen aller Art. Lege Mistbeete an. — Säe in Töpfe: Aster, Sommer- und Winterlevkoien, Wicken, Rittersporn. Lege Anemonen und Ranunkeln bei trockener Witterung und halte sie feucht.

Wald-Verrichtungen: Gegen Ende dieses Monats beginnen die Saaten des Lerchen-, Kiefern-, Fichten-, Hainbuchen- und Eschensamens. Die Holzpflanzungen nehmen ihren Anfang. Auf Forleule (Phalaena [Noctua] piniperda), sowie auf den großen Kiefernspinner (Phalaena [Bombyx] pini) und den Borkenkäfer sey man aufmerksam, da solche sich jetzt zeigen.

Bienenzucht: Wenn die Sonne in diesem Monate warm scheint und der Boden schneefrei ist, so stelle man die Bienenstöcke heraus, mache die Fluglöcher behutsam etwas auf und thue für die alten Flugbretter saubere und reine hin; man sehe, ob unter den todten Bienen nicht auch die Königin sey, welche an den hinteren Füßen länger als andere Bienen, und gelb ist. Ist sie todt und der Stock ohne Brut, so ist es gefehlt. Einen weisellosen Stock vereinige man mit einem andern. — Ehe der Flug stark geht, darf das Flugloch nur klein seyn, sonst kommen gern Räuber hinein; später erweitere man das Flugloch. Spinnengewebe darf man in einem Bienenstand so wenig dulden, wie in einer Stube, wo Ordnung herrscht.

Viehzucht: Zur Schafzucht bestimme man die größten, langgestrecktesten Stärlämmer mit krauser Wolle: — die übrigen lasse man, sobald sie sechs Wochen alt sind, bei kühler Witterung leichten oder hammeln; alte Böcke castriren. — Die Kälber lasse man anbinden, alte Stiere castriren. — Einen Monat alte Ferkeln fangen an zu fressen; nach der sechsten Woche sondere man sie von den Sauen ab. — Gänse, Enten und Hühner brüten.

Jagd. (Schnepfen-Monat.) Geschossen werden: Auerhähne, Schnepfen, Wildenten und Tauben, letztere auf den Ruf. — Acht Tage vor oder nach Josephi fangen die Waldschnepfen an zu streichen. Der Auerhahn falzt täglich Morgens um 2 Uhr und hört, wenn die Dämmerung vorüber ist, wieder auf.

Fischerei. Man esse: Amaul, Barbe, Brachse, Karpfen, Renke, Saibling, Waller (wann die Erlenblätter treiben, sollen die Aale am besten seyn).

Gemeinnütziges.

Prüfung der Seife für den Hausgebrauch. Seit Einführung des Kokusnuß- und Palmöls haben sich große Seifenfabriken gebildet und die Seifensiederei von einem Localgewerbe theilweise zu einem ausgedehnten Fabrikgeschäft umgewandelt. Die Seife selbst hat hiedurch keine Verbesserung erfahren, sondern es suchte fast jeder Fabrikant mehr Seife, ja sogar bis zu 500 Pfund und mehr aus 100 Pfund Fett, und nicht immer in redlicher Weise zu erzielen. Die Mittel hiezu bieten Wasser, Salz, ja sogar feingemahlener Schwerspath. Um nun eine Seife zu prüfen, nehme man ein genau gewogenes beliebiges Stück davon, etwa ¼—½ Pfund, schneide dasselbe in kleine Stückchen und lasse es in einem Schoppen Wasser mit einer Hand voll Kochsalz aufsieden. Hiebei darf jedoch die Seife nicht überlaufen. Man sehe dann nach, ob sich die Seife vom Wasser gerne abscheidet. Ist dieses nicht der Fall, so wird noch etwas Kochsalz als Scheidungsmittel zugegeben. Hierauf lasse man das Ganze erkalten, nehme dann die obere abgeschiedene Seifenschichte ab, trockne dieselbe und wiege sie. Was nun an dem ursprünglichen Gewichte fehlt, ist der Seife fälschlich zugesetzt. Ob dieses nun aus überschüssigem Natron, Wasser oder Schwerspath besteht, kann einerlei seyn.

Heilmittel für Wunden an Obstbäumen. Herr von Fellenberg gibt als ein unfehlbares Heilmittel für Wunden an Obstbäumen eine Mischung von gleichen Theilen Theer und Kienruß (Rauchschwarz) an. Dieses einfache, wohlfeile und Jedermann überall zu Gebote stehende Mittel verdient auch bei uns ernstliche Versuche und Veröffentlichung der Erfolge.

Gläserne Wasserleitungsröhren. In England werden seit Kurzem gelungene Versuche gemacht, Wasserleitungen, statt mit Bleiröhren, mit gläsernen Röhren herzustellen, welche jede Möglichkeit des Schwammansatzes oder der Oxydation abschneiden und den Geschmack des durchfließenden Wassers unverändert erhalten.

Kleinigkeiten.

Ein praktisches Gesetz gegen Duell.

Im Staate Mississippi besteht ein Gesetz, welches sich gewiß auch in unserm lieben Deutschland als wirksames Mittel gegen die Duellwuth trefflich bewähren würde. Wer nämlich seinen Gegner im Duell tödtet, ist verpflichtet, die Schulden desselben bis auf den letzten Pfennig zu bezahlen. Vor Kurzem ward dies Gesetz, was übrigens nur sehr selten nöthig ist, dort in Anwendung gebracht.

Ein Rezept zu einer homöopathischen Suppe.

Nimm zwei verhungerte Tauben und hänge sie an ein Küchenfenster in der Weise auf, daß der Schatten dieser Tauben in einen Kessel falle, der mit 80 Quart Wasser gefüllt ist; wenn dies 10 Stunden langsam gekocht hat, so gieb davon alle 10 Tage in einem Glase Wasser einen Tropfen —."

Merkwürdig.

Seltsam in der Welt vertheilet
Sind von der Natur die Gaben,
So daß just sehr kleine Herren
Oft die größten Mäuler haben.

Der Kampf ist aus, Gaeta kam zum Falle,
Es fiel trotz Herrn von Beust's Staffeten,
Es ließ sich nicht durch „edele Metalle,"
Am wenigsten durch — Sechser retten.

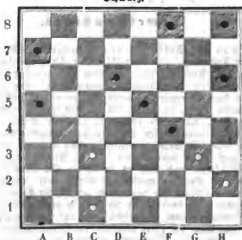
Rechnungs-Aufgabe.

Es sagte Jemand: Ich berechne den Cubikinhalt eines Baumstammes so: Ich vermehre den in Zoll angegebenen mittlern Durchmesser mit der Hälfte dieses Maßes, das Product mit der Länge des Stammes, die in Schuh angegeben ist, nehme dieses Produkt eilfmal und schneide drei Decimalstellen ab. Das Resultat ist ein genaueres als das, was gewöhnlich die Förster erhalten, welche die Stämme nach dem mittlern Durchmesser als Walze berechnen. Worin liegt der Grund dieses ganz eigenthümlichen Verfahrens?

Damenspiel-Aufgabe.

Weiß ist am Ziehen und hat im dritten Zuge eine Dame. Wie hat Weiß (mit 4 Steinen gegen 8 Steine des Schwarzen) zu ziehen, um das Spiel zu gewinnen?

Schwarz.



Weiß.

Ein deutsches Parlament.

In dieser Zeit, die alle morschen Bande
Geschraubten Lebens zu zerreißen droht,
Wie traurig zeigt im deutschen Vaterlande
Sich wieder die Jahrhundert alte Noth!

Der Fürsten Zwietracht herrscht mit altem Grimme!
Was einer schuf, der and're schüttet's zu!
Wohl spreizt im Fürstensold sich manche Stimme;
Mein deutsches Volk, wo aber sprichst denn du?

O ihr, die sucht des Volkes Drang zu hemmen,
Laßt endlich ab, räumt ihm die Stimme ein!
Von Fürsten nicht — von eines Volkes Stämmen,
Soll ja der Bund ein einig Ganzes seyn!

Ein einig Ganzes! Laßt das Halbe schwinden!
Dem Schein und Zwitterwesen macht ein End!
Und gebt, daß sich die Herzen wahrhaft finden,
Dem deutschen Volk ein deutsches Parlament.

Ernst Scherenberg.

Zwückauer als Düchter.

Uech weuß nücht, was soll ds bedeuten,
Daß üch so vörstimmt heut bün;
Eune Göschüchte aus neusten Zeuten,
Dü wüll mür nücht aus döm Sünn.

Die Börs üs flau und man munkelt:
Die Valuta sünket und sünkt;
Am Abendgeschöft kaum weuß man,
Was der nöchste Morgen brüngt.

Der gescheutste Münüster sützet,
Zu Wien an seunem Pult,
Wü söbr seune Stürn auch schwützet,
Seun Plan üst stöts: Geduld.

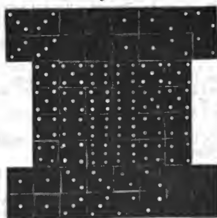
Der schreubt müt zütternder Föder,
Dü Dünte, dü scheunt roth;
Der schreubt: Papür öntwöder
Oder sofortiger Bankrott.

Dön Bösützer von Obligationen
Dergreufet bäuchlings eun Wöh':
Görn göb ör, daß sü nur steugen
Sü döm Wörtzinger*) müt in der Höh'.

Uech glaube, dü Leute verlüren
Kapütal und Züns noch daran;
Das hat müt döm guten Rögüren
Ur.s Oesterreuch angöthan.

*) Ein bekannter badischer Luftschiffer

Auflösung der „Domino-Aufgabe" in der Sonntags-Beilage Nro. 7 vom 17. Februar 1861.



Richtige Lösungen gingen ein von: Carl Br. — L. L. — W...... A. L. — N. D. — F. X. H.

Augsburger Populations-Anzeigen.

Getraute.

Katholische.

Dom. 14. Jan. [1]) Hr. Kaspar Zechmeister aus Schrinfeld, Batterieschmied im kgl. 4. Artillerie-Regiment, dahier; und Anna Hartmann, aus Lauda, Amts Gerlachsheim im Großherzogthum Baden. F. 409. (Jesuitenkaserne). — 22. Jan. [2]) Hr. Leonhard Endres, Musiker, dahier; und Euphrosine Kuttenberger, von hier. C. 39. — 24. Jan. [3]) Hr. Eduard Schreiner, Geldzähler bei der kgl. Special-Schuldentilgungskassa, dahier; und Jgfr. Theresia Enzler, Sattlermeisterstochter, von hier. C. 120. — 27. Jan. [4]) Hr. Anton Grail, Fabrikschlosser, dahier; und Josepha Gleich, Kunstverlegerstochter, von hier. C. 234.

St. Moriz. 16. Dez. [116]) Hr. Emil Kremer, Kaufmann, von hier; und Jgfr. M. Theresia Forstner, Kaufmannstochter, von Günzburg. D. 16. (Auswärtige Trauung.) — 7. Januar. [5]) Hr. Pius Hummel, Fabrikarbeiter, von hier; und Kunigunde Gruber, Kasernhausmeisterstochter von Nürnberg. A. 445. — 7. Jan. [6]) Hr. Michael Schmidt, Polizeisoldat, von Pointen; und Viktoria Schmid, Weberstochter von Unlingen. A. 593.

St. Ulrich. 13. Jan. [7]) Hr. Adam Pfenser, Fabrikarbeiter, von Bamberg; und Jgfr. Maria Dollinger, Söldnerstochter von Langwaid, Landg. Göggingen. A. 261. — 21. Jan. [8]) Hr. Johann Augustin, Regimentsschuhmacher, hier, von Indersdorf, Landg. Dachau; und Jgfr. M. Anna Lösch, Gerichtsdienerstochter von Jettingen, Landg. Burgau. A. 121. — 20. Jan. [9]) Hr. Leonhard Steinmetz, Hausbesitzer, hier, von Großhaslach, Landgr. Heilsbronn; und Spielwaarenverfertigers-Wittwe, Frau Viktoria Dürr, von hier. A. 120.

Protestantische.

St. Anna. 27. Dez. [134]) Hr. Dr. Karl Michael Voit, Professor an der Universität München, und Frln. Laura Pauline Louise v. Hößlin, Kaufmannstochter, von hier. Domicil in München — 3. Jan. [1]) Hr. Friedrich Pappler, Bureaugehilfe, von hier, Wittwer; und Elisabetha Pauline Prieser, Juwelierstochter, von hier. B. 257.

St. Ulrich. 23. Dez. [135]) Hr. Heinrich Kuhn, Fabrikschreiner, und Jakobina Magdalena Knör, Mangmeisterstochter; beide von hier. A. 592. — [136]) Hr. Johann Philipp Feigel, Buchbinder in Landau, von hier; und Jgfr. Eva Katharina Ganter, Strumpfwebermeisterstochter von Landau. (Auswärtige Trauung.) — 3. Jan. [2]) Hr. Martin Schmidbauer, Oberlieutenant im kgl. 3. Inf.-Reg., von Simbach in Niederbayern; und Frln. Julie Gombart, Leihhauskontroleurstochter, von hier. Domicil in Landau. — 6. Jan. [3]) Hr. Georg Paul Scharrer, Bürstenbindermeister hier, von Friedrichsgmünd, Gerichts Roth; und Jgfr. Johanna Hörmann, Buchhalterstochter, von Bischoffsgrün. A. 540. — 13. Jan. [4]) Hr. Gottlieb Kurz, Schrannensackträger, Wittwer; und Jgfr. Jakobina Sabina Frank, Ausgeberstochter, von hier. A. 172. — 13. Jan. [5]) Hr. Johann Kaspar Wittig, Fabrikarbeiter, hier, von Falbenthal, Gerichts Heidenheim; und Jgfr. Margaretha Friederike Kopp, Schreinermeisterstochter, von hier. A. 332.

Barfüßer. 13. Jan. [6]) Hr. Julius Matthäus Theodor Davids, Maler und Lakirer; und Johanna Dorothea Barbara Lehndorfer, Metzgermeisterstochter, beide von hier. C. 103.

Hl. Kreuz. 1. Jan. [7]) Hr. Karl Kanmayr, Formstechereibesitzer; und Jgfr. Natalie Bacher, Kunstgärtnerstochter, beide von hier. E. 55 u. 56.

Geborene.

Katholische.

Dom. 31. Dezember. [191]) Franz Ludwig Maria. — 1. Januar. [1]) Franz Karl. — 3. Januar. [2]) Johann Georg, d. V. Hr. Georg Forster, Feuerwerker im k. 4. Artillerie-Regiment dahier F. 409. Jesuiten-Kaserne. — 3. Jan. [3]) Karl Joseph, d. V. Hr. Johann Bachmann, Melber. C. 216. — 8. Jan. [4]) Charlotte Wilhelmine, d. V. Hr. Anton Gerhäuser, Spenglermeister. C. 146. — 10. Jan. [5]) Maria Regina Anna Johanna, d. V. Hr. Tobias Kober, Fischzeug-Verfertiger. F. 390. — 11. Jan. [6]) Margaretha Josepha. — 14. Jan. [7]) Karl Joseph Franz Xaver, d. V. Hr. Karl Joseph Hüttner, Assistent der königl. Baubehörde Augsburg II. D. 151. — 15. Jan. [8]) Anton Wilhelm Georg, d. V. Hr. Maximilian Immler, städtischer Ingenieur. C. 58. — 15. Jan. [9]) Martin, d. V. Hr. Joseph Künstler, kgl. Eisenbahn-Kondukteur. F. 189. — 20. Jan. [10]) Josepha Antonie Louise, d. V. Hr. Ludwig Schreck, Postkondukteur. C. 44. — 24. Jan. [11]) Ein todtgebornes Mädchen, d. V. Hr. Anton Frank, Trompeter I. Classe, im k. 4. Artillerie-Regiment. (Jesuitenkaserne). F. 409.

St. Moriz. 17. Dez. [192]) Georg Karl, fremd. — 23. Dez. [193]) Johann Nepomuk, d. V. Hr. Karl Alois Frey, Meßner und Todtengräber. J. 34. — 24. Dez. [194]) Johannes, fremd. — 25. Dez. [195]) Karolina Barbara. — 26. Dez. [196]) Rudolph Wilhelm Andreas. — 26 Dez. [197]) Stephan August Ottmar, d. V. Hr. Johann Kathan, Kaufmann. B. 10. — 31. Dez. [198]) Otto Franz, fremd. — 1. Jan. [12]) Anton Joseph Franz, d. V. Hr. Johann Hofer, Uhrmacher. C. 11. — 2. Jan. [13]) Joseph Adolf, fremd. — 3. Jan. [14]) Georg Xaver, fremd. — 6. Jan. [15]) Georg Xaver, fremd. — 9. Jan. [16]) Katharina Josepha Anna, fremd. — 6. Jan. [17]) Gisela Maria Ida Mathilde, d. V. Titl. Hr. Graf Clemens Törring-Minucci, Hauptmann im kgl. 8. Inf.-Regim. Prinz Karl. D. 4. — 8. Jan. [18]) Rosalia Maria Josepha, fremd. — 9. Jan. [19]) Franz Xaver Karl Joseph, fremd. — 10 Jan. [20]) Joseph Wilhelm Andreas, d. V. Hr. Andreas Zipperich, Schneidermeister. B. 226. — 11. Jan. [21]) Joseph Valentin, d. V. Hr. Simon Enzler, Sattlermeister. B. 161. — 12. Jan. [22]) Max Engelbert, d. V. Hr. Bernard Will, k. Postkonducteur. C. 363. — 13. Jan. [23]) Johann Anton Franz. — 16. Jan. [24]) Maria Creszentia Theodolinde, d. V. Hr. Clemens Betz, Kaufmann. A. 20. — 15. Jan. [25]) Kreszentia Sophia Johanna, fremd. — 16. Jan. [26]) Johann Nepomuk Jakob, fremd. — 18. Jan. [27]) Apollonia Johanna, d. V. Hr. Michael Sutor, Fabrikwebermeister. C. 350. — 20. Jan. [28]) Ottilia Anna Josepha, fremd. — 21. Jan. [29]) Mathilde Franziska Johanna, fremd. — 22. Jan. [30]) Johann Georg Franz, d. V. Hr. Joh. Dominal, Schuhmachermeister. A 473.

St. Ulrich. 3. Jan. [31]) Leonhard Karl Philipp, d. V. Hr. Philipp Abele, Fabrikarbeiter. J. 165. — 5. Jan. [32]) Joseph Johann. — 5. Jan. [33]) Theresia Friederika Margaretha Sabina, d. V. Hr. Friedrich Jungkunz, Lokomotivführer. A. 41. — 6. Jan. [34]) Maria Antonia Magdalena, d. V. Hr. Joseph Ullmer, Lohnkutscher. A. 234. — 14. Jan. [35]) Anton Andreas, fremd. — 15. Jan. [36]) Joseph Michael, fremd. — 16. Jan. [37]) Anna Maria Theresia, d. V. Hr. Julius Otto Kinz, Lokomotivführerslehrling. A. 43. — 19. Jan. [38]) Anna Johanna, fremd. — 22. Jan. [39]) Barbara Agnes, d. V. Hr. Joseph Renz, Gürtlermeister. B. 134. — 23. Jan. [40/41]) Mathäus und Sebastian, Zwillinge, fremd.

St. Max. 3. Jan. [42]) Anton Karl Sebastian, d. V. Hr. Karl Bergmüller, Fabrikweber. H. 70. — 4. Jan. [43]) Josepha Johanna, d. V. Hr. Georg Beutelrock, Färbergeselle. G. 94. — 4. Jan. [44]) Johann Nepomuk, d. V. Hr. Fidelis Sauter, Schlosser bei der kgl. Eisenbahn. H. 108. — 6. Jan. [45]) Johann Mathias, d. V. Hr. Mathias Fischer, Schuhmachermeister. H. 398. — 7. Jan. [46]) Katharina Theresia, fremd.

Protestantische.

St. Anna. 26. Dez. [397]) Katharina Barbara Franziska, d. V. Hr. Mathias Kadlmayr, I. Wachtmeister. B. 72.

St. Ulrich. 7. Dez. [398]) August Ambrosius Christian. — 14. Dez. [399]) Wilhelm Anton Friedrich, fremd. — 17. Dez. [400]) Michael Ludwig Johann Nepomuk, d. V. Hr. Ludwig Rebel, Spenglermeister. A. 43. — 21 Dez. [401]) Barbara Louise Heinrike, fremd. — 23. Dez. [402]) Maria Katharina Johanna, d. V. Hr. Johann Georg Klocker, Fabrikarbeiter. A. 149. — 24. Dez. [403]) Johanna Magdalena, fremd

Barfüßer. 7. Dez. [404]) Georg Salomon Wilhelm, d. V. Hr. Georg Löpsinger, Kürschnermeister. C. 40. — 12. Dez. [405]) Wilhelm Emil Karl, d. V. Hr. Karl Theodor Knöll, Kaufmann. C. 34. — 14. Dez. [406]) Klemens Wilhelm Karl, d. V. Hr. Georg Christian Lederer, Seifensiedermeister. H. 236. — 21. Dez. [407]) Gottfried Johann Friedrich, d. V. Hr. Friedrich Roth, Lackirer. C. 316. — 22. Dez. [408]) Ludwig — 24. Dez. [409]) Friedrich Ludwig Karl. — 24. Dez. [410]) Emilie Josephine. — 26. Dez. [411]) Johanna Christiana Katharina, d. V. Hr. Karl Müller, Seifensiedermeister. H. 57. — 28. Dez. [412]) Christoph Konrad, d. V. Hr. Andreas Schlumberger, Komptorist. H. 180. — 28. Dez. [413]) Katharina Johanna Karolina, d. V. Hr. Leonhard Strobel, Maschinenschlosser. C. 401. — 31. Dez. [414]) Sophia Johanna Babette.

St. Jakob. 21. Dez. [415]) Barbara Heinrike, d. V. Hr. Georg Oesterle, Bäckermeister. G. 249. — 21. Dez. [416]) Johann Georg David, d. V. Hr. David Holz, Bierbeschauer. G. 263. — 25. Dez. [417]) Johanna Maria Georgine, d. V. Hr. Johann Georg Stumpf, Obermeister. J. 237. — 29. Dez. [418]) Leonhard Johann Konrad, d. V. Hr. Johann Plachert, Fabrikarbeiter. G. 250.

Hl. Kreuz. 22. Dez. [419]) Friedrich Paul, d. V. Hr. Simpert Leonhardt, Fabrikschreiner. E. 56. — 22. Dez. [420]) Johann Andreas.

Gestorbene.

Katholische.

Dom. 31. Dez. 462) Titl. Fräulein Franziska Caron du Val, Landrichterstochter. An zurückgetretener Gicht. 60 Jahre. F. 5. — 6. Jan. 1) Theresia Viktoria Maria, d. B. Hr. Michael Holz, Polizeisoldat. An Hydrocephalus acutus. 5 Monate. C. 133 — 6. Jan. 2) Theresia Paulina, d. B. Hr Joseph Enzler, Sattlermeister. An Luftröhren-Entzündung. 4 Jahre 6 Monate. D. 57. — 8. Jan. 3) Anton, d. B. Hr. Anton Hörman, Fabrikarbeiter. An Lungenentzündung. $1^1/_2$ Jahre. E. 159. — 8. Jan. 4) Frau Katharina Stegherr, Privatiersgattin. An Wassersucht. 71 Jahre. F. 5. — 11. Jan. 5) Jgfr. Maria Anna Egger, Haushälterin, von Sirppach. An Darmbrand. 54 Jahre. D. 131. — 14 Jan. 6) Barbara, d. B. Hr. Joh. Resch, Schlosser auf der Eisenbahn. An Convulsionen. 2 Jahre 17 Tage. F. 334. — 21. Jan. 7) Hr. Heinrich Schmidt, städtischer Forstaktuar. An acuter Lungen-Tuberculose. 29 Jahre. C. 165. — 20. Jan. 8) Josepha, d. B. Hr. Walfgang Georg Wühr, Schuhmachermeister. An Catarrhus bronchial. 8 Monate. C. 193. — 24. Jan. 9) Hr. Joseph König, k. Buchhalter, von Datenberg. An Lungenblutsturz. 42 Jahre. F. 199.

St. Moriz. 3. Jan. 10) Hr. Florian Lechner, Kochmacher. An Nervenfieber. 46 Jahre. C. 379. — 6. Jan. 11) Johann Sebastian, d. B. Hr. Johann Tränkl, Webermeister. An Gichtern. 21 Wochen. C. 157. — 7. Jan. 12) Xaver. An Abzehrung. 3 Wochen. C. 376. — 8. Jan. 13) Joseph Adolph. An Bronchitis. 8. Tage. C. 346. — 10. Jan. 14) Magdalena Maria Katharina. An Gichtern. 3 Monate. A. 642. — 14. Jan. 15) Karl Oelzer. An Wassersucht. 14 Jahre A. 67. — 19. Jan. 16) Anton. An Gichtern. 7 Wochen. A. 67. — 19. Jan. 17) Hr. Joseph Peter, Kanzlist, Wittwer. An Herzwassersucht. 62 Jahre. C. 347. — 21. Jan. 18) Hr. Zachäus Wölfle, Privatier. An Luftröhrenentzündung. 69 Jahre 4 Monate. C. 351. — 25. Jan. 19) Maria Elisabetha, d. B. Hr. Michael Gerner, Geschäftsführer. An Asthma thym. 4 Monate. C. 232.

St. Ulrich. 3. Jan. 20) Mathias Joseph Philipp, d. B. Hr. Jakob Hofstetter, Fabrikspinner. An Brand. 10 Monate 8 Tage. A. 367. — 4. Jan. 21) Johann, d. B. Hr. Xaver Hummel, Eskadronsschmied beim k. 4. Chev.-Regiment König. An Gichtern. 7 Monate 15 Tage. A. 245. — 5. Jan. 22) Titl. Herr Doktor Maximilian Joseph Rosner, pens. kgl. Regimentsarzt, von Regensburg. An Magenverhärtung. 76 J. 10 Monate. A. 36. — 7. Jan. 23) Titl. Hr. Richard Mafatti, Lieutenant im k. 4. Artillerie-Regiment. 24 Jahre. J. 100. — 9. Jan. 24) Josepha Aubele, Köchin. An Lungenvereiterung. 34 Jahre. A. 235. — 13. Jan. 25) Leonhard Karl Philipp, d. B. Hr. Philipp Abele, Fabrikarbeiter. An Schwäche. 10 Tage. A 233. — 13. Jan. 26) Titl. Hr. Johann Rosenmair, Privatier. An Wassersucht. 48 Jahre. A. 196. — 13. Jan. 27) Jgfr. Franziska Fichtel. Sägknechtstochter. An Schlagfluß. 81 Jahre. A. 422. — 13. Jan. 28) Georg Himmer; Taglöhner, Wittwer. An Phthys. pulm 56 Jahre. A. 233. — 16. Jan. 29) Hr. Georg Gerstmayer, Hospital-Pfründner. An Brustwassersucht. 67 Jahre. A. 304.

St. Georg. 6. Jan. 30) Hr. Kaspar Graf, Gärtnermeister, Wittwer. An Schlagfluß. 64 Jahre. F. 176. — 6 Jan. 31) Maria Mathilde, d B. Hr. Joseph Payerle, Silberarbeiterarbeitersgehilfe An Schwäche. 9 Tage F. 41. — 11. Jan. 32) Hr. Joseph Geiger, Ausgeber der Allgemeinen Zeitung dahier. An Carcinoma ventriculi. 60 Jahre 9 Monate. F. 81. — 17. Jan. 33) Peter. An Abzehrung. 18 Tage. E 55. — 18. Jan. 34) Karolus, d. B. Hr. Alois Schneil, Lohnkutscher. An Convulsionen. 32 Wochen. F. 298. — 20 Jan. 35) Ein Mädchen, nothgetauft. An Stickfluß. F. 127. — 22 Jan. 36) Johann, d. B. sel. Hr. Johann Ortner, Batterieschmied im 4. Artillerie-Reg. An Gichtern. 12 Tage. F. 254. — 21. Jan. 37) Jgfr Afra Leinauer, Ausgeberstochter. An Lungenlähmung. 67 Jahre. F 296. — 23. Jan. 38) Alois Joseph, d. B Hr. Anton Miller, Gasbeleuchtungsdiener. An Lungenlähmung. 2 Jahre 3 Monate. F. 127. — 24. Jan. 39) Mathilde, d. B. Hr. Gg. Schmid, Wasenmeister. Bronch. Pneumonia. 2 Jahre 10 Monate J. 313

St. Max. 17. Dez. 443) Margaretha Kiel, ledige Näherin von Würzburg. An Carcinoma uteri Pyaemia. 35 Jahre H. 248. — 17 Dez. 444) Katharina Herdensteiner, Taglöhners-Wittwe, von Schöneberg An Marasmus senilis 77 Jahre. H. 248. — 20. Dezember. 445) Genofeva Riedele, Fabrikarbeiterin, von Wulmartshofen. An Typhus tuberculosis venum. 38 Jahre. H. 248. — 20. Dez. 446) Frau Barbara Kohler, Lohnkutschers-Wittwe. An Schleimschlag 74 Jahre. G. 294. — 20. Dez. 447) Katharina Liedl, Wittwe. An Peritonitis. 64 Jahre. H 248. — 21. Dez. 448) Jakob Rußler, Taglöhner. ledig. An Tuberc. pulmon. 46 Jahre. H. 248. — 24. Dez. 449) Barbara, d. B. Hr. Georg Schaue, Polizeisoldat. An Lungenlähmung. 20 Wochen. G. 19. — 23. Dez. 450) Gertrud Hauser, ledige Näherin, von Gundelfingen. An Carcinoma pelvinae, peritoneie. 42 Jahre. H. 248. — 27. Dez. 451) Therese Lang, ledige Dienstmagd von Lauingen. An Kolotyphus Peritonitis ex perforation. 19 Jahre. H. 248. — 27. Dez. 452) J Barbara Holzinger, ledige Wascherin. An Carcinoma uteri. Peritonitis. 48 Jahre. J. 246 — 28 Dez. 453) Genofeva Theresia, d. B Hr. Blasius Dietrich, Gärtnermeister. An Gichtern. 15 Tage J. 253. — 28 Dez. 454) Titl. Frau Theresia Schneider, Gerichtshalters-Wittwe von Lechhausen, Landg. Friedberg. An Altersschwäche. 74 Jahre J. 251. — 30. Dez. 455) Johann Nep. Michael, d. B. Hr. Michael Hefele, Metzgermeister. An Lebensschwäche. 5 Wochen. G. 94. — 4. Jan. 40) Michael Uebelacker, Thurmwächter, von Premersdorf, Landgerichts Eschenbach. An Pyaemia. 55 Jahre. A. 248. — 8. Januar. 41) Thekla Rainer, Fabrikarbeiterin, von Dalting, Landgerichts Friedberg. An Pyaemia. 32 Jahre. H. 248. — 9. Jan. 42) Hr. Joh. Bapt. Rebel, Spenglermeister. An Hydrops. 66 Jahre H. 19. — 11. Jan. 43) Matthäus. An Abzehrung. 10 Wochen. H. 119. — 44) Frau Magdalena Kommer, Holzschneiders-Wittwe. An Altersschwäche. 78 Jahre. G. 201. — 11. Jan. 45) Joseph Götz, Weber, von Bildechingen, Oberamts Horb in Würtemberg. An Pneumonia. 23 Jahre. H. 248. — 11. Jan. 46) Adalbert, d. B. Hr. Friedrich Banner, Chirurg. An Abzehrung. 20 Wochen H. 28. — 14. Jan. 47) Johanna, d. B. Hr. Johann Müller, Oekonom. An Abzehrung. 6 Wochen. G. 134. — 14. Jan. 48) Georg Weigel, lediger Fabrikarbeiter, von Münsterhausen, Ldg. Krumbach. An Pyaemia. 31 Jahre. H. 248. — 15. Jan. 49) Joseph, d. B. Hr. Anton Wägele, Fabrikarbeiter. An Gehirnlähmung. 3 Jahre. H 262. — 17. Jan. 50) Joseph, d. B. Hr. Joseph Stadler, Fabrik-Meister. An Typhus. $7^1/_2$ Jahre. H. 115. — 20. Jan. 51) Hr. Jakob Hauger, Stückfortirer An Lungenentzündung. 48 Jahre. H 125. — 22. Jan. 52) Thadäus, d. B. Hr. Joseph Steiner, Seilermeister. An Gichtern. 6 Wochen. G. 36. — 23. Jan. 53) Jakob Rückerl, lediger Schuster, von Cham. An Cynanche. 22 Jahre. H. 248. — 24. Jan. 54) Kreszenz Mayer, Dienstmagd, von Frickingen, Oberamts Neresheim. An Pyaemia. 31 Jahre. H. 248. — 24. Jan. 55) Anna Rößle, ledige Fabrikarbeiterin, von Rothanenschweig, Landger. Donauwörth. An Carcinoma ventriculi Peritonitis chronic. 43 Jahre. H. 248.

Protestantische.

St. Anna. 10. Jan. 1) Titl. Hr. August Trenkle, k. Baubeamter, von Nördlingen. An nervöser Brustfellentzündung. 41 Jahre. — 15. Jan. 2) Johanna Babetta, d. B. Hr. Lorenz Johann Eckart, Sattler auf der Eisenbahn. An Diarrhoe 4 Monate. B. 254. — 22. Jan. 3) Hr. Joh. Heinrich Schmidt, ehemaliger Platzwirth, von Ebermergen. An Lungenleiden. 72 J. 3 Monate. H.-Nr. 46 oberer Zwinger.

St. Ulrich. 23. Dez. 422) Hr. Michael Eisen, Waschanstaltbesitzer. An Brustwassersucht. 41 Jahre. A. 358.

Barfüßer. 18. Dez. 423) Maria Barbara. An Gichtern. 7 M H. 139. — 21. Dez. 424) Johanna Maria Margaretha, d. B. Hr. Christoph Laß, Spinner. An Diarrhoe. 17 Wochen. H. 55. — 30. Dez 425) Barbara Teiselmayer, ledige Fabrikarbeiterin, von Lierheim, Ldg. Nördlingen. An Typhus. 21 Jahre. H. 248. — 31. Dez. 426) Frau Katharina Krechele, geb. Burger, Söldnerswittwe, von Brockstadt. An Lungenlähmung. 64 Jahre. C. 127. — 5. Jan. 4) Friedrika Mathilde Regina, d. B. Hr. Johann Korhammer, Metzgermeister. An Hydrocephalus acutus. 1 Jahr 4 Monate. C. 372. — 8. Jan. 5) Jgfr Euphrosina Kasteiner, gewes. Lehrerin. 76 Jahre. An Brustkrebs. 76 Jahre. H. 335.

St. Jakob. 22. Dez. 427) Hr. Johann Andreas Dischinger, Commis, ledig, von Wahenhasen Gerichts Wissingen. An Typhus. 20 Jahre 2 Monate. G. 70. — 22 Dez. 428) Bernhard Michael, d. B. Hr. Michael Bley, Fabrikarbeiter. An Laryngitis crouposa. 4 Jahre. G. 88. — 26. Dez. 429) Titl. Frau Partrié, geb. Maier, Particuliers-Wittwe. An Marasmus. 71 Jahre. 1 Monat. G 232.

Hl. Kreuz. 22. Dez. 430) Maria, d. B. Hr. Gg. T. Wagner, Waschanstaltbesitzer. An Convulsionen. $1^1/_4$ Jahre. F. 254. — 25. Dez. 431) Anna Maria Regina. An Angina membranacea. 4 Jahre. F. 363. — 25. Dez. 432) Karl Johann, d. B. Hr. Johann Hofmann, Maschinenschlosser. An Halsbräune. 4 Jahre 11 Monate. — 29. Dez. 433) Jgfr. Fridrika Bösel, Bierbrauerstochter. An Phthysis. 27 Jahre 9 Monate. F. 170.

Sonntags-Beilage
zum
Augsburger Anzeigblatt.
Nummer 9. 3. März 1861.

Die Anwendung der Folter in den Gefängnissen von Neapel und Sicilien.

(Fortsetzung.)

Ich werde die Urkunden vorlegen, die Thatsachen erzählen, die Namen der Minister, Oberpolizeimeister und Schergen nennen, und alle meine Behauptungen beweisen.

Ich werde mich mit der Beschreibung der Gefängnisse, in denen diese Scheußlichkeiten verübt wurden, nicht aufhalten. Die englischen Zeitungen und mehrere französische Schriftsteller haben Beschreibungen der Kerker von St. Elmo und der Gefängnisse in dem Polizeipräfekturgebäude von Neapel gegeben; die Beschreibungen sind auch in deutsche Zeitungen übergegangen. Es ist dies auch eine Sache von untergeordneter Wichtigkeit. Ich kann das, was mir darüber aus englischen, französischen und deutschen Mittheilungen zu Gesicht gekommen ist, nur bestätigen, und füge hinzu, daß im frühern Königreich beider Sizilien ein jedes Polizeikommissariat auch ein Polizei-Gefängniß hatte. In mehreren Decreten Liborio Romano's ist von der Abschaffung dieser „geheimen Gefängnisse", wie sie dort wirklich genannt werden, die Rede. Das Decret Liborio Romano's vom 9. Juli 1860 lautet wörtlich:

„In Anbetracht, daß die Orte, welche zur Aufbewahrung der Detinirten und der auf Verdacht Eingezogenen dienen, den einzigen Zweck haben sollen, sich der Person der Schuldigen zu versichern, um sie zur Disposition der gerichtlichen Behörden zu stellen, und niemals, um sie Entbehrungen und Leiden zu unterziehen, welche mit den Grundsätzen der Vernunft und des Rechts durchaus nicht vereinbar sind, befiehlt der Polizeipräfect von Neapel:

1) daß hiermit geschlossen und abgeschafft sind ein für allemal die Gefängnisse, welche man unter dem Namen „criminali" oder „segrete" begreift, von welcher Art sie auch sein mögen, und zwar in allen Gefängnissen und Detentionsorten, welche sich in der Hauptstadt befinden;

2) daß durch den Generalsecretair der Präfectur sofort eine Commission niederzusetzen ist, welche sich mit der Ausführung dieser Maßregel zu befassen hat.

Neapel, den 9. Juli 1860. Der Polizeipräfect
Liborio Romano."

Der General-Polizeidirektor, oder vielmehr der eigentliche Vice-König von Sizilien, Maniscalco, früher Spion, Dieb und Gensd'arm, hatte seine Polizeigefängnisse in Morreale, in der Nähe einer Vorstadt von Palermo, Mezzo-Morreale. Ich will eins von diesen Gefängnissen schildern und beschreiben, in welchem Zustande dasselbe am 14. Januar 1848 gefunden wurde. Das Dokument, das über den Zustand dieses Gefängnisses aufgenommen wurde und von Mitgliedern der damaligen provisorischen Regierung, Consularbeamten, Offizieren einer gerade im Hafen liegenden englischen Fregatte und mehreren achtbaren Bürgern Palermo's unterzeichnet worden ist, hat mir bei dieser Beschreibung vorgelegen. Ich gebe seinen Inhalt in wortgetreuer Uebersetzung:

„In dem letzten Raume dieses trüben Lokals befand sich ein sehr hoher Wandschrank, der die ganze Hälfte einer Mauer einnahm. Lange hatte er den starken Armen der Volkskämpfer Widerstand geleistet, als er bei einem neuen Angriff, indem wahrscheinlich eine Feder sich bewegte, sich plötzlich öffnete und eine festverriegelte Thür zeigte. In dem Gedanken, daß hinter ihr unglückliche Opfer verborgen sein könnten, brach man sie in wenigen Augenblicken auf. Ein Grabesgeruch hielt diejenigen zurück, welche schon im Begriff waren, sich hineinzustürzen, und man mußte Fackeln holen, um die Luft zu reinigen und zu sehen, wohin die Thür führe. Und was entdeckte man? Zuerst eine Stube, welche nach den Mobilien, welche sich in derselben vorfanden, zum Gefängniß gedient haben mußte. Sie wurde erleuchtet durch eine sehr hoch hängende Lampe, welche ein trübes schwaches Licht verbreitete. Dann kam man in eine andere Stube, dunkel und finster. Sie war zu entsetzlichen Qualen bestimmt gewesen, wie die langen Blutspuren bezeugten, welche sich auf dem Pflaster und an den Wänden vorfanden. — In der Mauer, nach Süden zu, zeigte sich eine Nische, wo man an den Mauersteinen sehen konnte, daß hier ein Mensch eingemauert gewesen war, und zwar in der Art und Weise, daß er Kopf und Hände frei behielt. Eine neue Thür führte wiederum in einen letzten Raum, welcher noch dunkler und verborgener war. Aus diesem Loche konnte kein Geräusch an das Licht des Tages dringen. Die Männer, welche hier eingedrungen, waren von Schrecken ergriffen, als sie in einer Ecke einen Haufen menschlicher Gebeine entdeckten, Köpfe, welche noch mit Haaren bedeckt waren, ganze Skelette, menschliche Glieder, welche in Fäulniß übergegangen waren.

„Außer sich über diesen Anblick begaben sich dieselben Leute, welche dieses Gefängniß erbrochen hatten — es war das Gefängniß des Polizeicommissariats von San Domenico, welches ich beschrieben habe — nach dem Polizeicommissariat von San Isidoro. In dem dortigen Polizeigefängnisse fand sich außer vielen Torturwerkzeugen und menschlichen Gebeinen ein Leichnam, der nicht mehr als zwanzig Tage dort gelegen hatte."

Soweit das Document, welches ich seinem Inhalte nach hier wörtlich mitgetheilt habe.

Ein ähnliches Polizeigefängniß in Catanea beschrieb mir Herr Giuseppe Massari, der bekannte neapolitanische Verbannte, der Freund des Grafen von Cavour, nur mit dem Unterschiede, daß noch ein unterirdischer Kerker damit verbunden war. Als bei dem Ausbruch der neapolitanischen Revolution in diesem Frühjahr das Gefängniß gewaltsam geöffnet wurde, hörte man in dem letzten Raume desselben das Stöhnen einer menschlichen Stimme, ohne entdecken zu können, woher dieselbe kam. Endlich entdeckte man eine Fallthüre im Fußboden und fand unter ihr ein unterirdisches tiefes Loch. Man holte Leitern und Fackeln und zog ein Wesen heraus, dem Bart und Haar lang gewachsen waren, welches halbnackt und mit Lumpen bekleidet, kaum einem Menschen mehr ähnlich sah. Der Unglückliche hatte sich Jahre lang dort unten befunden, indem man ihm die wenigen Lebensmittel, mit denen er täglich sein Leben fristete, von oben durch die Fallthüre hineinwarf. Herr Massari gab mir die Details dieser entsetzlichen Geschichte in Gegenwart des preußischen Gesandten, Grafen von Brassier St. Simon in Turin, der mir die Wahrheit sämmtlicher Thatsachen bestätigt hat.

Am 4. Juni vorigen Jahres — am 12. Mai fand bekanntlich die Landung Garibaldi's in Marsala und am 19. Juni die Räumung Palermo's statt — verließen die neapolitanischen Truppen, erschreckt durch die feindliche Haltung der Bevölkerung, Trapani. Schon Abends vorher hatte die Truppenabtheilung, welche zur Bewachung der Insel Favignana bestimmt war, wo sich der berüchtigte Bagno der heiligen Catharina befindet, die Insel verlassen, und die dort befindlichen politischen Gefangenen waren in Freiheit gesetzt worden. Unter diesen befand sich auch der Baron Nicotera. Dieser war bekanntlich der Gefährte des hochherzigen, tapfern Carlo Pisacane, Herzogs von San Giovanni, der durch seinen Heldentod bei dem von ihm und Nicotera geführten Aufstand in Calabrien ein ruhmwürdiges Andenken erworben hat. Nicotera war durch den Gerichtshof zu Salerno zu lebenslänglicher Gefangenschaft verurtheilt und in den Bagno von Favignana eingeschlossen worden, wo er in einer entsetzlichen und grausamen Weise behandelt wurde. Während der ersten sechs Monate seines Aufenthalts befand er sich in einem unterirdischen Gefängnisse ohne Licht. Für zwei Sous Brod bildete seine tägliche Nahrung. In den Regentagen mußte das in das Gefängniß eingedrungene Regenwasser ausgeschöpft werden, und es befanden sich dann nahe an hundert Eimer Wasser darin.

Ich komme nun zur Anwendung der Folter, der Torturwerkzeuge, der Peitsche und des Stockes bei politischen Gefangenen. Nochmals schicke ich, um mich klar und bestimmt auszudrücken, und damit alle Verdrehungen und Verfälschungen meiner Mittheilungen abzuweisen, ein für allemal die Bemerkung voraus: Die politischen Gefangenen, von denen ich spreche und welche ich namentlich aufführen werde, befanden sich, während sie diese Martern erduldeten, nicht in den Händen der Gerichtshöfe. Sie befanden sich in Voruntersuchung in den Händen der Polizei, welche sie auf Verdacht nach eigenem Belieben verhaftet hatte, in den Gefängnissen der Polizeicommissariate. Die Documente, welche ich vorlege, habe ich aus den offiziellen Zeitungen der frühern Regierung des Königreichs beider Sizilien entnommen. Die Thatsachen, bei denen ich mich auf das Zeugniß des französischen Schriftstellers Mr. Charles de la Varenne stütze, der sich durch seine Feder und durch seinen Degen um die Freiheit des neuen Italiens hochverdient gemacht hat, sind auf Veranlassung der englischen Regierung einer genauen Recherche Seitens des englischen Consularagenten auf Sizilien unterzogen worden, und die amtliche Antwort dieser Beamten lautet dahin, daß

sämmtliche von Mr. Charles de la Varenne behäupteten Thatsachen wahr und genau angegeben worden sind, daß derselbe sogar seiner allgemeinen Darstellung noch eine zu matte Färbung gegeben habe.

Das in dem neapolitanischen Strafgesetzbuch publizirte prozessualische Strafverfahren ist den bessern europäischen Strafprozessen zuzuzählen. Es giebt in seinen prozessualischen Formen, besonders in der Vertheidigungsinstanz, dem Angeschuldigten jede Garantie, sein Recht zu wahren und alle Mittel seiner Vertheidigung zur vollkommenen Geltung zu bringen. Die Formen des neapolitanischen Strafprozesses wurden indeß nur dem gewöhnlichen Verbrecher, dem Mörder, dem Räuber und dem Diebe gegenüber aufrecht erhalten; der Polizei gegenüber — oder, wenn man will, den beiden letzten Königen gegenüber — waren sie vollständig illusorisch. Signor Morelli, Präsident eines Criminalgerichtshofes in Neapel, erhielt das Aktenstück eines politischen Prozesses, der auf die ungerechteste und unhaltbarste Anklage von der Welt gegründet war, mit der Randbemerkung des Polizeiministers zurück: „Seine Majestät wünscht eine schwere Verurtheilung." Signor Morelli war ein anständiger Mann; er schrieb darunter: „Ich wünsche meinen Abschied," und nahm diesen Abschied. Aber Signor Morelli war eine Ausnahme eines neapolitanischen Beamten, welche der preußische Consul in Neapel, Herr Nolte, der — nebenbei gesagt — noch ein Vertheidiger der bourbonischen Regierung ist, mit den kurzen Worten charakterisirte: „Zu bestechen und zu kaufen waren sie Alle; Alle nahmen." Und wenn sich auch mehrere solche Ausnahmen gefunden haben — der hohe Gerichtshof in Catanea hat einmal in einer entsetzlichen Sache, welche ich weiter unten näher erzählen werde, ein glänzendes Beispiel richterlicher Unabhängigkeit und Rechtschaffenheit gegeben —, was half das der ungeheuern Machtvollkommenheit der neapolitanischen Polizei gegenüber, welche über alle Behörden des Landes stand? Die Polizei hielt die Gefangenen, deren Freilassung von den Gerichtshöfen angeordnet war, in den Gefängnissen fest; sie blieben, wie der Geschäftsausdruck war, „con empara di polizia." Die Polizei modifizirte und verlängerte die von den Gerichtshöfen erkannten Strafen. Strafen, welche durch die Gesetzbücher und durch die beschworene Constitution des Jahres 1848 — diese Constitution ist niemals durch ein Gesetz in Neapel aufgehoben worden — abgeschafft waren; wie die Tortur und die Ruthenhiebe, wurden durch amtliche, in den offiziellen Regierungsblättern öffentlich publizirte Verfügungen der Polizeiminister wieder eingeführt. Am 1. Februar 1860 wurde für das ganze Königreich beider Sizilien an alle Polizeipräfecten Seitens des Polizeiministers Ajossa folgende Verfügung erlassen:

Herr Präfect!

Seine Majestät der König, unser gnädigster Herr, hat befohlen, daß für die Dauer des ganzen laufenden Jahres die Commissionen, welche eingesetzt sind, um bei „den Störern der öffentlichen Ruhe und Ordnung" und bei den Dieben die Prügelstrafe anwenden zu lassen, fortbestehen sollen.

Ich bringe diesen Willen Seiner Majestät zu Ihrer Kenntniß, damit Sie dafür sorgen, daß er in seinem ganzen Umfange in's Werk gesetzt werde. Der Minister der Polizei.

Neapel, den 1. Februar 1860. Ajossa.

Diese Ministerialverfügung bezieht sich auf eine frühere Verfügung des entsetzlichen Polizeiministers Generals del Carretto, des blutbefleckten Henkers des sizilianischen Volkes, aus dem Jahre 1843, in der dieselben Personen „die Störer der öffentlichen Sicherheit und Ordnung" genannt werden, und welche folgendermaßen lautet:

Das Publikum wird benachrichtigt, daß das frühere System eines summarischen Ausnahmverfahrens, welches gegen „die Störer der öffentlichen Sicherheit und Ordnung" durch Verfügung vom 5. August 1822 eingeführt worden ist, und durch regelmäßig jährlich immer auf einander folgende ministerielle Verordnungen für jedes laufende Jahr verlängert worden ist, sich auch heute noch in voller Gültigkeit befindet.

Das Publikum möge außerdem wissen, daß die außerordentliche und wohlbekannte Strafe*), welche die Polizei sofort, selbst vor dem ausgesprochenen Urtheil des competenten Gerichtshofes, anzuwenden berechtigt ist, in einem stärkeren Maße angewendet wird, wenn es nach dem bösartigen Charakter des Delinquenten nöthig zu sein scheint, und daß sie ohne irgend eine Rücksicht angewendet werden soll, weß Ranges, Standes und Geschlechts der Gefangene auch sein möge; denn es handelt sich um die heiligen Rechte der öffentlichen Ordnung und der öffentlichen Sicherheit. Der Polizeiminister

Neapel, den 11. Juli 1843. General del Carretto.

Aus diesen „Verordnungen geht sowohl die ganz exclusive Stellung der Polizei welche über allen Behörden stand, als auch die Thatsache hervor daß seit dem Jahre 1822 die Peitschenhiebe und Stockschläge, trotzdem daß das neapolitanische Strafgesetzbuch und die Constitution des Jahres 1848 sie abgeschafft haben, immer als Torturmittel bei politischen Untersuchungsgefangenen durch die Polizeibehörden angewandt worden sind, und daß die Polizeicommissäre und Polizeipräfecten sogar gesetzlich autorisirt waren — der ganzen übrigen Gesetzgebung zum Trotz — dieselben anzuwenden. Das nennt man doch eine Ausnahmsstellung der Polizei, gegen welche die reactionären Versuche mancher deutschen Regierungen, ihren Polizeibehörden in der Regierungsmaschine eine Ausnahmsstellung zu schaffen, schwächliche Maßregeln genannt werden müssen!

Wie die neapolitanischen Polizeibehörden diese ihre Ausnahmsstellung und ungeheure Gewalt ausgeübt, in welchem Umfange sie davon der Justiz und Verwaltung gegenüber Gebrauch gemacht haben, davon werde ich sogleich einige schlagende Beispiele, und zwar aus der neuesten Zeit, geben.

Baron Poerio war bekanntlich während einiger Monate Minister-Präsident der constitutionellen Regierung König Ferdinand des Zweiten. Nach dem reaktionären Staatsstreich des 15. Mai 1848 wurde der frühere Ministerpräsident verhaftet und in den Bagno von Nisida geführt. Dort hat er fast zehn Jahre zugebracht; er wurde in Ketten eingeschmiedet, kurz, wie ein zu lebenslänglicher Strafarbeit verurtheilter Sträfling behandelt. Während eines halben Jahres war der Galeerensträfling, mit dem er zusammengeschmiedet war, gefährlich krank. Der Baron Poerio konnte es nicht durchsetzen, während dieser Zeit losgeschmiedet zu werden. Poerio's Märtyrerthum hat einen europäischen Ruhm erlangt. Ich führe dies Beispiel hier nur an, um zu zeigen, welche Stellung die Polizei in der neapolitanischen Regierung eingenommen hat; denn — und dies wenigstens möchte bis jetzt in Europa nicht bekannt worden seyn — Baron Poerio ist niemals weder zur Untersuchung gezogen noch von einem Gerichtshof verurtheilt worden; derselbe hat die zehn Jahre in dem schrecklichen Bagno „con empara di polizia" zur Disposition der Polizei zugebracht. Der berühmte Märtyrer, den ich in Turin kennen lernte, machte mir dort diese Mittheilung, welche mich doch einigermaßen staunen machte. Daß derselbe durch Verordnung des Polizeiministers vom 27. Dezember 1858 mit neunzig andern Leidensgefährten nach Amerika deportirt wurde, ist bekannt, vielleicht aber nicht, daß die Deportation in dem neapolitanischen Strafgesetzbuch abgeschafft worden ist, also auch hier auf einer Polizeiverordnung beruhte, welche in offenem Widerspruch mit der Gesetzgebung des Landes war.*) (Schluß folgt.)

Ein berühmter Gemsbock.

(Aus der Volks- und Schützenzeitung.)

Einer der ältesten, stärksten und überhaupt merkwürdigsten Gemsböcke, die im Land Tyrol die Luft und Freiheit der Alpen genießen, hat im Oktober des abgelaufenen Jahres sein vielbewegtes Leben beendet. Er fiel durch die Kugel des Gemsenjägers und Försters Hohenleitner in Mayrhofen im Zillerthale. Seine „Decke" geht jetzt in Form einer ledernen Hose um, sein Fleisch liegt in unterschiedlichen Staatsbürgern begraben, und seines Kopfes vieljährige Zierde, die stattlichen „Krucken", hängen in dem einsamen Stüblein eines Innsbrucker Jägers. Ich füge zur Erinnerung an diesen Gemsen-Veteranen noch einen Artikel bei, und wenn sich Jemand ärgern sollte, daß damit einem abgeschossenen Gemsbocke zu viel Aufmerksamkeit geschenkt wird, so bitte ich zu bedenken, daß es gegenwärtig ja allenthalben Mode ist, über die großen Böcke zu berichten, die in der Welt geschossen werden.

Der Gemsbock zählte bei seinem Tode 12 bis 13 Jahre, denn als der Förster Hohenleitner zuerst seine Bekanntschaft machte, was vor acht Jahren geschah, war er bereits vier bis fünf Jahre alt. Ueber seine Abstammung und Jugend ist wenig bekannt, man könnte höchstens sagen, daß er hoch- und wohlgeboren war, worauf jedoch die gegenwärtige Zeit kein großes Gewicht legt. Was dieses Thier später berühmt machte, war seine seltene Größe und seine Unbezwinglichkeit. Wenn dieser Gemsbock zuhöchst auf einer Felsenkuppe stand und der blaue Himmel seinen Hintergrund bildete, machte er den Eindruck einer wahren Riesengemse, und der Jäger, der ihn sah, riß staunend über die Größe dieses Grattthieres die Augen auf, und das Herz klopfte ihm, denn ein so großer Bock ist selbst in der Politik kaum einmal geschossen worden. Die „Krucken" standen wie zwei Bäumchen mit umgebogenem Gipfel auf dem verwegenen Haupte des kühnen Felsenkletterers (sie haben die seltene Höhe von acht Wiener Zoll); seine irdische Hülle wog aufgebrochen zweiundachtzig Pfund. Ob die letzten theuern Zeiten auf ihn einen Einfluß genommen, und ob er früher vielleicht noch schwerer war, weiß ich nicht, da der Bock bis zum Oktober des abgelaufenen Jahres nie dahin zu bringen war, sich auf eine Waage zu setzen. Der Bock behauptete seine Herrschaft bis zum Ende seiner Tage. Weit und breit durfte ungestraft kein anderer Bock sich blicken lassen, und lange nach seinem Tode noch wagten es die jüngeren Böcklein nicht, sich in die weitverzweigte Verlassenschaft desselben zu theilen. Zu seinem Revier wählte er sich eine Gegend aus, die man das Gibraltar vom Zillerthal nennen könnte. Es ist dieß der Ausläufer der 8000 Fuß hohen Tristenspitze, unter dem Namen „Mistler" bekannt. Wer nur einmal einen Blick in die Seitenthäler des obern Zillerthales geworfen hat, dem brauche ich nicht zu sagen, daß es da Orte gibt, deren Eroberung

*) Die „wohlbekannte Strafe" sind selbstverständlich die Stockprügel und Peitschenhiebe. Den schamlosen, blutbefleckten Henker des sizilianischen Volkes muß ein sonderbares Gefühl von Scham angewandelt haben, diese Strafe in seiner Verordnung nicht bei Namen zu nennen.

*) Siehe Manifest der Völker des Königreichs beider Sizilien, welches im Februar d. J. allen europäischen Cabineten mitgetheilt worden ist. Es heißt darin an der betreffenden Stelle: „Durch Decret vom 27. Dezember deportirte man nach Amerika (und die Deportation existirt nicht mehr in dem neapolitanischen Strafgesetzbuch) 91 Personen. Aber indem man das Leben der Menschen für nichts rechnete, waren in dieses Deportationsdekret 14 Todte mit inbegriffen, und unter den 60, welche wirklich eingeschifft worden, waren 5, welche ihre Strafe beinahe verbüßt hatten.

dem General Cialdini sicher die letzte Cigarre kosten würde. Ein solcher Ort war der, an dem unser Gemsbock lebte und wirkte. Fast senkrecht eingeschnittene, thurmhohe Klammen, die nur auf quer darüberliegenden, mit Wasser überronnenen, schlüpfrigen Steinplatten überschritten werden können, mußte der Jäger passiren, um dem Gemsbocke von der einen oder von der andern Seite schußmäßig beizukommen. Kurz eine so interessant gefährliche Gegend, daß sie weit mehr als die Stubaier und Oetzthaler Gletscher den Preis einiger überflüssigen Engländer werth wäre.

Der Bock war offenbar ein strategisches Talent, und wenn er irgendwo sich niederließ, so legte er sich immer so, daß er den Rücken jener Gegend zukehrte, von welcher man ihm absolut nicht beikommen konnte, seine scharfen Augen aber alle anderen Punkte übersehen konnten. Rechnet man hiezu noch sein scharfes Gehör, das selbst den Schmerzensschrei eines geknickten Schneckenhäuschens vernimmt, und den Einfluß des verrätherischen Windes, der geheimen Polizei der Gemsen, die ihnen jeden Athemzug zuträgt; so kann man ungefähr auf die Hindernisse schließen, die dem birschenden Jäger entgegenstanden. Hrn. Hochleitner war es zwar trotz alledem zum Oeftern gelungen, den Bock auf erträgliche Schußweite anzubirschen, allein da hatte der alte Kruckenträger sich so postirt, daß dessen schmalste Seite dem Jäger gegenüberstand, und so fehlte der sonst geübte Schütze ihn dreimal, und nur einmal gelang es ihm, den Bock durch eine denselben streifende Kugel an die Vergänglichkeit alles Irdischen zu erinnern; die andern Male aber, wo er den Bock so recht in seiner Gewalt gehabt hätte, stand derselbe von so vielen Abgründen umgeben, daß er von der Kugel getroffen über die Felsen stürzend sich total zerschmettert hätte. Der Jäger konnte also den Schuß nicht wagen, wenn er mehr als einen Brei von Haut und Fleisch haben wollte. So oft aber auch das Unternehmen mißlang, der passionirte Jäger ließ sich's nicht verdrießen; er war schon glücklich, an dem Anblicke des stattlichen Thiers sich weiden zu können.

Endlich sollte der Bock, der so viele Jahre hindurch alle Künste und Anstrengungen des unermüdlichen Jägers vereitelte, der Kugel zum Opfer fallen. Es war auch hohe Zeit, da der Gemsenstand durch den alten Hagestolz, der in seinem einsiedlerischen Leben keine andere Aufgabe mehr sich stellte, als jeden andern Kollegen, der in seinen Revieren sich sehen ließ, mit tödtlichem Hasse zu verfolgen, zu leiden anfing. Lassen wir nun den Jäger selbst erzählen, wie er schließlich den gehörnten Siegfried erlegte:

„Als ich im vergangenen Herbste Morgens um 3 Uhr aufbrach, und am bewaldeten Mistlergebirge die Tristenspitze hinaufbirschte, kam ich meinem gesuchten Gegner ganz unerwartet bis auf 60 Schritte nahe; da ich aber ihn in dieser Gegend noch nicht vermuthete, wurde ich seiner erst gewahr, als er bereits die Flucht ergriffen. In dem Augenblicke aber, als er den letzten Satz machte, um über eine Ecke zu verschwinden, fand ich eine Lücke, ihn auf's Korn zu nehmen. Im selben Moment krachte es, und ich konnte nach dem Schusse nur noch bemerken, daß der Bock pfeilgerade und mit besonderer Eile bergab rannte. Beim Nachsuchen fand ich ihn ungefähr 300 Schritte vom Anschußplatze hinter einem gestürzten Baumstamm mit dem schönsten Schuß am Blatte verendet liegen. Die Kugel hatte ihm das Herz mitten durchbohrt."

So endete dieser berühmte und berüchtigte Gemsbock, der König der tyroler Gemsen.

Das privilegirte Frauenhaus in Nürnberg (1403),

in welches nach Aufhebung der Klöster St. Katharina und St. Clara (1556) sogar etliche arbeitsscheue und genußsüchtige Nönnlein gelaufen sind, gibt sprechendes Zeugniß von der Sittenlosigkeit des von den Dunkelmännern so vielgepriesenen glaubensfrischen Mittelalters und von dem mächtigen Zuge der Herzen nach Bekanntschaften, welchem man endlich im 19. Jahrhundert den Garaus zu geben hofft.

Die Gegend, wo dieses „Frauenhaus" war, nannte man das Muckenthal (im Burgerbuche vom Jahre 1397 Mugkental bezeichnet), erhielt aber dadurch den Namen Frauengäßchen, welchen es noch heute führt.

Nach Müllners Annalen wurde es schon im Jahre 1403 besucht und 1406 einem Juden, Mardochäus, die Stadt auf ewig verboten, weil er in das gemeine Frauenhaus gegangen. — Zu Ende des 15. Jahrhunderts hatten die gemeinen Töchter im Frauenhause große Freiheiten, sie durften sogar bei öffentlichen vornehmen Patricierhochzeiten zum Tanze auf dem Rathhause und beim Derrer (nun „bayer. Hof") erscheinen. Als sie aber ihr Unwesen gar zu arg trieben, wurde ihnen der Eintritt zu solchen Festlichkeiten untersagt. Dieses Verbot wurde jedoch auf wichtige Fürbitte dahin abgeändert, daß in Zukunft immer nur drei Frauenhäuserinnen bei dergleichen Gelegenheiten auf dem Rathhaussaale erscheinen und sich unter den Pfeifferstuhl (Orchester der Musik) setzen durften. — Im Jahre 1505 stürmten und plünderten diese gemeinen Weiber aus dem Frauenhause mit Erlaubniß des Raths ein unprivilegirtes Haus, welches ein gewisser Kolb in seiner Wohnung unter der Veste unterhielt und 1338 kam eine ähnliche Stürmerei bei einem „Weißgerber in der Irer Gasse vor, der etliche Metzen beherbergte und in seiner Behausung sündliches Wesen treiben ließ."

Ein ähnlicher Auftritt wäre im Jahre 1348 erfolgt, wurde aber durch einen Rathsverlaß verhindert, in welchem den Frauenhäuserinnen bedeutet wurde, daß sie hinfüro jede Beeinträchtigung anzeigen sollten, damit der Rath nach Gebühr dagegen handeln könne.

Der Unfug, den diese Weiber trieben, war fürchterlich. — Im Jahre 1508 wurde durch einen Rathsverlaß dem Frauenwirth befohlen, seine Töchter nicht in so unsittlicher, üppiger Kleidung die Straßen der Stadt durchstreichen zu lassen, sondern sie so viel als möglich zu Hause zu behalten, oder sie doch wenigstens nicht ohne Mäntel und ohne Schleier ausgehen zu lassen. — Am 7. April 1546 erließ der Rath folgenden Befehl: „Dem Frauenwirth ist bevolhen „anzusagen, daß er füran seine Dürnen nit mer sollen lassen an „weinmarkt noch auch sonst in der Stat prangten umbher gehen, oder „wo mans mer dermassen bewischen, werd manns Ins Loch legen „lassen." — Im Jahr 1554 trieben es die Frauenhäuserinnen trotz der Verbote so arg, daß sie ordentlich prozessionsweise Paar und Paar in der Stadt herum spazierten und so auch die Kirchen besuchten, weshalb der Stadtmagistrat sich abermals veranlaßt sah, diesen Unfug bei Strafe des Lochgefängnisses zu verbieten.

„Auf eine Beschwerde der Nachbarschaft, welche die Veränderung dieses Hauses verlangte, befahl ein Ehrenvester Rath im Jahre 1557, das Thor im Gäßlein, dadurch man zu diesem Hause gehet, wiederum machen und anhängen zu lassen, und dem Frauenwirth die Schlüssel dazu zu geben, mit der Vorschrift, dieses Thor jeden Morgen um Eins gen Tag zu versperren und den ganzen Tag versperrt zu halten, und es erst eine Stunde nachdem es Nacht geworden, wieder zu öffnen und bis Eins gen Tag offen zu lassen, damit meiner Herren Diener und Stadtknecht aus und einkommen mögen."

Aus andern Städten wird wohl Aehnliches aus dieser Zeit zu berichten sein. — Wer kann es wohl wagen, zu behaupten, die gebildeten Völker der Neuzeit stünden in ihrem Streben nach Sittenreinheit den im Mittelalter Lebenden nach? — Besser ist es geworden und nicht schlechter. Nur in den Köpfen der gleißnerischen Heuchler und Heuler sieht es noch eben so wüste und traurig aus, wie bei den lüderlichen Dirnen und Wüstlingen des Mittelalters.

Gemeinnütziges.

Heilkräfte des Obstes, besonders der gedörrten Zwetschen. Die liebliche Pomona erfreut ihre Freunde nicht blos durch den herrlichen Anblick und erquicklichen Genuß ihrer Früchte, sondern sie spendet durch gar viele derselben auch heilende Mittel. Die Trauben-, Aepfelmost-, Erdbeeren- und andere Früchte-Kuren kommen mit Recht in immer bessere Aufnahme; viele Leidende verdanken ihnen Genesung oder Linderung. Besondere Heilkräfte besitzen aber die gedörrten Zwetschen. Schreiber dieser Zeilen wurde vor einigen Jahren von einem höchst achtungswerthen, hochbejahrten Manne (Dr. L.), der in seinen dreißiger Jahren schon hämorrhoidalleidend war, Karlsbad, Kissingen und Marienbad ohne sonderlichen Erfolg besuchte, auch von der ihm angerathenen Jagd wenig Nutzen hinsichtlich seiner Gesundheit erzielte, durch den Genuß gedörrter Zwetschen aber bald große Linderung und endlich Heilung seines schmerzlichen Uebels fand, mit diesem vortrefflichen Mittel bekannt gemacht. Da die Zahl der Hämorrhoidalen, Leber-, Magen-, überhaupt Unterleibs-Kranken in unserer Zeit Legion ist, so dürfte dieses wohlfeile, und wie mittlerweile Referent erfuhr, bereits von Mehreren mit Erfolg gebrauchte Mittel gar Manchem willkommen seyn. Man esse täglich als Frühstück 10—12 Stück gesottene (gut gereifte, wohlgedörrte) Zwetschen sammt etwas kühler Brühe, auch Semmelbrod darf man dazu genießen. Der gute Erfolg wird sich bald einstellen.

Nankin. Wie leicht der Nankin durch Waschen verdirbt, ist hinlänglich bekannt. Durch folgende Behandlung wird man dem vorbeugen können. Man nimmt zum Brühen des Nankin auf ein Stück zwei Loth gewöhnlichen grünen Thee, kocht denselben in der nöthigen Menge Wassers, gießt die Abkochung noch siedend durch ein reines leinenes Tuch auf den Nankin und läßt diesen bis zum Erkalten darin liegen; alsdann nimmt man ihn heraus und trocknet ihn im Schatten, ohne ihn auszuwinden. Zum Waschen der Kleidungsstücke aus Nankin nimmt man warmes, nicht heißes, Seifenwasser, nachher brüht man, dann spült man die Stücke rein und hängt sie mit der Rückseite nach außen, ohne sie auszuringen, auf einen luftigen Boden im Schatten zum Trocknen auf, bis sie zum Bügeln hinreichend trocken sind. Das Bügeln erfolgt auf der Rückseite und mit einem nicht zu heißen Eisen.

Steinkohlenaschen-Kalkmörtel. Die Anwendung der Steinkohlenasche, die aus Kalk, Kieselerde, Ton- und Eisenoxyd zusammengesetzt, ist zur Bereitung von Mörtel nicht nur überall da zu empfehlen, wo es an gutem Sand fehlt, sondern verdient auch in solchen Gegenden, wo es an gutem Sand nicht fehlt, für gewisse Zwecke selbst den Vorzug, z. B. für Anputz auf Mauerwerk in Viehställen, wo Sandmörtel nicht für die Dauer haftet, für Estrich, welcher den Einwirkungen der Jauche widerstehen muß, selbst bei Aufführung neuer Mauern, indem solcher Mörtel nicht nur schnell verhärtet, sondern auch rasch an Härte zunimmt.

Kleinigkeiten.

Die Weiber,

welche im Allgemeinen weniger nach Essen und Trinken fragen als die Männer, sind gleichwohl nicht zu bändigen, wenn ihnen gerade gewisse chronologische Lebensmittel entgehen; ihr Hang zu bürgerlichen Festlichkeiten macht, daß sie lieber Festlieder und Evangelien entrathen, als zu Weihnachten die Stollen, zu Ostern die Käskuchen, am Martinitag die Gans; ihr Magen fordert, wie ein katholischer Altar, an jedem heil. Fest einen andern Festüberzug; daher ist dieses kanonische Gebäck ihr zweites Abendmahl, das sie wie das erste nicht des Gaumens halber nehmen, sondern „der Ordnung wegen."

Jean Paul Friedr. Richter.

Haarlose Menschen.

Ganz haarlose Hunde und Pferde sind als Naturmerkwürdigkeit schon vielfach ausgestellt gewesen. Jetzt lesen wir in der „Australischen Deutschen Zeitung" auch von einem solchen Menschenstamm. Es lautet in dem angeführten Blatte wörtlich: „Ein neuer Stamm Eingeborner ist an einer der entferntesten Stationen, Gool au Balonne, ungefähr 100 Meilen von Surat, entdeckt worden. Vier Wilde trafen mit einem Herrn, der dort wohnt, zusammen; sie zeichneten sich von den andern Eingebornen dadurch aus, daß ihnen jeder Haarwuchs fehlt. Dieses total nackte Aussehen gibt ihnen ein ganz außerordentliches Ansehen, so daß sogar die Schwarzen von Balonne sich vor ihnen fürchten.

Kühne Prophezeihung des Patrioten Eduard Budelmeier aus Berlin, nachdem er den preußischen Landtagsverhandlungen angewohnt hatte.

„— So steht et Jevatter Süddeutsch, det hilft dir Alles nischt, alles muß Preuß'sch werden. Weeste wie't jehen wird? — Seeh' mal, die Weltjeschichte macht aus Deutschland eenen Kuchen. Würtemberg und Hannover, des is der Deeg, der wird von eenen Bäcker ordentlich zusammenjerührt, Oesterreich ist die Bärme (Hefe), die wird zujethan, daß der Deeg ordentlich uffjeht und nen jehörigen Umfang kriegt; Bayern sind die Eier, die machen den Deegklumpen fester und halten det nord- und süddeutsche Mehl zusammen, Mecklenburg is de Butter, det versteht sich vonselbst, die macht den Deeg fett, Sachsen is der Zucker, da schmeckt alles süße, Kurhessen und Holstein det sind die bittern Mandeln, die müssen ooch drin sind, allene schmecken sie ecklich. Die andern Fürstenthümer sind die kleenen Rosinen, die weeren jehörig jewaschen von dem wat noch dran sitzt und dann jehörig einjeknetet, oben uf kommt det beliebte Koburger Gewürz, detselbe gibt dem Kuchen auswendig eene schöne Ansicht. Is nur der Deeg jut, dann wird er in ne Form jethan, in den Kriegsbackofen jeschoben, und wenn er jahr is, dann zieht sich Preußen den Kuchen zu Jemüth.

Schiller-Loos.

Müller. Schultze, weeßt du nich, wo in der Nähe 'n zuverlässiger Rechtsanwalt wohnt?

Schultze. Wem willst du denn verklagen?

Müller. Keenen nich.

Schultze. Na wozu willst du denn 'n Rechtsanwalt?

Müller. Ich habe 'n Loos zu die Schiller-Lotterie, und da will ich über den Jewin testamentarisch verfügen. Bei Lebzeiten kriegt man ihm ja doch nicht mehr.

Noch mehr Fürsten.

Müller. Es wird doch immer schlimmer in Deutschland!

Schultze. Weil wir noch immer zu wenig Fürsten haben.

Müller. Dafür kriegen wir ja fortwährend welche vom Ausland. Im vorigen Jahre die italienischen Herzöge, dies Jahr den König von Neapel und vielleicht den Papst —

Schultze. Und künftiges Jahr am Ende jar Louis Napoleon.

Müller. Ja, denn hätten wir jrade jenug!

Rebus 2.



Und es ward Licht.

Der Bundestag, der war seither
Gerade nicht erleuchtet sehr,
Es hat sogar seit langer Zeit
Geherrscht hier große Dunkelheit.

Da, auf der Eschenheimerstraß',
Da setzt sich grad' ihm vor die Nas'
Und vis-à-vis von seinem Blick
Das Bureau von der Gasfabrik.

Und steckt sich oben an dem Thor
Gleich eine blaue Leuchte vor.
Ein mildes, königblaues Licht —
Ein rothes, das verträg' er nicht.

Und ein Verein ist auch nicht weit,
Ganz auf derselben Straß' und Seit',
Und wenn man aus dem Fenster guckt,
Wird jenseits die Latern gedruckt.

Und da aus allen Ritzen bricht
Ihr lustig rosenfarbig Licht,
Und schimmert auf das Nachbarhaus,
Und das sieht jetzt viel heller aus.

Und was seither im Dunkeln lag,
So der Verein als Bundestag,
Daß mir von denen Keiner spricht,
Sie wären jetzt erleuchtet nicht!

Klagelied eines Bekanntschaftlosen.

Motto: Was du nicht willst, daß man dir thu,
Das sag auch keinem andern zu.

O Gott wie weit kommt's doch heutz'tag in der Welt,
Daß bald zum Paradies a koa Bißerl mehr fehlt,
Jetzt müssen die Menschen mit G'walt solid wer'n,
Dies Verdienst gebührt allein den hochwürdigen Herrn.

Jüngst paß i auf mei Mädl zwei Stund oder drei
Und denk mir, am End ist sie gar schon vorbei,
Da seh ich's am Fenster gar traurig dran steh'n,
Daß mir fast vor Wehmuth die Aug'n übergeh'n.

Ich wink ihr und sag': komm a bißerl zu mir,
Gar allerlei Schönes diskurir ich mit dir;
Was glaubens, was g'sagt hat?! Na dös wer mir recht,
Bekanntschaften haben gilt jetzt ja für schlecht.

Im Schwäbischen könnt so was allenfalls noch geh'n,
Doch im Boarland da thät jetzt a and'rer Wind weh'n,
Da darfst nimmer treiben, koa Mensch hätt's je glaubt,
Was Gott selber hat seinen Geschöpfen erlaubt.

Nun frag' ich Sie all' meine Damen und Herr'n,
Möcht ma da nit auf der Stell glei a Einsiedler wern?
Oder geh'n wir miteinander ins Land der Türkei,
Da ist's mit Bekanntschaften gleich aus und vorbei. *Kln.*

Auflösung der „Rechnungs-Aufgabe" in Nr. 8 der Sonntags-Beilage vom 24. Februar 1861.

Hätte der Stamm im mittlern Durchmesser 1 Fuß 4 Zoll nach zwölftheiligem Maße, und 20 Fuß Länge, so würde die Walze etwa auf folgende Weise berechnet: $\frac{16.\ 16.\ 157.\ 20.}{12.\ 12.\ 200.}$ 16 und 12 lassen sich durch 2 kürzen, und so entsteht die Hälfte des Durchmessers; nimmt man nun an, 157 und $12 \times 12 \times 200$ ließen sich durch 14 kürzen, so würde $157 = 11$ und $12 \times 12 \times 200 = 28800 = 1000$.

Richtige Auflösungen gingen nicht ein.

Auflösung der „Damenspiel-Aufgabe" in Nro. 8 der Sonntags-Beilage vom 24. Februar 1861.

	Weiß zieht:	Schwarz zieht:
1)	Von C 3 — D 4	Von E 5 — C 3 nimmt D 4
2)	„ G 3 — C 7 nimmt F 4 und D 6	„ H 6 — G 5
3)	„ C 7 — D 8, wird Dame	„ G 5 — H 4
4)	„ D 8 — F 6	Schwarz gibt die Parthie auf.

Annähernd richtige Lösungen gingen ein von: J. L. Re. — Br. dt.

Sonntags-Beilage

zum

Augsburger Anzeigblatt.

Nummer 10. 10 März 1861.

Die Anwendung der Folter in den Gefängnissen von Neapel und Sicilien.

(Schluß.)

Am 2. November 1859 brachte die offizielle Zeitung des Königreichs beider Sizilien an ihrer Spitze einen Artikel, der im Namen des jungen Königs nach seinem ausdrücklichen Befehl die Beamten jedes Standes und jeder Kategorie aufforderte, die Landesgesetze auf das Strengste zu beobachten und diesen Landesgesetzen gemäß ihren Pflichten als Beamte nachzukommen. Es heißt in diesem offiziellen Artikel wörtlich: . . . „Mitten in den so zahlreichen Sorgen der Regierung hört Seine Majestät nicht auf, allen Chefs der Verwaltung und der Justiz ausdrücklich anzubefehlen, daß die Gesetze auf das Genaueste und Sorgfältigste beobachtet werden."

Der Intendant der Provinz Catanea in Sizilien schrieb in Folge dieser offiziellen Kundmachung an den königlichen Statthalter der Insel folgenden Brief:

Catanea, 8. November 1859.

Excellenz!

In der Regierungszeitung von Sizilien vom 2. November findet sich folgende Kundmachung:

(nun folgt der ebenerwähnte Artikel)

In Anbetracht der offiziellen Wichtigkeit dieser Kundmachung denke ich, daß es meine Schuldigkeit ist, mich an Ew. Excellenz mit der Frage zu wenden, ob die Beamten in den Provinzen Siziliens von nun an der diskretionären Gewalt, mit der sie bekleidet sind, entsagen und sich streng an die Gesetze halten sollen?

Der Intendant, Prinz v. Fitalia.

Es erfolgte auf dies Schreiben folgende Antwort:

Mein Herr!

In Beantwortung Ihres Briefes vom 8. d. Mts. beeile ich mich Ihnen zu antworten, daß, wenn die Regierung es für nöthig hält, sich an ihre Beamten zu wenden, sie dies direkt thut und auf ministeriellem Wege.

Sie werden also, wie früher, fortfahren, sich einzig und allein an die Befehle zu halten, welche von der Statthalterschaft ausgehen.

Für den Statthalter
der Generalpolizei-Direktor Maniscalco.

Palermo, den 16. November 1859.

Bedarf es, solchen Dokumenten gegenüber, wohl noch eines weiteren Wortes, um die allmächtige Stellung der Polizei in Neapel und Sizilien zu charakterisiren? Bedarf es daneben wohl noch irgend eines weiteren Beweises, um die Thatsache festzustellen, daß die Polizei in diesem unglücklichen Lande über allen Behörden stand, daß der Wille jeder andern Behörde neben ihrem Willen rein illusorisch war? Der Generalstatthalter von Sizilien war eine Null, eine Hofcharge, welche nicht so viel Macht hatte, in den Straßen von Palermo einen Pflasterstein auf einen andern Fleck zu legen. Der einzige allmächtige Regent von Sizilien, der Vicekönig der Insel, war Maniscalco, der Generalpolizeidirektor, sowie der eigentliche Vicekönig von Neapel der Polizeipräsident Ajossa war. Beide correspondirten direkt mit dem Könige, Beide erhielten direkt ihre Befehle von ihm, Beide standen über dem Gesetz, über allen Beamten der Justiz und der Administration; Beide waren allmächtig; für sie gab es nur ein Gesetz: der Wille Seiner Majestät.

Und wer waren diese Subjecte? Ich will nur den Erstern, den Maniscalco schildern — denn dieser war der grausame Erfinder der Folterqualen, welche in Neapel und Sizilien angewandt worden sind —; man wird mir dann wohl die Schilderung des Andern erlassen.

Maniscalco war der Sohn eines Lohnbedienten in Neapel. Noch sehr jung wurde er Gensd'arm. Der Zufall brachte ihn mit dem wilden del Carretto in Verbindung, dem blutbefleckten Henker Siziliens, dessen Name auf ewig gebrandmarkt ist in der Geschichte aller civilisirten Länder, dieser wahren Vorsehung aller Hallunken und Spitzbuben. Die Talente Maniscalco's gefielen seinem Chef. Er verwandte ihn zu mehreren schwierigen politischen Missionen. Er wurde Agent provocateur in der Armee und mußte die nicht ganz zuverlässigen Offiziere ausspioniren. Der Gensd'arm entledigte sich dieser Aufträge mit seltener Geschicklichkeit. Er wurde nun Sergeant — dann Offizier. Carretto's Sturz im Jahre 1848 unterbrach seine Carriere für einen Moment. Es war damals sogar die Rede davon, ihn für gewisse Unregelmäßigkeiten in der Ausübung seiner Pflichten, z. B. Diebstahl, Fälschungen, Räubereien u. s. w. auf die Galeeren zu schicken. Der Staatsstreich des 15. Mai rettete auch ihn. Der König machte ihn, zur Entschädigung für die ausgestandene Angst, zum Capitain und empfahl ihn Filangieri, der ihn nach und nach zum Chef der Polizei von Palermo machte. Er zeichnete sich in dieser Stellung durch seine nichtswürdigen Streiche so aus, daß der König mit ihm in direkte Verbindung trat und ihn zum General-Direktor der Polizei und im Ministerium des Innern ernannte. Als solcher herrschte er durch seine Direktoren, Commissarien und Inspektoren despotisch im ganzen Lande; vor seinen allmächtigen Befehlen beugten sich alle Präfekten, alle Civil- und Criminal-Gerichtshöfe; er stand über Allen und war nur dem Könige verantwortlich.

In Sizilien stand Maniscalco trotz seiner hohen amtlichen Stellung in größter Verachtung. Die alte Prinzessin von Montevago, die einzige Dame, welche in Palermo zu den neapolitanischen Behörden noch einige Beziehungen hatte, gab Ende des Carnevals 1859 einen Kinderball. Die ganze vornehme Gesellschaft von Palermo war in ihren Sälen versammelt. Da erschien plötzlich Maniscalco, der seine Kinder begleitete. Der Unwille und die Erbitterung war allgemein. Den Ball plötzlich zu verlassen, war schwierig. Was that man? Nicht ein Kind wollte mit den Kindern Maniscalco's tanzen. Niemand sprach mit ihm selbst ein Wort. Wollte er mit Jemandem eine Conversation anknüpfen, wurde ihm sofort, ohne alle Antwort, der Rücken gedreht. Wuth im Herzen, verließ der Chef der Polizei den Saal.

Man muß die Exclusion und allmächtige Stellung der Polizei in Neapel und die Persönlichkeiten kennen, durch welche dieselbe ausgeübt worden ist; sonst ist es nicht möglich das zu begreifen, was ich schildern werde. Es sind so unmenschliche und entsetzliche Dinge, daß das Menschenherz zu seinem Troste sich immer wieder von Neuem sagt: Es ist nicht wahr; diese Entsetzlichkeiten können im Jahrhundert der Civilisation und der Humanität in Europa nicht stattgefunden haben. Und doch sind sie wahr! In Neapel, in Palermo, in Catanea, in Messina kann man sie sich auf jeder Straße erzählen lassen.

Während der letzten zehn Jahre ist die Tortur in Neapel und Sizilien von jedem Polizeikommissär in den Polizeigefängnissen selbstständig angewendet worden. Von der Anwendung des Stockes und der Peitsche spreche ich hier gar nicht, sondern nur von bestimmten Torturwerkzeugen. Als solche sind angewendet worden: Knotenstricke, welche, um den Kopf des Gefangenen herumgeschlungen, vermittelst eines Stockes so fest zusammengedreht wurden, daß sie die Haut zerschnitten und den Unglücklichen die Augen aus den Augenhöhlen traten; ferner eiserne Stühle mit durchbrochenen Böden, unter denen sich Kohlenbecken mit glühenden Kohlen befanden, welche sich vermittelst eines Mechanismus auf und ab bewegten; sodann eiserne, spitze Nägel, welche im Feuer glühend gemacht und zwischen Fleisch und Nägeln der Finger getrieben wurden. Einer von der Handlangern Maniscalco's, der Kerkermeister Bruno, wandte alle diese Mittel gar nicht an. Er ließ den Gefangenen gänzlich entkleiden, und band ihm dann den Kopf zwischen die Beine. Ein Verwandter Maniscalco's, Ludovico Maniscalco, gebrauchte als Torturmittel eiserne Ringe, welche vermittelst einer Feder sich immer enger zusammenschraubten und die Glieder des Gefangenen zusammenpreßten. In manchen Polizeigefängnissen von Neapel, Palermo und solchen Städten, welche am Meere lagen, wurde der Gefangene in einen Sack gethan und in einer Barke auf das Meer gebracht. Dann tauchte man ihn in diesem Sacke so lange unter, bis er beinahe erstickt war. Das Experiment wurde so lange wiederholt, bis der Gefangene das Geständniß machte, welches man haben wollte. In einigen Polizei-Gefängnissen von Catanea war es Brauch, die Geschlechtstheile des Gefangenen vermittelst zweier Bretter zusammenzupressen, welche sich durch einen Mechanismus näherten und dann wieder von einander entfernten. In dem Gefängnisse des Polizeikommissärs Carrega in Messina diente folgende Behandlung als Torturmittel: Der Verhaftete wurde mit den Händen an einen Pfeiler gebunden, mit den Füßen an einen andern, so daß er mit dem Körper freischwebend in der Luft hing. Ein Sbirre stieg dann auf ihn, und trampelte ihm mit den Füßen auf dem Leibe herum. „Singe," sprach der daneben stehende Carrega, „singe." „Singe" heißt soviel als „Gestehe." Das Experiment wurde so oft wiederholt, bis der Unglückliche gestand. Die Nichtswürdigkeit lag hierbei besonders darin, daß Carrega nie bestimmte Fragen stellte. „Singe" hieß soviel, als: Erzähle dein

ganzes Leben, erzähle Alles, was du weißt, beschuldige deine Familie, deine Freunde, deine Nachbarn, beschuldige Menschen, die du nur dem Namen nach kennst; beschuldige sie so lange und so viel, wie der Scherge das Wort „Singe“ wiederholt. In den Zwischenpausen dieser entsetzlichen Marter erhielt der Unglückliche Stockschläge und Peitschenhiebe.

Ich werde nun eine Reihe von Thatsachen erzählen, in welcher Art und Weise die Torturmittel angewendet worden sind. Ich will, obschon mir eine Menge der verschiedensten Thatsachen zu Gebote stehen, nur diejenigen veröffentlichen, welche ich den Mittheilungen des Mr. Charles de la Varenne entnehme, weil, wie ich schon bemerkte, diese bereits Gegenstand einer durch die englische Regierung veranlaßten amtlichen Untersuchung gewesen sind und bei dieser eine amtliche Bestätigung gefunden haben.

Der Intendant der Gräfin von San Marco, Namens Salvatore la Licata, wurde durch die Polizei seiner patriotischen Gesinnungen wegen verfolgt, und verbarg sich in dem Hause eines zuverlässigen Freundes im Städtchen Bagheria. Die Sbirren erhielten von seinem Aufenthalte Kenntniß, umzingelten das Haus und durchsuchten alle Räume desselben auf das Genaueste. Die Haussuchung blieb ohne Resultate. La Licata wurde in seinem Verstecke nicht entdeckt. Peitschenhiebe, Brutalitäten jeglicher Art konnten dem Eigenthümer des Hauses kein Geständniß entreißen. Da kam einer von den Sbirren, ein früherer begnadigter Meuchelmörder, auf eine teuflische Idee.

Man führte den Eigenthümer des Hauses, in dem la Licata versteckt sein sollte, auf die Straße. Dort, in Gegenwart des Mannes, fing man an, seine schöne und junge Frau zu entkleiden, und kündigte ihr an, daß sie so lange nackt auf der Straße stehen sollte, bis sie gestanden habe, wo la Licata sey. Die Scham, der Schrecken, die Erbitterung, welche sie auf dem Gesichte ihres Mannes las, je weiter die Sbirren sie entkleideten, bewog sie zu dem Geständniß. La Licata wurde dem Polizeikommissär überliefert!

Er wurde in das Polizeigefängniß geführt und in entsetzlicher Weise gemartert und gefoltert. In der Stadt verbreitete sich das Gerücht, er sey todt. Da begab sich der Generalprocurator Pasciuta, auf das Flehen seiner Verwandten, nach dem Gefängniß. Man verweigert ihm den Eintritt, weil la Licata Gefangener der Polizei und nicht Gefangener der Justiz sey. Endlich gelingt es ihm dennoch, zu dem Gefangenen geführt zu werden. Derselbe lag auf einem Bette, erzählte ihm die Qualen, die er erduldet hatte, und zeigte ihm die Wunden, mit denen sein Körper an allen Stellen bedeckt war. Zwei Aerzte, welche hinzugerufen wurden, erklärten seinen Zustand für lebensgefährlich. Die Erbitterung führte den Generalprokurator über die Grenzen der Klugheit hinaus. Er nimmt ein Protokoll über den Zustand des Unglücklichen auf; aber die Polizei zwingt ihn, dasselbe wieder zu zerreißen.*)

Maniscalco hatte einen Gensd'armerieoffizier in seinen Diensten, einen gewissen Chininci, Sohn eines Bauern, früher Dieb von Profession. Diesen Chininci schickte er nach der Stadt Nicosia, um die Mörder eines gewissen Gorgone aufzuspüren, welcher, als Polizeibeamter in dieser Gegend stationirt, seiner entsetzlichen und wilden Exzesse wegen von den Einwohnern getödtet worden war. Chininci ließ auf die vagesten Verdachtsgründe hin dreißig Einwohner von Nicosia verhaften. Von diesen Dreißig wählte er zwei aus: Rosario Chimera und Pizzolo, und unterwarf sie der grausamsten Behandlung. Alle Torturwerkzeuge, Stockprügel, Peitschenhiebe, Hunger, Durst, Entziehung der Luft wurden bei ihnen in Anwendung gebracht. Sie konnten nichts gestehen, weil sie nichts wußten. Ein teuflischer Gedanke stieg in dem Kopfe des Polizisten auf. Chimera hatte eine schöne junge Frau von zweiundzwanzig Jahren. Sie wurde verhaftet, halb todt geprügelt, entkleidet, dann nackt auf eine Bank gebunden und so der Brutalität der Sbirren überliefert. In diesem Zustande blieb sie ohne jede Nahrung drei Tage. Endlich gestand sie, bereits halb todt, daß ihr Mann einmal gesagt habe, er habe die Absicht, den Gorgone zu tödten.

Jetzt begab sich Chininci wieder in das Gefängniß, wo Chimera und Pizzolo saßen. Er hielt ihnen das Geständniß der Frau vor. Trotzdem beharrten sie in ihrem Leugnen. Da wurde eine Art von Tortur bei ihnen angewandt, welche so obscön und scheußlich ist, daß ich sie nicht beschreiben kann. Endlich gestanden die Unglücklichen Alles, was das Ungeheuer haben wollte. Nun wurden sie nach Catanea vor den hohen Gerichtshof geführt. Dort leugneten sie und erzählten die furchtbaren Martern, welche ihnen ihr erstes Geständniß abgepreßt hatten. Eine Commission von Aerzten wurde eingesetzt, welche die traurige Wahrheit alles dessen bestätigte, was die Gefangenen angegeben hatten. Der Gerichtshof erklärte ihr erstes Geständniß für ungültig, ordnete eine neue Untersuchung an, welche er selbst führte, sprach sie frei und befahl, sie in Freiheit zu setzen. Trotzdem blieben die Uglücklichen im Gefängniß, auf ausdrücklichen Befehl Maniscalco's, „con empara di polizia“. Das Erkenntniß des Gerichtshofes wurde am 20. Dezember 1859 gesprochen. Beide Gefangene sind so lange im Gefängnisse geblieben, bis nach der Landung Garibaldi's auf Sizilien die neapolitanischen Truppen Catanea verließen. Es war am 12. Juni 1860.**)

Maniscalco wollte in Palermo einen gewissen Cassimir Cusirnano verhaften, der wegen seines Patriotismus verdächtig war. Er entfloh. Darauf verhaftete man seine alte Mutter, seine Frau, seine Söhne und seine Töchter. Sie wurden in entsetzliche Gefängnisse gebracht, und bei allen ohne Ausnahme die Folter angewandt.

In Mezzo Morreata, einer Vorstadt Palermo's, sollten verschiedene Personen verhaftet werden. Sie waren sämmtlich entflohen. Was that die Polizei? Um sie dadurch zu zwingen, sich selbst zu stellen, jagte sie ihre Familien aus den Häusern, welche sie bewohnten, verschloß die Häuser, ließ die Schlüssel auf das Bureau des Polizeikommissärs bringen, und die Unglücklichen: Frauen, Kinder, Greise, blieben viele Tage und Nächte auf dem Pflaster liegen.

Im Villabate, nahe bei Palermo, entzog sich gleicherweise eine Anzahl von Grundbesitzern der Verhaftung durch die Flucht. Da legte die Polizei Sbirren und Gensd'armen bei ihnen ein, mit dem Befehl, zu thun, was ihnen beliebe. Die Gewaltthaten und Exzesse, welche sie ausübten, nahmen bald derartig überhand, daß die Entflohenen sich selbst stellten, um die Ihrigen der infamsten Behandlung zu entziehen.*)

Zum Schluß der Mittheilung dieser entsetzlichen Details, welche ich, wenn ich wollte, noch auf mehrere Bogen ausdehnen könnte, will ich mich noch auf das Zeugniß mehrerer der ersten und achtungswerthesten Schriftsteller Italiens beziehen. Sie gehören sämmtlich der gemäßigt constitutionellen Partei an. Nach diesen Zeugnissen wird mich Niemand mehr der Uebertreibung in der Darstellung beschuldigen.

Michael Amari schildert die Anwendung der Folter mit folgenden Worten: „Die willkürlichen Verhaftungen, welche ganz und gar dem Belieben eines Polizeikommissärs oder eines Sbirren überlassen wurden, die Haussuchungen, die persönlichen Gewaltthätigkeiten, die Beschimpfungen, welche sich die niedrigsten und verächtlichsten Sbirren erlaubten, was sind alle diese Verbrechen im Vergleich mit den Stockprügeln, mit den Peitschenhieben und mit der Tortur! — Auf den Polizeikommissariaten, in den Gensd'armeriekasernen schlug man den Gefangenen, der nur irgend Miene machte, zu leugnen, oder der den geringsten Widerstand wagte mit der Peitsche; man hing ihn an den Armen auf, man preßte ihm den Kopf mit Knotenstricken zusammen, und öfter noch wandte man die Tortur in einer entsetzlichen Weise an. Das Tragen von Waffen wurde durch öffentliche Stockschläge von der Hand des Henkers bestraft. Die Polizeikommissarien wandten diese Strafen ganz nach ihrem Gutdünken an. Endlich der heimliche Meuchelmord! Auf dem Polizeikommissariat von San Domenico fand man in den ersten Tagen der Revolution Skelette, Hirnschädel und Reste von Leichnamen, welche bereits in Verwesung übergegangen waren.“ —

„Die Verhaftungen fanden mit der größten Willkür statt, ebenso wie die Verurtheilungen mit der offenbarsten Ungerechtigkeit geschahen. Die Verhafteten wurden Monate und Jahre lang in schrecklichen Gefängnissen und in mörderischen Kerkern gefangen gehalten, und nur, wenn es der Polizei gefiel, wurden sie provisorisch in Freiheit gesetzt oder ohne irgend ein richterliches Urtheil in die Bagno's und in die Strafarbeitshäuser gesteckt, um dort in langsamer und schrecklicher Weise den Tod zu finden. Die Polizei stand über jedem Tribunal; keine Behörde konnte und durfte sich ihren Befehlen widersetzen, keine von ihr für ihre Handlungen der Willkür und Grausamkeit Rechenschaft verlangen. So respektirte die Regierung König Ferdinands das Leben und die Freiheit der Bürger. Um ähnliche Zustände zu finden, müßte man über das Mittelalter hinaus bis in die Zeiten eines Nero oder Tiberius zurückgehen.“**)

Solchen Thatsachen und solchen Beweisen gegenüber kann man doch nicht von Uebertreibung sprechen, wenn das mehrmals von mir erwähnte Manifest der Völker Siziliens mit den Worten schließt: „Wenn wir gezwungen sind, nur noch wenige Jahre unter dieser Regierung weiter zu existiren, so wird das Königreich Neapel eine Wildniß werden, in welcher nicht Bürger sondern Wilde leben, und Reisende werden weit herkommen, um sie anzustaunen, wie eine seltene Merkwürdigkeit.“

Gust. Rasch.

Nachrichten über die syrischen Christen und ihre Waisen.

Nachdem aus den Briefen des von Kaiserswerth am Rhein nach Syrien abgegangenen evangelischen Pastors Disselhoff mitgetheilt worden, welch' ein schönes Arbeitsfeld für das Reich Gottes in der arabischen Kinderwelt sich aufthut, bringen Briefe des von Preußen nach Syrien abgesandten Pastors Krämer, welcher in der Woche vom 19. bis 24. November 1860 mit Pastor Disselhoff und einer arabisch redenden Diakonissin eine Reise nach Sidon, Tyrus und Deir el Kamar unternommen, nähere Nachrichten vom 1. und 17. Dezember, welche die früheren bestätigen und ergänzen.

Fast möchte man, schreibt Pastor Krämer, jene Tausende Erschlagener noch glücklich schätzen, wenn man, wie ich, täglich ein Augenzeuge des Elends ist, in welchem die Flüchtlinge leben. Man zählt etwa 12,000, welche nur das nackte Leben gerettet haben. Von

*) Ch. de la Varenne. La Torture en Sicile, pag. 7.
**) Ebendas. pag. 16.

*) Ch. de la Varenne. La Torture en Sicile, pag. 12 u. 13.
**) Memoire, pour la reconnaissance des droits de la Sicile comme Etat indépendant, par le baron Ventura.

Beirut bis Damaskus, von Baalbeck bis Hasbeya, vom Nahr el Kelb bis zum Jordanthale ist keine Stadt und kein Dorf, dessen Häuser nicht eingeäschert, dessen Fruchtbäume nicht umgehauen, und dessen Aecker nicht verwüstet wären. Die Drusen haben den Frauen sogar die Kleider vom Leibe herabgerissen, um die in denselben etwa verborgenen Schätze zu finden, und Tausende sind im buchstäblichen Sinne des Wortes nackt an die Küste und nach Beirut geflohen.

So war außer Damascus auch Deir el Kamar, jene Stadt von 12,000 Einwohnern, ein Schauplatz der entsetzlichsten Grausamkeiten, der furchtbarsten Mordscenen. Nachdem die unglücklichen Einwohner zehn Tage hindurch alle Qualen der Hungersnoth erlitten hatten, wurden über 2000 Männer und Knaben mit kaltem Blute geschlachtet. Man zeigte uns den Ort, schreibt Pastor Krämer, wo vor dem Palaste des türkischen Befehlshabers 900 Leichen den Boden bedeckten: in einem Hause hatten sich 150 Christen verborgen, sie wurden einzeln hervorgezogen und niedergemetzelt. Erst Anfang November wurden die Gebeine der Erschlagenen den Hyänen und Raubvögeln entrissen und von den Franzosen beerdigt. Kein einziges Haus ist der Wuth der Zerstörer entgangen: zwischen den Mauern lagen zerrissene und zerfetzte Evangelienbücher, Meßbücher und Kirchengeräthe, zerbrochene Kreuze, Todtenschädel, Menschengebeine und Blutspuren rings umher.

Die Flüchtlinge sind in Beirut, in Sidon und Tyrus in mehreren großen Khanen und kleineren Häusern untergebracht, aber das Elend, das sich unsern Augen darbot, war unbeschreiblich. In Tyrus unter den Flüchtlingen viele Kranke an Dyssenterie, Fieber, Blattern. Eine Mutter erzählte unter herabstürzenden Thränen, daß ihre fünf Söhne vor ihren Augen hingeschlachtet worden seyen. Wir fanden in einem großen Khane über 2000 Menschen zusammengedrängt, die meisten ohne Matten, Betten und Decken; die Dächer, Terrassen und Treppen waren in einem so baufälligen Zustande, daß fast in jedem Zimmer sich Pfützen des hereingelaufenen Wassers befanden, ja an einigen Stellen verhinderten tiefe Löcher voll Schlamm das Vordringen. Abgesonderte Räume zum Kochen sind nicht vorhanden, Ausgänge für den Rauch eben so wenig. Rings umher liegen die Ueberreste von Fruchtschaalen, Abfall von Gemüse rc., was alles in Fäulniß übergeht; hierzu der Dunst der aufgehängten halb reingewaschenen Wäsche, so daß eine unerträgliche Luft diese Räumlichkeiten erfüllt, und bei jedem Schritte Fieber- und Typhuskranke unsere Hülfe erflehten. Da liegen Männer, Weiber, Kinder, Säuglinge und deren Mütter wüst durcheinander, die Zimmer vollgepfropft von Menschen. Ueberall dieselbe Unordnung, derselbe Schmutz: dumpfe Zimmer ohne Fenster, ohne Licht, ohne Ventilation. Dazwischen hängt in vielen Zimmern ein Brett an vier Stricken von der Decke herab, das, mit ein Paar Lumpen bedeckt, die Wiege für die Säuglinge bildet. Es erhalten zwar freilich bereits in Beirut 16,837 Personen wöchentliche Unterstützung, in Saida 10,062 Personen. In der letzten Woche (bis zum 17. November) sind 1746 Kleidungsstücke vertheilt worden. So durften unsere Schwestern, schreibt Pastor Disselhoff, mit Hilfe einer edlen protestantischen Gräfin, welche in Beirut an der Spitze eines Frauenvereins sehr viel Gutes thut, einer maronitischen, in allem orientalischen Luxus erzogenen Prinzessin, die jetzt ganz verarmt und krank auf einer Binsenmatte lag, eine Matratze, Kopfkissen und Decken schicken.

Da die Unterstützung, welche die türkische Regierung früher einem Theil dieser Flüchtlinge gab, seit dreißig Tagen (seit Mitte Oktober) aufgehört hat, so liegt alle Last der täglichen Unterhaltung dieser Unglücklichen auf dem edlen englisch-amerikanischen Comité, welches acht arabische Aerzte angestellt und in der letzten Woche 24,000 fl. ausgegeben hat, während dasselbe bis Mitte November schon 245,000 fl. verausgabt hat. Aber noch immer, schreibt Pastor Krämer, ist die Noth groß, entsetzlich groß. Allein für die Bewohner des Libanons würden zur Beschaffung des unentbehrlichen Bettzeugs etwa 420,000 fl. nöthig seyn, ungerechnet das Handwerkszeug, das Saatkorn rc., ohne welches die Zeit der Noth eine immer größere Ausdehnung gewinnt: denn die diesjährige Erndte ist verloren. In diesem Herbste (1860) konnten die Aecker nicht bestellt werden; es giebt also keine Erndte im nächsten Jahre. Und schon jetzt läßt sich übersehen, daß die Unterstützungen wenigstens bis zum Frühjahr 1862 werden gewährt werden müssen; denn alle Gewerbe stocken, jeder Absatz fehlt, und jeder Handel und Wandel hat fast gänzlich aufgehört. Niemand wagt, an seinen frühern Wohnort zurückzukehren, weil man den Versprechungen der Regierung nicht traut: ja die Christen in Damaskus strömen noch täglich nach Beirut. Es handelt sich darum 120,000 Menschen 1½ Jahr lang zu nähren und zu kleiden, ihnen Alles, Alles zu geben! Darum nochmals Hülfe, baldige, ausreichende, ausdauernde Hülfe! —

Von besonderer Wichtigkeit erweist sich in dieser Noth die Thätigkeit der Diakonissenanstalt des Pastors Dr. Fliedner von Kaiserswerth a. R., welcher zu diesem Zweck eine Anzahl Diakonissinnen, darunter Fräulein von Trotha, nach Syrien gesandt hat.

Das englisch-amerikanische Comité, welches in Beirut neben dem französisch-katholischen und dem russisch-griechischen Comité besteht, hat daselbst neben dem allgemeinen noch ein kleineres Zweig-Hospital angelegt, und die Uebernahme desselben den Fliedner'schen Diakonissinnen angeboten. Drei Schwestern sind mit einem deutschen Arzte, Dr. Meyer, nach Sidon gereist, um dort ein Krankenhaus zu errichten und in Tyrus noch Witwen und Waisen zu sammeln.

In dem von den Diaconissinnen zu Beirut errichteten Waisenhause waren Ende November 50 Waisenmädchen beisammen; während Hausvater Schneller in Jerusalem ein syrisches Knaben-Waisenhaus eingerichtet hat. Er hat sich selbst nach Beirut, Sidon und Tyrus begeben und nicht ohne Mühe 9 arme Waisenknaben gefunden, da die Metzeleien besonders die männliche Christenbevölkerung betroffen haben. Als Schneller die Geflüchteten besuchte, da lagen sie in den Khans zusammengepfercht, meist stillende Mütter mit ihren noch übrigen Kindern, darunter Kranke, Sterbende, Wahnsinnige. Als Schneller hineinkam, fingen die Leute an zu weinen, die Hände zu ringen, an die Brust zu schlagen und zu rufen: „Wittwen! Wittwen! Ach lieber Gott, alles Wittwen! Und diese kleinen Kinder, sie sterben uns dahin!"

Die Waisenmädchen dagegen, welche in Beirut, Sidon und Tyrus gesammelt worden sind, werden in dem Diaconissen-Waisenhaus Zoar zu Beirut, einem geräumigern und gesündern Gebäude, als das erstere war, mit Hof und Garten und einer hohen Mauer umgeben, von den Diaconissinnen erzogen, welche unter der Leitung des deutschen Comités stehen, das aus den Pastoren Disselhof und Krämer, dem preußischen Consul Weber und den in Beirut anwesenden deutschen Kaufleuten besteht, an welches auch die Ritter des Johanniter-Ordens, die jüngst von Berlin nach Syrien abgereist sind, um helfend mitzuwirken, sich anschließen werden.

(Schluß folgt.)

Das Unglück in der Bärengrube.

Der Verlauf des in der jüngsten Zeit in der Bärengrube in Bern vorgekommenen Unglücksfalles des Hrn. Hauptmann Lorck ist, so weit sich der „Bund" darüber aus sicherer Quelle Kenntniß verschaffen konnte, ungefähr folgender:

Es war bereits 2 Uhr Morgens, als Hr. Lorck mit zwei Gefährten, deren einer ebenfalls ein Engländer, der andere ein Piemontese war, sich nach dem Bärengraben hinunter begab. Hr. Lorck muß in einer etwas kühn aufgelegten Stimmung gewesen seyn, sonst wäre er schwerlich um diese Zeit noch auf den Gedanken verfallen, über die Brüstung des Bärengrabens zu steigen, um sich mit dem Bären zu unterhalten. Beim Augenschein kann sich Jedermann leicht überzeugen, daß dieß ein mehr als gewagtes Unterfangen war. Allein, daß Hr. Lorck dieses Wagniß durch ein so tragisches Ende büßen sollte, muß Jeden mit innigem Bedauern erfüllen. Genug, Hr. Lorck stürzte von seinem gefährlichen Posten hinunter in den Bärengraben und blieb dort eine Weile besinnungslos liegen. So lange er sich nicht rührte, that ihm der Bär nichts Böses; bloß beroch und betastete er ihn von allen Seiten. Allgemein waltet die Ansicht, daß Hr. Lorck, wenn er das Glück gehabt hätte, ruhig zu bleiben, gerettet worden wäre. So aber mußte er bei seinem Erwachen den Bären durch irgend eine Bewegung gereizt haben. Derselbe drang auf ihn ein und es begann ein ungleicher Kampf, der erst nach einer Stunde mit dem Tode des unglücklichen Opfers endete. Die beiden oben gebliebenen Freunde, in der Dunkelheit selbst rathlos, sahen sich nach Hülfe um. Der Engländer lief nach der Polizei, konnte sich aber, weil er nur englisch sprach, nicht verständlich machen. Darüber verging eine kostbare Zeit. Als endlich der sardinische Gesandtschafts-Sekretär Hr. Latour und bald darauf ein Landjäger und mehrere andere Leute beim Bärengraben erschienen, war der Kampf noch nicht zu Ende. Hr. Latour drückte das Gewehr des Landjägers auf den Bären los, allein der Schuß versagte. Endlich, nachdem auch dieser Zuzug keine Hülfe hatte bringen können, nahm das schauerliche Ringen mit dem Tode des unglücklichen Hrn. Lorck ein Ende. Am Morgen erst gelang es mit Mühe und Gefahr, die Leiche aus dem Bärengraben herauf zu holen. Der Bärenvater stieg in den Zwinger hinunter und schob die Leiche in einen Grasbogen, während Hr. Oberst Kurz und ein Landjäger den noch immer wie toll umherrasenden Bären von demselben mit langen Stangen abhielten. Der Vorfall hatte nicht nur den alten, sondern auch die jungen Bären in Wuth gebracht, so daß die in den Zwinger Eintretenden sich ihrer nur mit Mühe erwehren konnten. Der Körper des Hrn. Lorck war auf der ganzen rechten Seite zerbissen, jedoch scheint nur einer dieser Bisse im Bein (in der Wade) der eigentlich verhängnißvolle gewesen zu seyn, indem derselbe eine Arterie zerriß und dadurch eine Verblutung herbeiführte. Die Kleider hatte der Bär seinem Opfer bis auf die Unterhosen vom Leibe gerissen.

Nach einer andern, in der Stadt cursirenden Version hätte sich Hr. Lorck mehr als eine halbe Stunde unversehrt und bei vollem Bewußtseyn im Graben befunden, ohne daß ihn der Bär angegriffen hätte. Erst als die Obenstehenden Hrn. Lorck an zusammengebundenen Leintüchern heraufziehen wollten und derselbe bereits vier bis fünf Fuß über dem Boden schwebte, kam der Bär schnell herzu, riß ihn an den Waden herunter und fiel dann über ihn her.

Die Aufregung und die Trauer über diese entsetzliche Begebenheit ist allgemein.

Kleinigkeiten.

Erkenntniß.

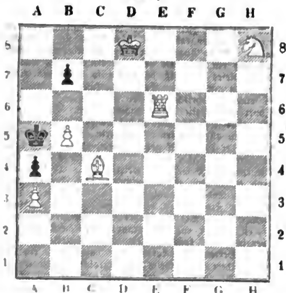
Alltäglich steht ein Kind an meinem Haus,
Alltäglich Morgens früh tret' ich hinaus,
Beut es zu Kauf mir einen Blumenstrauß.
„Wo hast du, Kind, die vielen Blumen her?
Mein Herz gewöhnt sich d'ran je mehr und mehr,
Sie duften lieblich und sie glänzen sehr. —"
„„— Mein Ahn' ist Todtengräber hier im Ort,
Auf Gräbern kommen gut die Blumen fort,
Und alle diese Blumen pflückt' ich dort. —""
Ich gieng, und traurig sprach zu mir mein Herz:
Kennst du ihn nicht, des Schicksals alten Scherz?
Du suchest Freuden und du pflückest Schmerz.

Eine gute Kur.

Die „Elberf. Ztg." meldet aus Elberfeld: In einer hiesigen Elementarschule ereignete sich vor einigen Tagen ein Vorfall. Ein Schüler legte sich in der Schule klagend, winselnd und die Augen verdrehend über das Pult; — der Lehrer forderte ihn auf, gerade zu sitzen; — der Knabe beharrte in seiner Lage; — darauf vom Lehrer befragt, was ihm denn eigentlich fehle, antwortet er jammernd: „Ich habe so heftigen Gebetsdrang!" Statt diesem unzeitigen Gebetsdrange nachzugeben, bringt der Lehrer einen kräftigen Haselnußstock zum Vorschein; und — o Wunder — der Gebetsdrang ist verschwunden und der faule Junge kurirt.

Schach-Aufgabe 2.

Schwarz.



Weiß.

Der alte Spielmann.

Seht jenen Spielmann, gelehnt am Baum,
Geschlossen die Augen als wie im Traum;
Er greift in die Saiten mit Macht, mit Macht;
Bald tönen sie rauschend, bald zittern sie sacht
Die Töne der traulichen Harfe.

Es drückt der Spielmann sie an die Brust,
Entlocket ihr Töne voll Weh und Lust;
Ein langes Leben voll Freude und Müh'n
Läßt er im Geiste vorüberzieh'n,
Erzählt es in sanften Akkorden.

Es jubeln die Töne voll Lust und Freud,
Denkt er der lieblichen Knabenzeit,
Und wie ohne Arg, ohne Lug und Trug,
Die Jugendliebe im Herzen ihm schlug,
Er denkt des liebenden Freundes.

Als Mann da zog er zum Kampfe hinaus,
Zu streiten für heimischen Heerd und Haus.
Da gibt seine Harfe gar prächtigen Ton,
Sein Vaterland trug ja den Sieg einst davon
Im Kampfe gegen die Franken.

Drauf greift er gar stillen und weichen Akkord,
Die Lüfte sie tragen verklingend ihn fort:
Er denkt all' der Braven, die ungenannt
Gefallen in fremdem unwirthlichen Land,
Gestorben für Vaterlands Ehre.

Noch einmal erklinget gar freudiger Ton,
Er spielet dem Franzmann zum Spott und Hohn,
Er hört ja viel reden von Deutschlands Kraft,
Wie Eintracht uns mächtig und kräftig macht,
Zu trotzen jed' feindlichem Volke.

Er öffnet die Augen, erwacht vom Traum;
Da glaubt es der alte Spielmann kaum,
Er sieht ja nur Zwietracht im deutschen Land,
Sieht, wie es von lichtscheuem Geiste gebannt
Nicht kann seine Fittige regen.

Da drückt er die Harfe wohl an sein Herz,
Zerdrückt eine Thräne in stummem Schmerz,
Dann humpelt er mit seinem hölzernen Bein
Nach Hause in's einsame Kämmerlein,
Verzweifelnd an Deutschlands Erwachen.

Kln.

Buchstaben-Rebus.

tt b
&
b tt

Viktualien-Preise in Augsburg im Monat Februar 1861.

	fl.	kr.	pf.	bis fl.	kr.	pf.
1 Pfund feine Rollgerste	—	14	—	—	—	—
1 Pfund mittlere Rollgerste	—	12	—	—	—	—
1 Pfund grobe Rollgerste	—	10	—	—	—	—
1 Vierling Erbsen	1	12	—	—	—	—
1 Vierling Linsen	1	30	—	—	—	—
1 Vierling Hirsen	2	8	—	—	—	—
1 Vierling Hanfkerner	—	48	—	—	—	—
1 Vierling Haferkern	2	6	—	—	—	—
Bei dem k. Salzamte dahier						
Kochsalz, 1 Fässel zu 150 Pfund	9	30	—	—	—	—
Kochsalz 1 Sack zu 134 Pfund	8	29	2	—	—	—
Kochsalz 1 Pfund bei den Hucklern	—	4		—	—	—
Viehsalz 1 Centner	2	4	—	—	—	—
Viehsalz, 1 Fässel zu 250 Pfund	5	22	2	—	—	—
Dungsalz, 1 Fässel zu 650 Pfund	7	15	—	—	—	—
1 Centner nasses Unschlitt	26	30	—	—	—	—
1 Centner ausgelassenes Unschlitt	36	30	—	—	—	—
1 Pfund gegossene Lichter	—	27	—	—	—	—
1 Pfund gezogene Lichter	—	25	—	—	—	—
1 Pfund Seife	—	16	—	—	—	—
1 Centner Heu	1	26	—	—	—	—
1 Centner Ohmet	1	26	—	—	—	—
1 Centner Roggenstroh	1	13	—	—	—	—
1 Centner Gerstenstroh	—	42	—	—	—	—
1 Centner Haberstroh	—	51	—	—	—	—
1 Maaß unabgerahmte Milch	—	4	—	—	—	—
1 Maaß abgerahmte Milch	—	2	—	—	—	—

	fl.	kr.	pf.	bis fl.	kr.	pf.
1 Metzen weiße Rüben	—	—		—	—	—
1 Vierling bayer. Rüben	—	20	—	—	—	—
1 Metzen weiße Kartoffel	—	54	—	1	—	—
1 Metzen rothe Kartoffel	1	—	—	1	12	—
1 Pfund gedörrte Zwetschgen	—		—	—	—	—
1 Pfund gedörrte Kirschen	—	14	—	—	—	—
1 Pfund Hechte	—	30	—	—	—	—
1 Pfund Karpfen	—	18	—	—	—	—
25 Stück Frösche	—	8	—	—	12	—
1 Pfund Krebse	—	24	—	—	36	—
1 Pfund geräuchertes Fleisch	—	32	—	—	—	—
1 Pfund Kernel	—	20	—	—	—	—
1 Pfund Schmalz	—	25	—	—	27	—
1 Pfund Schweizer-Butter	—	26	—	—	—	—
1 Pfund Land-Butter	—	24	—	—	—	—
7 Eier	—	6		—	—	—
1 Spanferkel	—	—	—	—	—	—
1 Gans in Federn	—	—	—	—	—	—
1 gerupfte Gans			—		—	—
1 Gansjung	—	—	—	—	—	—
1 Ente in Federn	—	—	—	—	—	—
1 gerupfte Ente	—	—	—	—	—	—
1 Entenjung	—	—	—	—	—	—
1 Indian	—	—	—	—	—	—
1 alter Hahn	—	18	—	—	24	—
1 alte Henne	—	20	—	—	30	—
1 Huhn	—	36	—	—	42	—

	fl.	kr.	pf.	bis fl.	kr.	pf.
1 paar Tauben	—	—	—	—	—	—
Eine Maaß Kirschenwasser	—	48	—	1	—	—
Eine Maaß guter Zwetschgenbranntwein	—	20		—	—	—
Eine Maaß geringer Branntwein	—	16	—	—	—	—
Eine Maaß Weinessig	—	12	—	—	—	—
Eine Maaß Bieressig	—	4	—	—	—	—
Eine rohe Zunge	1	30	—	1	36	—
Eine geräucherte Zunge	1	36		1	48	—
1 Pfund Hirschwildpret	—	—	—	—	—	—
1 Pfund Rehwildpret	—	—	—	—	—	—
1 Pfund Schweinswildpret	—	—	—	—	—	—
1 Hase	—	—	—	—	—	—
Eine Wildente	—	—	—	—	—	—
1 Rebhuhn	—	—	—	—	—	—
Eine Schnepfe	—	—	—	—	—	—
1 Hanfe mit Jung	—	—	—	—	—	—
1 Hanfe ohne Jung		—	—	—	—	—
1 Pfund feiner Flachs		30	—	—	33	—
1 Pfund mittlerer Flachs	—	24		—	26	—
1 Pfund Werg	—	10	—	—	12	—
1 Pfund Schafwolle	—	45	—	—	48	—
1 Klafter Buchenholz	18	28	—	—	—	—
1 Klafter Birkenholz	16	32	—	—	—	—
1 Klafter Föhrenholz	13	26	—	—	—	—
1 Klafter Fichtenholz	11	23	—	—	—	—
1 Zuber weiche Kohlen	3	36	—	—	—	—
1000 Stück Torf	2	15	—	—	—	—

Sonntags-Beilage

zum

Augsburger Anzeigblatt.

Nummer 11. 17. März 1861.

Der Eisberg.

Eine Erzählung von R. Rellenburg.

(Aus den „Erheiterungen“ abgedruckt.)

„Ihr seyd wohl auch Walfischfänger gewesen, Ben?“ fragte ich den alten Seemann.

— „Ja wohl, Herr, aber freilich ist es schon lange Jahre her.“

„Da ist euch wohl manch Abenteuer dabei aufgestoßen, nicht wahr? Und welches haltet Ihr denn für das gefährlichste Stück, das Ihr bestanden habt?“

— „Sie wollen wohl fragen, was für eines ich für das schwierigste, mühsalvollste, für das wundersamste halte?“ Ich nickte bejahend. „Jenun, Herr, ich bin manchmal aus dem Boot geschleudert worden, und einmal — ich entsinne mich noch ganz deutlich — da ward ich nicht nur mit dem Boote umgestülpt, sondern kriegte auch noch eines auf den Kopf mit dem Schwanze des Walfisches. Du lieber Himmel! Das war 'ne Ohrfeige! sie machte mir auf einen ganzen Monat lang Kopfschmerz, — von dem Sturzbade noch gar nichts zu sagen.“

„Habt Ihr auch Eis gesehen?“

— „Polareis? Hm, ja — mich dünkt, ich kann ein Wörtchen davon reden. Ich habe noch ein Tagebuch dort in jener Eckschublade — nein, nicht da! in der untersten am andern Ende — da steht etwas drinnen von solchem Eis. Ja, da ist's! Da habt Ihr Alles beisammen, die Bilder und die ganze Geschichte. Na, ich konnte noch ein Bißchen zeichnen vor fünfundzwanzig Jahren, und ich gab's so gut ich eben konnte; sieht freilich kaum aus, als ob es ähnlich wäre. 's ist übrigens eine gute wunderliche Geschichte — so ein Stückchen Robinson Crusoe. Den habt Ihr doch gelesen?“

„Und wie oft. Habt Ihr je einen Menschen getroffen, der ihn nicht gelesen hatte?“

— „Nein,“ sagte Ben; „hab' nie einen jungen Burschen gekannt, der den Robinson nicht hätte gelesen gehabt. Ich glaube, dieses Buch hat mehr Jungen veranlaßt, zur See zu gehen, als irgend ein anderes, welches je geschrieben ward!“

„Mögt darin recht haben, Ben; aber wie wär's, wenn Ihr mich ein wenig in Eurem Tagebuch da blättern ließet: ich möchte Eure Geschichte kennen lernen!“

— „O, sie ist nicht so geschrieben, daß Ihr sie verstehen könntet, Herr. Ich will 'mal ab und zu hineinsehen und Euch die Geschichte erzählen, wenn Ihr sie hören wollt, Herr — allein ich muß damit ganz vorn anfangen, wie man im gemeinen Leben sagt. — Sie müssen nämlich wissen, Herr, daß ich 'mal ein Bißchen verschossen war in ein Mädchen — will sie Esther Thompson nennen, obschon das nicht Ihr rechter Name war, aber der Name thut ja nichts zur Sache. — Sie aber kümmerte sich nicht viel um mich, und ich war damals nur zweiter Bootsmann. Ich dachte, sie stieße sich daran, und so versucht' ich denn eine Stelle als erster Maat zu bekommen, sobald ich von einer kurzen Reise heimkam, die ich freiwillig mitgemacht hatte, um meine Zeit bei den Schiffseignern vollends auszudienen. Sie sagte, sie wolle warten und keinen Andern heirathen, bis ich zurückkäme. Mit diesem Trost ging ich in See. Als ich heimkam, ging ich hin, aber sie war fort und niemand konnte mir sagen wohin. Ich erfuhr bald, daß ungefähr einen Monat nach meinem Weggehen ein schmucker junger Matrose ihr nachgestrichen war, dem sie gar nicht so übel gewogen zu seyn schien. Ich war ungefähr acht Monate ausgeblieben gewesen. Ich erzählte die Geschichte meiner Mutter, und nach einiger Zeit fand ich, daß sie der Ansicht war, jener Bursch — Montague Fitzjames hatte er sich genannt — habe nicht rechtschaffen an Esther gehandelt. Mit Einem Wort, sie war in's Unglück gebracht und deßwegen davongelaufen. Ich verlor darüber beinahe den Verstand, und machte mich sogleich daran sie aufzusuchen, und nach ungefähr drei Monaten fand ich sie in Manchester. Ich rückte ihr nicht sogleich auf die Stube, sondern erkundigte mich zuerst in der Nachbarschaft nach ihr, und fand, daß sie ein Kind bekommen hatte — ein Knäblein — und nun um's Geld arbeitete für eine Hemdenmacherin, und eine ganz anständige und ordentliche Frauensperson war. Ich wußte, sie wäre lieber gestorben, als das geworden, was manche in ihrem Falle geworden wären. So ging ich denn hin und besuchte sie. Sie war erschrecklich abgemagert und ihre glänzenden Augen lagen ihr tief im Kopf drinnen. Der Säugling schlummerte in seiner Wiege neben dem Kamin — das Feuerchen in demselben war so klein, daß es kaum das Stübchen warm hielt.

„Esther,“ sagt' ich, „kennst Du mich noch?“

Sie schaute auf und sah mich an. „Ben!“ rief sie und sank dann in einer Ohnmacht wie todt in den Stuhl zurück. Ich nahm etwas Wasser aus dem Becken, und besprengte ihr Gesicht damit, nestelte ihr die obern Haften ihres Kleides auf und nahm ihr die kleine Halsbinde von Sammt ab. Sobald sie wieder zu sich kam, sagte sie: „O Ben, Ben! ich hab' unrecht an Dir gehandelt, ich weiß es, aber ich hab' es nun büßen müssen. Künftigen Mittwoch werden es vier Monate, daß ich ihn nicht mehr gesehen habe, und das Kind ist morgen schon einen Monat alt. O Ben, ich weiß, ich habe schlecht an Dir gehandelt. Du mußt mir vergeben; er war so ein hübscher Mann und hatte mich so gern. Ich weiß, er hat es nicht schlecht mit mir gemeint.“

Es war eine kuriose Ansicht von ihr, daß ich vergeben müsse, weil er solch 'n schmucker Bursche gewesen sey — ich war's auch gewesen, ehe mir die Pocken das Zifferblatt zerwühlt hatten. Da sagt' ich denn zu ihr: „Esther, ich weiß, Du hast unrecht an mir gehandelt, aber mir steht es nicht zu, Dich dafür zu bestrafen. Der liebe Gott hat es so gefügt, und es gibt Leute genug, die ihm lieber helfen werden ein Weibsbild zu bestrafen, weit mehr als es Leute gibt, die ihm in anderer Weise zu Willen sein möchten. Es thut mir leid für Dich, Esther; ich will auch gar nicht mit Dir schelten, sondern bin gekommen, um Dich wieder nach Hause zu bringen.“

„Nein, Ben, das geht nicht; — nein, Ben, das kann ich nicht thun! Alle Mädchen im Orte werden mich zum Spott und Schimpf machen.“

„Das kann nichts helfen, Esther,“ sagt' ich zu ihr. „Denk' an Deinen alten Vater und an die alte Mutter daheim. Ich bin vor drei Monaten nach Hause gekommen und habe seither immer nach Dir gesucht und geforscht. Noch vor vierzehn Tagen war ich bei Deinen Eltern, und wenn Du gehört hättest, wie sie mich fragten, ob ich Dich gefunden habe, Du würdest mit nach Hause zurückkehren.“

„Ich kann nicht — sie werden mich verfluchen. Ich weiß, das werden sie thun. Ich kann nicht heimgehen. Der Vater war so angesehen und beliebt bei Jedermann. Nein, nein, Ben! nach Hause kann ich nicht.“

„Esther, ich weiß gewiß, sie werden Dich nicht verfluchen. Ich fand sie beide vor Schmerz und Verzweiflung ganz von Sinnen, als ich zum ersten Male zu ihnen kam; aber ich ging zu dem neuen Pfarrer, der damals gerade an des alten Jenkins Stelle gekommen war, und erzählte ihm Alles, und er kam und besuchte die alten Leutchen und las ihnen jene Kapitel von dem verlornen Sohn und dem verlornen Schafe vor und sprach mit ihnen, und die alte Mutter weinte — und der Alte mußte ebenfalls die Augen wischen, ich hab' es wohl gesehen, — und so werden sie Dich nicht verfluchen. Komm', Esther, kehre mit mir nach Hause zurück! sey gescheidt, komm mit!“

„Mit Dir, Ben? O nein, auf diese Weise nicht! Denk' Dir, wie würden sie da erst über mich lästern und sagen, ich ziehe schon wieder mit Mannsleuten herum, Ben.“

„So reise denn heim, auf welche Art Du nur immer willst, Esther. Ich sag' Dir nur dieß Eine: wenn Du nicht wieder heimkommst, so wird es der Tod seyn für die alten Leutchen.“ — Das machte sie doch stutzig, und sie begann in ihrem Entschlusse wankend zu werden; da überließ ich sie denn eine Weile ganz sich selber, denn ich kannte der Weiber Art und Weise genugsam, um zu wissen, daß wenn sie erst zaudern und schwanken, es am räthlichsten ist, sie sich selber zu überlassen — man muß ihnen den Anschein lassen, als wählten sie selber.

Jenun, endlich willigte sie doch ein, mitzugehen, da kam aber eine andere Verlegenheit; sie war mit einer vierzehntägigen Miethe im Rückstande. Ich erbot mich, ihr einiges Geld zu leihen; ich wußte wohl, daß sie es von mir nicht als Geschenk annehmen würde; darum ließ ich sie eine Quittung über Ein Pfund Sterling unterschreiben, und sie bezahlte, und am andern Morgen kamen wir nach Hause. Ich führte sie zu ihren Eltern und ließ die Leutchen dann allein, denn, wie gesagt, ich gehörte ja nicht zur Familie. Etliche Tage später ging ich wieder zu den Leutchen, und sie waren dann gegen mich voller Dankbarkeit. Ich nahm Alles so gleichgültig wie nur immer hin, obschon ich mir hätte die Augen ausweinen können. Dann kam eine andere Noth: sie hatten nachgefragt und Niemand wollte Esther Arbeit geben. Daran hatte ich allerdings nicht gedacht, aber ich ließ mir auch jetzt nichts davon merken, sondern begab mich

von ihnen hinweg sogleich zu dem jungen Geistlichen. Ich weiß nicht, was mir eine besondere Vorliebe und ein Vertrauen zu ihm eingeflößt hatte, denn ich war kein eigentlich frommer Mensch und konnte mich in dieser Beziehung nicht so richten, wie es viele Andere thun, wahrscheinlich sind wir in diesem Stücke nicht alle gleich geschaffen. Aber der Pfarrer gefiel mir einmal, und warum? ich hatte ihm eines Tages zugesehen, wie er ein Kind vom Boden aufhob, das gerade außerhalb des Dorfes mitten in den Koth der Straße hineingefallen war; er nahm sein eigenes weißes Taschentuch, wischte dem Kinde die Händchen und die Kniee damit ab, fand dann noch ein reines Fleckchen, um ihm auch die Augen und die Nase damit abzutrocknen, schenkte ihm dann einen Penny, denk' ich, nahm es an der Hand und ging mit ihm ein Stückchen weit nach dem Dorfe zurück. Ich wußte damals noch nicht, daß er der Pfarrer war, denn er trug keine Kleider von schwarzem Tuch, sondern von einem röthlichgrauen Stoff, auch keine weißen Bäffchen, sondern ein dunkles Halstuch mit einem Seemannsknoten und flatternden Enden. Jenun, denk' ich, als ich hörte wer er war, das gefällt mir, — namentlich das mit seinem weißen Taschentuch; er ist von der ächten Christensorte, die ich liebe, und so ging ich ihm einmal in die Kirche, um ihn predigen zu hören, und auch da gefiel er mir recht gut. — Kurzum, wie ich vorhin sagte, am andern Tage ging ich ungefähr um eilf Uhr zu ihm hin, er ließ mich hereinkommen, und seine Frau saß auch da. Sie war ein kleines Frauchen mit grauen Augen, sehr blaß und hager und mehr einem Mädchen ähnlich, als einer Frau, bis man sie genauer beobachtete.

„Liebe Alice," sagte er, „das ist Herr Stevens, von dem ich Dir erzählt habe."

„Ich erinnere mich; Sie haben sie hoffentlich gefunden, Herr Stevens?"

„Zu dienen, Madame, und ihretwegen komm' ich eben."

„Setzt Euch, Ben!" sagte er. Ich mag's wohl leiden, wenn mich jemand bei meinem Taufnamen nennt; klingt weit freundlicher, als so 'n steifes Herr! so setzt' ich mich denn. „Nun, Ben, womit können wir Ihnen dienen?"

Ich erzählte ihm nun, daß Niemand Esther Arbeit geben wolle, weil sie ihren guten Ruf verloren habe, und daß ihre Eltern sie umsonst nicht bei sich behalten könnten, obschon sie gerne bei ihnen leben möchte. So fragte ich ihn denn, ob er sich nicht dazu hergeben wolle, sie zu bezahlen, daß sie Hemden nähe für einen Mann in Liverpool, den ich kenne. Er würde ihr sechs Pence für die Anfertigung jedes Hemds bezahlen, und ich wolle ihr meinen Halbsold hier lassen, denn ich hatte mich entschlossen auf eine lange Reise zu gehen, und Alles, um was ich ihn nun bitte, sey: es so einzurichten, daß sie glauben würde, sie bekomme mehr für die Hemden als sechs Pence vom Stück, denn ich wußte, daß sie das Geld nie von mir annehmen würde. Er war ganz damit einverstanden und zu Allem bereit. „Denn", sagt' ich, „mich dünkt, wir allesammt sind zu strenge gegen solch ein Frauensbild, wenn es einen Fehltritt begeht. Wohin sollt' es führen," sagt' ich, „wenn die Leute uns Männern es ebenso machen sollten? Da müßte, schätz' ich, die Mehrzahl von uns betteln gehen."

„Ben, da habt Ihr ganz Recht!" sagt' er und sprang ganz aufgeregt von seinem Stuhle auf; „Ihr habt ganz Recht, Mann!" und er seufzte, als ob er Schmerzen hätte.

„Mein lieber Walter!" sagte seine Frau und legte ihm beschwichtigend die Hand auf die Schulter, und er setzte sich zitternd wieder nieder.

„Nichts für ungut, Herr!" sagt' ich; „es war nicht böse gemeint. Ich . . . ."

„Freilich, Ben; ich weiß es; aber ein Schuß in's Blaue trifft manchmal auch."

„Ich bemerkte, daß sie ihre Hand von der Schulter herunter gletten lassen und die seinige in ihren beiden Händen erfaßt hatte; sie saß gerade ein wenig hinter ihm, als er sich in den Armstuhl zurücklehnte; sie mochte meinen, ich könne sie im Schatten des Stuhles nicht sehen, aber ich konnte es deutlich wahrnehmen, daß sie seine Hand so fest hielt, als sie nur konnte.

„Laßt es nur gut seyn, Ben!" fuhr er fort; „keiner unter uns ist besser als wir seyn sollten, und wir dürfen daher auch nicht so hart und strenge seyn, wie wir es sind. Ich habe gottlob keinen Grund zur Klage," sagt' er sich umwendend und sah sie an.

Ich hab' nie zuvor in meinem Leben eine solche Veränderung über ein Frauenangesicht kommen sehen. Sie that ihre grauen Augen auf und sah ihn in einer Weise an, daß es mir vorkam, als zuckte ein heller Blitz in der Dämmerung durch den Sommerabend — wenn es noch nicht ganz dunkel ist, versteht Ihr — und das Licht davon könne uns schier glauben machen, es wolle wieder heller Tag werden. Ich habe nie solch' einen Blick gesehen, er sagte so deutlich wie Worte, sie wisse Alles und vergebe ihm und liebe ihn so sehr, daß sie für ihn sterben könnte. Jener Blick that mir ordentlich wohl, und so oft mich die Laune anwandelt, einen Spaß zu machen über die Frauen, daß sie gerne zanken und schmälen und Fehler an Anderen finden, da fällt mir jener Blick wieder ein. Ich denke, sie muß irgend etwas gewußt haben, wornach sie, um mit anderen Weibern zu denken und zu reden, Grund genug gehabt hätte, ihm wegen seiner Aeußernngen böse zu seyn, aber sie war's nicht.

(Fortsetzung folgt.)

Nachrichten über die syrischen Christen und ihre Waisen.

(Schluß.)

Der Anfangs gehegte Gedanke, die Waisenkinder wenigens theilweise nach Deutschland oder Smyrna zu verpflanzen, hat sich als völlig unausführbar erwiesen. Zum Beweis diene Folgendes:

Kurz darauf, als die 50 Waisenmädchen zusammengebracht waren, kommt Missionar Zeller von Nazareth, um Waisenknaben zu suchen und nach Nazareth zu bringen. Er kommt auch in unser Waisenhaus und fragt die Mädchen zwei Tage hintereinander im Scherz, ob sie mit nach Nazareth wollten? Die meisten Kinder erschrecken und fangen an zu weinen. Ein Zetergeschrei erfüllt das Haus: und ehe die Schwestern sich's versehen, sind 30 Kinder theils entlaufen, theils von den Verwandten fortgeschleppt. Die armen Schwestern waren wie niedergeschmettert. Sie sahen handgreiflich, wie riesengroß die Abneigung von Kindern und Verwandten gegen Versetzung aus der Heimath nach andern Orten sey, und daß in Beirut selbst an den Waisen gearbeitet werden müsse. Aber schon am 7. Dezember waren wieder einige 40 zusammen. Nur die schlechtern waren ausgeblieben, mehrere neue gekommen und bis zum Anfang dieses Jahres waren 62 Waisen beisammen, die jetzt eine Art Stamm bilden; die Schwestern brauchen nun nicht mehr Pfleglinge zu suchen, man sucht sie und bringt ihnen diese freiwillig. Diese Kinder machen den Schwestern schon große Freude: sie sind viel reinlicher und gesitteter geworden, nehmen gerne am Unterrichte Theil und zeigen viel Fassungskraft und Aufmerksamkeit.

Ihr lebhafter Geist verlangt freilich eine ernste Zucht. So war eine der zuerst Aufgenommenen, Habube, anfangs so wild und unfolgsam, daß man glaubte, sie entlassen zu müssen. In Folge einer strengen Züchtigung wurde sie wie umgewandelt, so daß sie jetzt der Liebling des ganzen Hauses ist. Auch an den Handarbeiten bekommen die Kinder Freude und am Singen. Mehrere Lieder: Stille Nacht, heil'ge Nacht rc., O du fröhliche, o du selige, gnadenbringende Weihnachtszeit, Müde bin ich, geh zur Ruh rc., Ach bleib mit deiner Gnade rc. erklingen schon aus ihrem Munde. Ich konnte bemerken, schreibt Disselhoff, welche Freude es einem der Mädchen machte, sich diese Melodie von den Schwestern lehren zu lassen, und wie sie selbst freudig erstaunt war, daß solche Melodie aus ihrem Munde kommen konnte. Die Araber haben sonst nur einen eintönigen, unartikulirten Gesang. Die Kinder fühlen sich in ihren reinlichen Betten, ihren frischen Kleidern bei ihren reingewaschenen Gesichtern und glattgekämmten Haaren sehr behaglich. Sie haben großen Trieb, etwas zu lernen, und fangen schon an, sich an Ordnung und Zucht zu gewöhnen. Die Anhänglichkeit und das Vertrauen der Kinder zu ihren Pflegerinnen ist sichtlich im Zunehmen.

Vom nächsten Montag (den 19. November) an, schreibt Pastor Disselhoff, wird eine im nordamerikanischen Missionsseminar gebildete und vom Missionar Thompson mir sehr empfohlene Lehrerin, Melita Carabet, den arabischen Unterricht der Kinder übernehmen, und zwar in Lesen, Schreiben, Rechnen, biblischer Geschichte, Singen und Handarbeiten. Sobald die Schwierigkeiten und großen Arbeiten der ersten Zeit überwunden sind, wird eine Diakonissin die Handarbeit übernehmen und zugleich einige Stunden deutsch und besonders im deutschen Gesang unterrichten.

Die bis auf 90 vermehrte Zahl der Pfleglinge in Beirut feierte mit den Schwestern und vielen Besuchern aus der Stadt ein gar liebliches Weihnachtsfest.

Eine andere Art der Fürsorge ist für die erwachsenen Jungfrauen von 14—17—20 Jahren das Jungfrauenstift. 14 dieser Jungfrauen, die sich aus dem Schmutz und Elend in den Khanen heraussehnten, haben sich gemeldet und die Schwestern dürfen sie nicht abweisen, um sie nicht den sittlichen Gefahren Preis zu geben, welche ihnen durch das viele dort liegende Militär drohen. Hier aber ist die Arbeit eine schwierigere, als bei den Kindern. Sie müssen abgesondert von den Kindern behandelt und sollen gründlich unterrichtet werden im Lesen und in den häuslichen Arbeiten, um darnach als brauchbare Dienstboten in Dienste zu treten.

Eine dritte Abtheilung bildet das Wittwenasyl das Wittwenstift Zarpath.

14 Wittwen sind aufgenommen, meist aus Damascus, darunter eine alte gebrechliche blinde Wittwe, die aller männlichen Verwandten beraubt ist, und ein junges Weib von 15 Jahren, welches Vater, Mann und Bruder vor ihren Augen hat erschlagen sehen.

Auch sie werden mit weiblichen Arbeiten beschäftigt und die jüngeren noch mehr erzogen. Da man, schreibt Pastor Krämer, den Armen neben dem täglichen Brod zugleich die Mittel an die Hand gibt, durch welche sie sich später selbst ernähren können, so darf man sich von der auf das Asyl gerichteten Thätigkeit viel Gutes versprechen, wenn, wie wir hoffen, die Liebesgaben aus der Heimath es möglich machen, der Anstalt die nöthige Ausdehnung zu geben. Für diese Arbeiten der Fliedner'schen Diakonissinnen ist ein sehr passendes, gräumiges und gesundes Haus gemiethet. Aber die Miethe ist theuer. Sie beträgt 1400 fl. auf ein Jahr. Das nöthigte zu einem andern Schritt. Am 15. Dezember ist es dem Pastor Disselhoff durch Vermittlung des sehr hilfreichen preußischen Consuls Weber gelungen, ein passendes Grundstück zu Beirut am Fuße des Libanon von 120 Schritt Länge und 47 bis 60 Schritt Breite zum

Bau eines Waisenhauses mit Schule für 6452 fl. zu kaufen, eine Summe, welche bereits die evangelische Gemeinde in Petersburg zu diesem Zweck übersandt hat. Der Bau soll nächstens beginnen: die Kosten desselben werden bedeutend seyn, und wenigstens 35,000 fl. betragen. Es bestätigt sich, daß das französische Comité jede Betheiligung an der Linderung der augenblicklichen Noth ablehnt, und dagegen drei Waisenhäuser, hier, in Damascus und in Deir el Kamar für etwa 1500 Kinder erbauen will und dazu 1½ Million Franken in Händen hat, wovon es für 300,000 Franken zu Beirut in der Mitte der Stadt einen Platz angekauft hat. Sollte aber unser Volk und unser Vaterland in den Thaten der Liebe unsern Nachbarn nachstehen?

Da rufen wir denn, schreibt Pastor Fliedner von Kaiserswerth, allen theuern Wohlthätern, die uns bisher mit so reichen Liebesgaben für die syrischen Waisen erquickt haben, denen wir des Herrn Gnadenlohn erflehen, und allen christlichen Freunden das englische Sprichwort zu: So lange noch etwas zu thun übrig ist, so denke, als ob noch nichts geschehen sey, und des Herrn Wort: Wer da säet im Segen, der wird auch ernten im Segen. Der Befehl des Herrn, die Hungrigen zu speisen, die Nackten zu kleiden, die Kranken zu pflegen, sich der Verlassenen anzunehmen, ist ein unzweideutiger. Der Segen des Thuns ist in Seinen Händen. Und mag das Volk, dem unsere Wohlthat gilt, noch so verkommen seyn, das Gebet, mit dem wir unsere Gabe begleiten, vermag viel, und Gott, der sich aus Steinen Kinder zu erwecken im Stande ist, vermag es auch aus erstarrten Menschenherzen. „Und," schreibt Pastor Krämer von Beirut: „ich hoffe zu Gott, daß das evangelische Deutschland den Anstrengungen, die zur leiblichen und geistlichen Rettung der unglücklichen syrischen Christen gemacht worden, seine kräftige Hilfe auch ferner nicht versagen wird."

Aus dem Kapitel Mathäiamletzten.

124. In dem Lande der Pariser war aber ein Mann, der hieß Prinz Nap, Plon-plon und Niemand achtete sein.

125. Und es begab sich, daß die politischen Hohenpriester und Senatoren sich versammelten in dem Palast, der da heißet Thustdumirnichts-thnichdirauchnichts.

126. Und siehe da, Prinz Nap fing an zu ihnen zu sprechen, und der Geist der Zeit kam über ihn, und was er sagte, hatte nicht nur Hand und Fuß, sondern auch Haare die sich sträubten, Wangen die erblaßten: Zähne die klapperten und Zungen die plötzlich belegt waren.

127. Und alle Völker, so da Zeitungen lesen von Morgen bis zum Abend, schlugen ein Gelächter auf, daß man es hörte von Morgen bis Mitternacht.

128. Und die Propheten des Landes sagten: Sehet da wieder einen Menschen, den man lange Zeit verspottet hat und zu einer Null hat machen wollen!

129. Aber ich sage euch, diese Null ist keine Null, sondern Einer, hinter dem viele Nullen stehen und Millionen ausmachen.

130. Und das Ende seiner Rede war der Anfang seiner Macht, und bei seinem kleinsten Worte ward uns klar, daß er einst das große Wort haben wird.

131. Und der Mann hat noch lange nicht ausgesprochen und wird noch einmal viel zu sagen haben.

132. Denn sehet, wie lange ist es her, daß man verhöhnt und verlacht hat einen Andern, und ihn gemacht zum Hanswurst und Zappelcasper des Jahrhunderts?

133. Und er ist nun auch groß und mächtig worden über alle Kaiser und Könige der Erde und ihr habt mit ihm erlebet, was — — wir erlebet haben.

134. Und es ist bereits so weit gekommen, daß die Meisten ihn nur noch hassen aber nicht mehr verachten können; und wenn seine Macht noch mehr wächst in den Landen und in den Geistern und Gemüthern, dann ist es aus mit uns, und mit noch manchem Anderen wird es dann seyn — Kladderadatsch.

Gemeinnütziges.

Vorsichten beim Färben der Ostereier. Die naturhistorischen und chemisch-technischen Notizen warnen vor der Anwendung von Indigo und Kampescheholz zum Färben von Ostereiern, weil sie „nicht viel weniger als Gift sind." Nur das Roth mittelst Karmin, und das Gelb mittelst Safran läßt sich rechtfertigen. Der Krapp gibt kein Roth, sondern ein dunkles Rothbraun, das jedoch an und für sich zwischen den andern Farben nicht zu verachten ist. Durch Zusatz von halb so viel Alaun als Krapp während des Kochens mit dem Krapp und nachdem das Ei davon schon rothbraun geworden war, wird diese Farbe in schmutzig-orange umgeändert. Viel besser und einfacher ist es, sich der rothen Karmintinte zu bedienen, die man mittelst eines Pinsels auf das Ei aufträgt.

Der Kampf gegen den Maulwurf. Ohne Zweifel beginnt wieder demnächst wie alljährlich der Vertilgungskampf des Menschen gegen einen vermeintlichen Feind in der Thierwelt, der einer der besten, jedenfalls der nützlichsten Freunde des Landwirthes ist, gegen den Maulwurf. Umsonst sind bis jetzt alle Belehrungen und Ermahnungen, alle Bitten um Schonung und Erbarmen gewesen, umsonst hat sich die Presse des verkannten und verfolgten Thieres angenommen, umsonst haben Naturfreunde den Nutzen des Maulwurfes, wie die Schädlichkeit und den Unsinn der Maulwurfsjagd in Lesebüchern, Zeitschriften, Flugblättern, Kalendern u. s. w. dargethan. Der gewöhnliche Bauer liest solche Sachen gar nicht, oder, wenn er sie liest, so lacht er über die Bücherweisheit und — bleibt beim Alten; der rationelle Landwirth aber, der mit gutem Beispiele vorangehen sollte, hat, so sehr er sonst für Verbesserungen eingenommen ist, für solche (scheinbare) Kleinigkeiten keine Zeit und die landwirthschaftlichen Vereine, die sonst so viel Gutes schon gestiftet haben, haben sich bis jetzt nicht bemüßigt gefunden, den Maulwurf in Schutz zu nehmen. Bedenken wir aber, welche Summen Geldes alljährlich für den Maulwurfsfang ausgegeben werden, bedenken wir, wie viele Millionen Engerlinge und Werren durch die Tödtung der Maulwürfe am Leben erhalten werden, so dünkt uns doch die Sache wichtig genug, daß endlich von Seiten sämmtlicher landwirthschaftlicher Vereine, wie der höheren und niederen Behörden, allen Ernstes auf gänzliche Abstellung des Maulwurffangs gedrungen werde. „Die Maulwürfe verfolgen," sagt Dr. Gloger, „heißt das Ungeziefer hegen; das Naturwidrigste und Verkehrteste von allen Dingen, die ein Landwirth oder Gärtner thun kann, ist und bleibt darum das Verfolgen der Maulwürfe." So macht doch dem Krieg einmal ein Ende, ihr intelligenten Landwirthe und landwirthschaftlichen Vereine, und gebt und schafft dem Maulwurf Ruhe!

Mittel zu der Entfernung des Modergeruches aus dem Getreide. Ein Landwirth in Allier beseitigt den Modergeruch und Modergeschmack des Getreides dadurch, daß er dasselbe mit pulverisirter Kohle mengt und der Kohle eine vierzehntägige Einwirkung gestattet. Nach Verlauf dieses Zeitraumes wird das Getreide auf die Putzmaschine gebracht, um den Kohlenstaub zu entfernen. Diese Behandlung soll jede Spur von Modergeschmack vertilgen und das aus diesem Getreide erzeugte Mehl soll von vorzüglicher Qualität seyn. Zu bemerken ist, daß die Operation nur bei mittlerer Temperatur gelingt, nicht aber zu Zeiten, wo der Frost eintritt.

Neue Wassereimer. In Amerika werden jetzt Eimer aus vulkanisirtem Kautschuk gefertigt, welche der Hitze und Kälte, den Säuren und Alkalien, dem Oel und Talg (welche Körper den gewöhnlichen Kautschuk zersetzen) widerstehen, eine Eigenschaft, welche dieselben zu Verwendung in Fabriken, Bleichereien, chemischen Laboratorien, Färbereien und Gerbereien, dann für Schiffe und Brauereien höchst empfehlenswerth erscheinen lassen. An Haltbarkeit übertreffen sie die Ledereimer und kommen auch billiger zu stehen.

Leberthran ist bekanntlich ein probates Vorbeugungs- und Hilfsmittel für viele von den Drüsen ausgehende Krankheiten. Er hat aber einen üblen Geschmack, weßhalb mancher Patient ihn nicht nehmen will. Dieser unangenehme Geschmack soll beim Leberthran, wie auch beim Ricinusöl, durch Zusatz einiger Tropfen Bittermandelöl beseitigt werden.

Rübengeschmack der Milch zu beseitigen. Man löst so viel Salpeter in Wasser auf, als sich darin auflösen läßt, und von dieser Auflösung gibt man für jede Maß Milch einen Theelöffel voll in die Milchgefäße, bevor gemolken wird.

Kleinigkeiten.

Aus der guten alten Zeit.

Daß Ueppigkeit und leichtfertiges Leben vor dem 30jährigen Kriege und namentlich im 15. Jahrhunderte, ja noch früher, nicht nur in Nürnberg, sondern in mehreren Städten Deutschlands, als die Handelsstraße noch über Venedig in das Herz Deutschlands führte, herrschte, davon gibt uns die Beschreibung des Luxus, der bei Hochzeiten von wohlhabenden Bürgern sich kundgab, hinreichend Kunde. Auch um die Sitten sah es damals nicht am Besten aus. Schon das vom Kaiser Rudolph I. i. J. 1276 bestätigte Stadtbuch sagt deutlich: „daß keine auswärtige öffentliche Dirne (Huslerin darin genannt) sich bei Vermeidung schwerer körperlicher Züchtigung hier aufhalten dürfe, es sey denn, daß fremde Herrschaften hier anwesend sind (vermuthlich bei Gelegenheit von Reichstagen, Turnieren rc.). Im Jahre 1437 erschien eine eigene Verordnung, gemäß welcher es den öffentlichen Frauen strengstens untersagt wurde, sich wie vornehme Frauen zu kleiden oder, wenn sie auf dem Markte einkaufen, eine Magd mit einem Korbe hinter sich hergehen zu lassen, was nur ordentlichen Bürgersfrauen zustehe.

Goldkörner.

Der Tugendhafte lächelt der stillen Pforte der Ewigkeit entgegen.

Ein Heute ist mehr werth, als zwei Morgen; verschiebe deßhalb nicht auf morgen, was du heute noch thun kannst.

Wer im Stillen Gutes thut, und aus reiner Seel',
Der steht weiß vor Gott da, und braucht kein Mehl;
Wer im Stillen Gutes thut, und nicht damit prahlt,
Dem wird es Oben doppelt gezahlt.

Ein geistlicher Kuß.

Als die Gemahlin des Kaisers Rudolph von Habsburg, Agnes von Burgund, zu Speier ankam, hob sie der dortige Bischof Friedrich Graf von Leiningen ehrerbietigst aus dem Wagen, wurde aber von ihrer Schönheit dermaßen entzückt, daß er sich nicht enthalten konnte, ihr einen Kuß auf die Wange zu drücken. Sie klagte dies dem Könige, und der 66jährige Rudolph entbot dem Bischofe: „Küßt euer Agnus, nicht meine Agnes, und geht mir aus dem Wege!" Hierüber gerieth der Prälat in solche Furcht, daß er Deutschland verließ und erst nach dem Tode Rudolph's wieder zurückkehrte.

Die Ochsen zittern.

Als Pythagoras seinen gefeierten Lehrsatz erfunden hatte, war er deßhalb so hoch entzückt, daß er den Göttern eine Hekatombe (ein Opfer von 100 Ochsen) gelobte. Daraus läßt sich nun erklären, wie noch immer alle Ochsen bei der Entdeckung einer neuen Wahrheit zittern, in dem richtigen Gefühl, daß ihre Interessen dabei zu Verlust gehen!

Unverwüstlich.

Ein Lumpenhund geht nie zu Grunde,
Wie er's auch treibt, er findet endlich dann
Noch einen größern Lump, der still mit ihm im Bunde
Die Welt belumpen und beschmieren kann:
So sind sie beide einig, frech und froh,
Der erste offner Lump, der zweite Lump incognito.

Ruf eines Nachtwächters aus dem Jahre 1813.

O Gott! wofür, wofür?
Für Fürstenwillkür, Ruhm und Macht
zur Schlacht?
Für Hofgesind' und Junker hinaus
zum Strauß?
Für unseres Volkes Unmündigkeit
zum Streit?
Für Most-, Schlacht-, Mahl- und Klassensteuer
ins Feuer?
Und für Regal und für Censur
nur
Ganz unterthänigst zum Gefechte?
ich dächte, dächte — — —

Algebraische Aufgabe.

Eine Gasanstalt speist drei Arten von Flammen: große, mittlere und kleine, und zwar doppelt so viel kleine als große; auch gebraucht eine große so viel Gas per Stunde, als eine mittlere und zwei kleine zusammen. Jedes Hauptgasrohr dient für 100 Flammen, und sind die Flammen der drei Arten auf sämmtliche Hauptrohre gleichmäßig vertheilt. Dabei verbraucht jedes Hauptrohr per Stunde 600 Kubikfuß Gas zum Brennen der ihm zuertheilten drei Arten Flammen. Wenn sämmtliche mittlere und kleine Flammen zusammen 9 Stunden lang brennen, so gebraucht man so viel Gas, als für sämmtliche große und kleine Flammen auf 19 Stunden. — Brennten so viel große Flammen als kleine da sind, und zugleich so viel kleine, als große vorhanden sind, eine Stunde, so könnte man mit dem Gasconsum die wirkliche Zahl der großen und der kleinen Flammen und dreimal so viel kleine Flammen, als es große gibt, eine Stunde unterhalten. — Sämmtliche große Flammen brauchen in einer Stunde so viel Gas, als die Kubikzahl der Kubikfuße Gas einer großen Flamme stündlich beträgt. — Wie viel Flammen jeder Art sind es und wie viel Gas verbrennt eine große, eine mittlere und eine kleine Flamme stündlich?

Auflösung der „Schach-Aufgabe 2" in Nro. 10 der Sonntags-Beilage vom 10. März 1861.

Weiß war am Anziehen und löste die Aufgabe: den Gegner mit dem fünften Zuge matt zu machen, in folgender Weise:

Weiß.	Schwarz.
1) L. C 4 — F 1	B 7 — B 6
2) T. E 6 — E 2	K. A 5 — B 5
3) T. E 2 — E 5 †	K. B 5 — C 6
4) L. F 1 — G 2 †	K. C 6 — D 6.
5) S. H 8 — F 7 † m.	

Richtige Auflösungen gingen ein von: St. — J. B. — L. D.

Ein neuer Polykrates.

ER saß in seinem Sessel drinnen
Und schaute mit vergnügten Sinnen
Auf das beherrschte Frankreich hin.
Dies Alles ist mir unterthänig —
So sprach er zu Eugenie — wenig
Fehlt noch, damit ich glücklich bin.

„Du hast des Glückes Gunst erfahren!
„Die vormals Deines Gleichen waren,
„Sie zwingt mit Macht jetzt Deine Hand.
„Doch mußt zuviel Du nicht vertrauen
„Dem Schicksal, denn" — sie spricht's mit Grauen —
„Du hast mehr Glück als wie Verstand!"

„Hörst Du die Carbonari schreien:
„Noch ist Italien zu befreien!
„Du gabst Dein Wort! 's ist Dir Gebot!
„Befrei'st Du's nicht, dann wird sich's rächen,
„Dich kann mein Mund nicht glücklich sprechen,
„So lang Italiens Dolch Dir droht."

Und als sie fuhren zum Theater,
Da krachten plötzlich, wie ein Krater,
Orsini's Bomben; 's ist bekannt;
Doch hat kein Splitter ihn getroffen!
Bleich rief Eugenie und betroffen:
„Er hat mehr Glück als wie Verstand!"

Und an der Spitze seiner Heere
Stellt ER sich, auf dem Feld der Ehre
Sich zu erringen neuen Ruhm.
Ob gleich als Feldherr viel ihm fehlte,
Er war auch hier der Auserwählte:
Bracht' neue „Gloire" dem Kaiserthum!

Es nahte Villafranca's Stunde.
Bekannt ward in Paris die Kunde,
Die ER der Kaiserin gesandt.
Drauf hat sie ihm telegraphiret:
„Die Kaiserin, die gratuliret!
Ihr habt mehr Glück als wie Verstand!"

Fürwahr, mein Glück ist ohne Gleichen —
So spricht ER — Nizza ist mein Eigen
Und auch Savoyen's schönes Land.
Wenn auch die Fürsten meiner spotten,
In Warschau sich zusammenrotten,
Was nützt mir — ohne Glück — Verstand?

Das hört Eugenie mit Entsetzen:
„Bis jetzt mußt' ich Dich glücklich schätzen,
Doch — spricht sie — zittr' ich für Dein Heil!"
Noch Keinen sah ich fröhlich enden,
Dem immerdar mit vollen Händen
Die Gunst des Glückes ward zu Theil.

„Drum acht' auf Deiner Gattin Lehren,
Und willst Du mir den Wunsch gewähren,
So ruf' das Unglück selbst herauf;
Und was die allergrößten Schmerzen
Bereiten würde Deinem Herzen,
„Das opfre Deinem Glücke auf."

Und spöttisch ER den Mund beweget;
„Von Allem, was Italien heget,
Ist Pius doch mein bester Hort!
Ihn will ich den Erynnen weihen;
Ob sie mein Glück mir dann verzeihen:
Aus Rom nehm' ich die Truppen fort!"

Eugenie wendet sich mit Grausen:
„Bei Dir kann ich nicht länger hausen,
Ich ziehe fort nach fernem Land.
Du willst des Papstes Krone erben?
Das wäre sicher Dein Verderben.
Doch — Du hast Glück mehr als Verstand!"

Auflösung des „Buchstaben-Rebus" in der Sonntags-Beilage Nro. 10 vom 10. März 1861.

Ober- und Unterbett.

Richtige Auflösungen gingen ein von: Gg. T. — Wilh. A. — F. Sch.... — K. C. — Ph. M.

Sonntags-Beilage
zum
Augsburger Anzeigblatt.
Nummer 12. 24. März 1861.

Der Eisberg.

Eine Erzählung von R. Nellenburg.

(Fortsetzung.)

So waren denn der Geistliche und sein Frauchen erbötig, Esther meinen Halbsold zu geben, so daß sie glauben sollte, sie verdiene das Geld an den Hemden.

Ich ging nun zu Esther, unmittelbar ehe ich wegreiste, um ihr Lebewohl zu sagen und ihr mitzutheilen, daß ich Arbeit für sie gefunden hätte. — „Esther," sagt' ich, „ich gehe auf eine lange Reise, auf den Walfischfang, und bleibe vielleicht vier Jahre lang aus. Sey nun ein gutes Kind und verlaß Deine alten Eltern nicht wieder. Du wirst doch den . . . . („Kerl" wollt' ich sagen, aber ich that's nicht, denn man kann sich in den Augen eines Mädchens nicht mehr schaden, als wenn man auf seinen Liebsten schimpft) — Du wirst doch den Fitzjames nicht wieder finden, wenn er nicht selber hieher kommt; darum bleib bei Deinen guten Eltern!"

„Ben," sagt' sie und das Wasser trat ihr in die Augen, „Du hast wie ein Freund an mir gehandelt; ich werd' es Dir niemals vergessen. Ich weiß, er wird wieder zurückkommen, ich bin davon überzeugt; und wenn er nicht kommt, so werd' ich nie einen andern Mann heirathen. Ich weiß, er hat es niemals schlecht mit mir gemeint und mir nie ein solches Herzeleid bereiten wollen. Er kam durch's Trinken in's Unglück; aber er hat mich nie in's Elend stürzen wollen, das weiß ich."

„Gott sey mit Dir und segne Dich, Esther! leb' wohl!"

„Sie kam auf mich zu und schlang ihre Arme um meinen Hals, küßte mich und sagte: „Ben, Du kommst mir immer vor wie ein Bruder, Du bist mir immer so erschienen und darum küsse ich Dich. Du bist ein guter Bruder gegen mich gewesen; wollte Gott, Du hättest mir niemals mehr seyn wollen!"

„Leb' wohl, Esther!" sagt' ich und küßte sie zum ersten Mal in meinem Leben . . . .

(Mein Freund Stevens hat einen Husten, der ihn nöthigt, ab und zu sein Taschentuch zu nehmen; und das roth und gelbe ostindische Schnupftuch war nun für einige Sekunden in angestrengter Thätigkeit.)

„So nahm ich mir denn vor, auf den Walfischfang zu gehen," fuhr Ben Stevens nach einer Weile fort; „weil dieß das härteste Leben war, das ich kannte, und harte Arbeit hindert einen Mann, daß er an sich selber und seine Gefühle denken kann. Ein Focksegel bei starker Brise aus Nordost einreffen, oder einen Walfisch harpuniren, läßt einem Burschen nicht viel Zeit, um in sich hineinzusehen, wenn er seine Schuldigkeit thun will wie ein Mann. — Da ging ich denn nach Aberdeen und nahm Dienste als Maat an Bord der „Belle of Aberdeen", Kapitän Macaulay. Wir gingen im März in See und erreichten Kap Farewel ungefähr um die Mitte April; da aber Windstille eintrat, als wir den Hafen verließen, so machten wir uns in die spitzbergensche Strömung und wurden von ihr nordwärts geführt bis zum 66sten Grad; dann stießen wir auf einen regelrechten Nordwind, der uns durch Mark und Bein drang, wie schneidende Messer. Natürlich fror unser Fahrzeug ein, da es noch früh im Jahre war, und da blieben wir denn bis beinahe Ende Mai bei anhaltendem Nordwinde. Eines Morgens nach dem Frühstück sagte der Kapitän zu mir: „Mister Stevens, der Wind weht diesen Morgen etwas mehr aus West; er kann nach Süden umschlagen, so daß wir aus dieser Klemme vielleicht herauskommen können, wenn das Eis dabei aufbricht."

„Ich war diesen Morgen im Marskorbe," sagte Cummins, unser zweiter Maat; „und mich dünkte, jener kleine Kanal dort im Eise reiche bis in's offene Wasser hinaus."

„Dann dürft' es wohl der Mühe lohnen, ein Stück weit aufzuhauen, um darin einlaufen zu können," sagt' ich. „Finden wir in dem Kanale auch nicht, was wir suchen, so treffen wir doch vielleicht ein Stückchen Wild an."

„Das ist wahr," meinte der Kapitän; „wollen sehen, wie der Wind in einer Stunde ist, und dann eine Abtheilung aufbieten, welche die Fahrt machen soll."

„Der Wind schlug wieder etwas nach Norden um, deßhalb entschieden wir uns für die Fahrt; der Kapitän konnte natürlich das Schiff nicht verlassen, darum mußte ich die Fahrt leiten und er hieß mich mir meine Mannschaft auswählen. — Ich wählte mir zunächst einen Matrosen — den schmucksten Burschen, denk' ich, der mir noch jemals vor Augen gekommen war," fuhr Ben gedankenvoll fort. „Die Augen schienen dem Kerl im Kopfe zu tanzen, wenn er lachte, und ein lustigerer, gutmüthigerer Geselle ist mir nie vorgekommen. Du liebe Zeit! wie er singen konnte, alle möglichen Lieder, verliebte und komische! Meiner Treu, wenn man ihn „mein hübsches Hannchen" Abends im Vorkastell singen hörte, so war's eine wahre Lust. Ich habe manchen Kerl im Theater und in den Singkaffeehäusern in Liverpool gehört, der ihm das Wasser nicht reichen konnte. Und nun gar tanzen! hab' all mein' Tag lang keinen Burschen so fix auf den Beinen gesehen als ihn; — er pflegte den Lancashirer Holzschuhtanz aufzuführen in einem Paar abgeschnittener Schifferstiefeln, und man konnte das Klappern zwischen den Eishügeln hören, wie Musketenfeuer bei einer Revue. Ich war ganz vernarrt in den Kerl: er verrichtete seine Arbeit so leicht, brauchte gar keine Weisungen, sah im Nu Einem im Gesichte ab was man wollte, und ich glaube nicht, daß er auf der ganzen Fahrt auch nur ein einzig Mal sich das mindeste Versehen zu Schulden kommen ließ. Jack Sands — so hieß er — war ein ganzer Kerl.

Außer ihm nahm ich noch einen Andern mit, einen stämmigen Burschen — wir nannten ihn den „schläfrigen Sam", — derb aber so bedächtig und lahm, daß ich es erlebt hatte, wie er auf dem Luginsland eingeschlafen war, obschon das Schiff verwünscht stark schlingerte. Wir nahmen einen Sack voll Proviant mit und unsere Pfännchen für den Fall, daß wir die Nacht auf dem Eise zubringen müßten. — Bei Tage war's nicht so mächtig kalt, als Ihr es Euch etwa einbilden mögt, denn wir waren eigentlich erst innerhalb des Striches, worin sich Winters Eis bildet, und hatten Südwind vor uns, der dann hinter uns in Nordwind umschlug.

„Wir wollten just eben in's Boot steigen, da kam ein Junge, den wir bei uns an Bord hatten, und verlangte auch mit uns zu gehen. Es war der Sohn des Schiffsherrn und uns an Bord gegeben worden, um ihn von seinem Gelüste zu heilen, zur See zu gehen. Viele von denen, welche für ihr Leben gern zur See gehen wollten, sind schon auf solche Weise kurirt worden. Der Kapitän wollte es nicht zugeben, daß er mit uns gehe, aber er bat so inständig, daß ich selber für ihn um Erlaubniß anhielt und mich erbot, für ihn Sorge zu tragen; und so ging er denn mit uns Dreien.

Wir fuhren den Kanal entlang bis zu Einbruch der Nacht, drückten uns dann unter die Eisklippe, zündeten ein Bißchen Feuer mit dem Treibholze an, zogen den Kaffee und Zwieback aus dem Sack, und ließen's uns wohl munden. Dann streckten wir uns um das Feuer, und Einer mußte Wache halten. Ich fand es verzweifelt kalt, nur mit meinem Teppich und meiner Friesjacke auf dem Leibe, und ich mußte auch noch den Jungen in den Arm nehmen, da ihm so übel war; aber ich glaube nicht, daß es uns beiden darum besser geworden ist. Am Morgen hatten wir etwas Kaffee und gesalzen Schweinefleisch zum Frühstück. Um acht Glasen war's hell genug um die Fahrt fortzusetzen, und als wir in den Wind kamen, war es reiner Südwind, und wir hatten so warm wie im Sommer. Wir fuhren weiter bis Mittag, hatten dann ein Mittagbrod, und brachen wieder auf. Gerade vor uns konnten wir nämlich den Himmel über der offenen See erkennen, und fuhren deßhalb fort. Der Kanal war beinahe auf dem ganzen Wege offen, und nur hie und da mußten wir ein wenig aufhacken, aber nicht viel.

Gegen zwei Uhr erblickten wir die offene See selbst. Am Rande des Packeises lag noch eine große Menge Treibeis an der Oberfläche, aber das Aufthauen ging rasch vor sich; gerade vor uns war ein dick aussehender Eisberg; so ließen wir denn den „schläfrigen Sam" am Fuße desselben und kletterten hinauf — ich, Sands und der Junge.

„Wir können vor Nacht nicht wieder zum Schiffe zurückkommen, wenn wir es auch versuchen wollten," sagte Sands; „jedenfalls würden wir am besten thun, hier zu übernachten und morgen dann eine lange Fahrt daraus zu machen."

„Ich hielt dieß für einen guten Plan, drum stiegen wir wieder hinunter und erwarteten Sam zu finden, aber er war fort, rein fort, und nirgends eine Spur von ihm zu erblicken. Wir schrieen ihm und feuerten unsere Gewehre ab, allein es war nichts mehr von ihm zu sehen.

„Jetzt müssen wir schon hier bleiben," sagte der Junge; „es wird dunkel und es wird nichts Gescheidtes dabei herauskommen, wenn wir heute Nacht zwischen den Eisbuckeln herumkrabbeln."

Und so blieben wie denn. —

„Wir thäten am besten, wenn wir wieder auf den Berg hinansteigen würden," meinte Sands; „er hat dann eher die Möglichkeit, uns zu sehen, und wir sehen ihn ebenfalls besser."

(Fortsetzung folgt.)

Aus der Kriminaljustiz des Papstes.

Von Gustav Rasch.

Ich will hier nicht von der Kriminaljustiz des Papstes sprechen, insofern sich diese mit Räubern und Mördern, mit Dieben und Banditen von Profession befaßt; nicht deßhalb, weil an der römischen Kriminaljustiz auch nur irgend eine Seite zu loben wäre, sondern weil die römische Gerechtigkeitspflege dem Banditen von Profession gegenüber immer wenigstens sich doch an gewisse Formen bindet, wenn auch der römische Strafcodex in der Härte nnd in der gransamen Anwendung der Strafen mit keinem andern europäischen Strafcodex zu vergleichen ist und sogar tief unter dem Strafgesetzbuch der „Re Bomba" von Neapel steht. Ich will hier nur von der Kriminaljustiz des Statthalters Christi auf Erden sprechen, insofern ein politischer Verbrecher das beklagenswerthe Opfer derselben ist. Sie versteigt sich dann zu Grausamkeiten, welche nur in den finstern Zeiten des Mittelalters stattgefunden haben.

Papst Gregor der Sechszehnte vermehrte die vielen Ausnahms-Gerichtshöfe, welche bereits in den römischen Staaten vorhanden waren, noch durch einen neuen, nämlich durch einen Staatsgerichtshof, welcher sich nur mit politischen Verbrechen zu beschäftigen hatte.

Es gibt in Rom — derselbe Gerichtshof ist noch heute in Funktion — ein ganz aus Priestern bestehendes Tribunal, das der Sacra Consulta, welches zugleich den obersten Appellhof und Cassationshof in Kriminalsachen bildet. Eine Abtheilung dieses obersten Gerichtshofes constituirte Papst Gregor der Sechszehnte zu einem Staatsgerichtshof für alle politischen Verbrechen, und bestimmte, daß dieser Ausnahmsgerichtshof sich um die Vorschriften des in den römischen Staaten geltenden kriminalprozessualischen Verfahrens nicht zu bekümmern, sondern ganz nach der Machtvollkommenheit zu richten habe, womit die Sacra Consulta überhaupt bekleidet sey, und welche darin besteht, daß der hohe Gerichtshof selbst, wenn er es für nöthig hält, alle Prozeßformen und Prozeßregeln abändern kann. Durch eine derartige Machtvollkommenheit war selbstredend die ganze Kriminalgesetzgebung aufgehoben, oder wenigstens vollständig in Frage gestellt. Dem Papst war dieß indeß doch noch nicht genug; es gab ihm noch keine Garantie, daß das Priestertribunal, welches er zum Gerichtshof über politische Verbrechen constituirte, diese politischen Verbrecher auch ganz in seinem Sinne behandeln werde. Er gab deßhalb noch eine Reihe spezieller Bestimmungen und verfügte, daß der neue Staatsgerichtshof sich in seinen Funktionen strikt an dieselben zu halten habe und sich die Befugniß, prozessualische Bestimmungen abzuändern und aufzuheben auf diese nicht erstrecke. Sie sind einzig in ihrer Art, und kein europäisches Strafgesetzbuch hat Aehnliches aufzuweisen.

Papst Gregor verbot in diesem, sich, wie gesagt, nur auf den Staatsgerichtshof für politische Verbrechen beziehenden Edict jede Confrontation des Angeklagten mit den Zeugen. Auch die Zeugen sollten unter sich nicht miteinander confrontirt werden. Der Angeklagte wurde einem Verhör unterworfen, welches vor dem ganzen Gerichtshof stattfand, dann mußte er abtreten und bekam den Gerichtshof nicht wieder zu Gesicht, als um sein Urtheil anzuhören.

Es versteht sich von selbst, daß die ganze Prozedur bei verschlossenen Thüren stattfand.

Nach der Zeugenvernehmung, deren Resultat dem Angeklagten indeß nicht mitgetheilt wurde, konnte der Angeklagte sich einen Vertheidiger wählen. Klingt es nicht wie eine Ironie auf die Gerechtigkeitspflege, wenn man bei einem solchen beispiellosen Verfahren von einem Vertheidiger spricht? Die Vertheidigung war aber in der That nichts Anderes, als eine lächerliche Form; denn der vom Angeklagten gewählte Vertheidiger wurde nur in dem Falle zur Vertheidigung zugelassen, wenn der Gerichtshof die Wahl der Person des Vertheidigers billigte. Es bedarf wohl keines Wortes weiter, daß der Gerichtshof nur solche Personen als Vertheidiger zuließ, welche der päpstlichen Regierung vollkommen ergeben waren. Dem Gerichtshof war dieß sogar ausdrücklich vorgeschrieben; denn ein Paragraph des Edikts empfiehlt dem Gerichtshof, nur solche Personen zuzulassen, denen man das Geheimniß des Verfahrens in politischen Untersuchungen auch mittheilen dürfe.

Nach der Vertheidigung folgte das Urtheil, und gegen dieses Urtheil gab es keine Appellation, wenn es mit Stimmenmehrheit gesprochen war. Dem Angeklagten wurde nur das Urtheil publizirt; die Gründe wurden ihm nicht bekannt gemacht. Nur ein einziger Fall war ausgenommen, wo der Angeklagte auf Cassation des Urtheils anzutragen berechtigt war; es war der Fall, wo die Strafe auf Tod lautete, wenn das Urtheil nicht einstimmig von allen Mitgliedern des Staatsgerichtshofes ausgesprochen war. Und dennoch war auch dieser einzige Fall der Cassation wieder eine wahre Ironie auf die Einlegung eines Rechtsmittels, denn die Sache kam nicht vor einem andern, sondeen vor demselben Gerichtshof wieder zur Verhandlung. Es wurde auch keine Veränderung der Richter vorgenommen, sondern dieselben Richter richteten noch einmal über dieselbe Sache, welche sich noch ganz in derselben Lage befand, wie vor dem ersten Erkenntniß. Selbstredend hielten die Richter ihr erstes Erkenntniß immer aufrecht.

In diesem Zustande befand sich der römische Staatsgerichtshof bis zum Regierungsantritt Antonelli's. Antonelli ist bekanntlich der einzige und unumschränkte Regent des römischen Staats. Als Cardinal-Staatssekretär der oberste Chef der ganzen römischen Bureaukratie ist er das Rad, welches die ganze römische Justiz- und Verwaltungsmaschine in Bewegung setzt, und diese Regierungsmaschine die Functionen ausüben läßt, welche mit seinen Grundsätzen conveniren.

Dem Cardinal-Staatssekretär Pius' des Neunten schien das Edict Gregor's des Sechszehnten über die Functionen des Staatsgerichtshofes für politische Verbrechen zu milde. Er befahl, daß dem Angeklagten sein letztes und einziges Recht entzogen würde, nämlich sich selbst seinen Vertheidiger zu wählen, und er bestimmte, daß der Gerichtshof den Advokaten selbstständig ernennen sollte, welcher dem Unglücklichen seinen Beistand leihen dürfe, der einem so beispiellosen prozessualischen Verfahren geopfert werde. Noch mehr, Antonelli befahl, daß von nun an dieser, von der Regierung selbst bestellte Vertheidiger auch, bevor er zugelassen würde, einen Eid zu leisten habe, duech den er sich verpflichtete, Niemandem, wer es auch sey, auch dem Angeklagten nicht, die Namen der Zeugen und das Resultat der Zeugenaussagen mitzutheilen.

In dieser Lage befinden sich noch heute in den römischen Staaten, welche das Unglück haben, noch zum Patrimonium Petri zu gehören, alle die Unglücklichen, welche wegen eines politischen Verbrechens angeklagt werden.

In der Romagna und in den Legationen befanden sie sich während der letzten zehn Jahre in einer noch entsetzlichern Situation. Dort kamen sie vor die Militär-Commissionen, welche die österreichischen Generale ernannten. Gegen die Verurtheilungen, welche von diesen Militärgerichten während zehn Jahren gefällt worden sind, waren die Urtheile des päpstlichen Staatsgerichtshofes in Rom noch milde zu nennen. Niemals wird die Bevölkerung der Legationen den Prozeß Malagutti vergessen, der im Jahre 1853 in Ferrara verhandelt wurde. Fünfzig Personen, den ersten Familien des Landes angehörig, waren wegen einer Verschwörung gegen die österreichische Regierung angeklagt. Ganz Ferrara war überzeugt, daß der Prozeß fingirt, daß die angebliche Conspiration von österreichischen Polizei-Agenten eingefädelt und gemacht war, um einen Grund zu haben, das Land zu terrorisiren und neue Steuerauflagen zu machen. Trotzdem wurden sämmtliche Angeklagten verurtheilt, und zwar neun von ihnen zum Tode, alle übrigen zur Galeerenstrafe!

(Schluß folgt.)

Die Worte und die That.

Unter der Rubrik „Gesundheits-Pflege" meldet Nr. 921 der „Leipziger Illustrirten" Folgendes: „Die Regierung von Nassau hat die Absicht, jungen Aerzten im Herzogthum nicht früher die Praxis zu gestatten, bis sie anch einen Cursus in der Wasserheilkunde auf dem „Gräfenberge" durchgemacht haben." Im Gegenhalte zu dieser landesväterlichen Bestimmung steht nachfolgendes Faktum: Auf Grund der Anerkennung der großen Vorzüge des bezüglichen Heil-Verfahrens Seitens der herzogl. Nassauischen Regierung unternahm eine achtbare Bürgerfamilie aus Frankfurt a/M. unter Einsetzung ihres Vermögens und Credits den Bau einer großartigen Wasserheil-Anstalt und zwar am reizendsten Punkte des Taunus-Gebirgs. — Dem prachtvollen Baue und dem, für das Land, der großen Fremden-Frequenz wegen von vortheilhaftester Folge, fast schon fertigen Unternehmen wurde von den einflußreichsten Persönlichkeiten des Landes nicht nur das erfreulichste Prognosticon gestellt, sondern dem Unternehmer auch des Landes Unterstützung mit den freundlichsten Worten zugesichert. Das großartige Wohnhaus kam unter Dach, und ein zweites kleines Gebäude zum Kurgebrauche und zur Aufnahme von Gästen stand bereit, und zwei in dem Fache der Hydropathie vollkommen vertraute Aerzte, (wovon Einer unter Prießnitz auf dem Gräfenberg praktische Studien machte), wurden mit dem Unternehmen ins Interesse gezogen, theils zur Leitung und theils zur Betheiligung an dem großartigen Unternehmen. Die finanziellen Kräfte waren erschöpft und man beanspruchte zum Beginne von der herzoglichen Landesbank nur die geringe Summe von 6 bis 8000 fl., bei einer gerichtlichen Schätzung von etwa 50,000 fl., — der Herr Herzog von Nassau sagte seinen persönlichen Besuch, gelegenheitlich seiner Anwesenheit in der nächsten Nähe von der Anstalt, freundlichst zu — erschien jedoch nicht und jeder Versuch, eine Unterstützung zu erlangen, blieb erfolglos, das Unternehmen scheiterte und die Existenz dreier Familien ward vernichtet. Das ist die Geschichte vom Worte und von der That der herzoglich nassauischen Landesregierung.

F S

Von den Sprüchwörtern und der Spruchweisheit der Völker.

Von A. W. Grube.

Der Mensch bleibt in allen Zonen und Ländern, unter allen Verhältnissen und Schicksalen das gleiche vernunftbegabte Wesen, mag er nun eine weiße oder schwarze, eine gelbe oder braune Haut, langes oder krauses Haar, eine hohe oder niedere Stirn, viel oder wenig Mittel haben, seine Denkfähigkeit zu entwickeln. Allerdings steht die sogenannte kaukasische Race in geistiger Begabung und ausdauernder Thatkraft, in Kunst und Wissenschaft, in Allem, was den Menschen adelt, am höchsten; und der Neger, so lange er Neger bleibt und unter der Botmäßigkeit des heißen Klimas steht, wird nimmer das leisten, was ein Franzose, Engländer oder Deutscher mit seinen leiblichen und geistigen Anlagen und in seinem gemäßigten Klima zu leisten vermag. Aber kein Negersklave ist so verthiert, daß er nicht noch über seine Lage nachzudenken, mit anderen Menschen sich zu vergleichen, die ungerechte Behandlung tyrannischer Gebieter zu fühlen, die schwache Seite seines Herrn scharf zu beobachten und darüber treffend sich auszusprechen im Stande wäre. Weil jeder Mensch spricht und zu sprechen vermag, ist auch jeder Mensch ein denkendes Wesen, und wenn auch das Sprechen verboten werden kann, so kann doch Keinem das Denken verboten werden. Gleiche und ähnliche Lagen, wie z. B. die Abstufung der Stände, das Verhältniß des Fürsten zu seinen Untergebenen, die Abhängigkeit des Menschen von der Natur, der Wechsel der Jahreszeiten, der Verkehr mit der Thier- und Pflanzenwelt u. s. f. erzeugen auch bei allen Racen und unter allen Volksstämmen gleiche und ähnliche Gedanken und Gefühle und treiben den Menschen, das, was er fühlt und denkt, in Worte zu fassen und auszusprechen. Und wie von einer Nation oder einem Volksstamme Freude und Leid gemeinsam erfahren, die Verhältnisse zur Natur in gleicher Weise durchlebt werden: so wird auch ein treffendes Wort des Einzelnen zum Gemeingut Aller, die mit ihm das Land, die Nationalität und Geschichte theilen; es geht von Mund zu Mund, pflanzt sich fort von einer Generation auf die andere, wird ein Besitzthum des Volkes — ein Spiegel, der allen Gliedern desselben gehört, und in welchem doch jeder Einzelne wieder sein eigenes Antlitz erblickt. In dem Neger-Sprüchwort spiegelt sich Natur und Sitte, Art und Weise des Afrikaners, in den orientalischen Sprüchwörtern erkennen wir überall den Orient mit seiner Eigenthümlichkeit von Land und Leuten, und doch offenbart sich in allen Sprüchwörtern wiederum der eine und gleiche Mensch, jener Witz und jene Weisheit, welche der Menschheit als solcher gehören. Die Form und Einkleidung ist national und örtlich, der Sinn und das Wesen greift stets hinüber ins Allgemeinmenschliche; darum fehlen dem Süden nicht die schlagendsten Gegenstücke zu den Sprüchwörtern des Nordens, und die Sprüchwörter des Orients finden Anklang auch bei den Völkern des Abendlandes; darum hat selbst das Sprüchwort des rohesten Volkes eine philosophische Ader, die es ebenbürtig den Sprüchen eines hochkultivirten Volkes zur Seite stellt.

Aus dem reichen Schatze nur Einiges hervorhebend, wollen wir mit einigen Sprüchwörtern der Odschi-Neger beginnen.

Wenn die Katze stirbt, freuen sich die Mäuse.

(Ein deutsches Sprüchwort lautet: Wenn die Katze nicht zu Hause ist, tanzen die Mäuse auf Tisch und Bänken.)

Niemand kauft einen Hahn, damit er in eines andern Pflanzung krähe.

(Jeder ist sich selbst der Nächste.)

Der Tschimpanse sagt: Mein Amulet sind meine Augen.

(Der Starke schützt sich selber.)

Das Chamäleon sagt: Eilen ist gut und Weilen ist gut.

(Alles zu seiner Zeit!)

Die Antilope sagt: Wenn du ohne Ermüdung issest, so schmeckt es nicht.

(Hunger ist der beste Koch.)

Die Tochter einer Krabbe gebärt keinen Vogel.

(S unten.)

Wenn du das Auge einer Krabbe sieh'st, sagst du, es sey ein Holzsplitter.

(Der Schein trügt.)

Wenn man die Schildkröte noch nicht hat, schneidet man nicht den Strick für sie ab.

(Man begräbt Keinen, ehe er gestorben ist. Die Nürnberger hängen Keinen, sie haben ihn denn. Ein türkisches Sprüchwort sagt: Verkaufe nicht den Vogel in der Luft!)

Wenn du Gift legst, berührt etwas deinen Mund.

(Vgl. Jes. Sirach 27, 29 und Spr. Salom. 26, 27: Wer Andern eine Grube gräbt etc.)

Gemeinnütziges.

Regeln beim Waschen des Sammet. Zwei Rindsgallen werden mit etwas Honig und Seife in Regenwasser gebracht, gekocht und fleißig umgerührt. Der Sammet wird auf ein reines angefeuchtetes Brett gelegt und mit obiger Mischung mittelst eines Läppchens ziemlich stark befeuchtet; darauf wickelt man ihn auf ein Mangeholz und rollt ihn, bis der Schmutz verschwunden ist, alsdann wird er durch reines Wasser gezogen, nochmals gerollt und endlich aufgehängt, damit er halb trocken wird. Mit in Wasser gebrachter und aufgekochter Hausenblase wird der halbtrockene Sammet naß gemacht, zwischen ein Tuch geschlagen und so lange, bis er trocken ist, gerollt und zuletzt mit einem Tuche wieder aufgerieben.

Neuer Kleister zum Aufziehen von Tapeten, namentlich zum Aufziehen der Papierunterlagen für Tapeten. Man weicht 18 Pfd. Bolus, nachdem er kleingeklopft wurde, in Wasser ein und schüttet dann das Wasser über dem erweichten Bolus ab. 1¼ Pfd. Leim werden zu Leimwasser abgekocht, mit dem erweichten Bolus und 2 Pfd. Gyps gut vermengt und dann die Masse mittelst eines Pinsels durch eine Seihe durchgetrieben. Die Masse wird sodann mit Wasser so weit verdünnt bis zu dem Grad eines dünnen Kleisters oder einer Schlichte. Der Kleister ist zur Verwendung fertig. Der beschriebene Kleister ist nicht allein weit billiger als andere Kleisterarten, sondern hat noch den wesentlichen Vortheil, daß er an getünchten Wänden und namentlich an alten, mehrmals angestrichenen Wänden, bei welchen die Anstriche nicht sorgfältig abgekratzt wurden, besser haftet, als andere Kleister. Zum Aufziehen feiner Tapeten eignet er sich aber um deßwillen weniger, weil er eine weiße Farbe bildet, durch die, wenn beim Anstreichen und Aufziehen nicht große Vorsicht angewandt werden, leicht die feinen Tapeten beschmutzt werden können. Wo indessen feine Tapeten auf Grundpapier aufgezogen werden, ist unbedingt zu empfehlen, das Grundpapier auf die Wände mit dem bemerkten Kleister, und dann die Tapeten auf das Grundpapier mit gewöhnlichem Stärkekleister aufzuziehen.

Galvanisirtes Eisengeschirr, wie es oft vorkommt, taugt nichts für den Küchengebrauch, weil Essig- und andere, besonders Fruchtsäuren, die darin gekocht werden, einen Theil des Zinks auflösen und so eine sehr giftige Substanz bilden. Es sind schon mehrere Vergiftungen dadurch vorgekommen.

Kleinigkeiten.

Die goldene Rose in Rom.

Der vierte Sonntag der Fastenzeit heißt in der Kirchensprache der Sonntag „Lätare", weil dieses Wort den Anfang der Messe des genannten Tages gebildet. An diesem Tage weiht der Papst im vollen Pontifikal-Ornate eine kunstreich aus Gold gearbeitete, mit Edelsteinen besetzte Rose. Der Ursprung dieser Zeremonie ist folgender: An dem Sonntage, welcher in die Oktave der Himmelfahrt Christi fällt, predigten ehedem die Päpste zu Rom in der sogenannten Rotunda (St. Maria und Märtyrer) über die Ankunft des heiligen Geistes. Zur Bezeichnung dieser Ankunft warf man unter der Predigt von der Höhe des Tempels blühende Rosen herab. Von jeher liebte man es, aus dem Bereiche der Blumen Sinnbilder zu wählen. Ein geheimnißvoller Zug zieht den Menschen zum Stillleben der Pflanzen hin. Die Rose, die mitten aus Dornen heraus ihre Blüthe entfaltet, ist nicht nur ein Bild der Freude, sondern eben so sinnig ein Bild eines reinen, glühend frommen Sinnes und Lebens, die mitten aus den Dornen der Welt sich entwickeln. Während des Aufenthaltes der Päpste in Avignon erlosch die Station ad St. Mariam ad Martyres, seitdem heißt der Sonntag „Lätare" oder „Rosen-Sonntag", an dem der Papst die goldene Rose weiht. Hat er sie mit Balsam gesalbt, mit Moschusstaub bestreut und mit Weihrauch geräuchert, so wird sie auf den Altar niedergelegt, wo sie während der Messe ausgesetzt bleibt. Als dankbare Anerkennung der Ehrfurcht und Liebe, welche der Präfekt von Rom dem Papste widmete, erhielt er in früheren Zeiten diese gesegnete Rose; gegenwärtig übersendet sie der Papst gewöhnlich einem katholischen um die Kirche verdienten Regentenhause oder einem in Rom während der Rosenweihe anwesenden Souverain. Wer wird sie in diesem Jahre erhalten? Wer sie nicht erhalten wird, läßt sich mit ziemlicher Gewißheit sagen: weder der älteste Sohn der Kirche, der Kaiser der Franzosen *), noch der neu gewählte König von Italien. Wir dürften uns kaum irren wenn wir annehmen, daß dießmal die geweihte Rose Franz II. aus Neapel zu Theil werden wird.

*) Wenn man nicht irrt, so wurde die Rose gewöhnlich der Gemahlin eines katholischen Fürsten verliehen und ist die Kaiserin Eugenie bereits im Besitz derselben aus einem früheren Jahre.

Gewerbliches Räthsel.

Warum haben die Buchdrucker im Allgemeinen nicht so viel Glück wie die Bierbrauer?

Auflösung der „Algebraischen Aufgabe" in der Sonntags-Beilage Nr. 11 vom 17. März 1861.

Es waren	144 große Flammen	à 12	Kubikfuß	= 1728	stündlich.
	768 mittl. „	à 6	„	= 4608	do.
	288 kleine „	à 3	„	= 864	do.
	zus. 1200 grße Flammen			zus. 7200	Kubf. Gas

In jeder Röhre waren	12 große
	64 mittlere
	24 kleine
	zus. 100 Flammen vereinigt.

Richtige Auflösungen gingen ein von: K..h. — Welsch. —

Fünf Tage aus dem Leben eines Fürsten,

oder:

Cosi fan tutte,

oder:

Ordre, contre-ordre, désordre.

(Schauspiel, auf den Bühnen zu Modena, Toscana, Parma und Neapel mit Erfolg aufgeführt. In Vorbereitung in Kopenhagen und an mehreren anderen Residenz-Bühnen.)

Akt I.

Fürst. Mit Staunen les' ich hier in fremder Zeitung,
Zerrüttet sey der Schatz, das Land verwüstet;
Das Volk, schwer seufzend in despot'schem Joch,
Erharre stumm die Stunde der Erlösung.
Schon schlagen hier und da des Aufruhrs Funken
Verrätherisch zur hellen Flamme auf;
Ein Windstoß nur — und der Vernichtung Lohn
Kann sich ergießen über unser Haupt.
Was habt auf solche Mähr Ihr zu erwidern?
Minister. Nur Mährchen, Sire, nur schlangenzüngig Gift,
Nur Schaumgeburt wahnsinnigen Gehirns,
Erzeugt vom Widersacher und der Lüge!
Fest in den Fugen trotzet Euer Thron,
Und auf dem Volke mit granitner Wucht
Liegt Euer Arm — wer wagt es, sich zu regen?
Zwar sind erschöpft die Cassen Eures Reichs,
Doch willig opfert der geduld'ge Bürger.
Fürst. Doch ungleich ist der bunten Racen Sinn,
Die jetzt wir bänd'gen mit vereinten Kräften.
Wie, wenn die Grünen sich mit wildem Geist — —
Minister. Dann hetzen wir die Racen auf einander.
Die braunen sind den grünen Männern gram,
Gern mit den Braunen messen sich die Schwarzen.
So schmiede Jeder an des Andern Kette,
Bis wir die Kette dann um Alle schweißen.
Fürst. Und wenn sie dennoch — —
Minister. Dann die Hand ans Schwert!
Und was sich dann nicht beugt vor unsern Waffen,
Das überlaßt zu beugen — unsern Pfaffen.

Akt II.

Fürst. Du hast belogen mich! Da lies die Kunde:
Der Aufruhr wächst in meinen Niederlanden!
Sie klagen nicht, sie murren schon und toben;
Sie bitten Gnade nicht, sie fordern Recht.
Minister. Das ist der Fremden Werk, erhab'ner Herr!
Des liberalen Gifts Ansteckung drang
Von Westen her — nur Eisen kann da heilen!
(Boten treten ein.)
Fürst. Mit jeder neuen Botschaft neuer Schreck.
Zu spät, zu spät! Wie soll den Sturm ich brechen?
Minister. Noch ist es Zeit, beschwört ihn — durch Versprechen!
Fürst. Soll aus der Hand ich geben die Gewalten?
Minister. Es steht bei Euch — was Euch beliebt zu halten.

Akt III.

Fürst. Ich kenn' mein Volk nicht mehr: zum ersten Mal
Ist es im Haß, wie in der Liebe einig.
Die Racen wollen sich nicht mehr vernichten,
Der Grüne schlägt den eig'nen Vortheil aus,
Will gleiches Recht für Braune, wie für Schwarze!
Ruft mir den neuen Kanzler jetzt herein —
Der Alte rieth mir leider zum Verderben —
Schreibt, Kanzler, schreibt: „Wir geben jeder Race
Jetzt gleiches Recht!" — Nein schreibt: „Wir werden später,
Was Jedem ziemt, ermessen und bestimmen!"
Doch nein! bemerkt: „Von unsern Unterthanen
Erwarten wir" — schreibt lieber: „Von den Bürgern —
Daß Jeder unsrer weisen Absicht traue,
Die wir auf unsrer Länder Wohl gerichtet" —
Doch nein, streicht wieder aus, was Ihr geschrieben!
Schreibt dann: „Wir sind aus eignem Trieb entschlossen,
Die Stimme unsrer Völker zu erhören" —
Nein, schreibt — so schreibt doch nur! Erwerbt mir neu
Des Volkes Herz, das warme, treugesinnte! —
Schreibt was Ihr wollt, und sparet nicht die Tinte!

Akt IV.

Fürst. Was zuckst die Achseln du?
Kanzler. O Majestät!
Fürst. Wir gaben Alles ja dem Volk —
Kanzler. Zu spät!

Akt V.

Fürst. (Einen Brief schreibend.)
O trauter Hort der Legitimität,
Der du die Fürsten schützest mit Gewalt,
Mit klugem Rath und mit Kanonenböten —
Verlaß mich nicht in meinen schweren Nöthen!
(Siegelt den Brief und klingelt.)
Zum Telegraphen schnell! Auf Blitzes Schwingen
Soll dieses Schreiben — nach Paris er bringen!

Eine aufgewärmte Parabel.

Die Einen sagen: „Oesterreich
Ist Schuld an allen Leiden.
Es sucht' bei seinem Werden gleich
Die Freiheit todt zu reiten,
Mit finstern Priestern Hand in Hand
Die Geistesnacht von Land zu Land,
Die Knechtschaft zu verbreiten.

„Und was vor Alters Habsburg war,
Das ist es noch zur Stunde,
Am kranken Mann die Herzgefahr,
Die inn- und äuß're Wunde;
Geht unter es, geht Deutschland auf;
Drum wehrt nicht des Verderbens Lauf!
Blas't lieber noch die Lunte!"

Die Andern sagen: „Oesterreich
Gehört zum großen Ganzen;
Mit seinem Falle fällt sogleich
Deutschland den Todeslanzen;
Beraubt der Wehre linker Hand,
Vergeblich leistet's Widerstand
Den ländergier'gen Franzen.

„Drum ob man auch die Freiheit schwächt
Durch's Bündniß mit dem Mohren:
Das Vaterland geht über's Recht,
Bleibt's frei nur vor den Thoren!
Ja, möge selbst Zwingherrschaft seyn,
Eh' daß ein Dörfchen über'm Rhein
Geht an den Feind verloren."

In einer Fabel spricht der Leu
Zum Esel und zum Farren:
„Ihr beiden Kerl seyd meiner Treu
Zwei ausgemachte Narren!
Ihr hadert stets, an jedem Ort
Und zieht doch ganz gemüthlich fort
Am gleichen alten Karren.

„Das macht: Ihr liebt dasselbe Heu,
Nur unter andern Titeln;
So selbst euch täuschend, greift dabei
Ihr nach verkehrten Mitteln.
Der Ochs meint, wenn er fressen soll,
Müßt immer seyn die Krippe voll,
Der Esel will sie schütteln.

„Der Braune wartet auf den Knecht,
Der Graue auf den Reiter,
Als käm' dies stämmige Geschlecht
Nie ohne Wärter weiter!
Ihr zankt euch, wer von jenen Zwei
Der Träger eurer Zukunft sey?
Ihr selbst seyd's, Bärenhäuter!

„Ihr selbst tragt euer künftig Loos
Im Schädel und am Rücken;
Es liegt im Schlagen und im Stoß,
Und nicht im Dreh'n und Bücken.
Ihr braucht nicht Peitsche und nicht Sporn;
Ihr selber könnt mit Huf und Horn
Den fremden Wolf erdrücken.

„Habt Ihr aus düstern Stalles Frohn'
Das Freie erst gewonnen:
Dann fehlt auch nicht der Hirtensohn,
Der führt zum frischen Bronnen.
Noch stets hielt eine schwere Zeit
In ihrem Schooß den Arm bereit,
Der webt, was sie gesponnen."

So die Parabel. Die Moral
Ward wohl schon längst errathen.
Wenn fruchtlos eines Höchsten Wahl:
Dann Bund von freien Staaten;
Dazu statt Zagheit, Selbstvertrau'n,
Statt seitwärts schielen, gradaus schau'n,
Statt Advokaten — Thaten!

Der trägt die Schuld am Mißgeschick',
Den Fluch von allen Zeiten,
Wer stets verliert den Augenblick,
Versäumt Gelegenheiten.
Harrt nicht, bis jedem blinden Knecht
Das Licht ist klar und's Leuchten recht —
Laß er nur auf sich reiten!

Die Ritterzeiten sind vorbei
Für Waiblinger und Welfen,
Verschwunden die Kyffhäuserei
Mit Kobolden und Elfen;
Des Bürgervolks Orakelbuch
Enthält in Prosa nur den Spruch:
„Hilf dir! und Gott wird helfen!"

Sonntags-Beilage
zum
Augsburger Anzeigblatt.

Nummer 13. 31. März 1861.

Der Eisberg.

(Fortsetzung.)

Wir zündeten einige Stecken an und machten uns wieder ein Feuer; ich erbot mich, die erste Wache zu thun: Sands und der Junge legten sich nieder und ich wachte. Ich begriff nie recht, wie es kam, aber ich wachte plötzlich aus dem Schlafe auf, weil ich gerade auf mein Gesicht fiel; als ich mich wieder aufraffte, fand ich, daß der Berg sich von dem Packeis losgerissen und sich um wenigstens zehn Fuß höher aufgerichtet hatte und zwar nur an einer Seite. Sands und der Junge wachten gleichzeitig mit mir auf, und Sands sagte: „Der Eisberg treibt auf dem Meer, Stevens." Er sah todesbleich aus, denn wir konnten schon sehen — es war eben Morgen. Es war nur allzu wahr, daß unser Eisberg schwamm und rings herum das kleine Eis zertrümmerte und auf eine Weise schwankte und schaukelte, daß wir uns am ersten besten Gegenstande festhalten mußten, um uns nur auf den Füßen zu erhalten.

Der Eisberg trieb fortwährend langsam nach ostwärts hin längs dem Rande des Packeises und zertrümmerte dasselbe unterwegs, so daß uns keine Möglichkeit blieb, wieder von dem Eisberg los und auf das feste Eis zu kommen, um das Schiff zu erreichen. Ungefähr eine oder zwei Stunden, nachdem sich der Eisberg in Bewegung gesetzt hatte, redete mich der Junge an: „Mister Stevens . . . .

„Laßt den Mister aus dem Spiel", sagt' ich: „es klingt hier nicht natürlich!"

„Nun denn, Stevens also — dort ist Sam!"

Meiner Treu, dort war er und rannte längs dem Rande des Packeises hin wie ein Rennpferd, blieb aber bald stehen. Wir bedeuteten ihm durch Zeichen, daß es nichts helfe, und baten ihn, nach dem Schiffe zurückzugehen und Hülfe zu holen, obschon nur wenig Aussicht vorhanden, daß er seinen Weg dorthin noch rechtzeitig finde, um uns irgend von Nutzen zu seyn. — So kehrte er denn um, und ich kann wohl sagen, es ward uns seltsam zu Muthe, seinen Rücken immer kleiner werden zu sehen, bis er nichts mehr war als ein kleiner, schwarzer Fleck auf dem Eise wie von einer Fingerspitze; endlich aber kam es noch schlimmer: er kletterte über einen Eisbuckel, hinter welchem er bald ganz verschwand. — Diese ganze Zeit über, bis zu Einbruch der Nacht, trieben wir ostwärts — ob mit der Strömung oder mit dem Winde, kann ich nicht sagen; aber vorwärts gingen wir unter Stampfen, Schlingern und Schwanken, als ob der Berg uns abschütteln wollte.

„Sey unverzagt", sagt' ich zu dem Jungen; „es ist schon mancher Seemann vor uns auf dem Treibeis fortgetrieben worden; es gibt eine Geschichte, von der Du dem Alten daheim wirst erzählen können, wenn Du wieder nach Hause kommst!"

„Aber wie sollen wir wieder nach Hause kommen?" fragte er ganz traurig, denn das Weinen war ihm nahe und er sprach ganz anders von „zu Hause", als sonst seine Art war.

„Oh", meinte Sands, „schon gut. Wollen lustig und guter Dinge seyn, bis man uns hier herunter holt; der Eisberg wird sich dort unten im starren Eis festrennen — seht nur, Stevens!" Damit bezeichnete er mir eine Art Bucht mit einem langen Stück Eisflue dicht am festen Eise, gerade quer vor der Richtung, in welcher wir vorwärts trieben.

„Da thäten wir wohl am besten daran, hier herunterzusteigen", sagt' ich, „damit wir gleich bereit wären!" — So stiegen wir denn auf den nächsten Punkt herab, wo der Zusammenstoß stattfinden mußte, und hielten uns sprungfertig. Der Eisberg drückte aber das kleine Eis in die Höhe, als er ihm näher kam, so daß wir uns wieder höher hinaufflüchten mußten. Aber wir würden doch die Flue erreicht und uns nach dem Schiffe zurück durchgeschlagen haben, wenn der Junge nicht ausgeglitten und heruntergerutscht wäre. „Stevens!" rief er, „ich bin verloren." Und meiner Treu! er würde auch mit einem einzigen Rutsch in das offene Wasser hinuntergeglitten seyn, wenn seine Büchse nicht in einer Eisspalte stecken geblieben wäre. Er war mindestens über ein Dutzend Blöcke hinuntergestürzt und so schlimm zerschlagen, daß er nicht gehen konnte.

„Was ist nun zu machen?" fragte er.

„Zu machen?" rief Sands ganz wild; „warum zum Henker bliebt Ihr nicht fest auf den Füßen stehen, Ihr junger Thor?" Und er raffte ihn auf und wollte den Sprung mit ihm wagen, da rief ich plötzlich: „Halt fest, Sands! der Berg ist wieder im Schwimmen!" Und so war es denn auch: die Flue hatte sich vom Haupteis losgetrennt und trieb vor uns und schwang uns herum und gerade wieder in die Strömung hinein.

„Da haben wir's!" sagte Sands ganz ungehalten zu dem Jungen; „da hat uns Eure verwünschte Ungeschicklichkeit einen Streich gespielt! wir hätten uns auf das große Eisfeld retten können, wenn Ihr nicht gewesen wäret, und ich könnte es noch thun, wenn ich allein wäre!" — Und ich denke, er hätte es in der That auch fertig gebracht, denn das Ende von der Flue stieß in einer Entfernung von etwa fünfhundert Schritten noch immer mit dem Packeis zusammen.

„Nun, nun, Sands! da hilft kein Murren mehr!" sagt' ich; „zu seinem Vergnügen und mit Absicht ist er jedenfalls nicht gefallen! Ich hab' es all' mein Lebtage nicht leiden mögen, wenn jemand wegen einer Sache gescholten wurde, die er nicht verschuldet hatte, und wozu denn auch Jemand tadeln über etwas, worunter er selbst am meisten zu leiden hat?"

„Hast Recht, Alter!" sagte Sands; „ich war ein Bißchen hitzig, allein nun ist alles vorbei. Wir wollen uns für die Nacht behaglich einrichten — Murren hilft ja doch zu nichts, wie Ihr sagt, Stevens!"

So holten wir denn den Proviant hervor und thaten uns gütlich. Natürlich hatten wir kein Feuer und froren gewaltig, als der Wind sich legte. Wir schliefen aber alle und am Morgen erwacht' ich zuerst.

„Sands", sagt' ich, „das ist eine schöne Geschichte."

„Wir sind in die Nordströmung gerathen", sagte er. — Und so war es auch; auf hundert Armslängen rechts und links war keine Spur von Eis mehr zu sehen; nur in der Ferne gewahrten wir gerade noch den Eisblink.

„Auf das Schiff zurückzukommen, daran ist nun gar nicht mehr zu denken, Sands."

„Nein", sagte er; „das Schiff muß nun zu uns kommen; wir stecken in einer schönen Patsche. Zudem ist es verzweifelt kalt, und wir wollen daher lieber auf die Windabseite hinüber gehen."

Wir faßten den Jungen beim Arm, denn er konnte nur ein wenig gehen, und kletterten hinüber auf die Seite unter dem Winde. Hier war es besser, wenigstens nicht so kalt. Wir hatten ein Frühstück, aber kein Feuer, und an einem Stückchen Eis zu saugen, ist ein armseliger Ersatz für eine Tasse heißen Kaffee, auch abgesehen vom Geschmack und Geruch. — „Paßt 'mal auf, Jungens!" sagt' ich; „wir müssen vermuthlich eine geraume Zeit hier bleiben, darum werden wir wohl daran thun, wenn wir uns unser eisiges Fahrzeug ein Bischen genauer ansehen und unsere Mundvorräthe mustern!" — „Seht her", wandte sich der alte Seemann dann an mich und nahm das Tagebuch vom Tische, worin er blätterte, „ich mußte von jeher das Logbuch führen und pflegte daneben noch ein Tagebuch für mich selber zu halten, und so gewöhnte ich mich nach und nach so sehr daran, daß mir zu Muthe war, als hätte ich eigentlich meine Schuldigkeit gar nicht gethan, wenn ich mir mein eigen Logbuch nicht hielt, und so hab' ich es denn gehalten all' mein Leben lang, selbst nachdem ich nicht mehr auf der See war. Und dort drinnen in dem Schranke liegen meine Tagebücher, worin ich Alles verzeichnet habe, was ich gethan und was mir zugestoßen ist, seitdem ich die See verlassen habe. Ich schreibe mir jeden Abend nach dem Thee meine Aufzeichnungen nieder, und es ist mir gar nicht wohl zu Muthe, wenn ich es nicht gethan habe. Dieß Heft hier ist nun, wie ich sagte, das Logbuch meiner Fahrt auf der „schwimmenden Insel", wie ich sie im Scherze einmal gegen meine Frau genannt habe, und sie fand den Namen so gut, daß ich ihr denselben seither gelassen habe . . . ."

„Nun denn!" fiel ich ihm in's Wort, „woraus bestanden denn Eure Hilfsmittel, nachdem Ihr sie zusammengezählt hattet?"

— Aus drei Gewehren — das eine war eine Büchse und gehörte dem Jungen, mit einem schmucken polirten Schaft und schönen Schloß und das ganze Gewehrchen federleicht — du liebe Zeit! diese einzigen Söhne bekommen ja was sie wollen. Ferner aus zwei Handbeilen mit kurzen Stielen — der Junge hatte keines. Außerdem hatten wir drei Teppiche und die Kleider, die wir auf dem Leibe trugen. In den drei Säcken hatten wir ungefähr zwölf Pfund fettes geräuchertes Schweinefleisch, gekocht, und ungefähr ebensoviel Schiffszwieback. Sands hatte etwas Thee bei sich, aber der schläfrige Sam trug den gesammten Kaffee in seinem Sacke, und so hatten wir

keinen bei uns. In der Tasche meiner Jacke führt' ich immer ein Stück Taljereepen (ganz dünne Taue oder starke Packschnur) mit mir. Einen großen Angelhaken hatten wir auch — und auf die seltsamste Art von der Welt. Sands fragte den Jungen: „Was hast Du denn da in der Ecke von Deinem Brodsack?"

„Das da? Oh, das ist ein Haken um Haifische damit zu fangen. Tante Nelly gab ihn mir." Und wirklich war es auch eine große stählerne Fischangel mit starken Widerhaken und einem Flaschenkork auf der Spitze (denn er war gar ein vorsichtiger Junge) und einem Stückchen Kette von beiläufig zwei Fuß Länge am andern Ende.

„Und wozu hast Du ihn denn auf diese Fahrt mitgenommen?" fragte ich ihn; „hofftest Du etwa Haie zu fangen?" — Du lieber Himmel, wie Sands darüber lachte!

„Mit nichten", sagte der Junge; „der Kapitän meinte nur, Ihr würdet vermuthlich einige Robben schießen, und da dacht' ich mir, man könnte sie mit dem Angelhaken da anhaken, um sie daran über das Eis zu schleppen."

Dieser Einfall war gar nicht so übel, und Sands lachte nun nicht mehr. Ich denke, das war so ziemlich Alles, was wir bei uns hatten, und eine sehr armseilige Ausrüstung war es. Unsere Mundvorräthe reichten bei knappen Portionen hin, um unsern Unterhalt auf fünf Tage zu sichern. Bis dahin hofften wir, wenn es uns gelang, in die sogenannte polare kalte Strömung zu gelangen, etwa bis zum einundsechszigsten Breitengrade heruntergetrieben zu werden und einigen Walfischfängern zu begegnen. So fügten wir uns denn in das Unabwendbare, und machten uns daran, uns ein wenig behaglicher einzurichten. Das Dringendste war, etwas warm zu bekommen, weil die Kälte nicht allein unangenehm ist, sondern Einen auch antreibt, mehr zu essen, wenn man es hat, und mehr zu verlangen, wenn man es nicht hat. Der Wind blieb andauernd Südwind, und wir konnten bald auf weit und breit in der Runde kein anderes Eis mehr sehen, als unsern kleinen Eisberg. Wenn wir auf die Luvseite kamen, dünkte es uns ganz warm, darum nahmen wir alle unsere Sachen auf diese Seite und hieben ein Loch in das Eis, um sie hineinzuthun, und einen kleinen Ablaufkanal daran, damit das Thauwasser ablief und die Sachen nicht naß wurden. Hierauf hieben wir eine Art Plattform eben, um darauf zu stehen; allein sie war verzweifelt glatt, denn das Eis schmolz so schnell es konnte, und das Thauwasser lief in Kanälen von oben herab, wenn die Sonne darauf schien, und machte die Luft ganz feucht.

Am andern Morgen beschlossen wir eine Erforschung und Untersuchung der „Insel", wie wir sie nannten, vorzunehmen. Sands und ich nahmen unsere Gewehre und machten uns auf den Weg; der Junge blieb auf der Plattform zurück auf dem Luganß . . . ."

— Wie groß war denn der Eisberg im Ganzen, Stevens?"

Jenun, ich möchte sagen ungefähr dreimal so groß, als ein Fahrzeug von tausend Tonnen Last — aber natürlich von einer ganz andern Gestalt. Sie hatte zwei Gipfel und ein Stückchen Flue am Fuß. Es war lange kein so großer Eisberg, wie ich deren manche gesehen habe. — Na, wo bin ich denn stehen geblieben? Ach ja, ich weiß schon. Sands und ich gingen also herunter auf die Flue, und ich sagte zu Sands: „Die Flue da wird bald entzwei gehen, denn sie kann der Abspülung nicht widerstehen." Sie war nämlich kaum sechs Fuß dick, ganz frisches Eis. Wir gingen also um den Fuß der Pyramide herum und hielten uns so nahe wie möglich an demselben und blieben bei jedem Schritte stehen, denn es war verwünscht glatt und schlüpfrig. Auf einmal winkt mir Sands und sagt: „horch:" Ich horche und höre irgend etwas plätschern und sprudeln, ganz anders als den Wellenschlag gegen das Eis. „Das sind Robben!" sagt Sands, und er hatte Recht.

(Fortsetzung folgt).

Aus der Kriminaljustiz des Papstes.

Von Gustav Rasch.

(Schluß.)

Aber ich will von der Behandlung der politischen Gefangenen, während vor diesen Militärgerichten die Untersuchung schwebte, sprechen; das Verfahren des Staatsgerichtshofes zu Rom ist gegen das Verfahren dieser Militär-Commissionen ebenfalls milde zu nennen. Dort wurde der Untersuchungsgefangene wenigstens keinen körperlichen Torturmitteln unterworfen; in der Romagna sind während der zehnjährigen Occupation durch die Oesterreicher sämmtliche politischen Gefangenen mit dem Stock geprügelt worden, um ihnen Geständnisse zu entreißen, welche den Anklagen einen Schein von Wahrheit geben konnten. Durst, Hunger, moralischer Zwang und Stockprügel wurden nacheinander gegen diese Unglücklichen als Torturmittel angewandt. Man schaudert, wenn man ihre Leidensgeschichte in den Gefängnissen hört. Es war, wie in der Lombardei, wie es in Venetien heute noch zugeht. Man legte den Angeklagten halb nackt auf eine Bank und zählte ihm fünf Hiebe auf. Dann stellte man ihm eine Frage. Wenn er sich weigerte, in dem gewünschten Sinne zu antworten, so erhielt er weitere fünf Hiebe. Gestand er noch nicht, so fuhr man weiter mit den Stockprügeln fort, bis der Gefangene sprach, oder die Besinnung verlor. In den auf diese Weise erzwungenen Verurtheilungen hieß es dann: „auf Grund eines freiwilligen und unumwundenen Geständnisses."

Mögen die österreichisch-klerikalen Blätter diese Thatsachen ableugnen, wenn sie es im Stande sind! Ich bin bereit, den Beweis für die Wahrheit derselben zu führen. Man gehe in den Straßen von Bologna umher und frage, wen man will, Jedermann wird von der Grausamkeit dieser österreichischen Militärgerichte erzählen können.

Aber ich werde einige statistische Notizen mittheilen und mit ihnen den Beweis für meine Behauptungen sofort führen. Nur allein in der einzigen Stadt Bologna haben die Militärgerichte 178 Personen wegen „politischer Vergehen" zum Tode verurtheilt — die Ziffer ist ganz genau — und in den übrigen Provinzen ist man wahrhaftig nicht milder verfahren. Ein gleiches Contingent hat die Sacra Consulta geliefert. Das Fort Urban — es gehört zu den Festungswerken von Bologna — zählte am 31. August 1855 683 Gefangene. Von diesen 683 Gefangenen waren 21 durch den Staatsgerichtshof des Papstes, von der Sacra Consulta, verurtheilt. 191 waren durch die österreichischen Militärgerichte verurtheilt worden; 7 waren den Tribunalen der Bischöfe zum Opfer gefallen; 124 waren gar nicht verurtheilt worden — — es war gegen sie nicht einmal eine Anklage erhoben, nicht einmal ein Prozeß eingeleitet; sie waren, wie es in der Liste der Gefangenen heißt: „aus Vorsicht" verhaftet worden. Währenddem waren die Verbrechen gegen das Eigenthum und gegen das Leben in stetem Zunehmen begriffen. Weder die päpstlichen Gendarmen noch die österreichischen Militärgerichte bekümmerten sich darum. Sie waren ja mit den Conspirationen gegen die österreichische und päpstliche Regierung täglich vollauf beschäftigt. In denselben sechs Monaten, aus denen ich die obigen statistischen Notizen über den Bestand der politischen Gefangenen des Fort Urban gegeben habe, wurden in Bologna nicht weniger als 900 Diebstähle, 80 Meuchelmorde und 20 Einbrüche in Häuser mit gewaffneter Hand begangen. Von kleineren Verbrechen will ich gar nicht einmal sprechen.

Und was that die päpstliche Regierung, diesen täglich zunehmenden Kriminalverbrechen in der Romagna und in den Legationen gegenüber? Gar nichts. Antonelli bekümmerte sich nur um die politischen Conspirationen und schärfte seinen geistlichen Richtern und seinen Schergen die äußerste Strenge ein. Doch, Etwas ist geschehen. Am 30. Juli 1855 wurde für die Legationen ein von dem Cardinal-Staatssekretär unterzeichnetes Edict erlassen, in dem die Gefängnißstrafe durch Fasten geschärft und mit der Strafe des „Cavaletto" verbunden wurde. „Cavaletto" ist ein Pferd von Holz, auf dessen Rücken der Gefangene gesetzt wird, während schwere Gewichte an seinen Füßen befestigt werden, um die Beine auseinander zu renken. Die Maschine wurde besonders bei politischen Gefangenen während der Untersuchungshaft angewandt, um von ihnen Geständnisse zu erpressen.

Ich kann diese kurze Skizze der Kriminaljustiz des Papstes gegen politische Verbrecher nicht besser schließen, als mit einer Stelle aus einer Schilderung Farini's; die Schilderung spricht sich über den Rechtszustand der Romagna aus. „Die Priester sagen", heißt es in derselben, „daß das Land corrumpirt ist, daß es voll von Spitzbuben, Räubern und schlechten Subjekten steckt, und daß dieser Zustand die Frucht ist nicht der klerikalen Institutionen, sondern der Doctrinen der Neuzeit. Aber, in den Staaten des Papstes haben, mit Ausnahme der kurzen napoleonischen Periode, die Priester ja immer eine unumschränkte Herrschaft in der Civilrechtspflege, in der Kriminaljustiz und in der Leitung des öffentlichen Unterrichts ausgeübt; und wenn das Volk corrumpirt ist und nichts taugt, so muß man doch selbstredend der Priesterherrschaft die Schuld geben und nicht den Doctrinen des neunzehnten Jahrhunderts. Wenn es eine Epoche gegeben hat, wo in diesen Provinzen der Regierung Gehorsam geleistet wurde, wo die Bürger sich anständig betrugen, wo die Bevölkerung sich glücklich und zufrieden fühlte, so war es einzig und allein die Periode dieser napoleonischen Regierung, wo die modernen Doctrinen und die Institutionen des Fortschritts in diesem Lande in voller Blüthe waren. Aber wahrhaftig, Ihr verehrungswürdigen Priester vom Orden Jesu, seit einer enormen Zeit, seit Jahrhunderten seyd Ihr hier Apostel und Lehrer gewesen, Beichtväter, Administratoren und Inquisitoren, Herren und Richter, Censoren und Gendarmen; Ihr habt die Lehrstühle, die Kanzel und den Beichtstuhl inne gehabt; zu Eurer Disposition standen der Gerichtshof der heiligen Inquisition und hundert Tribunale, eine Unmasse von Sbirren, Polizeisoldaten und Kerkermeistern, außerdem die Regimenter der Armee Oesterreichs; Ihr seyd hier Alles gewesen und die Laien Nichts, und Ihr werft, wenn der Staat sich in einem miserablen Zustande befindet, wenn das Volk nichts taugt, die Schuld auf den Laien und auf die Doctrinen des neunzehnten Jahrhunderts, und wollt diesen Doctrinen den Krieg erklären? — Und Ihr wollt nicht begreifen, daß der Fehler einzig und allein an Euch liegt? Ihr seyd es, und nur Ihr, welche diese Spitzbuben, diese Rebellen, diese Mörder, diese Mißvergnügten groß gezogen habt! . . . . Ich würde Euch sagen können: Genießt nun die Frucht Eurer Thaten. Ich sage Euch: Denkt einmal über Euch nach! —"

Wie ist das Weltall, wie ist die Erde entstanden?

War die Gestalt unsers Planeten unverändert von Anbeginn an? Waren Berge und Thäler, Meere und Flüsse, Pflanzen und Thiere stets wie jetzt? — Und wenn nicht, wie war der Urzustand unserer gemeinsamen Wohnstätte? Welche Geschöpfe belebten einst ihre Oberfläche? Gehört der Mensch zu ihren Urbewohnern, oder gab es eine Zeit, wo noch kein vernunftbegabtes Wesen auf Erden war?

Wer hätte vor einem Jahrhundert geahnt, daß solche Fragen je eine Beantwortung finden könnten! Wer hätte geahnt, daß der Mensch einst die Geschichte einer Zeit enthüllen werde, die vor der Erschaffung seines eigenen Geschlechtes liegt?

Erst die Neuzeit hat die große Entdeckung gemacht, daß zahllose Documente über die Urgeschichte der Welt vorhanden sind, — Documente, die von der Natur selbst niedergeschrieben und deren Geheimschrift zu entziffern nach rastlosen Bemühungen geglückt ist.

Aus diesen Urkunden haben wir erfahren, daß der Erschaffung des Menschen eine Reihe von Erd-Umwälzungen vorherging, deren jede die Gestalt der Erde verändert hat.

Wir wissen jetzt, daß der Erdkörper in seiner Urzeit ein flüssiger Feuerball war, der erst allmählig zu einer öden Felsmasse erstarrte, ohne alles Thier- und Pflanzenleben.

Wir wissen, daß die Gebirge sich erst später nach und nach emporgehoben, daß an vielen Orten einst Meeresboden war, wo jetzt mächtige Städte und Reiche blühen (daß z. B. Berlin und Paris mit dem ganzen nördlichen Deutschland und Frankreich ehemals die Stätte eines großen Meeres waren).

Wir wissen, daß es eine Zeit gegeben hat, wo die Erde keinen Winter kannte, wo in Deutschland Palmen wuchsen und Riesen-Elephanten dessen Wälder durchstreiften.

Wir kennen den Gang, den die Natur bei der Schöpfung der Pflanzen- und Thierwelt befolgte, wir wissen, wie sie allmählig vom Niedrigsten zum Vollendeten vorgeschritten, gewissermaßen sich selbst vervollkommnend und verbessernd, wie ihre schaffende Kraft mit der Erzeugung der einfachsten Geschöpfe begonnen hat, aus denen sich die vollendeteren und höheren nach und nach entwickelten; wir wissen, daß der Mensch erst den allerjüngsten Schlußstein ihrer Schöpferkraft bildet.

Wir wissen, daß Tausende von Geschöpfen einst gelebt, die jetzt von der Erde verschwunden sind, — Geschöpfe, die oft wunderbarer und ungeheuerlicher waren, als Märchendichter sie je ersonnen, Thiere, welche die Schnauze des Delphins, die Zähne und den Kopf des Krokodils, die Flossen des Wallfisches in sich vereinigten, mit einer Bauchhöhle von 30 Fuß und Augäpfeln, größer als ein Menschenkopf, fliegende Schlangen (die Vorgänger der jetzigen Vögel), welche durch Gestalt und Größe uns die fliegenden Drachen der Volkssage vergegenwärtigen, Vögel mit 17 Fuß langen Fußzehen, See-Ungeheuer, deren Flossen menschlichen Händen ähnlich, mit langen Haaren auf dem Kopfe, gleichsam halb Mensch, halb Fisch, wie die Fabel einst Tritonen und Sirenen beschrieb u. s. w.

Aber nicht nur die Vergangenheit der Erde ist unseren Blicken erschlossen, sondern wir können sogar Veränderungen voraussagen, welche die Gestaltung ihrer Oberfläche in ferner Zukunft noch erleiden wird.

Noch nie feierte des Menschen Geist einen herrlicheren Triumph! Die geheimsten Mysterien der Schöpfung sind seitdem unseren Augen enthüllt.

Damit auch der Laie erfahre, wie die Wissenschaft solch' staunenerregende Aufschlüsse erlangt hat, wurde vor nunmehr sechs Jahren die Herausgabe des Werkes: **„Wunder der Urwelt"** unternommen. Alles was die neuere Naturwissenschaft über die Geschichte der Schöpfung und den Urzustand der Erde erforscht hat, ist hier klar und anschaulich dargestellt, so daß auch der Nichtgelehrte volle Einsicht und Ueberzeugung gewinnt.

Es ist bekannt, welch' ungeheure Sensation das erste Erscheinen dieses Werkes erregte, selbst außerhalb Deutschlands, wo augenblicks verschiedene Uebersetzungen erscheinen. (Von der deutschen Original-Ausgabe wurden allein 60,000, von der französischen Uebersetzung 10,000 Exemplare abgesetzt.)

Trotz dieses in der Literatur beispiellosen Absatzes ist wieder eine neue, jetzt schon **die sechzehnte Auflage** nothwendig. Die Ausgabe derselben wird in 12 Lieferungen à **5 Sgr.** (18 kr. Rhein.) erfolgen.

Jedem wahrhaft Gebildeten, der nicht stumpf über die Wunderwerke der Schöpfung hinschreitet, sondern den Drang hat, sie zu erkennen und zu verstehen, können wir nicht angelegentlich genug die Lektüre dieses merkwürdigen Buches empfehlen, das eine Welt der Wunder vor unseren erstaunten Augen enthüllt.

Die **v. Jenisch & Stage**'sche Buchhandlung, sowie die **J. A. Schlosser**'sche Buchhandlung in Augsburg nehmen auf dieses interessante Werk Bestellungen an.

Stand der ältern Planeten im April 1861.

Merkur, (☿), am 8. beim Mond, erreicht die größte östliche Ausweichung am 12., und die größte südliche Breite am 30. Abends.

Venus (♀), unsichtbar, wird am 9. Abends 7 Uhr 17 Min. beim Mond seyn.

Mars (♂), in den Zwillingen und Krebs, wird am 14. Morgens 6 Uhr 41 Min. beim Mond seyn.

Jupiter (♃), im Löwen, wird rechtläufig und geht dem Regulus zu. Schön ist sein Anblick am 19. Abends 7½ Uhr beim Mond.

Saturn (♄), gegen 8¾ Uhr im Süden, wird am 20. Nachts 11 Uhr 51 Min. nahe beim Mond seyn.

Uran (♅), in ♉ 12°, in Westen, wird am 14. Vormittags 11 Uhr 17 Min. beim Mond seyn.

Witterungsbericht nach dem 100jähr. Kalender.

April.

Sehr schön bis zum 9., wo es regnet, rieselt und darauf gefriert; bald hernach veränderlich bis zum Ende.

Landwirthschaftlicher Kalender.

April.

Feldgeschäfte: Zäune, Hecken, Miststätten rc. sind herzustellen. — Bei guter Witterung säe man Gerste und Klee. — Bei abgetrocknetem Boden schreitet man zum Legen der Kartoffeln, weßwegen die Keime an den Steckkartoffeln gut zu schonen sind. — Wie der Graswuchs stärker wird, ist der Mist auf Wiesen abzurechen und mit dem Bewässern der Anfang zu machen. — Die im vorigen Jahre um die Hopfenstöcke angehäufte Erde ist wegzunehmen, ebenso die Keime und die vorjährigen verkürzten Ranken, so daß nur 3 bis 4 starke Fechser stehen bleiben; dann lege man um den Stock verwesten Kuhdünger.

Gartengeschäfte: Lasse den Bäumen Ader. Lege Frostableiter an Pfirsiche und Aprikosen. Schütze blühende Spalierbäume mit Stroh und Rohrmatten vor Frost. Halte die Ameisen durch fein ausgezupfte Wolle ab. Schneide die im vorigen Jahre auf's schlafende Auge veredelten Stämme ab, sobald sie ein wenig getrieben haben, 1 Zoll über dem Auge. Drücke die Augen weg, wo du keine Zweige haben willst. Copulire, je saftiger, desto besser. Nimm den Weinstock aus der Erde, beschneide ihn und hefte ihn an. Streue etwas alten Dünger um die Bäume. Hast du Obstkerne, so weiche sie ein paar Tage in Schneewasser, stelle sie an die Sonne, dann säe sie. Sie wachsen vortrefflich. — Bestelle von dem Gesäme des vorigen Monats die Hauptaussaat. Mangoldrüben, rothe Rüben und Dickrüben oder Turneps in der Mitte des Monats, sowie auch Spargelerbsen, Kichern, Bohnen, türkischen Waizen. Ueberwinterter Salat kann noch verpflanzt werden. Erdflöhe werden durch fleißiges Begießen oder durch Bestreuen mit feiner Stauberde abgehalten.

Wald-Verrichtungen: Die Brennholzhauungen sind bis auf das zum Rindeschälen bestimmte Fichten- und Eichenholz beendiget. Die Pflanzungen und Saaten jeder Art sollen auf das Thätigste betrieben und wo möglich geendiget werden. Auf den Kiefernspinner ist zu achten, welcher jetzt auf den Bäumen ist, und sich durch den herabfallenden Koth bemerkbar macht. Die Raupen der Nonne kriechen vollends aus, ihre Gespinnste sind daher aufzusuchen, auch kann mit Aufsuchen der Raupen, welche noch im Puppenstande sind, fortgefahren werden. Der Borkenkäfer fängt zu Ende dieses Monats zu schwärmen an, und wo dieses stattfindet, die Fangbäume zu fällen.

Bienenzucht: Bienenstöcke sind jetzt zu kaufen, da es später nicht mehr rathsam ist; es sind hiezu ein- oder zweijährige zu wählen, die ein ordentliches Gewicht und brav Volk haben. Vorher betrachte man aber den Flug genau und überzeuge sich, ob er nicht mutterlos sey. — Gibt's ein spätes Frühjahr, so muß man schwache Stöcke füttern, wozu immer Honig im Vorrath vorhanden seyn soll. Beim Füttern muß man sehr vorsichtig zu Werke gehen, daß man keine Räuber herbeilockt, welche oft ganze Bienenstöcke ausrauben. Man darf daher nur Abends füttern und Morgens muß das leere Geschirr wieder herausgenommen werden. Wenn man oben am Bienenstock eine Oeffnung am Korb macht, wo man Honigteller aufstellen kann, so ist dieß am besten. In flüssigem Honig ertrinken die Bienen leicht, deßwegen legt man kurze Strohhälmchen darauf, auf welche sie sich retten können. Das Gefäß in dem der Honig aufbewahrt ist, ist mit einer Strohkappe zu bedecken, oder mit Leinwand zu umbinden. Bis Kirschen, Reps oder Rüben blühen, ist das Füttern fortzusetzen.

Viehzucht: Die Spätlämmer, die jetzt noch fallen, verkaufe man. — Mit dem Georgitag beginnt der Weidegang und das täglich dreimalige Melken der Kühe. — Die Füllen oder Fohlen, welche im Frühjahr fallen, haben nun außer drei- bis viermonatlicher Säugung den Genuß der Weide und Sonnenwärme. — Alte dreijährige Keuler (Eber) und fünfjährige Sauen lasse man schneiden. — Die Gänse, die Brutgänse ausgenommen, sind zum ersten Mal zu berupfen, in zwei Monaten zum zweiten, in vier Monaten zum dritten Mal.

Jagd. (Auerhahn-Monat.) Die Auerhähne werden in der Falzzeit noch während des Aufbruches der Buchenknospen geschossen. — Die Kiebitzeneier werden aufgesucht; übrigens bleibt alles Birschen und Jagen geschlossen.

Fischerei. Man esse: Aale, Barbe, Forellen, Karpfen, Lachs, Renke, Rutte, Saibling.

Kleinigkeiten.

Wie Friedrich der Große selbst unerschrocken im Kugelregen der Schlacht aushielt und keine Minute seine Kaltblütigkeit verlor, so forderte er auch rücksichtslos solche von Andern.

Einem seiner Pagen wurde bei der Belagerung von Schweidnitz das Pferd unter dem Leibe erschossen, und der junge Mensch empfing selbst noch eine bedeutende Quetschung, da er unter das fallende Pferd zu liegen kam.

Als er sich herausgearbeitet, wollte er sich mit schmerzlicher Geberde hinter die Fronte begeben, um sich dem hageldichten Kugelregen zu entziehen.

Der König sah das und rief ihm zu: Wo will Er hin? Will Er wohl den Sattel und den Zaum mitnehmen! Pferde haben und erbeuten wir noch genug, aber die Sättel und Zäume kosten Geld! —

Mitten im Kugelregen mußte der arme Junge, der nicht wenig Angst litt, umkehren, Sattel und Zaum abschnallen und erst dann sich und sie in Sicherheit bringen.

Zwiegesang.

Franz:

Einst spielt' Ich mit Scepter,
Mit Krone und Stern;
Das Volk von Neapel
Beglückt' ich so gern.

Victor:

Nun trag' ICH die Krone,
Nun schmückt MICH der Stern;
Doch hätt' ich Venedig
Und Rom noch so gern.

Oesterreichischer constitutionell-liberaler Schnadahüpfl.

Und a Bissele Lieb' und a Bissele Treu'
Und a Bissele Falschheit ist allweil dabei.

Der Preuße geht mit mir, — so weit's ihm bequem;
I nehm' was i krieg', denn i krieg' was i nehm'.

Und muß i denn wählen, so g'schieht's liberal;
Denn nutzt's nix, so schadt's nix — sonst hab' i ka Wahl.

Wenn der Reichstag ist z'sammen, dann sehn wir erst ein,
Ob er östreich'sche Währung, ob Münz' oder Schein.

Und wir sein schon 'mal gangen von Wien bis Kremsier,
Und die neue Verfassung steht schon auf'm Papier.

Papier ist halt g'duldi und fromm der Buchstab':
Ma kriegt nit, was drauf steht — das Agio geht ab.

Frisch g'wagt ist halb g'wonnen, und verlieh'n ist nicht g'schenkt,
Vielleicht wird's noch besser als mancher Mann denkt.

Und a Bissele Lieb' und a Bissele Treu'
Und a Bissele Falschheit ist allweil dabei.

Rösselsprung-Aufgabe.

Das Herz.

Raum	Das	Viel-	An	un-	le	ft-	Die
ster-	ih-	in	Zeit; —	ste-	schön-	der	Ster-
ist	und	tur —	Das	der	rer	me	Welt-
rem	merk	das	Wallen,	der	nen	ste	Wun-
Herz	sie	Ster-,	Na-	allen,	sie	sel-	mest-
nen-	me	nein	in	Das	Schnur	lig-	hoch-
Den	in	reich-	der	leit	ner	unter-	in
Der	dia-	mant	sei	Im	Herz	Das	Ge-

Frühlings-Lied.

(An Michel.)

Alter Kämpe schwerer Sorgen,
Der und den die Freude flieht,
Zweifelst noch am nahen Morgen?
Komm', vernimm ein Frühlingslied!
Schon vorbei ist Mitternacht,
Hahn und Schwan sind schon erwacht,
Und der Moderhauch der Gruft
Wandelt sich in Blüthenduft.

Wie ein Sünder flieht der Winter
Vor dem wärmern Sonnenblick,
Schwellend drängen Flora's Kinder
Ihn zum Eisrevier zurück:
Den Dezember schlägt der Mai;
Unterm Feldruf: „Stark weil frei"
Schlägt das rothe Lichtpanier
Jenes schwarze Höhlen-Thier.

Fort drum, mit des Tages Sorgen,
Mit dem Nebelrauch am Rhein!
Hol' herauf, was tief geborgen,
Deiner Väter Ehrenwein!
„Der Erlösung aus der Nacht!
„Kraft und Muth zur Freiheitsschlacht,
„Deutscher Zukunft Morgenroth,
„Unserm Bund den Heldentod!!"

Duett zwischen Vater Rhein und der linken Seite.

Vater Rhein:

„Setz' Dich, liebe Linke Seite,
Nur recht nah' zu mir,
Laß uns recht vertraulich sprechen,
Niemand lauschet hier."

Linke Seite:

„„Ja bei Dir, mein guter Vater,
Fliehet jeder Schmerz,
Sitz' ich so an Deiner Seite,
Oeffnet sich mein Herz.""

Vater Rhein:

„Sieh, mir kannst Du Alles sagen,
Was Dein Herz beweint,
Leiden will ich mit Dir tragen,
Wie Dein bester Freund."

Linke Seite:

„„Ach, der Louis, der Franzose,
Machet sich herbei
Und will mich zum Schätzerl haben,
Und ich hab' schon drei.""

Vater Rhein:

„Drei ist viel! geliebte Tochter,
Dreie? ja, ich weiß!
Einen Bayern, einen Hessen
Und auch einen Preuß'."

Linke Seite:

„„Ach, wird mich der Louis rauben,
Und das ist sein Plan,
Und verjagt mir die drei Andern,
Was fang' ich dann an?""

Vater Rhein:

„Schaff' Dir Micheln an, den braven,
's ist ein starker Mann,
Der da, wenn er ausgeschlafen,
Tüchtig prügeln kann."

Beide:

Ja der Michel, ja der Michel,
Michel ist der Mann!
Michel, komm' doch! komm' doch, Michel!
Na, wo steckst de dann?

Auflösung des „Gewerblichen Räthsels" in Nr. 12 der Sonntags-Beilage vom 24. März 1861.

Weil die Buchdrucker für das Gehirn und die Brauer für den Magen schaffen, und weil es unter zwanzig Leuten, die einen Magen haben, kaum Einen gibt, der Hirn hat.

Annähernd richtige Auflösungen gingen ein von: J. K. — Paul W. — N.

Sonntags-Beilage
zum
Augsburger Anzeigblatt.

Nummer 14. 7. April 1861.

Der Eisberg.

(Fortsetzung.)

Es waren drei schöne Seehunde, die eben so regelrecht in der Falle waren wie wir. Ihre Löcher waren etwa sechs oder acht Fuß über ihnen; sie waren durch die Löcher gekommen, und lagen auf den Rändern, ehe die Flue von dem großen Felde Packeis abbrach und umschlug; so glitten sie herab bis sie hielten, wo der Berg begann, an einer Stelle wie der Winkel des Buchstabens V. Sie stierten uns an und wir sie; aber wir besannen uns bald eines Andern und schlugen ihnen die Schädel ein. Allein es fragte sich nun, was mit ihnen zu machen. Darum kehrten Sands und ich zurück und holten den Angelhaken des Jungen, und hiemit und mit dem Stücke dünnen Tau's, das ich bei mir hatte, schafften wir sie alle drei auf die Plattform hinauf, wo der Junge war. Mittlerweile war es dunkel geworden, und wir verschoben das Abziehen und Zerschneiden der Robben bis auf den andern Tag, wo wir sie denn zerwirkten.

„He, Stevens", sagte der Junge, „könntet Ihr nicht etliche Paar Schuhe aus der Haut machen mit der Haarseite nach der Sohle? — sie hätten dann einen besseren Halt auf dem Eise. — Auch könnt Ihr dieselben in Streifen schneiden, der Quere nach, seht, so!" Und er kratzte mir mit seinem Messer eine Figur auf das Eis hin.

Wir machten solche Schuhe und zogen sie über unsere Stiefel her und fanden bald, daß wir mit denselben ganz leicht auf dem Eise herumlaufen konnten; das Fleisch legten wir in unsern „Eiskeller", wie Sands ihn nannte, denn er lachte über Alles, seit der Junge wieder wohl war. — Wir kochten auch einigen Thran aus, obschon dieß eine mühseilige Arbeit war, denn wir hatten nur drei kleine Pfannen; trotzdem aber verwandelten wir eine davon in eine Lampe, indem wir aus einigen Fetzen von Sands baumwollenem Hemde einen Docht anfertigten. Ein Licht konnten wir leicht machen mit den Steinschlössern unserer Gewehre und etwas feuchtem Pulver. Und nun schmolzen wir Thran aus, auf jedesmal ungefähr eine halbe Pinte, und machten ein Loch in's Eis, um ihn darin aufzubewahren, denn wenn auch das Eis am Rande schmolz und das Wasser in das Loch hineinlief, so blieb es doch immer am Boden des Loches, und der Thran schwamm auf dem Wasser.

Fünf Tage vergingen, und der Zwieback war zu Ende sammt dem Schweinfleisch. Wir hatten nichts als das frische Robbenfleisch, allein hievon einen so großen Vorrath, daß wir damit auf einen ganzen Monat reichten. An selbigem Abend sagte ich zu Sands und dem Jungen: „Hört 'mal; gesetzenfalls es passirte ein Schiff bei Nacht, so können wir es nicht sehen, und sie können uns auch nicht sehen. Da denk' ich denn, wir sollten der Reihe nach Wacht halten und Einer sollte immer auf dem Lugaus seyn, denn der Geier mag wissen, wie lange diese Geschichte noch währen soll."

„Sie wird nicht lange währen", meinte Sands, „wenn dieser Südwind lange anhält; das Eis schmilzt stark Tag und Nacht, und wenn wir erst hinunter in die Sonne kommen, so wird in einer oder zwei Wochen verwünscht wenig mehr von diesem Eisberg zu sehen seyn. Wir brauchen gar nicht zu fürchten, daß wir in diesem Fahrzeug die Linie passiren. Ich hab' schon manches Schiff verlassen", sagt' er, „aber ich habe nie ein Schiff gehabt, das mich auf solche Weise verließ, wie dieß hier es im Sinne zu haben scheint." — Und er hatte leider ganz Recht; das ganze Ding konnte zusammenschmelzen, ehe wir davon loszukommen im Stande waren. — „Seht her, Stevens", fuhr er fort, „wir stecken in einer häßlichen Patsche, denn gesetzt auch, ein Schiff sehe uns, so wird es uns so weit wie möglich ausweichen; Ihr begreift ja, daß wir uns ihnen nicht auf eine Meile oder mehr hörbar machen können."

„Allerdings", sagt' ich; „allein wir können machen, daß sie uns auf drei Meilen und mehr von der See aus sehen!"

So machten wir uns denn daran und verfertigten noch drei Lampen aus den Schädeln der Seehunde, und sie gelangen vorzüglich; ein Stückchen von einem alten Hemde war der Docht, und wir hatten nur einen Pfad zu jeder Lampe auszuhauen. Wir stellten sie, so gut wir konnten, nach den vier Hauptpunkten des Kompasses aus und zündeten sie schon die nächste Zeit an; es gewährte einen hübschen Anblick, den Widerschein der Lampen im Wasser zu sehen, denn auf dem weißen Eise hob sich das Licht wunderschön ab. Das Oel in jeder Lampe währte ungefähr sechs Stunden, denn wir hatten keinen dicken Docht. Die Lampe, welche wir aus der Pfanne gemacht, behielten wir in unserem Nachtlager, bei den anderen aber mußten wir die Runde machen und nachsehen, ob sie alle wohlbestellt seyen. Den Wind hielten wir durch Schirme aus Eisblöcken von ihnen ab.

In einer Nacht — es war ungefähr die zwölfte, die wir auf unserer schwimmenden Insel zubrachten — war der Junge auf dem Lugaus, kam zu mir und weckte mich. „Stevens", sagte er, „mich dünkt, ich sehe ein Segel." Ich verlor kein Wort, denn ich mochte Sands nicht aufwecken, der ohnedem etwas schwermüthig zu werden schien. Ich richtete mich auf und schaute in der Richtung hinaus, die er mir andeutete, und meiner Treu! dort segelte ein Schiff, kaum 'ne halbe Seemeile luvwärts von uns; der Wind hatte ein wenig nach Ost umgeschlagen. Ich schrie auf und weckte Sands. Der arme Bursche! er geberdete sich wie verrückt, so entsetzlich schrie und brüllte er.

„Laß Dir was sagen, Sands!" sag' ich; „dieß Schreien und Toben hilft all' nichts und Du thust Dir selber nicht gut damit. Sie müssen uns sehen, wenn es uns helfen soll. Reiß noch ein Stück von Deinem Hemde ab, damit wir einen dickern Docht in diese Lampe machen können, und dann geh' und hole die anderen Lampen herbei." — Das that er denn auch, und wir stellten die Lampen zusammen und meinten, sie müßten uns nun sehen; allein es scheint, daß sie unser doch nicht ansichtig wurden, denn nach etwa einer halben Stunde steuerten sie von uns hinweg. Wie Sie sehen, ließen sich die Leute nicht entfernt träumen, daß Menschen auf einem Eisberg so weit nach Süden seyn würden, wie wir, und ein Eisberg ist immer ein Ding, dem man ausweicht, wo man irgend kann.

Es war uns Allen ganz sonderbar um's Herz, als wir das Schiff aus dem Gesicht verloren. Der Junge und Sands weinten. Ich sah jedoch nicht ein, was es helfen sollte, darüber niedergeschlagen zu seyn, obschon mich dünkt, ich verwünschte den Kapitän jenes Schiffes aus Herzensgrund; so ließ ich denn die beiden die Lampen wieder an ihren Platz zurücktragen und half den Rest der Nacht dem Jungen Wache halten. — Der arme Bursche, er weinte sich selbst in den Schlaf. Denkt Euch, wir waren nun zwölf Tage in See, und hatten vom ersten Tage an nicht einen trockenen Fetzen auf dem Leibe. Unsere Haut war ganz wund und über und über mit kleinen Bläschen bedeckt, und um den Hals und die Hüfte, wo die Kleider rieben, waren wir ganz mit Schorf bedeckt. Probirt es einmal, zwölf Tage lang an irgend einer Stelle Kräuterpflaster aufzulegen, und ihr werdet spüren und sehen, was dabei für Euch herauskommt. Der arme Sands war am meisten zu bedauern; er war von uns Allen am schlimmsten daran.

So ging es fort, Tag um Tag. Zu essen hatten wir genug, lauter frisches Robbenfleisch. Manchen Tag sahen wir Schiffe, manchen Tag wieder nicht. Es war eine langweilige Fahrt, aber ich suchte meinen Gefährten die Zeit zu vertreiben; es gibt nichts Besseres als regelmäßige Arbeit, um Einen vom Brüten über unangenehme Dinge abzuhalten. Zuweilen schossen wir auch nach Seevögeln, aber mehr als die Hälfte von ihnen fiel ins Wasser.

Am achtzehnten Tage wurden wir beinahe von unserer schwimmenden Insel heruntergestürzt durch das Abbrechen eines kleinen spitzigen Stücks. Es brach herunter und stürzte mit einem entsetzlichen Getöse in's Wasser, sank beinahe unter, tauchte dann wieder auf und zertrümmerte beinahe unser Stück, als es sich an demselben rieb. Am andern Tage trennte es sich von dem unsrigen und trieb weiter ab; am zweiten Tage schwamm es kopfüber und wir verloren es über Nacht. Dieß war am einundzwanzigsten Tage, und die Sonne war heiß — nicht warm, sondern wirklich heiß. Wir trockneten einiges von unseren Kleidern, indem wir sie luvwärts auf den Ladestöcken aufhingen, aber bei Nacht beschlugen sie sich wieder ganz mit Nässe. Sands erkrankte in der darauf folgenden Nacht — er war so schlecht, daß er seine Wacht nicht thun konnte. Wir mußten in wärmeres Wasser gekommen seyn, denn anstatt aus dem Wasser herauszuragen, begann unser Eisberg zu sinken — und zwar auf der einen Seite mehr, als auf der andern, so daß die Pfade allzu schlüpfrig und glatt wurden, um noch sicher zu seyn. Eine andere Erscheinung, die mir auffiel, war, daß die ganze Insel sich manchmal mit der Sonne drehte, manchmal in umgekehrter Richtung, und dann wieder einen ganzen Tag hindurch vollkommen still lag.

Am vierundzwanzigsten Tage — der Junge war soeben weggegangen, um nach den Lampen zu sehen — fragt mich Sands: „wie lange wird er ausbleiben?"

„Eine halbe Stunde,“ sag' ich.

„Stevens,“ hub er an, aber ich sagte, er solle mich schlechtweg Ben nennen, — „Ben,“ sagt' er, „ich mach' es nicht mehr lange — es geht mit mir zu Ende — ich fühl' es hier, irgendwie, — es ist eine Art Ahnung!“ — Er sah erbärmlich schlecht aus, aber ich suchte ihm Muth und Hoffnung einzusprechen, daß wir jede Stunde von unserer Insel erlöst werden könnten, da wir jetzt im gewöhnlichen Kurs der meisten Walfischfahrer seyen. — „Nicht doch, nein, nein!“ sagte er und deutete auf seine Brust, „mit mir ist's herum, ich spüre es hier.“ Du lieber Himmel, wie ganz anders war seine Hand jetzt als damals, wo ich sie zuerst gesehen! Dünn und abgemagert, daß die Knochen durch die Haut schienen, und dabei weich und welk wie ein Weiberhändchen. — „Ben,“ fuhr er fort, „ich habe noch eine Bitte an Dich: Du kannst mir einen Liebesdienst erweisen, wenn Du überhaupt noch mit dem Leben davonkommst.“

Ich versprach ihm alles zu thun, was nur in meiner Macht stehe.

„Und nun hör' mich an, Ben, denn ich habe nicht mehr viel Wind übrig. — Von der vorletzten Seereise bracht' ich ein schönes Stück Geld mit nach Hause und wollte mir eine Weile damit gütlich thun; da ging ich denn an's Land und kaufte mir einen spanneuen, schmucken Anzug, und da mir der Name Sands nicht gefiel, nahm ich einen andern an, und machte mir gute Tage. Das thut mir nun zwar sehr leid; aber siehst Du, wenn ein Bursche drei Jahre lang unter den Kulies war, da ist ihm zu Muthe, als müßt' er auch ein Bißchen Freiheit haben, wenn er wieder unter weiße Menschen kommt. Da ging ich denn nun an der Küste nach einem Dörfchen, das ich kannte, und sah dort ein Mädchen in der Kirche. Sie schien ein Auge auf mich zu haben, und so fing ich im Nu aus Scherz eine Bekanntschaft mit ihr an. Sie nahm die Sache ganz ernstlich und verliebte sich regelrecht in mich, und ich bracht' es auch allmählig dahin, daß ich ganz in das schmucke Kind verschossen war. Ich meint' es jedoch nicht schlecht mit dem Mädchen, denn ich wollte sie heirathen, — das ist mein Ernst, sowahr mir Gott helfe!“ sagte er. „Kurz, wir wurden recht vertraut, und eines Abends sagte sie zu mir, ich seye recht grausam gegen sie gewesen und habe schlecht an ihr gehandelt, und sie ward traurig und sagte mir, es müsse bald Alles an den Tag kommen. Ich ärgerte mich darüber und weil sie so weinte — obschon das arme Kind Grund genug dazu hatte. So sagt' ich ihr denn: wenn sie mir die Ohren voll heule, so ginge ich auf und davon und käme nicht wieder, und ich trollte mich denn auch auf der Stelle.“

„Es war mir nicht Ernst damit, Ben, ich schwöre Dir's — ich wäre schon wieder gekommen. Statt dessen aber traf ich einen alten Tischkumpan von mir, der mir einen Rausch anhing und mich dann an Bord eines westindischen Kauffahrers brachte, und als ich wieder zu mir kam, so war ich zu weit vom Strande, um wieder umzukehren, darum trutzte ich und wollt' meine Schuldigkeit nicht thun. Da sagte der Kapitän zu mir: „Heda, mein Mann, es hilft Dich nichts — Du bist nun einmal hier und wirst bezahlt werden. Du kannst nicht geschwinder wieder nach Hause kommen als mit mir; drum thu' Deine Arbeit wie ein Mann und in ein paar Monaten werden wir auch wieder nach Hause kommen!“ — So ergab ich mich denn darein und that meine Schuldigkeit. Als wir aber nach Kingston kamen, kriegt' ich das Fieber und lag zwei Monate im Spital, und mein Kapitän ließ mich dort und zahlte mir meine Löhnung aus, die ich auf der Reise gut gemacht hatte. Hernach kam ich heim und erfuhr nun, daß sie weggegangen sey — niemand wußte wohin. Ich machte mich dann auf, sie aufzusuchen, und versuchte alle möglichen Mittel und Wege, bis mein Geld aufgezehrt war; hierauf mußt' ich Dienste nehmen auf der „Belle of Aberdeen“, denn ich versteh' mich ziemlich gut auf den Walfischfang und wußte, daß ich dabei Geld verdienen konnte. Es war mein Wunsch, dann wieder heimzukehren, sie aufzusuchen und zu heirathen . . . .“

Hier ward er von Krämpfen befallen, so schlimm, daß ich mein Feldfläschchen mit Branntwein herausholte und ihm ein wenig eingoß. Ich hatte gerade den Stöpfel wieder hineingesteckt, da kam der Junge herbeigerannt und brach dicht neben mir athemlos zusammen. Ich fragte, was es gebe? Er machte mehrmals den Mund auf und schnappte nach Luft und endlich stammelte er: „Ein Segel! es ist dicht hier bei — ich kann die Leute auf dem Deck sehen!“ Und damit sank er ohnmächtig zusammen. Ich sagte es Sands.

„Ein Segel?“ rief er und wollte sich aufrichten; aber Du lieber Himmel! er hatte nicht mehr Kraft als ein Säugling und brach sogleich wieder zusammen und sah so todt aus als nur möglich. Ich wollte noch mehr von ihm erfahren, darum reicht' ich ihm noch mehr Branntwein und fragte ihn nach dem Namen des Mädels.

„Das Segel!“ rief der Junge, denn er war wieder zu sich gekommen und brachte nichts Anderes heraus. „Oh, das Segel!“

„Wie heißt sie?“ fragte ich Sands. Er starrte mich an, als ob er nicht höre.

„Das Segel!“ rief der Junge ängstlich: „Ihr werdet es verfehlen und wir werden sterben!“

Ich reichte Sands noch mehr Branntwein und fragte ihn dann wieder so laut ich konnte: „Wie hieß sie? wie hieß das Mädchen?“

„Esther Th—“ er brachte nicht mehr heraus. Ich gab ihm nun das ganze Restchen Branntwein und fragte ihn noch einmal. „Esther Thompson,“ sagte er. (Fortsetzung folgt).

Die ewige Stadt.

Rom, die ewige Stadt, die in ihrem Namen den Begriff der Stärke ausdrückt und seit dritthalb Jahrtausenden Unterdrückung um sich her und über den Erdkreis verbreitete, lenkt im Augenblicke die Augen aller Völker des Erdkreises auf sich, denn es steht auf dem Punkte, die Herrschaft über die Welt abzutreten, um in seinen Mauern den Königsthron über eine eben aus Schutt und Moder verjüngt hervorsteigende Nation aufrichten zu lassen.

In der That giebt es keinen Ort auf dem Erdboden, welcher die Aufmerksamkeit des Freundes der Geschichte, des Forschers auf dem Gebiete europäischer Civilisation mehr auf sich ziehen könnte, als die Stadt, deren Gründer die Sage von einer Wölfin säugen und deren Mauern sie durch Brudermord einweihen läßt, und die in ihren Entwicklungsphasen einem Wolfe gleich die Völker erbeben machte und von der aus Plünderung, Verwüstung und Brudermord in alle Welt verbreitet wurde, während sie vom Schicksale auserkoren war, die Trägerin einer weltbeherrschenden Philosophie und Moral zu seyn.

Die Gründung der ewigen Stadt fällt in das Jahr 754 vor Christus und das weltliche Reich, dessen Haupt sie war, brach im Jahre 476 unter den Streichen deutscher Kriegsleute zusammen, um aus seiner Asche einen Phönix ersteigen zu lassen, der unter dem Titel des von Christus gepredigten Evangeliums der Liebe und des Friedens ein geistiges Reich gründete, dem Fürsten und Völker Unterthan und zinsbar wurden. Bereits unter Papst Gregor I., dem Großen (590—604) erstieg Rom wieder aus dem Schutte, in den es unter den Fußtritten der wandernden Völker zusammengesunken war, und im Jahre 752, als Papst Stephan II. in seinem Kampfe gegen die Lombarden die Franken zu Hilfe rief und erstere von dem Frankenfürsten Pipin geschlagen worden waren, wurde Rom auch wieder die Hauptstadt eines weltlichen Staates, indem Pipin und nach ihm Karl der Große, den Päpsten jenes mittelitalienische Ländergebiet zum Geschenke machten, welches unter dem Namen des Kirchenstaates bekannt ist, und indem es südwestlich von den Wogen des mittelländischen, nordöstlich von den Fluthen des adriatischen Meeres bespült war, die lang gestreckte Halbinsel wie ein Keil in zwei Hälften, das nördliche und südliche Italien, trennte und vor den Ereignissen des vorigen Jahres einen Flächenraum von 748 Quadratmeilen umfaßte, auf denen 3,126,300 Einwohner lebten.

Ein Einblick in die Lokal- und Bevölkerungsverhältnisse des gegenwärtigen Rom's setzt eine Berücksichtigung der vielfachen Aenderungen voraus, die durch die politischen Ereignisse seit dem Jahre 1847 bedingt wurden. Die ganze Stadt hat etwa 35,000 Häuser. Nach einer Statistik vom Jahre 1847 wohnten in den 54 Pfarreien Rom's 37,531 Familien, außer diesen 39 Bischöfe, 1513 Priester, 2471 Mönche, 1754 Nonnen, 521 geistliche Alumnen, 564 Nicht-Katholiken, 8000 Juden, zusammen eine Bevölkerung von etwa 175,900 Menschen. Der größere Theil der Einwohner Rom's stammt von eingewanderten Italienern, die meisten aus Neapel, dann aus der Lombardei und den andern Ländern Italiens und man klassifizirt die Einwohner nach Ständen in der Weise, daß man alle Stände unter den Neapolitanern und Toskanern vertreten findet, während Großhändler, Markthelfer, Kohlenhändler zu den Genuesen, Kaufleute, Wirthe, Bäcker, Victualienhändler ꝛc. zu den Lombarden gerechnet werden. Außer den Italienern wohnen in Rom Franzosen und Deutsche, Britten, Spanier und Portugiesen, Griechen, Slaven und Levantiner, im Kollegium de propaganda fide (Glaubensverbreitung) geistliche Zöglinge aus allen Ländern der Erde, so daß in dieser Beziehung Rom den Namen einer Weltstadt verdient. Familien, die ihren Ursprung noch von den Römern der klassischen Periode herleiten, finden sich besonders unter dem niederen Adel und bei einzelnen gewerbtreibenden Klassen, z. B. den Fuhrleuten und Gerbern. Außer diesen rühmen sich die Bewohner von Trastevere altrömischer Abkunft und ihre kräftigen Gestalten, schönen und edlen Gesichtszüge scheinen sie zu diesem Anspruche zu berechtigen.

Diese letzteren erinnern uns an die von dem Prinzen Napoleon jüngst im Senate gehaltene Rede, in der er am Schlusse die Andeutung machte, daß die Lösung der römischen Frage dadurch gefunden werden könnte, indem man die rechte Seite der Stadt Rom als ausschließliches Eigenthum und Sitz dem Papst überlasse, während das linkseitige Rom die Hauptstadt des neuen Königreichs Italien würde. Die gesammte Stadt Rom (die alte Siebenhügelstadt) liegt nämlich auf zwölf Hügeln ausgebreitet auf unebenem, baumlosem, ödem Lande. Ein 400 Fuß breiter Fluß, die Tiber, theilt die in länglichem Viereck erbaute Stadt in zwei ungleiche Theile. Der größte Theil auf dem linken Ufer der Tiber ist das eigentliche Rom; der kleinere Theil zur rechten Seite der Tiber heißt Trastevere, (deren Bewohner die Trasteveriner sich altrömischen Ursprungs rühmen,) oder auch Borgo und Citta Leonina, d. h. die Stadt des Leo, so genannt von dem Papste Leo IV., der nach einem bereits von Leo III. entworfenen Plane, um die über dem Grabe des hl. Petrus erbaute Basilika, den Vatikan, vor den Plünderungen fremder und einheimischer Barbaren zu schützen, diesen Stadttheil mit einer festen Mauer umgeben ließ. Diese von der Engelsburg ausgehende und am Heiligengeist-Spitale bis zur Tiber führende Mauer zeigt jetzt nur noch wenige Trümmer. Trastevere ist durch eine Schlucht von dem in der alten Geschichte berühmten Berge Janikulus getrennt und

wurde durch stolze Päpste, die Jahrhunderte lang hier wohnten, mit einem Konglomerate von Palast und Kirche in einer Pracht ausgestattet, die der Herrscher über Himmel und Erde würdig wäre, wenn nicht eben jetzt von einem harten Schicksale der Beweis geliefert würde, daß das Pulver, welches ein Diener der Kirche erfunden hat, die stärksten und heiligsten Felsen zu sprengen im Stande ist, daß alle menschliche Herrlichkeit, wenn sie nicht von dem göttlichen Geiste der in der Natur der Dinge gebotenen Fortentwickelung getragen wird, in Trümmer stürzt.

Die ganze Stadt Rom hat durch Einverleibung des eben bezeichneten vatikanischen und des Janikulus-Gebietes einen Umfang von etwa drei Meilen, der vom Papst Sixtus V. in 14 ungleiche Distrikte, Rioni, eingetheilt wurde, nämlich: Rione di Monti, der südöstliche Distrikt mit den meisten Alterthümern, zu drei Viertel seines Raumes nur Gärten und öde Plätze einnehmend, mit den in der klassischen Welt berühmten Hügeln Quirinale, Viminale und Esquilino; R. di Trevi im Nordosten; R. di Colonna nördlicher enthält den Berg Pincio; Campo Marzio, der Campus Martius, das einst dem Kriegsgotte geweihte Marsfeld an der Tiber, westlich von dem nördlichsten; R. di Ponte, südlich vom vorigen der Tiber entlang; R. di Parione, der kleinste Distrikt Roms; R. della Regola, südwestlich gegen die Biegung der Tiber; San Eustachio und della Pigna in Mitte der Stadt; R. di Campitelli, südlich, enthält die Hügel Campitello, Palatino, Celio; R. di Ripa, der südlichste Distrikt längs der Tiber, enthält den Hügel Testaccio und Aventino, ist großentheils öde oder mit Gärten bepflanzt; dann rechts der Tiber die beiden Distrikte R. di Trastevere und R. di Borgo, welche zusammen die rechtseitige Stadt bilden und, wie vorgemeldet, den Gesammtnamen Citta Leonine tragen.

Das heutige Rom ist nur ein Schatten seines früheren Glanzes, aber ein Schatten, über die ganze civilisirte Welt geworfen. Was auch die nächste Zukunft bringen möge, mit dem nächsten Schicksale der ewigen Stadt sind auch die Geschicke der Welt verknüpft. Als Hauptstadt des selbstständigen Italiens wird sie auf's Neue ein Lichtpunkt für die Freiheit der Völker werden, denn die neueste Geschichte Italiens ist nur ein Blatt aus der Gesammtgeschichte der Nationen. Diejenigen aber, die da fürchten für die Christenreligion, wenn Rom aufhört, Hauptstadt eines Kirchenstaates zu seyn, sind im Irrthume: Der Fels, auf den Christus seine Lehre baute, ist unzerstörbar; es ist der Geist der Humanität, der Liebe, der in dem Bunde der Völker mehr und mehr zur Allgemeinheit gelangt.

Zehn Gebote für die künftigen Landtags-Abgeordneten.

1. Du sollst einzig und allein für das Volk wirken, das dich gewählt hat und keine falschen Götzen neben ihm haben.
2. Du sollst den Namen der Freiheit nicht eitel nennen und den Katzenjammer vom Jahre 48 nicht vergessen.
3. Du sollst dir in der Thätigkeit für das Volk keinen Feiertag gönnen.
4. Du sollst Recht und Gesetz über alles ehren und dessen Auslegung und Ausübung nach Kräften überwachen.
5. Du sollst eine fremde Meinung nicht gleich todtschlagen wollen, sondern prüfen und widerlegen.
6. Du sollst nicht liebäugeln mit den goldbordirten Herren und ihr gnädiges Lächeln nicht hoch halten.
7. Du sollst dir nicht viele fremde Ansichten aneignen, sondern nach erprobten eigenen Grundsätzen handeln.
8. Du sollst, wenn du in den Landtagsausschuß gewählt wirst, kein falsches Zeugniß ablegen für die Söhne hochgestellter Herren, die ein Stipendium beanspruchen.
9. Du sollst nicht begehren nach Ehrenbezeugungen, Lobhudeleien, Orden ꝛc., sondern Recht thun und niemand scheuen.
10. Du sollst nichts begehren, als die Anerkennung derer, die dich in den Landtag berufen haben, und diese wird dem, der es ehrlich mit uns meint.

Gemeinnütziges.

Der lanzettblättrige Wegerich. Der lanzettblätterige Wegerich oder Wegebreit wird auch hinwieder Hundszunge, Schafzunge genannt. Derselbe wächst überall wild und wird vom Vieh gern gefressen. Der grüne Wegerich enthält 76 pCt. Vegetations-Wasser und 18 pCt. nährende Theile. Seine Asche enthält über 20 pCt. Kali und ist ferner sehr reich an Kalkerde, Gyps und Kochsalz. Leider wird diese Pflanze noch sehr selten als Viehfutter angebaut. Dieses rührt hauptsächlich daher, daß die meisten Landwirthe den Werth dieser Pflanze gar nicht zu schätzen wissen. Was der Bauer nicht kennt, das baut er nicht. Es muß daher ihm das Nützliche derselben erst klar gemacht werden, ehe er sich zum Anbaue entschließt. Dies ist beim Wegerich um so schwieriger, weil er denselben nur als Unkraut betrachtet und ferner der Ansicht ist, daß derselbe den rothen Klee in seinem Wachsthum sehr benachtheilige. Ich kann aus Erfahrung bezeugen, daß diese Benachtheiligung gar nicht stattfindet. Leider wird sehr häufig der Schein als Wirklichkeit angenommen. Wenn man das Gras, bez. den Klee, zu lange stehen läßt, so hat der Wegerich oft seinen Samen schon fallen lassen, und dieser geht nun bald auf. Es sind sehr viele Landwirthe der Ansicht, daß man den rothen Klee so lange als möglich müsse stehen lassen. Auf den meisten Bodenarten ist eine solche mehrjährige Kleebenutzung gar nicht möglich, oder, wie man gewöhnlich zu sagen pflegt, der Klee steht hier so lange nicht. Der Klee verschwindet oftmals schon nach dem ersten und zweiten Benützungsjahre. Es ist daher unrichtig, wenn man nun sagen will, daß er von dem Wegerich verdrängt sey.

Der Wegerich dringt mit seinen Wurzeln 1½ bis 2 Fuß tief in den Boden. Er verbessert daher sehr die Ackerkrume, und dieses um so mehr, je länger er das Feld inne hat. Er wächst sehr zeitig im Frühjahre und blüht schon im April. Man kann ihn mehrere Male im Jahre mähen; er verträgt auch sehr gut das beständige Abweiden. Er gedeihet auf allen Bodenarten und nimmt selbst mit ganz armem Sandboden vorlieb.

Wenn man den Wegerich unter den rothen Klee säet, so beugt er dem so gefährlichen Aufblähen des Hornviehes vor. Dieser Umstand verdient es allein, daß der lanzettblättrige Wegerich angebauet wird.

Die Samengewinnung des Wegerichs ist zwar mit keinen großen Schwierigkeiten verbunden, doch muß man sich hüten, ihn zu lange stehen zu lassen, indem seine Körner leicht ausfallen.

Kleinigkeiten.

Die Geschichte vom Gehirn.

Der Wiener Komiker Scholz erzählt als Adam, im Dorfbarbier, folgende Geschichte:

Ich sitz einmal in meiner Offizin, da kommt ein junger eleganter Herr herein und sagt:

„Herr von Adam! ich leid an einem fürchterlichen Kopfschmerz, den müssens mir kuriren."

Ich antwort': „Ew. Gnaden haben Ihnen vielleicht erkältet, es ist vielleicht romantisch."

„Nein", sagt er, „es ist weder romantisch noch kathedralisch, ich hab schon Alles Mögliche versucht, aber es will halt nicht vergehen."

„Dann weiß ich keine andere Rettung", sag ich, „als ich muß Ihnen trepaniren."

„Gut", sagte er, „das hab' ich mir gleich gedacht."

Er setzt sich nieder und ich trepanire ihn — ich nehm die Hirnschale ab und schau mir das Gehirn an: es war ein Gehirn, wie's Jeder Mensch in Wien hat, es ist nix Besonderes dran. Ich sag: „Ew. Gnaden, das Gehirn ist in normalschulmäßigem Zustande, ich kann darüber nicht gescheidt werden. Erlaubens, daß ich es herausnehme und mir von unten anschauen darf?"

„Ja", sagt er.

Ich nehme das Gehirn ganz delikat heraus, leg's auf einen Bogen Papier, daß's nicht schmutzig wird, und fang meine chemischen Untersuchungen an. — Da geht auf einmal eine junge Dame in einem grünen Carbonarimantel vorüber, wie die der Herr sieht, springt der Herr auf, nimmt seinen Hut und rennt zur Thür hinaus. „Ew. Gnaden, Ew. Gnaden!" schrei ich ihm nach, „nehmens doch Ihneres Gehirn mit!"

Aber umsonst — er war fort — ich glaub', er wird wieder kommen, denn wenn er mit der Dame sprechen will, muß er sich doch besinnen. Aber nein, er kam nicht, und so vergingen vierzehn Tage.

Das Gehirn blieb bei mir auf'm Bogen Papier liegen und ich war in großer Verlegenheit.

Da gehe ich nach 14 Tagen über die Seilerstadt. — Wer begegnet mir? Der junge Herr!

„Ew. Gnaden! schrei ich, und schlag die Händ' übern Kopf zusammen, „wie gehts Ihnen denn? Jesus, Maria! wollens denn Ihneres Gehirn bei mir nicht wieder abholen?"

„Nein", sagte er, ganz zerstreut und geschäftig, „ich dank Ihnen, ich brauch's nicht mehr, ich hab eine reiche Heirath gemacht und bin fürstlicher Rath geworden."

Und so läßt er mich stehen — und ich kann Ihnen noch heute sein Gehirn im Weingeist zeigen.

Das genügsamste Volk.

Müller. Welches is das jenügsamste Volk?
Schultze. Na — die Ungarn.
Müller. Woso denn?
Schultze. Na die sind mit nischt zufrieden.

Die Regentropfen.

Ein Regentropfen sprach
Zum andern Regentropfen:
Möcht wissen, warum wir
An dieses Fenster klopfen?
Der andre Tropfen sprach:
Hier wohnt ein Kind der Noth
Und dem verkünden wir:
Es wächst, es wächst das Brod.

Licht und Wahrheit.

(Ein Gleichniß.)

Dem schönen Bild von Licht und Wahrheit gleicht
Ein edler Fluß, den frisch am eisbedeckten
Gebirge ewig junge Quellen nähren;
Hoch, in der höchsten Höh' entspringen sie,
In tausendfältig silbernem Geäder,
Aus ihrem goldnen Mutterschooße: Freiheit,
Der Himmlischen, die nur auf Höhen thront. —
Und edlen Stammes ist der Fluß entsprossen;
Denn seines grauen Ahnherrn schneeigt Haupt,
Es grüßt verwandt die königlichen Sterne,
Und Morgenroth malt seines Stammbaums Wurzel.
So fluthet stolz in angebor'ner Hoheit
Der edle Strom: Wahrheit und Licht genannt,
Durch Berg und Wald, durch Feld und Wiesengründe,
Vorbei am Städte-Glanz und Dörfer-Frieden,
Und Völkerglück und Ruh' folgt ihm hienieden.

Da fällt's der Menschheit ein: der edle Strom
Flöß' doch zu frei, zu stolz für ihren Nutzen —
Und siehe, Thorheit setzt ihr einen Damm,
Leicht wähnend, ihn, den kühnen frei Gebornen
Zu leiten nach beschränkter Menschheit Weise.
Doch hoch in Wellen zürnt der Mächt'ge auf,
Und Zeit noch wär's, den Damm hinwegzureißen
Und nicht zu hemmen, was nicht hemmbar ist, —
Allein der Thorheit Thaten — sie sind — blind.
Noch höh're Wälle soll'n dem Kühnen wehren.
Da schnaubt er auf in seiner Majestät
Bis an der Berge fernsten Riesenrücken; —
Nun setzt man Mauern ihm von Felsenstücken.
Doch horch! Da hallt's wie Donner durch die Wellen,
Auf Sturmesflügeln heult die Fluth daher,
Und schwillt — schwillt auf zum fürchterlichen Meer.

Nun erst erkennt die blinde Menschheit bebend:
Daß sich der Wahrheit und des Lichtes Strom
Nie hemmen läßt, und ach! wie willig möchte
Sie jetzt der Thorheit Werke niederreißen.
Doch weh! Zu spät. Je trotziger sie baute,
Je höher sie aufthürmte Wehr und Wall;
Je fürchterlicher, tiefer ist der Fall.
Denn schon zersprengt der Strom die Felsenkette,
Stürzt brausend sich ins angestammte Bette,
Daß rings aufdröhnt das Land im Donnerknall,
Und wo er stürmt und stürzt und fällt,
Die Erde rings zerplatzt, zerschellt.
Und Menschen, Thiere, Wald und Auen,
Und Schlösser, Dörfer, Städte, Gauen,
Wild reißt's der Wassersturm hinab.
Und meilenweit deckt rings das Land ein Grab. —
Dies sind zu jeder Zeit die Schreckensfolgen,
Wenn man versucht des Lichtes Strom zu hemmen,
Er fließt nur, wie er muß — ein Sohn der Höhe!
Und stürmt auch manchmal seine Fluth zu rasch,
Man lass' ihn ungehindert sich ergießen:
Er wird von selbst ins Bett der Ordnung fließen. —

Die goldene Rose.

Wem wird man heuer jene Blume weih'n,
Die nicht erzeugt aus lebensfrischem Moose,
Nicht groß gesäugt von lauem Westgekose,
Ein starr Gebild von Gold und Edelstein?
Getroffen von demselben Schicksalsloose,
Kniet dort ein Flüchtlingspaar am Altarstein;
Die Menge schweigt, es tritt der Papst herein,
Und Ihr, nicht Ihm gibt er die gold'ne Rose.
Ja Ihr, nicht Ihm giebt er die gold'ne Rose!
Warum? Antwort: Im engen Festungsplan,
Wo Beide schliefen in der gleichen Close,
War's um die Kleid-Verwechslung leicht gethan;
So zog denn sie die königliche Hose
Und ihren Unterrock der Gatte an.

Rebus 3.



Auflösung der „Rösselsprung-Aufgabe" in der Sonntags-Beilage Nro. 13 vom 31. März 1861.

Im unermeß'nen Weltsysteme
Die schönste Perle der Natur —
An ihrem Sternendiademe
Der reichste Demant in der Schnur —
Das höchste Wunder unter allen,
Das Meisterwerk in Raum und Zeit: —
Das ist das Herz in seinem Wallen
Das Herz in seiner Seligkeit.

Richtige Auflösungen gingen ein von: J. Bl. — Solv. cont.

Viktualien-Preise in Augsburg im Monat März 1861.

	fl.	kr	pf	bis fl.	bis kr	bis pf
1 Pfund feine Rollgerste	—	14	—	—	—	—
1 Pfund mittlere Rollgerste	—	12	—	—	—	—
1 Pfund grobe Rollgerste	—	10	—	—	—	—
1 Vierling Erbsen	1	12	—	—	—	—
1 Vierling Linsen	1	30	—	—	—	—
1 Vierling Hirsen	2	6	—	—	—	—
1 Vierling Hanfkörner	—	48	—	—	—	—
1 Vierling Haferkern	2	8	—	—	—	—
Bei dem k. Salzamte dahier						
Kochsalz, 1 Fäßel zu 150 Pfund	9	39	—	—	—	—
Kochsalz 1 Sack zu 136 Pfund	8	29	2	—	—	—
Kochsalz 1 Pfund bei den Hucken	—	4	—	—	—	—
Viehsalz 1 Centner	2	9	—	—	—	—
Viehsalz, 1 Fäßel zu 250 Pfund	5	22	2	—	—	—
Dungsalz, 1 Fäßel zu 650 Pfund	7	15	—	—	—	—
1 Centner nackes Unschlitt	26	30	—	—	—	—
1 Centner ausgelassenes Unschlitt	36	30	—	—	—	—
1 Pfund gegossene Lichter	—	27	—	—	—	—
1 Pfund gezogene Lichter	—	25	—	—	—	—
1 Pfund Seife	—	16	—	—	—	—
1 Centner Heu	1	22	—	—	—	—
1 Centner Ohmet	1	19	—	—	—	—
1 Centner Roggenstroh	1	11	—	—	—	—
1 Centner Gerstenstroh	—	47	—	—	—	—
1 Centner Haberstroh	—	42	—	—	—	—
1 Maaß unabgerahmte Milch	—	4	—	—	—	—
1 Maaß abgerahmte Milch	—	2	—	—	—	—

	fl.	kr	pf	bis fl.	bis kr	bis pf
1 Metzen weiße Rüben	—	—	—	—	—	—
1 Vierling bayer. Rüben	—	20	—	—	—	—
1 Metzen weiße Kartoffel	—	34	—	—	—	—
1 Metzen rothe Kartoffel	1	—	—	—	—	—
1 Pfund gedörrte Zwetschgen	—	5	—	—	—	—
1 Pfund gedörrte Kirschen	—	14	—	—	—	—
1 Pfund Hechte	—	30	—	—	—	—
1 Pfund Karpfen	—	18	—	—	—	—
25 Stück Frösche	—	8	—	—	12	—
1 Pfund Krebse	—	24	—	—	36	—
1 Pfund geräuchertes Fleisch	—	32	—	—	—	—
1 Pfund Leinöl	—	20	—	—	—	—
1 Pfund Schmalz	—	26	—	—	28	—
1 Pfund Schweizer-Butter	—	28	—	—	—	—
1 Pfund Land-Butter	—	24	—	—	26	—
4 Eier	—	4	—	—	—	—
1 Spanferkel	—	—	—	—	—	—
1 Gans in Federn	—	—	—	—	—	—
1 gerupfte Gans	—	—	—	—	—	—
1 Gansjung	—	—	—	—	—	—
1 Ente in Federn	—	—	—	—	—	—
1 gerupfte Ente	—	—	—	—	—	—
1 Entenjung	—	—	—	—	—	—
1 Indian	2	24	—	2	42	—
1 alter Hahn	—	18	—	—	24	—
1 alte Henne	—	20	—	—	30	—
1 Huhn	—	—	—	—	—	—

	fl.	kr	pf	bis fl.	bis kr	bis pf
1 paar Tauben	—	18	—	—	24	—
Eine Maaß Kirschenwasser	—	48	—	1	—	—
Eine Maaß guter Fruchtbranntwein	—	20	—	—	—	—
Eine Maaß geringer Branntwein	—	16	—	—	—	—
Eine Maaß Weinessig	—	12	—	—	—	—
Eine Maaß Bieressig	—	4	—	—	—	—
Eine rohe Zunge	1	30	—	1	36	—
Eine geräucherte Zunge	1	36	—	1	48	—
1 Pfund Hirschwildpret	—	—	—	—	—	—
1 Pfund Rehwildpret	—	—	—	—	—	—
1 Pfund Schwarzwildpret	—	—	—	—	—	—
1 Fasan	—	—	—	—	—	—
Eine Wildente	—	—	—	—	—	—
1 Rebhuhn	—	—	—	—	—	—
Eine Schnepfe	—	—	—	—	—	—
1 Haase mit Jung	—	—	—	—	—	—
1 Haase ohne Jung	—	—	—	—	—	—
1 Pfund feiner Flachs	—	30	—	—	32	—
1 Pfund mittlerer Flachs	—	24	—	—	26	—
1 Pfund Werg	—	10	—	—	12	—
1 Pfund Schafwolle	—	45	—	—	48	—
1 Klafter Buchenholz	19	31	—	—	—	—
1 Klafter Birkenholz	17	29	—	—	—	—
1 Klafter Föhrenholz	13	27	—	—	—	—
1 Klafter Fichtenholz	11	30	—	—	—	—
1 Fuder weiche Kohlen	3	48	—	—	—	—
1000 Stück Torf	2	9	—	—	—	—

Sonntags-Beilage
zum
Augsburger Anzeigblatt.
Nummer 15. 14. April 1861.

Der Eisberg.

(Fortsetzung.)

Esther Thompson! Er war also Fitzjames. Dieser Bursche, Herr, den ich geliebt hatte, als ob er mein Bruder gewesen wäre, und den ich noch liebte . . . . dieser Kerl!" . . . . „bei Gott Herr! rief Ben, und schlug mit der Faust auf den Tisch; dieser Kerl war also mein größter Feind — hatte mir Esther geraubt und entführt und ich konnt' ihn doch nicht hassen. — Der Junge schrie noch immer: „Ein Segel! ein Segel!" und ich war halb von Sinnen."

„Ben," sagte Sands; „kennst Du sie?"

„Ob ich sie kenne? sie ist mir das Theuerste auf Erden, Du vermaledeiter Schuft!"

„Nicht doch!" sagte er und schien wieder ganz kräftig; „ich bin kein Schuft. Ich hab' es mit dem Mädel ehrlich gemeint; ich hatt' es ernstlich vor, — ich kann's beschwören, — sie zu heirathen, und niemand würde etwas von ihrer Schwäche erfahren haben, wenn nicht jener verwünschte Rausch dazwischen gekommen wäre, Ben!" sagt' er, und die ganze Zeit über schrie der Junge fortwährend: „Ein Segel! ein Segel!" — „Wenn Du sie je wieder siehst, Ben," fuhr er fort, „so sag' ihr, ich sey kein Schuft gewesen, hab' es gut mit ihr gemeint und sie nicht in's Unglück stürzen wollen. Versprich mir das!"

Ich sah, daß es rasch mit ihm zu Ende ging, und versprach ihm, ich wolle Esther Alles ausrichten.

„Noch eins", sagte er. „Ben, hier ist etwas in meiner Flanell-Jacke eingenäht — schneid' es heraus!" Ich schnitt es aus — es war ein halber Sixpence, ganz gekrümmt und verbogen. „Das gab sie mir," sagte er und schaute es so zärtlich an, als ob es sie selbst gewesen wäre, und küßte das Ding. „Gib es ihr zurück, und sag' ihr, ich hätte sie geheirathet."

„Das will ich, Sands, ich gelobe es Dir!" sagt' ich. „Möge Gott Dir vergeben, wie ich es thue."

Der Junge schrie und kreischte noch immer; als daher Sands ruhig war, ging ich nach der andern Seite des Eisbergs hinüber, um nach dem Segel zu sehen. Es war zu spät — das Schiff war schon zu weit entfernt, als daß ich mich noch hätte sichtbar oder vernehmbar machen können.

Als ich zurückkam, war Sands todt; das Stück von dem Sixpence hielt er noch krampfhaft in der Hand; ich nahm es heraus, steckte es zu mir und ging dann, um nach dem Knaben zu sehen. Er war beinahe so todt als Sands. Es war ein furchtbarer Anblick, sie beide so starr und still daliegen zu sehen — Sands ganz todt, und der Junge so nahe daran, daß ich kaum mich überreden konnte, es sey noch Leben in ihm. Und ich hatte nicht einmal mehr ein Tröpfchen Branntwein. Sands hatte allen vollends erhalten.

Ich weiß nicht wie es kam, aber ich konnte den armen Sands niemals ernstlich hassen, — und am allerwenigsten seit ich Alles von ihm wußte. Ich glaubte auch nicht mehr, daß er schlecht an ihr hatte handeln und sie sitzen lassen wollen. Wie er sagte: ohne jenen Rausch könnte er noch am Leben und glücklich seyn. Es ist eine schlimme Sache für einen Mann, wenn er seine Trinklust nicht ganz im Zaume hat, denn das Trinken bringt ihn in zahllose Ungelegenheiten. Bursche wie er sollten das Trinken ganz und gar aufgeben; und doch ist es ein hartes Ding, Kameraden froh und lustig zu sehen und sich ihnen nicht anschließen zu können; macht, daß solch ein Bursche seinen Kameraden vorkommt, wie ein nasser Teppich — sie sind so fröhlich und munter, und er trinkt seine Limonade oder Wasser. Mich dünkt, es ist eine verzweifelt harte Sache, von einem lustigen Gelage wegzubleiben.

Der Junge schrie noch immer: „Ein Segel! ein Segel!" Er war nämlich verrückt geworden, seh'n Sie — er wußte nicht mehr wo er war, und war so hülflos und schwach wie ein Kind und konnte nicht mehr essen, so daß ich das Robbenfleisch kochen und ihm die Kraftbrühe davon Löffelvollweise eingeben mußte. Er war ganz wie ein Kind und wenn man ihm den Löffel an die Lippen setzte, so schwatzte er in Einem fort: „Ein Segel, ein Segel!" als ob er es nicht schon tausendmal zuvor gesagt hätte.

Es war ein hartes Stück Arbeit, denn ich ward nachgerade ebenfalls sehr schwach und um die Hüfte, den Hals, die Hand- und Fußgelenke herum so wund, daß ich mich kaum mehr rühren konnte und mich jede Bewegung schmerzte. Zudem konnte ich Sands Leiche nicht so da vor des Jungen Augen liegen lassen, und mußt' ihn daher auf die andere Seite des Eisbergs hinüber schaffen, was mich drei Stunden grenzenloser Mühe kostete. Ich hätte die Leiche sogleich in die See werfen können, aber ich wollte keinen Grund zum Verdacht unsaubern Spiels geben, was sicher geschehen wäre, wenn er gefehlt hätte und wir allein gefunden worden wären.

So trieb ich es denn noch vier oder fünf Tage lang — kochte dem Jungen das Robbenfleisch und gab ihm die Brühe mit dem Löffel ein, besorgte aber die Lampen nicht mehr, denn ich war zu schwach, um Nachts aufstehen und sie nachfüllen zu können, und lag auch den ganzen Tag in einer Art Betäubung, halb schlafend, halb wachend. — Die ganze Zeit hindurch war das Wetter von oben herab immer heißer und es war erschrecklich und furchtbar genug mit anzusehen, wie das Eis schmolz und das Thauwasser den ganzen Tag und die ganze Nacht wie in Wasserfällen herunterströmte. Ich konnte beinahe die Tageszeit mit Bestimmtheit an dem Geräusch des fallenden Wassers angeben. Um Mittag war's ein regelmäßiges Rauschen, und dann um drei oder vier Uhr Morgens war es beinahe vollkommen still. Man konnte das Eis nahezu schmelzen sehen. Noch zwei oder drei Tage lang murmelte der Junge unablässig: „Ein Segel, ein Segel!" Es ward mir dabei ganz schwindlig und dämlich im Kopfe — ich konnte ab und zu gar nichts mehr sehen, und fürchtete schon, es werde in wenigen Tagen vollends mit mir aus seyn.

Endlich schien ich blind zu werden — ich konnte kein Auge mehr öffnen und kein Glied mehr rühren, doch konnt' ich sagen, daß es gegen Abend ging, denn das Plätschern des Thauwassers war nicht mehr so stark; aber ich vermochte nicht mehr aufzustehen noch dem Jungen etwas zu reichen, noch selber etwas zu holen, und ich war so abgestumpft und heruntergestimmt, daß mir daran auch gar nichts zu liegen schien und ich mich eben darum auch um ihn gar nicht mehr bekümmerte. — Schmerzen hatt' ich gar nicht — es war mir eher leicht zu Muthe und ich fühlte mich behaglich, denn ich lag auf Sands Rock und meinem eigenen. Dann schlief ich ein. Ich weiß nun nichts mehr von mir, bis ich wieder zu mir kam, wie die Weiber sagen. Ich lag in der Koje eines kleinen Barkschiffs — ich merkte dieß an dem kurzen Stampfen, welches das Fahrzeug verursachte. Lange Schiffe stampfen immer langsamer. Ich hörte jemand sagen: „Es geht ganz gut mit ihm, Doktor!" — Das war denn auch in einer kleinen Weile mit mir der Fall, ich richtete mich auf und verlangte zu essen. Man gab mir's, und du lieber Himmel, Herr, wie köstlich schmeckte das! All mein Leben lang hat mir nichts so köstlich gemundet, als jene Fleischbrühe, welche der Doktor mir damals reichte. Meiner Treu, ich kann gar nicht sagen, wie herrlich dieß war. Sie sehen, ich hatte auch genug durchgemacht, um einen Appetit dafür zu bekommen, obschon ich kaum glaube, daß ich wieder in eine derartige Schule gehen möchte, um einen Appetit auf Fleischbrühe zu erlangen.

In einigen Tagen war ich wieder wohl — freilich bleich und mager gegenüber von Dem, was ich jetzt bin, dünkt mich — und nun fragt' ich, wie man mich denn aufgefunden hätte.

„Der Maat soll's Euch erzählen," sagte der Kapitän, „er soll Euch sein Log geben, dann könnt Ihr's Euch daraus abschreiben."

Das that ich denn, und hier ist es in schmucker Abschrift, es steht sich so hübsch an neben den andern Blättern, wie Sie sehen, weil diese geschrieben wurden und zwar mit Bleistift, während das Papier ganz mit Wasser getränkt war und meine Finger vor Frost starrten. Dieß da aber schrieb ich in des Kapitäns Kajüte mit einer Feder. Ich behielt es in dem gleichen Buch, obschon das Papier schlecht war, weil ich es beisammen haben wollte . . . ."

Ich nahm das Tagebuch und kopirte mit Mister Stevens' Erlaubniß abermals folgende Auszüge aus dem Logbuch:

„Barkschiff Esmeralda, 21. Juni. — Wind SW. bei S., ziemlich stark; der längste Tag. Nahmen die Sonnenhöhe auf mit 42° 10' westl. Länge; 48° 15' nördl. Br. Wind anhaltend — um zwölf Uhr ein Segel gesehen drei Punkte vom Steuerbordbug — konnten den Namen nicht lesen. Der Zimmermann vollendete die neue Steuge des Flittersegels, — öffnete die Luken, nahm drei Fäßchen Pökelfleisch und eine Flasche Porter heraus. Gegen zwei Uhr sahen wir einen Eisberg gerade vor uns, die Passagiere wollten ihn näher betrachten — gab also Befehl, demgemäß zu steuern. Gegen vier Uhr konnten wir ihn ganz deutlich unterscheiden. Mr. Burton sagte, er könne mit seinem Glase zwei schwarz und weiße Vögel darauf unterscheiden, war seiner Sache ganz sicher; um halb fünf sahen wir, daß es ein Mann und ein Knabe war — setzten das Quartierboot der Steuerbordseite aus, um sie abzuholen; sie lagen auf einer Leiste

ungefähr sechs Fuß über dem Wasser — war sehr mühsam zu ihnen zu gelangen, — schickten drei Mann hinauf und ließen sie in das Boot herunter. Sie schienen todt. — Gingen um den Eisberg herum und fanden einen andern Mann, — ließen ihn auch in's Boot herab, — lasen drei Robbenschädel auf mit schwarzen Dochten darin, die als Lampen gedient hatten; ferner Kleider und auch drei Gewehre. Brachten Alles an Bord. Der Doktor sagt: Ein Mann, derjenige den wir allein gefunden, sey ganz todt, die Anderen nicht todt; diese wurden gebadet in des Kapitäns Kajüte. Der Junge kam zu sich und sagte: „Ein Segel, ein Segel!“ und plapperte dies unaufhörlich fort; der Mann schien beinahe todt zu seyn. Nach vier Stunden, etwa um halb neun, kam er zu sich und fragte: „Wo ist der Junge?“ Wir sagten ihm, Alles sey in Ordnung. Refften die Leesegel ein; der Wind schlug um zwei Punkte um; der Eisberg war um zehn Uhr schon weit von uns abgetrieben, — nach zwölf Uhr aus dem Gesicht verloren.“

„22. Juni. Wind SSW. — Schwerer Regen — der Mann besser; der Junge plappert noch an Einem fort: „Ein Segel, ein Segel!“ Der Doktor sagt, er sey ganz verrückt; der Mann darf noch nicht reden. — Begruben den Todten — Zeichen auf seinen Kleidern: „J. Sands“; Kleidung gut, aber sehr abgetragen und vom Wasser beschädigt. Auf dem rechten Arm „Esther“ eingeritzt in blauen Punkten mit rothen Anfangsbuchstaben; zwei Flaggen und ein Halbmond darunter, mit einem Theil von einem Kopf darauf. — kann auch eine halbe Münze irgend einer Art vorstellen sollen; — keine andere Zeichen am Körper. Der Doktor las die Gebete. — Der Wind schlug; es wehte ziemlich heftig aus SW. Zogen das Oberbramsegel am Mittelmars ein.“

„23. Juni. Der Mann besser: der Junge murmelt noch immer etwas vor sich hin, wenn er nicht gefüttert wird; kann noch nicht allein essen, der Mann stand um vier Uhr auf und kam auf Deck; sagte er heiße Stevens und sie seyen im Mai auf den Eisberg gekommen von der „Belle of Aberdeen“. War neunundzwanzig Tage in See, als er die Besinnung verlor. Wir fanden ihn am folgenden Tag, dem dreißigsten seiner Fahrt, wie es scheint. Der Doktor sagt: noch einen einzigen Tag länger ausgesetzt, und Beide wären verloren gewesen. Der Matrose Sands starb am vierundzwanzigsten Tage der Fahrt auf dem Eisberg, Nachts.“

. . . . . „Seht, Herr, das ist das Log,“ sagte Ben: „und nun kann ich Euch den Rest vollends erzählen, denn am vierten Tage war ich wieder wohl — freilich noch nicht stark, konnte aber doch auf dem Deck herumgehen. Der Doktor gab mir eine Salbe für meinen Hals und meine Lenden, und in ungefähr einer Woche war ich wieder ganz hergestellt. — Auch der Junge wurde besser und gab sein ewiges Plappern und Murmeln auf. Der Doktor las ihm vor, ließ ihn auf dem Schiff herum arbeiten und stellte alle möglichen Versuche an, ihn wieder in die Reihe zu bringen.

Vierzehn Tage später sagte ich den Leuten auf der „Esmeralda“ Lebewohl, segelte in einem Dampfboote nach Norden und nahm den Jungen mit mir. Wir suchten den Schiffsherrn auf und fanden, daß der Kapitän des „Belle of Aberdeen“ schon nach Hause geschrieben, und daß man uns schon als verloren aufgegeben hatte. Der schläfrige Sam war am Tage nachdem er uns verlassen, nach dem Schiff zurückgekehrt.

Der Schiffsherr war so zufrieden mit mir, weil ich mich seines Sohnes angenommen hatte, daß er mir fünfhundert Pfund Sterling schenkte. Ich wollt's nicht nehmen und sagte, ich habe nur meine Schuldigkeit gethan; aber er drang in mich und so nahm ich es endlich. — „Und“, sagte er, „Ben, mein Junge“ — (sie nennen uns immer Jungen) — „Ben, mein Junge,“ sagt' er, „wann Ihr je einen Freund braucht, so wißt Ihr wo Ihr einen solchen findet. Ich wäre ein Mann mit gebrochenem Herzen, wenn Ihr mir nicht so für den Knaben gesorgt hättet. Gott segne Euch, Ben, und ehe Ihr abreist, müßt Ihr auch einmal kommen und seine Mutter besuchen!“

Jenun, ich ging einmal hin in das Haus und sah eine schöne, hübschgekleidete alte Dame. Die beiden Leutchen hätten wohl keine weiteren Kinder mehr bekommen, und gerade darum hatten sie ihren Jungen um so lieber.

„Das ist Mister Stevens, meine Liebe,“ sagte er zu ihr. — Ihr werdet es kaum glauben, aber es ist so wahr, als ich hier stehe; die alte Frau kniete buchstäblich vor mir nieder, küßte mir die Hand und weinte, als ob es ihr hätte das Herz brechen wollen.

„Gott segne Euch, Mr. Stevens!“ sagte sie; „Gott lohne Euch all' die Liebe, die Ihr für meinen armen Knaben gehabt habt. Ich werd' es Euch nie vergessen. Ihr müßt diesen Ring hier zum Andenken von mir annehmen, damit Ihr auch bisweilen an mich denkt. Ich werde immer für Euch beten.“ — Seht, hier ist der Ring! sagte Ben, und zeigte mir einen Ring mit einem schönen Brillanten darin. „Jenun, ich nahm ihn an, denn es war mir ganz unbehaglich bei der Sache, daß es die Leutchen sich so zu Herzen nahmen; aber meiner Treu, es schien der alten Dame ganz gut zu thun, daß sie sich so ausweinen konnte, und der Schiffsherr stand auch dabei und wischte sich hie und da eine Thräne ab. Ich mußte zu guter Letzt immer wieder sagen, ich hab' nur meine Schuldigkeit gethan, aber sie wollte es nicht gelten lassen und fuhr fort zu sagen: „Gott segne Euch!“ und weinte auf meine Hand herab, und dann schien sie ohnmächtig zu werden, und so machte ich mich denn aus dem Staube. — Natürlich reiste ich nach Hause, so bald ich konnte, und fand meine Mutter gesund und wohl auf. „Was macht Esther?“ fragt' ich so obenhin, als kümmert' ich mich keinen Pappenstiel um sie. — Die Mutter sah mich sehr strenge an und sagte: „Oh, es geht ihr ziemlich gut!“ — „Ist Fitzjames zurückgekommen?“ fragt' ich. — „Nein, der kommt wohl niemals wieder, der Schuft!“ meinte meine Mutter. Sie hing ihm immer eins an, wenn sich Gelegenheit dazu ergab. Natürlich wußte ich besser, daß er nicht wiederkommen würde.

Am andern Tag suchte ich Esther auf; sie schüttelte mir die Hände und küßte mich, meinte ich sehe übel aus und fragte dann: „Hast Du mir irgend etwas zu sagen?“ Ich weiß nicht, wie es kam, daß sie diese Frage an mich stellte — war's eine Art Ahnung oder so ein Instinkt, wie ihn die Hunde haben. Du liebe Zeit, Herr, ein Weibsbild oder ein Hund weiß immer schon zum Voraus, was Ihr meint, ehe Ihr noch ein Wort sprecht, d. h. in Gefühlssachen. Auch bei manchen Kindern ist dieß Ding sehr stark. Vielleicht sah ich aber auch darnach aus, als wüßt' ich etwas Neues.

„Hast Du ihn gesehen?“ fragte sie mich; — für sie gab es nur Einen „Er“, und sie meinte wohl, mir liege eben so viel an ihm als ihr.

„Ja“, sagt' ich, „Esther, ich hab' ihn gesehen.“

„Wo ist er? Bring mich zu ihm!“ rief sie und sah mich eine Minute lang starr an; dann rief sie: „Nein, Ben, er ist todt! Ich weiß, er ist es; ich sehe es. O Gott, mein Fitzjames ist todt!“ Und sie umklammerte krampfhaft meine Hand und sank in den Stuhl zurück und schloß die Augen. — „Ben!“ fuhr sie dann nach einer kleinen Weile fort, „Ben, sag' mir Alles! Erzähl' mir von ihm! Der arme Bursche! Also todt?“

Ich erzählte ihr Alles was ich wußte, und sagt' ihr dann auch von dem Sixpence. — „Gib ihn mir, Ben!“ sagte sie: „gib ihn mir; es war das letzte Geschenk, das ich ihm gab, ehe . . . .“

Ich gab ihr die halbe Münze und sie küßte sie ganz feierlich, wie wenn es die Stirn des Todten gewesen wäre. Hierauf erzählte ich ihr, was er mir darüber gesagt, daß er es ehrlich und redlich mit ihr gemeint und sie nicht habe verlassen wollen —

„Hat er das gesagt?“ rief sie.

„Ja, Esther; er vermaß sich hoch und theuer, und ich glaube, daß es ihm Ernst war.“

Sie sah mich eine Weile scharf an, dann sagte sie: „Ich dank Dir dafür, Ben; ich bin so froh, daß Du es glaubst. Ich weiß es, er wollte mich nicht sitzen lassen.“ Dann stand sie auf, rief ihren Vater und sagte: „Vater, er wollte mich nicht verlassen. Fragt Ben hier; er hat's ihm mit seinem letzten Athemzug noch betheuerte Nicht wahr, Ben? er hat darauf geschworen? Und Ben selbst glaubt daran — nicht wahr, Ben? Komm', sag' es meinem Vater!“

Ich bestätigte es dem alten Mann und er sagte: „Der arme Kerl! Also auch todt? Jenun, das ist die Sündenschuld!“

„Aber er hat ja Ben betheuert, daß er es ehrlich und redlich mit mir gemeint hatte!“ rief Esther und schien ganz froh. „Ich wußt' es ja von jeher, daß er mich nicht verlassen wollte.“

„Siehst Du denn nicht, daß es keinen Unterschied macht, ob er es ehrlich meinte oder nicht?“ rief ihr Vater; „er hat Dich eben sitzen lassen und Du hast Deinen guten Namen verloren, — und wir den unsrigen ebenfalls durch diese Geschichte, Esther.“

„Ich weiß es, ich weiß es,“ sagte sie weinend; „aber er hat es doch Ben geschworen, daß er mich nicht habe sitzen lassen wollen. Gott lohne es ihm!“ Und sie küßte wieder den Sixpence wie von Sinnen. Ich sah, daß sie in Krämpfe verfallen wollte; darum rief ich ihre Mutter und ging weg, denn ein Mann kann unter solchen Umständen nicht viel Gutes helfen, und ist eigentlich mehr im Wege.

(Fortsetzung folgt).

Kämpfe des Papstthums mit dem Fürstenthum.

Von der Höhe, auf welcher das Papstthum unter Innocenz III. stand, mußte dasselbe in dem Maße herabsteigen, als der allgemeine Geist der Völker zu erwachen und seine Selbstständigkeit zu begreifen anfing; die mündige Menschheit bedarf sein nicht und erträgt es nicht; die Vorzeichen dieser gewaltigen Umwandlung traten merkwürdiger Weise schon zur Zeit seiner höchsten Machtvollkommenheit in jenem Lande ein, das heute ein Bollwerk der Freiheit ist — England. Innocenz hatte über Johann von England einen ungeheuren Sieg errungen; dieser unbesonnene Despot hatte zwar, als der Papst in eine Bischofswahl sich mischte, dies zurückgewiesen und bei den „Zähnen Gottes“ geschworen, er werde, wenn der Bann über ihn gesprochen werden sollte, alle Pfaffen verjagen, den Römern die Nasen abschneiden und die Augen ausstechen; als aber der Papst Ernst machte, den Bann aussprach und den König absetzte, die Unterthanen des Eides entband, da demüthigte sich der feige Despot, entsagt der Krone und nimmt sie vom Papste zu Lehen; die Stände aber erzwingen vom so verächtlichen Könige den großen Freiheitsbrief, die

magna charta, und entsetzen ihn, als er diese verletzt. Da schleudert der Papst den Bann gegen die Stände und ihr Verfassungswerk — aber vergebens: das sich fühlende Volk verlacht den Bann, zum Beweis, daß der Papst despotische Fürsten demüthigen konnte, aber kein freies Volk. Schön leuchtet in dieser beginnenden Emancipation der weltlichen Macht ein deutscher Kaiser, Friedrich II. († 1250), hervor; sein klarer Geist stand über den Schrecken des Aberglaubens; er machte Anstalt, die Welt oom Priesterdespotismus zu erlösen und das Kaiserthum als die höchste weltliche Macht festzustellen. Denkwürdig sind die Worte, die er, als er wegen Verzögerung des Kreuzzuges dem Banne verfiel, offen an sein Volk richtete. „Das ist Roms Art; hinter widerlichen Redensarten, wo Honig über Honig, Oel über Oel aufgetragen ist, oerbirgt sich die unersättliche Blutsaugerin, und während sich der römische Hof, als wäre er die wahre Kirche, meine Mutter und Ernährerin nennt, ist er der Ursprung und die Wurzel aller Uebel. Gesandte gehen unaufhörlich durch alle Lande, nach Willkür bindend, lösend, nicht damit der ächte Same des göttlichen Wortes ausgesteeut werde, sondern um die Freien zu unterjochen, die Friedlichen zu beunruhigen und Geld zu erpressen. Die erste Kirche, welche Heilige in so großer Zahl erzeugte, war auf Armuth und Unschuld gegründet. Jetzt aber will sich die angebliche Kirche in Reichthümern wälzen, auf Reichthümern einherschiffen. Möchten nicht die Ausgearteten, damit die ganze Welt sich verwirre, Kaiser und Könige zu ihren Füßen sehen? Deßhalb oereinige sich die Welt zur Vernichtung dieser unerhörten Tyrannei, diesee allgemeinen Gefahr, und Niemand vergesse, daß, wo des Nachbars Haus beennt, es auch der eigenen Rettung gilt." Später wiederholte der Papst seinen Bann, entband die Unterthanen des Eides der Treue und übergab des Kaisers Leib dem Satan; aber mit Verachtung schreibt Friedrich: „Der Papst, oon dem wir glaubten, er denke nur der Dinge, die da droben sind, ist als Mensch erfunden, ja noch geringer. Er sitzt in seiner Kammer und hält die Wage in den Händen, Wag- und Zahlmeister. Aus den Steuern der Gläubigen bauet er Paläste. Uns ziemt, daß die Christenheit von solchem Hirten nicht länger in der Irre geführt, sondern eine allgemeine Kirchenversammlung berufen werde." Ja zum dritten Male wurden alle Flüche der Kirche auf einem Concile gegen ihn erneut, der Aufruhr gegen ihn geschürt; für abgesetzt wurde er endlich erklärt — aber Alles umsonst; „noch habe ich meine Kronen", rief er, „kein Papst soll ohne Kampf sie mir rauben". Geistig klar, auf des Reiches Größe, des Staates Hoheit bedacht, starb Friedrich unbesiegt; — und bedeutsam glaubten Viele im Volke, daß er, unsterblich, einst, wann die Zeit erfüllt sey, wiederkehren und das Reich der Pfaffen stüezen werde. An diese Beispiele Englands und Deutschlands reiht sich endlich Frankreich im Streite Philipps des Schönen mit Bonifaz VIII. im Jahre 1303 würdig an. Philipp erkennt die Entscheidung des Papstes in seiner Streitsache mit England nicht an: erzürnt schreibt der Papst, welcher Gregors Grundsätze erneuern will: „Wisse, daß der König in geistlichen und weltlichen Dingen dem Papste unterthan ist. Wer anders glaubt, ist ein Ketzer." Aber Philipp antwortete: „Philipp oon Gottes Gnaden König der Franken dem Bonifaz wenig oder gar keinen Gruß. In weltlichen Dingen ist der König oon Frankreich Niemand unterthan; wer anders glaubt ist ein Narr." Wüthend über diese von der heutigen in dergleichen Dingen so grundverschiedenen Sprache schleudert der Papst den Bann gegen Philipp; allein dieser berief die Reichsstände, welche sich für Unabhängigkeit des Königthums vom Papste aussprechen, den Papst der Hexerei und Ketzerei anklagen und sich auf eine allgemeine Kirchenversammlung beriefen, wo der Papst abgesetzt werden sollte, und als dieser den König für abgesetzt erklärt und die Unterthanen des Eides der Treue entbindet, sendet er Truppen nach Italien und läßt den Papst gefangen nehmen, worüber dieser vor Aerger stirbt. Indem aber so dem Papstthum gegenüber die Fürsten sich auf das Nationalgefühl stützten und dies sich erhob, indem eine öffentliche Meinung sich bildete und diese die Vermischung geistlicher und weltlicher Macht verwarf, war das Papstthum als weltherrschende Macht gebrochen. Was ein Gregor vom Papstthum als der Sonne und dem Staate als dem Monde, ein Innocenz oom Papste als Statthalter Gottes und der Kirche als dem Gottesreiche hienieden, ein Bonifaz vom Papste als dem Inhaber auch des weltlichen Schwertes geredet, war vorüber, für immer vorüber. Englands Reichsstände, die für des Volkes Freiheiten, Deutschlands Friedrich, der für des Kaiserthums Hoheit, Frankreichs Philipp und Reichsstände, welche für die Unabhängigkeit des Königthums und Landes eintraten, sie begründeten jene Anschauung, welche durch die Reformation sich zum Bewußtseyn des Staates als des Trägers göttlicher Ideen vollendete; zu jenem Bewußtseyn, das vor unsern Augen in Baden und Württemberg die denkwürdigen Konkordatskämpfe gegen die Eingriffe des Papstthums in die Hoheit des Staates siegreich führte, und auch in Hessen, ja nach den jüngsten Erscheinungen bei den Wahlreden auch in Oesterreich siegreich bleiben wird; zu jenem Bewußtseyn, welches endlich allgemeine Emanzipation vom Priesterthum auf seine Fahne schrieb, sie seit drei Jahrhunderten trug und nicht niederlegen wird, bis Friedrichs Werk vollendet ist: „Erlösung der Völker vom Priester-Despotismus."

Gemeinnütziges.

Abgeschnittene Blumen frisch zu erhalten. Auf dem Schlosse Königsitz bei Hannover wurden in dem Garten Versuche mit der von einem Belgier angegebenen Methode ausgeführt, um abgeschnittene Blumen auf längere Zeit, als es bisher möglich war, frisch zu erhalten. Das Verfahren liefert sehr günstige Resultate, weshalb wir es hier mittheilen. Es wurde der Inhalt zweier Eßlöffel voll gepulverter Holzkohle in ein Quart Wasser geschüttet; in dieses Wasser stellte man nun die verschiedenartigsten abgeschnittenen Blumen mit weichen und harten Stielen. Alle diese Blumen erhielten sich im Vergleiche mit solchen oon derselben Art, welche in täglich erneuertes Wasser, aber ohne Zusatz von Kohle, gestellt worden waren, zwei bis drei Tage länger frisch. Dieß hat offenbar seinen Grund darin, daß die Holzkohle das mit vegetabilischen Stoffen geschwängerte Wasser oor Fäulniß bewahrt und das Entstehen jenes üblen Geruches oerhindert, der dem nicht mit Kohlenpulver vermischten Wasser, in welchem sich abgeschnittene Blumen befinden, im Sommer sehr bald eigen wird. Das Wasser hatte sogar am neunten Tage noch keinen üblen Geruch angenommen.

Schuhsohlen aus Metall. Man macht solche jetzt auch von Metall, meist Zinn und Blei oder Kupfer und Zinn. Diese Metallsohlen sind ganz durchlöchert und mit Heroorragungen versehen. Mit ihnen wird Guttapercha so verbunden, daß in gewissen Zwischenräumen das hervorragende Metall und die Guttapercha abwechseln, damit die Sohle nicht zu glatt wird. Das Guttapercha dringt durch die Löcher der Metallplatte und wird über dieser durch eine Brandsohle festgehalten. Die Dauerhaftigkeit dieser Sohlen ist natürlich eine sehe große.

Kleinigkeiten.

Drei Räde'r

haben in der Menschenwelt mehr geleistet und das Menschengeschlecht in seiner Entwickelung weiter gefördert, als irgend Etwas sonst, und es ist bei der Bild- und Denkmalsetzereilust unserer Tage sehr beklagenswerth, daß man die Erfinder dieser Räder nicht kennt, welche die Vergangenheit in ihr Dunkel hüllt. Ich darf die Räder eben nur nennen, um meine Bemerkung zu rechtfertigen: es ist das Töpferrad, das Wagenrad und das Spinnrad. Das sind Erfindungen, die viel Tausende anderer in iheem Schooße tragen; sie sind die Fundamente unseeer Industrie, Gewerbe, unseres Verkehrs und Handels — wer den Faden noch weiter und tiefer hinein spinnen will, wird sich mancher nützlich oerwendeter Stunde erfreuen.

Das Bubengericht zu Berngau in der Oberpfalz. Berngau, eine Hofmark, hatte den Schultheiß oon Neumarkt, oder einen eigenen Richter, der die Geschäfte in dem Orte vornahm. Die Schöppen wurden aus den Edelleuten oder Ehrbarn (Bürgern) gewählt; bei einem solchen Gericht kam nun einmal folgendee Fall zur Verhandlung: „Als einer allhier einst in einem Wasser fast ertrunken wäre, wann ihn nicht ein Nachpar mit einer Mistgreil herausgezogen; der aber beklagt darnach den andern, er hett imme mit dem Greil ein Aug verderbt durch das Herausziehen, da wußten die die Urtheiler baß nicht, was sie vor ein Urtheil sprechen sollten; spricht einer aus der Urtheiler umstehenden Söhnen, man soll ihn wieder in das Wasser fallen lassen, werde ihm der Andere beim Herausziehen mit dem Greil wieder in's Aug greiffen, soll er's ihm büßen, wo nicht, so habe der Kläger nichts zu klagen; darauf ist der Kläger von der Klag abgestanden. Hierauf hat der Pfalzgraf dieß Recht also befreiet, daß auch die Buben alda, neben den Alten etliche Dinge zu verthätigen haben, das wird also das Bueben-Recht genannt."

Die drei ältesten deutschen Zeitungen

sind die „Leipziger Zeitung", das „Frankfurter Journal" und die „Frankfurter Postzeitung". Die Leipziger Zeitung erschien zum ersten Male anno 1660 am 1. Januar oon Timotheus Ritzsch. Das Frankfurter Journal gründete der Buchhändler Egenolph Emmel anno 1615, und der Reichs-Post-Verwalter van der Birghden gab in nummerirten Blättern 1616 das Blatt „Post-Avisen" heraus, das später zur Oberpostamtszeitung wurde. Alle drei erfreuen sich ihres Daseyns heute noch. Der Titel der „Leipziger" ist bemerkenswerth. Er heißt: „Erster JahrGang der Täglich neu einlauffenden Kriegs- und Welthändel oder Zusammengetragene, unpartheyliche Novelles Wie sich die Im Jahre 1660 in und ausser der Christenheit begeben und Von Tag zu Tagen in Leipzig schrifftlich eingekommen. In guter Ordnung und einem vernehmlichen Stilo nebst einem Regîster unter Churfl. Durchl. zu Sachsen gnädigster Freyheit also colligirt von Timotheo Ritzschen, Lips Not. P. C. (das heißt: Kaiserlichem, öffentlichen Notar zu Leipzig.)

Ein neuer Prinz Eugen.

Prinz Aemilius, der edle Ritter,
Wollt dem Kaiser wieder bringen
Das lombardisch Königreich.
Er ließ schlagen einen Brucken,
Daß man konnt' hinüberrucken,
Vor die Ziegen-Insel gleich.

Am 1. April 1861 so eben
Kam ein Spion bei Sturm und Regen,
Sagt's dem Prinz und zeigt's ihm an,
Garibaldi woll' buschiren,
Soviel, als man könn' verspüren,
Mit sechs oder sieben Mann.

Als Prinz Aemilius dies vernommen,
Ließ er gleich zusammenkommen,
Groß und klein' Schandarmerei;
Er thät sie wohl instruiren,
Wie man soll den Räuber schnüren,
Wenn er erst gefangen sey.

Als umgarnt nun war der Walde,
Um zu fah'n den Garibalde,
Wie in seinem Bau den Dachs:
Meld't ein and'rer Herr Spioner,
Daß er 'fisch' in seinem Schooner,
Auf Sardellen oder Lachs.

Prinz Aemil ward sehr betrübet,
Daß er diese Fahrt verübet
In die weite See hinein;
Und weil der nicht kam geschwommen,
Ging er selbst, woher er kommen,
Ueber Damstadt nach Wirenstein.

Freu' dich nur, daß dir's, mein Prinze,
Nicht ergeht wie'm Kater Hinze,
Der auf Mäuse jagen ging,
Und getäuscht durch Reineckś Tücke,
Hangen blieb im Pfaffenstricke,
Und die schönsten Prügel fing.

Eine Mahnung.

Und wieder mahnt die Krebspartei:
„Schirmt, schirmt jetzt nur die Grenzen;
Das And're, wenn der Kampf vorbei,
Wird man Euch schon kredenzen!
Seht Frankreich nach dem Rheinesstrand
Ihr nicht Grlüste zeigen?
Vor'm Schutze für das Vaterland
Muß jede Ford'rung schweigen!“

Ja wohl! Das hat vernommen schon
Das Volk einmal vor Zeitrn
Und weiß nun den Sirenenton
Nach seinem Werth zu deuten!
Vergessen ist das Blut noch nicht,
Das es im Kampf vergossen;
Vergessen nicht das Dankgericht,
Das es dafür grnossen!

Die Redensart vom Vaterland
Bleibt eine hohle Phrase,
So lang man noch mit kecker Hand
Das Volk führt an der Nase!
So lang man auf sein gutes Recht
Sich die Kastanien röstet,
Und es in eitlem Wortgefecht
Nur auf die Zukunft tröstet!

Kommt Noth, o dann bedarf es nicht
Des Ruf's der falschen Heuchler:
Das Vaterland kennt seine Pflicht,
Wie seines Rechtes Meuchler!
Das deutsche Volk weiß nur zu gut,
Was ihm gereicht zum Wohle,
Als daß es aus des Feuers Gluth
Blos die Kastanien hole!

Was nützt ein sturmgeschütztes Haus,
Kann, in des Friedens Schatten,
Kein Mensch darin es halten aus,
Vor Mäusen und vor Ratten?
Wenn mit dem eignen Selbst der Mann
Nach Innen erst im Reinen;
Dann doppelt stolz und kräftig kann
Nach Außen er erscheinen!

Noch ist es Zeit, was man beschwor
Dem Volke zu ertheilen;
Der Feind steht noch nicht vor dem Thor
Und wird damit nicht eilen,
Wenn wohlbestellt er sieht den Bau,
Den morsch und matt er wähnte,
Weil so verdrießlich da zur Schau
Jüngst noch der Michel gähnte!

Drum frisch heraus das gute Recht,
So lang noch lacht der Frieden;
Warm will das jetzige Geschlecht,
Nicht kalt, das Eisen schmieden!

Und kommt der Feind dann doch zum Rhein,
Ein eisern' Wort zu sprechen,
Soll er nicht Einen Ziegelstein
Vom deutschen Haus zerbrechen!

An die Philister.

Der Simson war ein starker Mann,
Schlug nieder die Philister,
Mit einem einz'gen Eselszahn*)
Zehntausend der Philister!

Zehntausend schlug der große Held,
Und doch sind sie so mächtig,
Den Bauch gepflegt, den Sack voll Geld
Stolzirrn sie gar prächtig.

Sie leben froh bei Sang und Klang,
Als gab es niemals Hiebe,
Sie gähnen viel und schlafen lang,
Dem werthen Bauch zu liebe.

Und dennoch fürcht' ich, mit Verlaub,
Ihr lieben Herrn Philister,
Ihr seyd vergeblich blind und taub,
Vom Rheine bis zum Ister.

Denn, wenn es auch kein Simson ist,
Es kommt der, der euch rüttelt,
Der euch die Taschen leert mit List
Und euch die Bäuche schüttelt.

Gebt Acht, ihr werdet munter noch
Und macht ruch auf die Sohlen,
So ibr rs thut zu spät jedoch —
Soll euch der T..... holen!

*) Es war ein Eselskinnbacken, sagt die Schrift.

Die Reaktion.

Es saßen die Deutschen wohl im Verein;
Sie wollten frei, kräftig und einig seyn.

Sie sprachen und riethen viel hin und her,
Wie Deutschland am besten zu einigen wär'.

Die Schwarz-Weißen:

Wir legen die Herrschaft in Preußens Hand,
So kommt uns're Freiheit am ersten zu Stand.

Die Schwarz-Gelben:

Ein starkes und kräftiges deutsches Reich
Nicht denkbar ist's ohne Oesterreich.

Die Schwarz-Roth-Goldnen:

Wir wollen nicht Preußen, nicht Oestreich allein;
Das ganze Deutschland nur soll es seyn!

So saßen sie da und sprachen davon,
Da schlich sich herbri die Reaktion.

Und ehe die Deutschen es recht entdeckt,
Da haben sie wieder im Netz gesteckt.

Schwarz-Weiß! Schwarz-Gelb! Schwarz-Roth-Gold!

Rechnungs-Aufgabe.

Ein Reisender besucht die Sahara und übernachtet bei zwei Beduinen; diese laden ihn zum Abendbrod, wozu der eine 5 Brödchen und der Andere 3 giebt, ein, theilen dasselbe in drei gleiche Theile und essen gemeinschaftlich. Als der Fremde des andern Morgens abreist, zahlt er den beiden Beduinen 8 Francs Belohnung. Wie viel erhält verhältnißmäßig ein Jeder?

Aufgabe.

Vice versa.

Man zeichne auf Papier, oder auf den Tisch sieben Felder



und setze auf die Felder 1 bis 3 weiße und auf 5 bis 7 schwarze Damensteine; das vierte Feld bleibt also leer.

Die Aufgabe ist nun die, durch Ziehen und Springen die Stellung der Steinr so zu verändern, daß die weißen die Stelle der schwarzen und die schwarzen die Stelle der weißen einnehmen. Man bemerkt dabei, daß bei beiden Farben das Schlagen nur vorwärts, nämlich weiß nach rechts, schwarz nach links, geschehen darf, daß aber die Züge beliebig vor und zurück ausgeführt werden können.

Auflösung des „Rebus 3“ in der Sonntags-Beilage Nro. 14 vom 7. April 1861.

Eine Hand wäscht die andere.

Richtige Auflösungen gingen ein von: H. K. — Franz B.t. — Weiß. — Friedr. Bt.

Sonntags-Beilage
zum
Augsburger Anzeigblatt.

Nummer 16. 21. April 1861.

Der Eisberg.

(Fortsetzung.)

Am andern Tage besuchte mich Esther bei meiner Mutter. — „Ben," sagte sie, „hier ist das Pfund, welches ich Dir schulde; es ist das erste Geld, das ich mir bei meinem Hemdennähen erspart habe. Der Herr Vikar und seine Frau sind sehr freundlich gegen mich gewesen; sie drückt mir immer die Hand, wenn sie mich sieht, und als sie mich eines Tages besuchte und mich weinend traf, weil das Kind so krank war, denk' Dir, Ben, da küßte sie mich auf die Stirne und sagte: „Armes Kind!" Mir ist zu Muthe, als ob sie meine Mutter wäre, Ben, so gütig ist sie immer gegen mich."

Ich nahm das Goldstück und gab ihr den Schuldschein, und sah etliche Wochen nichts mehr von ihr. Da erhielt ich eines Tages einen Brief von der Frau des Schiffsherrn, worin sie mich fragte: ob sie nicht etwas für Sands' Verwandte thun könne, denn der Junge, wie Sie merken werden, hatte ihr von Sands erzählt. So ging ich denn zu Esther hinunter, zeigte ihr den Brief und fragte sie, was ich der Dame schreiben sollte.

„Ist der junge Herr viel um ihn gewesen, Ben?" fragte sie.

„Natürlich," gab ich zur Antwort; „er war ja die ganze Zeit mit uns auf der Eisinsel — mußte an seiner Statt die Lampen anzünden, als Sands übel auf war."

„Hieß er denn eigentlich Sands? nicht Fitzjames?"

„Nein, Sands war sein rechter Name."

„Es wäre mir lieb, Ben, wenn ich hingehen und bei der Dame wohnen dürfte, so daß ich in der Nähe des jungen Herrn wäre, der ihn so gut gekannt hat."

Sehen Sie, Esther hätte bei mir wohnen können, nur bracht' ich's nicht über die Lippen, ihr diesen Vorschlag zu machen, und sie schien nicht daran zu denken; — ich sagte also zu Esther: „Ich weiß nicht, ob das der Dame recht ist. Siehst Du, wenn Du Sands' Weib gewesen wärst, dann würd' es ein anderes gewesen seyn."

„Aber er hat mich ja doch heirathen wollen, Ben, nicht wahr?" sagte sie.

„Das ist wohl wahr, aber gethan hat er's ja nicht; übrigens will ich doch hinschreiben und bei der Dame darum anfragen."

„Und Du willst mich dann auch dorthin begleiten, Ben?"

„Esther," sagt' ich, „wenn es Dir nützen könnte, würd' ich jederzeit mein Leben dafür hingeben; ich hab's ja Sands versprochen mit einem feierlichen Handschlage, daß ich für Dich Alles thun wolle, was in meinen Kräften stünde!"

Sie nahm meine Hand in ihre beiden Hände und küßte sie brünstig, aber ich merkte wohl, sie that es nur, weil Er meine Hand berührt hatte. Sie hätte Alles geküßt, was er mit den Händen berührt gehabt hatte. Aber obschon sie mir die Hand küßte, hätt' ich ihr damals doch auf keine Weise sagen können, wie gut ich ihr war. Ich glaube, ich wäre an dem Versuch erstickt. — Gut, ich schrieb also der Dame und sagte ihr Alles von Sands und Esther, und sie verlangte nach ihr und dem Kleinen und nannte sie „Frau Sands." — Esther wollte mir den Brief gar nicht mehr zurückgeben, worin dieß stand, obschon er an mich geschrieben war; aber es lag mir auch nichts daran, so lange es sie glücklich machte. Ich nahm sie also mit nach Glasgow und auf dem ganzen Weg dahin that sie nichts als weinen und von Sands plaudern. Ich brachte sie nach dem Hause des Schiffsherrn, und sie sah die Dame und den Jungen, und ich ließ sie dort und ging auf eine andere Fahrt — und zwar nicht mehr nach Norden, wie Sie wohl denken mögen, denn ich war für eine lange Zeit des Eises satt. Ich hatte noch Geld genug, um lange am Land zu bleiben, aber ich fühlte mich daselbst nie recht behaglich; so legte ich denn einen Theil des Geldes auf meine Mutter an und den Rest auf Esther's Namen, ohne daß sie es wußte, und ging wieder zur See.

Ich erhielt nach einiger Zeit einen Brief von dem — jungen Schiffsherrn, werd' ich nun sagen müssen, in Anbetracht, daß er nicht mehr der Junge auf dem Schiff war, sondern ein schmucker junger Herr in dem Comptoir. — Hier ist er in der Tasche von dem Tagebuch.

Er nahm den alten, fettigen, gelben Brief aus dem Behälter und übergab ihn mir, und mit seiner Erlaubniß schrieb ich ihn später ab. Er lautete:

„Glasgow, NNStreet, 12. August 18—.

Mein lieber Ben! Ich versprach Dir bald zu schreiben, und so will ich denn mein Versprechen erfüllen. Ich bin nun auf dem Comptoir und muß die ganze Quälerei davon durchmachen. Mein Alter sagt: kein Junge tauge etwas als Commis, bevor er nicht die niedrigsten Arbeiten des Comptoirs selber gethan habe. Du und er denken darin gleich, denn ich erinnere mich nun, daß ich auf Deinen Befehl auch die Pardunen hinunter theeren mußte. Ich kriege nicht viel Taschengeld, und doch reicht es aus, weißt Du, Ben; und Tante Nelly hat mir ein paar Pistolen geschenkt. Ich treffe nun unter zehn Schüssen sechs mal ein Kartenblatt auf zwanzig Schritte.

Ich weiß Dir eigentlich sonst nicht viel Neues zu sagen; mein Hals ist wieder gut geworden bis auf eine Narbe, und eine Schramme hab' ich auch am linken Bein an der Stelle, wo ich mich an jenem Tage verletzte, als ich über die Eisblöcke herunterfiel. — Das erinnert mich an Frau Sands. He, Ben, war sie denn wirklich Frau Sands oder Sands' Braut? Du weißt wohl, was ich meine. „Der Junge" hat es ganz mit der Mutter verdorben und mit „Frau Sands" ebenfalls, weil er nicht zum zehntausendsten Mal erzählen will, wie es ihm auf dem Eis ergangen sey. Ich hab' die Geschichte so vielen Leuten erzählen müssen, daß sie mir ganz zum Eckel ist; und Mama verlangt doch, ich solle sie immer und immer wieder erzählen. Und Frau Sands quält mich gar, weil sie immer wissen will, wie er gestorben. Ich mochte Sands gut leiden, das weißt Du ja; aber ich habe ihn ja nicht sterben sehen, und war hernach verrückt, nachdem ich das Segel gesehen, und so konnte ich ihr sehr wenig sagen. Sie hat im Gebetbuch das Gebet verzeichnet, welches der Doktor über ihm las, als sie ihn in die See versenkten.

Jedermann sagt, Du seyest eigentlich ein Narr, daß Du wieder zur See gegangen seyst, aber Du verstehst dieß vermuthlich am besten. Frau Sands ist im Grunde ein hübsches Weibchen, und Mama ist ihr ungewöhnlich gut, — behandelt sie eher wie eine leibliche Tochter, als wie eine Dienerin, und es paßt sich auch eher für sie. Ich kenne viele Mädchen, welche trotz ihrer Seidenkleider nicht halb so viel Anstand und Anmuth haben wie sie. Sie besorgt mir meine Wäsche und Kleider, und es fehlt mir seit Wochen kein Knöpfchen mehr an einem Hemde, während ich sonst immer ein Stückchen Zwirn oder Bindfaden bei mir tragen mußte, um einen abgerissenen Knopf zu ersetzen. He, Ben, wenn Du sie heirathen wolltest, ich denke, sie würde Dich nehmen. Ich sah sie jüngst einmal in ihrer Stube über Deinem letzten Brief weinen . . . ."

„Weil darin von Sands die Rede war," setzte Ben erläuternd hinzu.

„Sie ist ja im Grunde nur eine Wittwe, und jeder Mann dürfte auf diesen jungen Sands nur stolz seyn, so schmuck und lustig und kräftig ist der kleine Kerl. Wir sind ganz gute Freunde; er scheint ein Wohlgefallen an mir zu haben, Frau Sands ist nie glücklicher, als wenn ich ihn auf dem Arm herumtrage. Sie meint, ich seye ja um Ihn gewesen, und Er würde ihn auch herumgetragen haben — nämlich Sands.

Und nun gehab' Dich wohl, alter Junge! ich danke Dir, daß Du mich mit einem knöchernen Löffel geätzt hast. Mama trägt den Löffel, glaub' ich, immer in ihrer Tasche herum. Wenn Du einen Freund bedarfst, Ben, oder Geld, oder sonst etwas, so weißt Du, wo Du es bei Deinem Jungen findest, wenn er auch nun kein Junge mehr ist.

Von Herzen Dein

Fred. Trelawney."

Ich bekam noch mehrere derartige Briefe auf dieser Reise, aber von meinen Angelegenheiten war darin nicht die Rede. Er pflegte nur von sich selbst zu schreiben, wie junge Leute gewöhnlich thun. Zuweilen erwähnte er darin auch Esther, jedoch nicht mit vielen Worten; er sagte höchstens, es gehe ihr gut, sandte mir einen Gruß von ihr oder dergleichen. — Ich blieb ungefähr ein Jahr lang aus, und bei der Heimkehr ging ich natürlich nach Glasgow, um sie Alle zu besuchen. Die Frau des Schiffsherrn schüttelte mir die Hand, und Esther küßte mich, so kalt sie nur konnte, just als ob ich ihr Bruder gewesen wäre, während mir zu Muth war, als sollt' ich sie umfassen und nicht wieder los lassen, und ich mich nur zusammen nehmen mußte, um mich nicht zu verrathen. Da sie aber wieder von Glasgow wegging, um ihre alten Eltern zu verpflegen, so reisten

wir zusammen, und die Reise hindurch schwatzte sie wieder ausschließlich nur von Sands, bis mir beinahe darob übel wurde; doch ließ ich sie's nicht merken, weil ich sie gerne reden hörte; sie hatte ein solch anmuthiges Wesen an sich, das Einem ganz wohl zu Muthe machte, gleichviel was sie auch sagte, und man hätte es nicht über sich gewonnen, ihr zu zeigen, daß Einem nicht Sands der angenehmste Gegenstand der Unterhaltung war.

Wir kamen nach Hause — ich wohnte bei meiner Mutter, und sie bei ihren alten Eltern. Ich nahm Dienste auf einer Schiffswerfte als erster Tafelmeister, und dachte nicht daran, wieder in See zu gehen. Ich besuchte sie nun jeden Tag, liebkoste ihren Jungen und schaukelte ihn auf dem Knie, und er ward bald mit mir vertraut und nannte mich „Papa". Sie hatte gar nichts dagegen, — nein, es schien sie eher zu freuen. — Eines Tags — ich mochte etwa sechs Wochen zu Hause gewesen seyn — sagte meine Mutter zu mir: „Ben, Du könntest ebensogut hingehen und Esther bitten, daß sie bei uns wohne; Du steckst so oft bei ihr, daß die Leute schon davon reden."

„Mutter", sagt' ich und ward ganz roth, „wollte Gott, die Leute kümmerten sich mehr um ihre eigenen Angelegenheiten!"

„Nun ja," meinte sie, „das thun sie aber nicht und werden's nicht thun. Und ich sage Dir das nur, weil es Esthern in's Gerede bringt!"

Das wurmte mir. Noch am selben Abend ging ich zu Esther hinab und sagte zu ihr: „Esther, so kann ich's nicht mehr länger treiben. — Esther, ich werde krank und der Fluß steht mir allzu verführerisch aus im Mondschein, als daß ich mich sicher fühle. Ich werde noch einen verzweifelten Streich machen, denn ich bin bisweilen gar nicht mehr Herr meiner selbst. Esther, Du mußt meine Frau werden!"

„Ich könnte Dich nicht glücklich machen, wenn ich es thäte, Ben — ich kann den armen John nie vergessen."

„Esther!" rief ich, „wenn Du mich heirathen willst, werd' ich wenigstens glücklicher seyn als jetzt. Ich brauche eine Lebensgefährtin, und ich laufe Dir immer hieher nach und die Leute klatschen darüber — nicht die Männer, verstehst Du," sagt' ich und zeigte ihr meine geballte Faust; „für diese wüßt' ich schon ein Mittel, um ihnen das Maul zu stopfen. Aber das Weibervolk ist's, Esther, und ich kann diesen kein Schloß vor die ungewaschenen Mäuler legen. Sie sind immer so freundlich gegen ihr Geschlecht — zumal gegen diejenigen, die ein Unglück gehabt haben."

„Sie klatschen also über uns, Ben?" fragte sie.

„Ja, das thun sie, und daher ist es besser, wir heirathen uns, wenn ich nicht wieder zur See gehen oder die Heimath verlassen soll."

„Ben," meinte sie, „nicht jeder Mann würde mir einen solchen Antrag machen, — mir, die ihren guten Ruf verloren und einen Knaben hat."

„Bah, ich thue es dennoch, Esther."

„Nun denn, Ben, so will ich Deine Frau werden. Ich kann Dir nicht dieselbe Liebe geben, wie ich sie für den armen John hatte, aber ich will meine Schuldigkeit thun als ein gutes Weib, und ich bin's überzeugt, Du willst meinem Knaben ein Vater seyn, nicht wahr, lieber Ben?"

Dieß sagte sie so kalt, als hätt' ich sie zu einem Spaziergang eingeladen oder sonst die gleichgültigste Sache mit ihr verhandelt. Ich ging nach Hause und erzählte es meiner Mutter; sie schien darüber erfreut und mochte denken, es müßte wohl so kommen. Am Abend darauf beim Weggehen steckte mir Esther ein Brieschen in die Hand und sagte: „Ließ dieß, wenn Du nach Hause kommst; Du magst Dich darüber vielleicht noch anders besinnen." — Ich kann noch das Gefühl nicht vergessen, welches mich eiskalt durchrieselte, als sie mir das Brieschen gab. Wie ich nach Hause kam, las ich es — hier ist es, oder wenigstens eine Kopie davon."

Ich las:

„Lieber Ben! Damals in Manchester, als mein kleiner Johnny auf die Welt kam, sagte mir der Doktor, ich dürfe niemals wieder Mutter werden. Ich verstehe diese Dinge nicht, aber er hat mir dieß wirklich gesagt. Ich konnte Dir dieß nicht sagen, weil ich über solche Dinge nicht mit Dir reden könnte; allein ich hielt es für unrecht, Dich zu heirathen, ohne daß Du es erführest.

Mit herzlicher Liebe

Deine

Esther Sands."

Dieß war allerdings sehr niederschlagend für mich, weil ich von jeher die Kinder sehr lieb gehabt habe; es macht Einen zu einem weit bessern Menschen, wenn man so kleine Würmchen um sich herumkrabbeln sieht und sie Einem auf dem Arme einschlafen. Diese Französinnen würden nicht halb so schlimm seyn, denk' ich, wenn sie ihre kleinen Kinder selber säugten und pflegten. Trotzdem aber hatt' ich gar keine Lust, Esther deßhalb aufzugeben, sondern ich dachte, das hätten viele andere Frauen an ihrer Stelle nicht gethan, und ich hielt deßhalb um so größere Stücke auf sie.

(Schluß folgt.)

Das erschlossene China.

In unserer Jugend lernten wir: China ist mit einer ungeheuern Mauer umgeben und birgt seit Jahrtausenden die Geheimnisse einer Cultur, von der wir keine Ahnung haben!

Es gibt kein solches Wunder mehr. Die Engländer und Franzosen waren im Besitz von Peking und haben es — gründlich geplündert.

Eine verhältnißmäßig kleine Schaar Europäer, wenn man die Volkszahl und Bildung der Chinesen bedenkt, nicht viel mehr als jene kühnen und verwegenen Menschen, die mit Cortez einst den Boden Meriko's betraten, hat die Thore des „Reichs der Mitte" gesprengt. Sie ist in eine Stadt eingezogen, die seit mehr als 220 Jahren, als die Tataren China eroberten, nie einen Feind vor oder gar innerhalb ihrer Mauern gesehen. Einzelne Reisende aus dem Westen, die unterwürfigen und leise auftretenden Mitglieder der „Russischen Mission", denen die chinesische Regierung „aus Gnade" einen Sitz in der Hauptstadt erlaubt, die demüthigen Gesandtschaften aus Tibet und der Mongolei dienten bis jetzt den hochmüthigen und spottsüchtigen Bewohnern Pekings allein zur Augenweide und zum Beweise, daß außerhalb China's nur „abhängige Barbaren" wohnten. Jetzt ist der „Sohn des Himmels" nach vier oder fünf Reitergefechten in eiliger Flucht nach Norden, nach Mukden geflohen, der „Todtenstadt" seiner Dynastie.

Aus dem Norden herab stiegen zu Anfang des 17. Jahrhunderts die heutigen Beherrscher China's, die Mandschus. In hartnäckigen, nach asiatischer Art vertilgenden Kriegen verdrängten und besiegten sie die eingeborne Dynastie der Mings. Von den Unterworfenen nahmen sie zum Theil Sitten, Sprache und Gewohnheiten an. Die in mechanischer Hinsicht wunderbar eingerichtete Regierungsmaschine bewegte sich in ihren Händen so gut, wie in denen der ehemaligen Herrscher. Diese sorgfältig abgestufte Bureaukratie, die bis in die letzten Schichten des Volks hinabreicht und freilich nicht allein ein zweitausendjähriges Bestehen, sondern auch eine zweitausendjährige Erbweisheit für sich hat, wird immer dieselben, wie man die Dinge betrachtet, „guten" oder „schlechten" Dienste leisten, gleichviel ob ihre höchste Spitze, der Kaiser, ein Mongole, der russische Czar oder ein englischer Proconsul ist.

Ein absoluter Stillstand während so gewaltiger Zeiträume ist freilich wie nirgends auf der Erde, so auch nicht in China anzunehmen. Aber der beweglichen Natur des Europäers gegenüber erscheint die Bewegungslosigkeit der chinesischen Race allerdings gleichsam angeboren.

Etwas mag der Boden, die vom Vater auf den Sohn sich forterbende gleiche Arbeit und Beschäftigung, Vieles die Erziehung hierzu beigetragen haben.

Man hat das Examenwesen der Chinesen gelobt und wohl gar geäußert, daß in keinem Lande der Welt der Geist mehr bevorzugt würde! Es gibt keinen gröbern Irrthum von dem Wesen des „Geistes", des Denkens überhaupt. Die Chinesen sind ein nachbetendes kein schaffendes Volk. Der Geist besteht nicht in dem Nachsprechen dessen, was Andere vor ihm gedacht, sondern in der Neuschöpfung von Gedanken, Verbindungen und Formen.

In dem Sinne, wie Indier und Europäer sie verstehen, haben die Chinesen, merkwürdig genug, nicht einmal eine Religion. Den eifrigen Buddhisten Tibets gegenüber prahlen sie mit ihrer Glaubenslosigkeit.

Neben der sogenannten „Staatsreligion" besitzt Jeder nach Gutdünken noch seine „besondere Façon, selig zu werden." Was sie ihre „Philosophie" nennen, ist eine Sammlung moralischer und erbaulicher Sprüche, die man bei den verschiedenen Prüfungen hersagt und im Leben vielleicht mit sarkastischen Nebenbemerkungen umherstreut, um sich als „gebildeter Mann" zu zeigen.

Man vergleiche die Sprüche des Confucius und die Vedas der Inder! Die erstern scheint ein Staatsmann außer Diensten, rechtlichen Sinnes, mit einem Auge nach der „Pfauenfeder", chinesischem rothen Adlerorden zweiter Classe, mit dem andern auf das „Ewige und Wahre" blickend — die andern aber „Männer von höherer Geisteskraft als wir" geschrieben zu haben.

Die chinesische Geschichte weiß von rührenden Aufopferungen ganzer Familien für den Thronerben, von der Demuth der Söhne gegen ihre Väter, von weisen und gerechten Fürsten zu erzählen; Helden kennt sie nicht; selbst in ihren Sagen steht keine Gestalt von der Ritterlichkeit des griechischen Achilles, von dem Schlachtenmuth und der Männlichkeit des persischen Rustem. Daß ihre Revolutionen nur in einem Wechsel der Dynastieen bestehen, dieß Schicksal theilen sie mehr oder weniger mit allen asiatischen Völkern. Jede europäische Revolution war bisher noch immer von einer Idee bedingt und beherrscht, die asiatischen sind gedankenlos und geben bei der Masse auf eine Plünderung, bei den Hervorragenden auf den Kaiserthron aus; bezeichnend aber für China ist es, daß noch unlängst, 1856, als die tatarischen Rebellen Nanking eroberten, 30,000 wohlbewaffnete Männer sich „wie die Schafe", sagt ein Engländer, hinschlachten ließen; ähnliche Thatsachen kann man auf jeder Seite der chinesischen Jahrbücher lesen.

Dieß Land und Volk konnte sich in seiner Abgeschlossenheit und Ruhe nur erhalten, so lange ihm, durch die ungeheuern Meere getrennt, die „Barbaren des Westens" fern blieben und die nordi-

dischen Reiter, Tataren und Mongolen, die es wiederholt mit plündernder Faust durchzogen, wie Wetterstürme vorübersausten oder, wenn die Fürsten und Vornehmsten der Sieger sich ansiedelten, dem Einflusse seiner überlegenen Bildung erlagen. Weder die kleine Handels-Colonie der Portugiesen in Macao, an der Südgränze des Reichs, wo Camoëns den größern Theil seiner „Lusiaden" gedichtet, noch die spätern Jesuiten-Missionen, von denen der eine oder andere Sendling des Ordens bis nach Peking vordrang und der Ehre kaiserlicher Audienzen gewürdigt ward, vermochten dauernd diese fast todte und nur durch ihre Schwere noch wirkende und sich erhaltende Masse in Gährung zu bringen.

Widerstandskraft gegen Europa hat China nicht aufzuweisen, schon weil ihm der Enthusiasmus der Religion fehlt.

In Peking stehen jetzt die Barbaren. Mit ihren Kanonenbooten können sie mühelos den Peiho noch höher hinauffahren. Der Weg bis nach Mukden, wohin der Kaiser geflohen, ist weit, führt aber durch ein angebautes, reiches Land; drei Schüsse mit den Armstrong-Kanonen haben genügt, „Wolken tatarischer Reiter" wie Wildgänse durch eine Flintenkugel, in alle Winde zu zerstreuen. Oberhalb Mukden, an der Amurmündung, die ihnen die kurzsichtige chinesische Regierung überlassen, bauen und schaffen sich bereits für den Ausgang dieses Jahrhunderts die Russen ein neues Sebastopol.

Es ist, als ob die Tage nahten, wo alle Völker der Erde, wenn auch nicht gleich einträchtig und friedlich, wie die Dichter und edle, gläubige Herzen es wünschen, durch eine unwiderstehliche Bewegung gezwungen würden, an derselben Culturarbeit theilzunehmen und auf gemeinsamem Wege das zu erreichen, was sie bisher auf getrenntem nicht vermochten. Dieß Reich der Mitte, das von allen Europäern zuerst Marco Polo erblickte und um das sich stets der Schleier des Märchenhaften und Geheimnißvollen spann, geöffnet liegt es da! Was die Phantasie des kühnsten der Menschen, Alexanders, nicht zu träumen wagte, fast namenlose Männer haben es vollbracht! In unserer Zeit scheint der Genius in dem Einzelnen erstorben zu seyn, desto gewaltiger regt er sich in der Masse.

Nicht mehr den Heroen, uns Allen ist es vorbehalten, deutlicher als je, an der Welt-Entwicklung unsern Theil zu nehmen. Gleichviel, ob wir der größte oder der kleinste Nagel ihres Rades sind, mächtiger und herrlicher als je ragen die Ziele, denen wir entgegen streben; aber mächtig, und wir hoffen unbesiegbar, ist auch der allgemeine Drang nach der **Verbrüderung des Menschengeschlechts**.

Adresse der Hannoveraner an ihren König.

„Allerdurchlauchtigster Großmächtigster König,
Allergnädigster König und Herr!

Eine Versammlung unabhängiger Männer aus allen Theilen des Landes, welche hier in Hannover zusammengetreten ist, fühlt sich berufen und verpflichtet, vor Ew. königlichen Majestät in diesen gefahrdrohenden Zeiten ein offenes Zeugniß über die Gefühle, Befürchtungen und Erwartungen des hannover'schen Landes abzulegen.

Die regelmäßigen Vertreter des Landes sind nicht versammelt, auch sind unter ihnen, welche auf Grund eines, den Zuständen unserer politischen Entwickelung nicht mehr entsprechenden Wahlgesetzes und unter ganz anderen Zeitverhältnissen gewählt wurden, so viele abhängige Diener der jetzigen Verwaltung, daß sie die wahre Ansicht der Mehrheit der Bevölkerung schwerlich wiedergeben können. Die einheimische Presse steht unter der Herrschaft von Verwaltungsbehörden, welche nicht gleich Gerichten an bestimmte gesetzliche Schranken sich gebunden erachten und selbst die auswärtige Presse ist durch Entziehungen des Postdebits oder durch die Furcht vor Verboten abhängig geworden.

Und doch thut es heute mehr als jemals Noth, daß des Landes wahre Meinung ungeschminkt und unverfälscht dem Landesherrn offenbar werde.

Von allen Seiten wachsen die Gefahren für Deutschlands und Hannovers Sicherheit und Existenz. In nächster Nähe wagt ein kleines Volk, übermüthig geworden durch die Hoffnung auf mächtige Hilfe und leider auch durch deutsche Schwäche die wichtigsten Interessen Deutschlands und die begründetsten Rechte der deutschen Herzogthümer Schleswig-Holstein hartnäckig auf das Empfindlichste zu verletzen. Oesterreich ringt mit den schwersten inneren und äußeren Bedrängnissen. Große und kräftig organisirte Militärstaaten umgeben die zerrissene deutsche Nation. Schon strecken mächtige Nachbarn, lüstern nach Vergrößerung und ermuthigt durch den Mangel aller einheitlichen Gestaltung der Gesammtkraft deutscher Nation, ihre begehrliche Hand deutlich genug nach deutschen Grenzprovinzen aus.

Das deutsche Volk, ohne Schutz seiner Küsten, ohne eine heute allen selbstständigen Nationen unentbehrliche Kriegsflotte, ohne ein nach einheitlichem Plan organisirtes und geleitetes Heer, steht diesen Gefahren schwach und mangelhaft gerüstet gegenüber. Ohne Beispiel in der Geschichte fühlt ein Volk von 40 Millionen, tapfer von Natur und voller Hilfsquellen durch die Arbeiten eines langen Friedens, sich inmitten Europa's unsicher und in seiner unabhängigen Existenz bedroht.

Große Opfer, gewaltige Anstrengungen werden erforderlich seyn, diese Gefahren zu überwinden, und wie in den Jahren 1813 bis 1815 wird an die Seite des seinen alten Ruhm immerdar bewährenden regulären Militärs in kräftigem Aufschwung das deutsche Volk treten müssen, in dessen Muth und Opferfreudigkeit allein Rettung zu finden ist.

Soll das Volk aber solchen Muth und solche Opferfreudigkeit entwickeln, sollen seine Anstrengungen nicht vergeblich seyn, so thut es vor Allem noth, daß den berechtigten Wünschen und Bedürfnissen desselben in vollem Umfange entsprochen werde. Wohlfühlen muß sich der Deutsche in seiner Heimath, um sie mit Erfolg vertheidigen zu können.

So ist es, mit Schmerz sprechen wir es aus, in unserm Lande nicht. Eine von Ew. k. Majestät hochseligem Herrn Vater mit den Ständen des Landes auf gesetzlichem Wege vereinbarte Verfassung, unter deren Herrschaft die Wohlfahrt des Königreichs in raschem Emporblühen begriffen war, ist beseitigt durch einen unberechtigten Eingriff des Bundestags, und an die Stelle des alten Verfassungsrechts ist eine Verordnung getreten, welche keine Gewähr für gesicherte Zustände und eine gedeihliche Entwickelung darbietet.

Fast alle Freiheitsrechte des Landes sind gefallen, die Freiheit der Presse, der Versammlung, ja selbst der Bitte auf das Wesentlichste beeinträchtigt. Ein Ministerium, dem das Vertrauen des Landes völlig fehlt, hat die Einwirkung der Vertreter des Landes auf die Verwaltung des politischen Körpers auf ein äußerstes Maß zurückzuführen gewußt, die früher so blühenden Finanzen des Landes ernstlich gefährdet, die Steuerlast schon jetzt im Frieden erheblich vermehrt, die Selbstständigkeit der Städte und Communen wesentlich beschränkt und seine Aufgabe überhaupt darin gesucht, in immer größerer Ausdehnung an die Stelle lebendiger Theilnahme des Volks an der Verwaltung von Staat und Gemeinde die vorgeschriebene Thätigkeit öffentlicher Diener zu setzen, welche es durch eine veränderte Gesetzgebung und Praxis fast unbedingt abhängig gemacht hat.

Dieß Alles hat im Königreiche eine tiefe und durch alle Kreise verbreitete Mißstimmung hervorgerufen, eine Mißstimmung, welche, in solchem Umfange gefährlich in allen Zeiten, unter den jetzigen schwierigen Verhältnissen das Heil und die Zukunft unseres Landes im innersten Kerne zu zerstören droht.

Nach unserer innigsten Ueberzeugung giebt es nur einen möglichen Weg heilsamer Umkehr —

Beseitigung des jetzigen Verwaltungssystems,
Wiederherstellung des alten verfassungsmäßigen Landesrechts.

Dann, allergnädigster König und Herr, wird das hannover'sche Volk wie in den Tagen der Abschüttelung der Fremdherrschaft alle Opfer willig tragen, allen Gefahren freudig und muthig entgegengehen und nach altem Brauche überall da in vorderster Reihe stehen, wo es gilt, deutsches Recht und deutsche Freiheit zu vertheidigen.

Dieß ist unsere freimüthige und ehrfurchtsvolle Bitte. Sie ist gethan aus innerstem Herzensdrange. Möge Ew. Majestät sie gnädig aufnehmen und betrachten als den Ausdruck der Auffassung und der Gefühle unabhängiger Männer, welche, hervorgegangen aus den verschiedensten Schichten der Bevölkerung und aus allen Provinzen des Königreichs, vertraut mit der im Lande herrschenden Stimmung, lediglich durch das Gefühl der Pflichten gegen ihr Land und seinen Herrscher sich gedrungen sehen, in so ernster Zeit ihre Stimmen zu erheben, in der Hoffnung, daß bald den Vertretern des Königreichs Gelegenheit gegeben werde, über die Lage des Vaterlandes sich auszusprechen.

Ew. königlichen Majestät treugehorsamste
Bennigsen, Präsident, **Abickes**, Vicepräsident,
Nicol, Vicepräsident, **Werenberg**, Schriftführer, **Heiliger**,
Schriftführer
der Versammlung in Hannover am 8. April 1861.

Gemeinnütziges.

Gefahr der überheizten eisernen Oefen. Diese Gefahr besteht nicht nur darin, daß an diesen Oefen, wenn sie rothglühend werden, sehr leicht Kleidungsstücke Feuer fangen und in hellen Flammen aufgehen können, sondern sie können auch die Luft bis zu dem Punkt verderben, daß diese nicht mehr zum Athmen dienen kann. Gußeisen enthält ungefähr 30 Prozent Kohle, bei der Erhitzung bis zum Rothglühen verbindet sich diese Kohle mit dem Sauerstoff der Luft und bildet die schädlich wirkende Kohlensäure, welche die Personen, die sie einathmen, einschläfert und bei längerer Dauer der Einwirkung durch Asphyxie tödten kann. — Der Kopfschmerz, welcher in solchen Fällen hartnäckig zurückbleibt, wird am besten durch Einathmungen von Essigdämpfen gehoben.

Erhaltung des Mehls. Man mache in jeder Mühle mehrere Böden, so daß das Mehl, so wie es vom Steine läuft, durch die Maschine erhoben und flach ausgebreitet wird, anstatt auf die gewöhnliche Art in Säcke zu laufen. Es entsteht nämlich durch die Reibung der Steine in dem Mehle eine starke Erhitzung und Dampf, und wenn man es in diesem Zustande in die Säcke bringt, tritt eine Gährung ein, welche es muffig, weich und klumprig macht.

Der Freiheit Banner!

Frisch auf mein Spiel, laß rauschen deine Saiten,
Im freien Tone schalle hin mein Lied,
Obgleich mein Volk getreten ist im Staube,
Und Reaktion wie früher wieder blüht,
So will ich doch den Muth nicht lassen sinken,
Will aus dem ew'gen Quell der Hoffnung trinken;
Es kann mein Vaterland nicht untergehen,
Der Freiheit Banner wird noch einmal wehen.

Wie stand es da, das Volk im Siegesglücke,
So edel und so groß, so herrlich schön:
Es sprach von Rache nicht, nicht von vergelten,
Vergessen war, was Unrecht uns gescheh'n!
Das hörten sie mit ihren bleichen Wangen,
Und bald vergaßen sie des Herzens Bangen,
Vergaßen Schwur und die gelobte Treue —
Und Reaktion umfluthet uns auf's Neue.

Ha! wie sie bebten vor des Volkes Zorne,
Ohnmächt'gen gleich in Gottes starker Hand;
Wie sie gelobten, daß nun sollte werden
Frei, Einig, Groß und stark das Vaterland,
Das schwache Volk, es hat dem Schwur getrauet,
Geträumt: Ein Vaterland wird aufgebauet,
Ließ Stämme gegen Stämme wieder hetzen —
Nun steht das Land — das Vaterland in Fetzen.

Wir lernten viel, wir haben nichts vergessen,
Vergessen nie — was uns ward zugesagt,
Vergessen nie — welch' edles Blut vergossen,
Und wer im düstern Kerker hat geklagt.
D'rum hört Reaktionäre dieser Erden,
Auch wir, wir können wieder Sieger werden —
Und Mancher, dem man Leiden zugemessen,
Er wird sie nie und nimmermehr vergessen.

Du kleine Schaar, die fest und treu geblieben,
Die sich zur Freiheit offen stets bekannt,
Die offen Freiheit, Gleichheit, Bruderliebe
Als Wahlspruch und als heil'ge Loosung nannt':
Halt' am Panier und schütze deine Fahnen,
Die Zeit eilt flugschnell hin in ihren Bahnen —
Es keimt die Saat, es sprossen auf die Halme,
Die Freiheit winkt mit ihrer Siegespalme.

Es kommt ein Tag, wo wird gerichtet werden
Die Thaten all', die bösen, die gescheh'n, —
Es kommt ein Tag, wo vor dem Licht der Wahrheit
Wird Lüge, Trug und Finsterniß vergeh'n:
Und wenn die Wogen immer höher steigen —
Europa's Völker sich darniederbeugen —
Es kommt — so wahr des Himmels Sterne scheinen,
Es kommt — die heil'ge Freiheit, die wir meinen! —

An die parlamentarischen Waisenknaben.

Kinder, geht zum Sarden hin,
Schaut wie er mit emſ'gem Sinn
Schafft und scharrt mit fleiß'gen Händen,
Wie's da wächst an allen Enden,
Wie ein neuer Bau mit Macht
Sich erhebt dort über Nacht —
Während ihr euch thut versenken,
Ob ihr wagen dürft — zu denken
Während ihr dann kaum gedacht,
Hat er schon die That vollbracht.
Während ihr um ein Novellchen,
Um ein Paar Gesetzes-Stellchen
Feilschet mit den Rechtsgelehrten,
Die sich schmollend von euch kehrten,
Hat er schon in seinem Land
Fertig fast den letzten Band,
Schrieb er schon im neu'sten Lichte
Eine ganze Weltgeschichte.

Kleinigkeiten.

Aus einem geheimen Kabinet.

Fürst. Wenn unsere Nachgiebigkeit nur nicht zu früh kommt!

Minister. Besser als zu spät.

Fürst. Vergessen Sie nicht, lieber Freund, daß gewisse Nationalitäten auf einer zu tiefen Culturstufe stehen und für constitutionelles Leben noch nicht reif sind!

Minister. Alle Nationalitäten sind reif — zum Abfallen.

In Rom.

Papa. Mein Sohn Franz, wie lange denkst du noch hier zu verweilen?

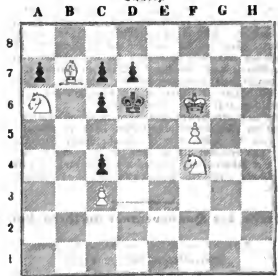
Sohn Franz. Ja, lieber Vater, das wollt' ich Euch eben auch fragen?

Das Kameel

wird von einem alten und zwar ehrwürdigen, aber solchen Posten, auf dem man nie viel mit ihm anzufangen wußte, abgesetzt. Von der Stelle in der Bibel nämlich, in welcher es heißt, ein Kameel gehe leichter durch ein Nadelöhr als ein Reicher ins Himmelreich. In einer uralten, neu entdeckten griechischen Handschrift steht nämlich: Faden statt Kameel. Es fragt sich nun, ob das Kameel an der Stelle ein tiefsinniger Irrthum oder der Faden eine flache Verbesserung ist und ob's den reichen Leuten nun leichter wird, in den Himmel zu kommen. Die betreffende Handschrift scheint die älteste des Christenthums zu seyn, sie besteht aus einer Papyrusrolle, welche, in alten griechischen Lettern geschrieben, das 19. Capitel Matthäi enthält und in Theben in Egypten aufgefunden worden seyn soll.

Schach-Aufgabe 2.

Schwarz.



Weiß.

Weiß zieht an und giebt in fünf Zügen Matt.

Auflösung der „Rechnungs-Aufgabe“ in Nr. 15 der Sonntags-Beilage vom 14. April 1861.

Der 5 Brödchen gab, empfängt 7 Francs und der 3 gab, nur 1 Franc; denn es waren im Ganzen 8 Brödchen, und aß demzufolge ein Jeder der Anwesenden $^8/_3$. Derjenige also, der 5 Brödchen oder $^{15}/_3$ hatte, aß selbst $^8/_3$ und gab dem Fremden $^7/_3$ von seinem Eigenthume. Der Andere hatte 3 Brödchen oder $^9/_3$, aß selbst $^8/_3$ und konnte in Folge dessen dem Fremden nur $^1/_3$ abtreten und so mußte der Erste 7 Francs und der Zweite 1 Franc verhältnißmäßig empfangen.

Richtige Auflösungen gingen ein von: Joh. Gutbrod. — Dan. St......g. — Fanny Rh..n. — G. M.

Auflösung der „Aufgabe Vice versa“ in Nro. 15 der Sonntags-Beilage vom 14. April 1861.

Weiß.	Schwarz.
3 — 4	5 — 3
4 — 5	3 — 4
2 — 3	4 — 2
5 — 4	6 — 5
4 — 6	5 — 4
3 — 5	2 — 3
1 — 2	3 — 1
2 — 3	4 — 2
5 — 4	7 — 5
6 — 7	5 — 6
4 — 5	6 — 4
5 — 6	4 — 5
3 — 4	5 — 3
4 — 5.	

Annähernd richtige Lösungen gingen ein von: Fanny Rh..n. — Dan. St......g.

Sonntags-Beilage
zum
Augsburger Anzeigblatt.

Nummer 17. 28. April 1861.

Der Eisberg.

(Schluß.)

Gut denn, wir wurden durch den Hülfspfarrer getraut, und seine Frau kam zur Hochzeit und küßte meine Esther. Es gibt noch brave christliche Frauen in der Welt, und zu diesen gehörte auch die Frau des Curate mit den grauen Augen. — Wir mietheten dies Häuschen hier neben den alten Leutchen, und lebten hier so glücklich wie nur immer möglich. Sie that ihre Pflicht, wie je eine Frau sie gethan. Ich brauchte nie eine Sache zweimal zu sagen — sobald ich irgend einen Wunsch äußerte, so bot sie auch schon allem auf, um mir denselben zu erfüllen. Meine Ansicht war ihr immer die liebste, wie sie sagte; und ich behielt immer Recht; allein ich weiß nicht wie es kam, ich war doch nicht ganz zufrieden. Sie that alles was sie mir nur an den Augen absehen konnte, und doch — der Himmel weiß wie! — war es nicht ganz das was ich verlangte. Ich weiß gewiß, sie liebte mich, aber wie sie mir damals gesagt hatte: nicht mit derselben Liebe, die sie für John Sands gefühlt hatte. — Wir pflegten oft von ihm zu plaudern, und es brachte mich beinahe um den Verstand, wenn ich sah, wie ihre Augen funkelten und ihr Gesicht glühte, so oft ich ihn lobte. Sie war immer alsdann zärtlicher gegen mich, nachdem ich ihr von Sands erzählt hatte. Sie konnte keinerlei Fehler an ihm sehen. Ich habe zu meiner Zeit viel reden hören von erster und zweiter Liebe und derartigen Dingen, allein meine Ansicht geht dahin, daß eine Frau nur ein einziges Mal mit jener Art von Liebe lieben kann, die keine Fehler sieht — mit jener Liebe, die alle Ansichten und Meinungen des Geliebten annimmt, so daß, wenn man den Mann kennt, man auch die Frau beurtheilen kann.

Nun seht, wenn Leute in diesem Gemüthszustande heirathen, so wachen sie lange, lange Zeit nicht mehr daraus auf — ja meist sogar nie, denn diese Art von Liebe findet man nur selten nach dem zwanzigsten Jahre; es ist wie ein Fieber — wer's gehabt hat, der ist fürder davor sicher. Mag dann diese Liebe auch nicht immer vorhalten, so fühlt doch ein Mann immer, was für eine Liebe er bekommen hat, und er ist nie ganz zufrieden gestellt, ohne die erste Art — wenigstens nach meinem Dafürhalten, und ich habe darin so viel erlebt, daß ich, glaub' ich, aus Erfahrung reden kann. Ich erinnere mich, daß wir eines Abends — es war ungefähr drei Monate nach unserer Verheirathung — mit jemand, der zum Abendbrod bei uns war, viel von Sands gesprochen hatten, und sie war ganz froh und aufgeräumt, wie ich sehen konnte: ich mußte ihr ihn schildern und sie hörte mir zu, als ob sie nie davon etwas gehört hätte. Wir schloffen dann die Hausthüre und gingen zu Bette, und sie schlief ein und hatte dabei noch ihre Hand unter meinem Halse und kehrte mir ihr Gesicht zu. Ich konnte nicht einschlafen, denn ich hatte viel gesprochen und war etwas aufgeregt. Es war eine helle Mondnacht und der Mond schien zwischen den Gardinen herein und gerade auf ihr Gesicht.

Ich lag halb auf dem Rücken, mit dem Gesichte gegen sie — da fuhr sie mir plötzlich mit ihrer andern Hand über mein Gesicht und streichelte mich so zärtlich, als ob ich ein kleines Kind gewesen wäre, und flüsterte: „John! mein lieber, lieber John!" zog dann mein Gesicht zu sich und küßte mich. Das geschah alles von ihr im tiefsten Schlaf, aber beim Himmel, Herr, es war ein Auftritt, den ich nie vergessen werde! Wie mir dabei zu Muthe war! Es war entsetzlich, als ich sie so sagen hörte: „mein lieber, lieber John!" und ich hieß doch Ben. Sie träumte von ihm und er war todt; aber ich konnte es lange Zeit nicht verwinden. Am andern Morgen erzählte sie mir, sie habe von ihm geträumt, daß sie ihn geküßt. Ich sagte ihr nicht, daß ich es zuvor schon gewußt, obschon sie im wachen Zustande gegen mich immer so zärtlich war als möglich; aber Sie begreifen ja, ich fand darin nur den Beweis, daß sie mich nicht so zärtlich liebte, wie ich es mir gewünscht hätte, und ich hätte sie doch nicht auf andere Gefühle bringen können, wenn ich auch noch so viel darüber gesprochen hätte, darum sagte ich es ihr nie.

Später kam es noch einige Mal vor, aber ich pflegte sie dann aufzuwecken indem ich sie berührte oder auf irgend eine andere Weise ihren Traum störte. Sehen Sie, ich konnt' es eben nicht ertragen, — beim Himmel, es ging über meine Kräfte. Denken Sie sich selber in die Lage, mein Herr, wenn Ihre Frau Ihnen zuflüsterte: „mein lieber, lieber John!" und Sie hießen Ben!

So lebten wir ungefähr zehn Jahre mit einander; nächsten Michaelistag werden's fünfzehn Jahre, daß sie starb, in demselben Zimmer, wo ich nun schlafe. Ich weiß nicht, woran sie starb; aber sie siechte lange und ward Jahrelang immer bleicher und hagerer und bei Tag immer träumerischer; endlich ward sie bettlägerig und konnte beinahe sechs Monate nicht mehr aufstehen. Unmittelbar ehe sie starb, hatt' ich ihr nochmals alles erzählen müssen, wie Sands starb und was er gesagt; und sie nahm die beiden Stücke von dem Sixpence in ihre rechte Hand, schloß sie fest ein und sagte mir, man solle ihr dieselben so mit in's Grab geben.

„Noch um Eins möcht' ich Dich bitten, Ben, wenn Du mir die Liebe thun willst," sagte sie zu mir; „aber Du darfst mir deßhalb nicht zürnen!" Als ob ich ihr hätte zürnen können, zumal, wenn sie am Sterben lag! Ich versprach ihr Alles zu thun, was sie nur von mir verlange. Da sagte sie: „Kannst Du mir nicht des armen John's Namen auf den Grabstein setzen, Ben?"

„Ich weiß nicht, wie das angeht, Esther; es ist ja nicht, als ob Du seine Frau gewesen wärest!" — Ich meinte dieß nicht unfreundlich, und sie wußte es, denn wir sprachen immer in dieser Weise darüber.

„Aber er hat mich ja doch zu seinem Weibe machen wollen — nicht wahr, Ben?"

„Ja das hat er, Esther, nach meiner besten Ueberzeugung!"

„Ei nun, kannst Du dieß nicht auf den Grabstein setzen, Ben?"

„Ich weiß nicht, wie sich dieß machen läßt. Aber ich will mit dem Herrn Pfarrer darüber sprechen, damit er darauf sieht, daß es recht werde!"

„Ich danke Dir, Ben," sagte sie; „bist immer ein guter Gatte gegen mich gewesen, — weit besser als ich es verdiente; aber ich habe Dich nicht hintergangen, Ben, nicht wahr? Ich habe Dir ja gleich von Anbeginn gesagt, ich könne Dir nicht ganz so gut seyn, wie ich es dem armen John gewesen — nicht wahr?"

„So ist es, Esther! Du hast mir's gesagt, und ich habe es gewußt und gefühlt; aber Du bist mir ein liebes braves Weibchen gewesen, hast Deine Schuldigkeit gegen mich gethan und ich danke Dir dafür." — Sie sehen, ich konnte nie viel große Worte machen, wenn mir's auch noch so voll um's Herz war.

Des Pfarrers Frau trat gerade damals zur Thüre herein, und Esther's Augen glänzten. Die liebe kleine Frau mit den grauen Augen machte jedermann's Miene freundlicher, wenn sie bei Einem war.

„Esther, kann ich etwas für Euch thun?" fragte sie mein armes Weibchen.

„Ja, mein Junge bedarf einer Mutter, seyen Sie ihm eine solche! wollen Sie?"

„Das will ich, Esther!" sprach sie und trat zum Bette und setzte sich daneben.

„Ben," sagte Esther, „nimm meine Hand und halte sie in der deinigen, mein Lieber!"

Das that ich denn und hielt sie bis sie starb. Kurz vor ihrem Verscheiden sagte sie noch zu mir: „Gott segne Dich, Ben; es thut weh, daß ich Dich verlassen muß, aber ich gehe zu ihm; ich will ihm sagen, Du habest Dein Versprechen gehalten. Schenke seinem Sohne ebensoviel Wohlwollen, als Du mir geschenkt hast, Ben. Gott segne Dich!" — Von da an sprach sie kein Wort mehr, sondern lag eine Stunde lang ganz still und mit geschlossenen Augen da, und ich merkte es erst, als ihre Hand kalt ward, daß sie todt war.

„Kommt, Ben; Ihr müßt jetzt nicht hier bleiben!" sagte die Frau Pfarrer zu mir; „es wird Euch nicht gut thun. Kommt, Ben!" Sie nahm mich an der Hand und ich ergriff die ihrige und sie führte mich herunter in dieses Zimmer und schob mich in den Lehnstuhl, worin Sie noch sitzen. Dann rief sie die Magd und hieß sie fortgehen und irgend Jemand herbeiholen. Ich konnte ihre Hand nicht loslassen, denn mir war, als ob sie mich allein am Leben hielte, und sie überließ sie mir. Ich wähnte, Esther seye nicht todt, so lang ich diese Hand halte. Ich weiß nicht, wie lange sie dieß litt. Esther starb um acht Uhr, und man erzählte mir hernach, der Pfarrer seye dagewesen und habe gesehen, wie ich die Hand seiner Frau in der meinigen gehalten, und habe sie dagelassen, bis ich einschlief — etwa um zwei Uhr Nachts, so daß sie sechs lange Stunden bei mir sitzen geblieben war. Es war die freundlichste, wohlwollendste Handlung, die ich noch je von einer Frau erlebt hatte. Manche mögen das für thöricht halten, aber mich dünkt, es rettete mir den Verstand, denn

mir war, als sollt' ich verrückt werden, als ich Esther's Hand kalt werden fühlte.

Ich begleitete Esther zum Grabe und wir ließen ihr einen Denkstein setzen, der noch auf dem Kirchhofe zu sehen ist, und ließen darauf einmeißeln: „Zum Andenken an Esther, die präsumtive Gattin von John Sands und eheleibliche Frau von Benjamin Stevens.“

„Es wäre für sie zwar einerlei gewesen, ob ich dieß hätte daraufsetzen lassen oder nicht; aber wissen Sie, ich halte immer mein Wort, es ist mir nicht wohl zu Muthe, wenn ich es jemanden nicht halte, außer verrückten Leuten, wann ich ihnen was zugesagt habe, um sie zu beschwichtigen, — was übrigens nicht einmal recht ist, wie ich wohl weiß . . . . .“

— „Und Esther's Sohn?“ fragte ich Ben.

„Ist jetzt Kapitän der „Clara“, die so eben in See ist auf der Fahrt nach Melbourne. Er war fort, als sie starb. Er hatte nicht zur See gehen wollen; aber als ich ihm sagte, die Geschichte seiner Mutter werde doch ab und zu in der Leute Mäuiern wieder auftauchen und ihm manche Unannehmlichkeit und Schwierigkeit bereiten, wenn er am Lande bliebe, so ging er zur See, ist nun schon seit drei Jahren Kapitän und ein ganz tüchtiger Seemann.“

— „Ich sehe, Ihr tragt Eures Weibes Trauring nicht mehr, Ben?“ sagte ich.

„Nein, er ist so klein, ich konnt' ihn über keinen meiner Finger mehr hereinbringen; aber ich trag' ihn an einem andern Orte, wo er darum doch nicht kälter wird, als damals, wo sie ihn am Finger hatte?“

— „Ben, Eure Geschichte ist eine ganz merkwürdige.“

„Mag seyn, daß sie das ist; aber es liegt in manchem Menschenherzen wohl noch eine seltsamere versteckt; und wenn man manches Seemanns Logbuch überläse, würden die Leute zuweilen ordentlich die Augen aufreißen.“

— „Gewiß; — aber Ihr, mein wackerer Alter, erlaubt mir vielleicht einmal, ein Bißchen in den Tagebüchern zu blättern, die Ihr Eure Land-Logs nennt?“

„O ja, mit Vergnügen. Man hat umsonst gelebt, wenn man nicht ein klein wenig Gutes gethan hat; und wer weiß, ob es nicht irgend jemand zufriedener mit sich und der Welt macht, wenn er erfährt, was Ben Stevens auf seiner sechzigjährigen Lebensreise gesehen hat!“ — —

Ich ging über den Kirchhof nach Hause, betrachtete mir Esther's Grabstein und empfand einen aufrichtigen Respekt für den alten Seemann, der mit seines Weibes Trauring auf seinem Herzen herum läuft, — in hohem Grade auch darum, weil er mit seinen schwieligen Händen für sie so hart gearbeitet hatte, daß er den Ring an keinen seiner Finger mehr stecken konnte. Ich hatte mich nachgerade überzeugt, daß eine harte Hand und ein weiches Herz füglich neben einander bestehen können, und ich war innerlich hoch befriedigt, daß sie in meinem alten, biedern, geraden Freunde Ben Stevens so vereinigt sind. —

Das Festessen

bei Gelegenheit der Eröffnung der Kehl-Straßburger Brücke konnte der großherzoglich hessische Minister v. Dalwigk nicht vorübergehen lassen, ohne sich zur Feier des Tages gründlich zu blamiren. „Wenn die Völker glücklich sind, sagte er, ist es zumeist das Verdienst der Regierungen.“ Sonderbar, bei einem so feinen Mahle schämte sich Herr Dalwigk nicht, etwas Aufgewärmtes zu bringen, nämlich die Theorie vom „beschränkten Unterthanenverstand“. Ob das Glück und die Zufriedenheit, welche in Churhessen, Hannover und Schleswig-Holstein herrschen, auch Verdienst der betreffenden Regierungen sind, hat der Redner nicht untersucht. Er gehorchte aber „einem aus dem Herzen kommenden Gefühl“, wenn er die Versammlung ersuchte, auf das Wohl des Kaisers der Franzosen zu trinken. Die Rede kam also aus dem Gefühl und Hr. v. Dalwigk hütet sich selbst, sie als Produkt des Verstandes hinzustellen. „Dieser Kaiser der Franzosen, behauptet der großherzogliche Schicksalslenker, hat durch seine Weisheit und Energie die Revolution erstickt und sich den Dank der ganzen Welt verdient!“ — Gut gebrüllt, Darmstädter! Einige gekrönte Häupter, die jetzt im bloßen Kopf herumgehen, dürften dieses Dankesvotum kaum mit unterschreiben; auch die Völker Europa's, das deutsche voran, möchten der Meinung seyn, daß die Regierungen Louis Philipp's, Lamartine's, Cavaignac's, den Nachbarn weniger Unkosten machten, als die fatale Weisheit eines Napoleon III. Wenn Hr. v. Dalwigk geschwiegen hätte, so wäre er zwar kein Philosoph geblieben, denn das ist er niemals gewesen, aber er hätte sich doch nicht zu einer ernsten Zeit lächerlich gemacht. Möge er in Zukunft bei ähnlichen Gelegenheiten trinken so viel er will, aber nie mehr sprechen! Statt: „Ist kein Dalberg da?“ würden sonst die Vernünftigen fragen: „Ist ein Dalwigk da?“ und sofort den Tisch verlassen. Möge er sich dem Famulus Wagner im „Faust“ anschließen, der da sagt:

Allein der Vortrag macht des Redners Glück,
Ich fühl' es wohl, noch bin ich weit zurück!

Stand der ältern Planeten im Mai 1861.

Merkur, (☿), kommt am 8. Abends 8 Uhr 51 Min. zum Mond, am 19. Abends 8 Uhr 47 Min. ☊, am 22. Morgens obere ☌☉, am 25. Morgens zu ♀ und am 27. Morgens zu ♅.

Venus (♀), uns unsichtbar, im ♉ und ♊, kommt am 10. nach Mitternacht 52 Min. zum Mond.

Mars (♂), im ♋ wird in der Abenddämmerung sichtbar, und kommt 33 Min. nach Mitternacht vom 12. auf 13. sehr nahe zum Mond.

Jupiter (♃), im ♌ und ♍, am 8. Abends in □ ☉, wird am 17. Morgens 5 Uhr 7 Min. vom Mond erreicht.

Satnrn (♄), im ♍ 8 und 9°, zeigt sich am 18. beim Mond und am 24. Morgens 6 Uhr 49 M. in □ ☉.

Uran (♅), in ♊ 12°, wird am 11. vom Mond, am 27. von Merkur und am 28. von Venus erreicht.

Merkurs-Durchgänge.

Die Hauptplaneten Merkur (☿) und Venus (♀) heißen, weil sie der Sonne (☉) näher als die Erde (♁), ihre Bahnen innerhalb der Erdbahn haben, innere Planeten. Sie kommen für die Erde mit der Sonne nie in Gegenschein oder Opposition; dagegen zeigen sie während einer Umlaufszeit zweimal Zusammenkunft oder Conjunction (☌) mit der Sonne, nämlich: obere Conjunction, wenn sie uns am entferntesten, also hinter der Sonne, und untere Conjunction, wenn sie uns am nächsten sind. Durch drei concentrische



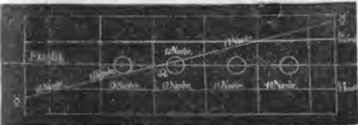
Kreise, Fig. 1, von welchen das Centrum die Sonne (☉), der kleinste die Merkurbahn, der mittlere die Venusbahn und der äußerste die Erdbahn darstellt, läßt sich dieses für Jedermann anschaulich machen. — Es geschieht zuweilen, daß Merkur oder Venus zur Zeit der untern Conjunction (wie der Mond bei Sonnenfinsternissen zur Neulichtzeit) vor der Sonnenscheibe erscheint und vor derselben vorübergeht. Solche Erscheinungen sind unter dem Namen der Durchgänge oder Vorübergänge des Merkurs oder der Venus bekannt. Das nächste derartige Phänomen ist der Merkurs-Durchgang im laufenden Jahr am 12. November. Es wird daher nicht unangenehm seyn, wenn die Merkur-Durchgänge genauer erörtert werden. Läge die Bahnebene des Merkur in der Bahnebene der Erde, so müßte bei jeder untern Conjunction Merkur für unser Auge vor der Sonnenscheibe vorübergeben, ein Durchgang stattfinden. Es bildet aber die Bahnfläche des Merkur mit der Bahnfläche der Erde einen Winkel von 7 Grad, so daß bei der untern Conjunction Merkur entweder über der Sonne (nördlich), oder unter derselben (südlich), oder genau in der Richtung nach der Sonne hin erscheinen kann. Letzteres findet statt oder Merkur erscheint in der Richtung nach der Sonne hin, wenn die untere Conjunction in der Nähe eines der beiden Knoten der Bahn eintritt, sey es in der Nähe des aufsteigenden Knotens (Fig. 1 ☊), also da wo der Merkur nach Norden hin sich über die Erdbahn erhebt, oder sey es in der Nähe des niedersteigenden Knotens (Fig. 1 ☋), da, wo die Merkurbahn nach Süden hin sich unter die Ebene der Erdbahn senkt. Die Länge des aufsteigenden Knotens (☊), d. h. die Entfernung desselben in der Ekliptik vom Widderpunkt (Fig. 1 ♈) beträgt 46° 20′ 33″, die Länge des niedersteigenden Knotens (☋) 226° 20′ 33″. Die Erde befindet sich an jenem Orte in ihrer Bahn am 8. November, an diesem am 11. Mai. Die Sonne erscheint stets an einem Orte in der Ekliptik, welcher von dem jeweiligen Orte der Erde in derselben um 180° entfernt ist. Es erscheint demnach die Sonne am 8. November da, wo die Erde am 11. Mai steht, und am 11. Mai haben wir sie da, wo die Erde am 8. November ist. Es können daher nur um den 11. Mai und um den 8. November Merkurdurchgänge von uns gesehen werden.

Wenn Merkur mehr als 3° 28' in seiner Bahn vom Knoten entfernt ist, so kann ein Durchgang nicht stattfinden; denn dann steht er entweder zu hoch über, oder zu tief unter der Ekliptik, um auf der Sonnenscheibe bei der Conjunction zu erscheinen. Je näher am Knoten sich Merkur bei einem Durchgange befindet, desto näher dem Sonnenmittelpunkte geht er vorüber, und desto größer ist der Weg, welchen er auf der Sonnenscheibe zurücklegt. Bei einem Durchgange durch den Mittelpunkt währt der Vorübergang 5 Stunden, in andern Fällen kürzere Zeit.

In jedem Jahrhundert ereignen sich durchschnittlich 13 solche Erscheinungen. Die im laufenden Säkulum bevorstehenden sind in Fig. 2 angegeben nach Zeit, Größe und Richtung.

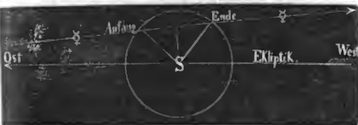


Die Elemente zur Berechnung und zur graphischen Darstellung für die nächste von diesen sind folgende: Am 11. November Abends 7 Uhr 15. Min. m. A. Z. geht Merkur durch den aufsteigenden Knoten (☊);



am 12. Morgens 8 Uhr 11 Min. ist er in unterer Conjunction mit der Sonne, wobei er etwas mehr als 2½ Grad vom Knoten entfernt ist. Durchschnittlich schreitet Merkur jeden Tag gegen 246 Bogenminuten in seiner Bahn fort, während die Erde täglich gegen 60 Minuten macht; also geht Merkur in einem Tag gut viermal soviel vorwärts als die Erde. Wenn Merkur in oder bei der Sonnennähe ist (wie am 12. Nov.), dann ist seine Geschwindigkeit noch größer. Wenn nun von der Sonne aus gesehen Merkur am 12. Nov. in der Richtung nach der Erde erscheint, und am 11. Novbr. in der Richtung nach dem Knoten hin sich zeigt, so mußte die Erde schon am 8. November in der Richtung nach dem Knoten hin gewesen sein, während zu dieser Zeit Merkur noch über 16 Grad von demselben entfernt war.

Der Eintritt oder Anfang, Fig. 4, findet statt 6 Uhr früh und



kann bei uns nicht beobachtet werden, weil die Sonne noch unter unserem Horizont ist. Die Mitte des Phänomens und der kleinste Abstand vom Centrum der Sonne ist um 8 Uhr 1 Min. Die Größe des Abstandes beträgt 11 Bogenminuten. Das Ende der Erscheinung wird seyn um 10 Uhr 2 Min. Vormittags.

Witterungsbericht nach dem 100jähr. Kalender.

Mai.

Vom Anfang bis zum 21. schön und warm; den 22. manchmal Donner und Gewitter, warm und fruchtbar; den 23. trüb und ungünstig; vom 24. bis zum 29. trüb und frostig; gegen das Ende kalt. — Wenn der Weinstock nicht großes Laub hat, wird er erfrieren.

Landwirthschaftlicher Kalender.

Mai.

Feldgeschäfte: Die Saat- und Pflugarbeiten sind zu beendigen; ebenso das Legen der Kartoffeln. Ist der Klee 3 bis 4 Zoll hoch, so gypst man ihn nach Regen oder Thau. — Mittel-Lein und später auch Spät-Lein wird gesäet. In kälteren Gegenden ist es nun auch Zeit zur Gerstensaat. — Hanffelder werden bestellt und fette Dinkel- und Waizenfelder beschnitten. — Die Bewässerung auf Wiesen erfordert alle Aufmerksamkeit, da kräftiges Wasser überall vortheilhaft wirkt. — An Hopfenstöcken sind die schwachen Schößlinge abzuschneiden und die Stangen beizustecken.

Gartengeschäfte: Lüfte die Copulirbänder vom Winter her. Pelze in die Rinde. Kneipe die Spitze ab von Bäumchen, die im Stamme noch schwach sind und keine Seitenäste treiben wollen. Nimm von jungen und schwachen Bäumchen die Blüthen ab bis auf wenige. Säe Kohl aller Art, Thymian, Sommermajoran, Basilicum, Sellerie, Kopfsalat, Endivien und Sommerrettige, Erbsen, Bohnen Kürbisse, Gurken, Melonen. Die schönsten Köpfe von Wintersalat bestimme zu Samen, ebenso von Winterendivien. Verpflanze Gurken und Bohnen aus dem Mistbeet mit ausgehobener Erde. Von Blumen säe: Nelken, Balsaminen, Nachtviolen, Goldlack. Versetze Levkoien, Nelkensenker und Goldlack.

Wald-Verrichtungen: Die Hauungen der Rinden- und Schälschläge in Eichen- und Fichtenbeständen beginnen, so wie Reifstäbe und Korbruthen in Niederwaldungen, welche ebenfalls geschält werden sollen, geschnitten werden. Auf Waldinsekten ist sorgfältigste Aufsicht zu pflegen, und der Forstmann hat dem gegenwärtig einzutreibenden Weidevieh, der Sichelgräserei, dem Bastschälen ꝛc., so wie jedem andern Forstfrevel volle Aufmerksamkeit zu widmen.

Bienenzucht: Bei einem guten Frühjahr fangen die Bienen jetzt zu schwärmen an. Man beobachte dabei Folgendes: Wenn die Bienen vor dem Flugloch stark vorliegen, die Drohnen oder Brutbienen fliegen, so sind sie nicht weit vom Schwärmen, deßhalb halte man die neuen Bienenwohnungen in Bereitschaft. Von Morgens 9 bis Nachmittags 3 Uhr beobachte man die Bienenstöcke. Sind in der Nähe keine Bäume, so stecke man mehrere Pfähle 10—15 Schritte vom Bienenstand entfernt in den Boden, und befestige an diese besenartige Holzzweige, an denen noch Laub ist. Setzt sich ein Schwarm daran, so stellt man den leeren Korb verkehrt auf den Boden, zieht den Pfahl sachte aus und schüttelt den Schwarm in den Korb, worauf man ihn auf das Bienenbrett auf einen Stuhl stellt. Den Korb der jungen Bienen bedeckt man nun gegen die Sonnenseite mit einem Tuche, damit sie Schatten erhalten. Wenn die Bienen beim Fassen nicht in den Korb einziehen wollen, so ist die Königin nicht darin; sie ist daher zu suchen und in den Korb zu bringen.

Viehzucht: Die Wollschur der Schafe beginnt. Lämmer, welche um Weihnachten gefallen sind, lasse man gleich jetzt mit scheeren, die spätern aber erst im Juni oder Juli. Die Grünfütterung des Rindviehes ist sorgfältig vorzunehmen, damit es sich nicht verfange und überfresse. — Pferden, welche man mit getrocknetem Klee füttert, gebe man des Morgens Körner und etwas Heu, Mittags und Abends Klee allein. — Die Keuler (Schwein-Bären) erhalten wegen der Begattung besseres Futter. — Die jungen Gänse kielen, weßhalb man sie mit Haber füttern sollte.

Jagd. (Färbe-Monat.) Die Wachteln werden in den Winter- und Sommersaaten mit Steckgarn auf den Ruf gefangen. — Alle Jagden, Birschen und Schießen sind eingestellt.

Fischerei. Man esse: Aale, Forelle, Hecht, Lachse, Renke, Rutte, Saibling, Schied, Schleie. (Krebse, die ihre Jungen noch nicht abgesetzt haben, sind wieder in's Wasser zu werfen.)

Gemeinnütziges.

Wasserdichtes Papier. Solches Papier ist zur Verpackung vieler Gegenstände sehr zweckmäßig und wird auf folgende Weise hergestellt. Man löst 25 Theile Alaun und 12½ Theile weiße Seife in 100 Theile Wasser, ferner werden 6 Theile arabischer Gummi und 18 Theile Leim in 100 Theilen Wasser gelöst, worauf man die Lösungen mischt und durch das so erhaltene Gemenge die Papierstücke zieht, welche wasserdicht gemacht werden sollen. Man läßt hierauf das Papier trocknen und glättet es, indem man es durch Satinirwalzen gehen läßt. Die Seife bildet bei dem so zubereiteten Papier mit dem Alaun, dem Leim und Gummi eine Schichte, welche bis zu einem gewissen Grade das Papier schützt.

Kleinigkeiten.

Zur Wahl des Berufes.

Aus England wird ein Rechtsfall erzählt, durch den sich ein Knabe dem tyrannischen Willen seines Vaters in der Wahl seines Berufes entzog. Der Junge faßte eine unüberwindliche Abneigung gegen das Schneiderhandwerk, welches er lernen sollte, dagegen große Vorliebe für die Glaserei. Er sagte vor Gericht aus: „Meine Eltern hatten die Absicht, mich das Schneiderhandwerk lernen zu lassen. Ich weiß nicht warum, aber ich habe einen eben so entschiedenen Widerwillen gegen dieses Handwerk — wie ich eine mächtige und unbezwingbare Vorliebe zum Glaserhandwerk habe. Trotz aller meiner Bitten, trotz meines Flehens ließ sich der starre Sinn meiner Eltern, namentlich des Vaters, nicht beugen und ich sollte nun gezwungen werden, zu einem Schneider in die Lehre zu gehen; denn mein Vater hatte bereits mit dem Schneidermeister M. Alles wegen meiner Aufdingung als Lehrjunge geordnet, und ich sah keinen Ausweg, dem verhaßten Schicksale zu entgehen. Da, als ich neulich nach einem abermals fruchtlosen Versuche, meines Vaters Sinn zu ändern, in der Straße verzweiflungsvoll herumging, kam mir der Gedanke, „wenn ich eingesperrt würde, kann ich meinen Dienst in den nächsten Tagen nicht antreten" — und im nächsten Moment flog ein von meiner Hand geschleuderter Stein an die Scheiben eines Juwelierladens; bald darauf war ich, wie ich wünschte, arretirt." Nach diesem sonderbaren Geständnisse stürzte der Bursche seinem Vertheidiger zu Füßen und beschwor ihn, auf seine Eltern einzuwirken, daß er das Glaserhandwerk erlernen dürfe. Die eingeleiteten Erhebungen stellten die volle Richtigkeit seiner Angaben heraus und es war eine ergreifende Scene, den Vater, erschüttert von dem ihm zugestoßenen Unglück und in Schmerz aufgelöst über die traurigen Folgen seines Eigensinns, gegenüber seinem Sohne zu sehen. Unter solchen Umständen war die Untersuchung sehr bald zu Ende. Staatsbehörde und Gerichtshof fanden sich zur Anwendung der gesetzlichen Milde veranlaßt; nach einem Monat war die Strafe überstanden und das Familiendrama beendigt; der Junge trat bei einem Glaser in die Lehre. Ich habe mich oft nach ihm erkundigt, erzählt sein Advokat, und sein Meister gab ihm stets das beste Zeugniß.

Die Bildung des Höhenrauchs beruht nach A. Müller in einer Dishomogenität der Luft. Die Luft erwärmt sich an der Erdoberfläche, sucht sich dann einen Weg nach oben durch die kälteren Luftschichten; hier kann dieselbe aber nicht abgekühlt werden durch Berührung mit besseren Wärmeleitern, sondern gibt ihren Wärmeüberschuß allmählig an die umgebende Luft ab. Daß dem so ist, sieht man nach Verfasser deutlich, wenn man die Sonne beobachtet, die sich auf weißer Kalkwand nahe einem geheizten Stubenofen spiegelt, das Bild zittert, ein aufwirbelndes Gemisch von helleren und dunkleren Streifen. Diese Anschauung vom Höhenrauch läßt das bekannte „Sternschwanken" als einen Theil der Höhenrauchphänomene erscheinen. Das Auf- und Niedersinken der Sterne nahe dem Horizont, besonders über Dachfirsten, erklärt sich durch eine umfänglichere Schicht warmer Luft, die sich vom warmen Dach losreißt und die Gesichtslinie zwischen Beobachter und Sterne durchbricht.

Goldkörner.

Das Unrecht dürfen, und es doch nicht wollen,
Es fliehn, wenn es auch leuchtend glänzt,
Das ist der hohe Sieg, nach dem wir ringen sollen,
Ob ihn der Ruhm auch nicht bekränzt.

Eigennützigkeit, glaub' es, macht selten und nicht lange ihr Glück.

Der Mensch kann was er soll, und wenn er sagt „ich kann nicht", so will er es nicht.

David und Rothschild.

Jener, wem ist's nicht bekannt, war ein mächtiger König der Juden,
Dieser dagegen ist mächtiger Könige Jud.
Beide sind wohl berüchtigt als Freunde des klingenden Spieles, —
Silbertöne entlockt jeder dem Leibinstrument.
Jener saß auf der Bank und spielte nach Noten die Harfe —
Dieser sitzt in der Bank, spielend mit Noten und Geld.
Jenem warf einst aus Haß ein gewaltiger König den Spieß nach, —
Dieser aus Zärtlichkeit wirft Spieße den Königen nach.

Juristisches Examen.

Professor: „Geben Sie mir den Begriff von dos (Heirathsgut)!"

Candidat besinnt sich lange.

Professor: „Nun, Herr Candidat, denken Sie sich einmal, Sie hätten eine Braut und diese bekäme 50,000 fl. mit — was wäre denn das?"

Candidat: „Das wäre ein großes Glück für mich."

Professor: „Und ein noch größeres für uns, dann brauchten wir Sie nicht zu examiniren."

Wo bleibt der Mann?

Ein Mann! Ein Mann! Wo weilt der Mann,
Der Deutschlands Steuer halten kann,
Wenn rings die Fluthen brandend toben,
Vom Abgrund schäumend sprützt der Gischt,
Und hoch am Himmel nachtumwoben
Bald auch der letzte Stern erlischt?
Den Mann! Den Mann! Die Krone für den Mann,
Der uns durch Klippen bricht die dunkle Bahn!

Ein Mann! Ein Mann! O, tritt hervor, —
So ruft ganz Deutschland laut im Chor,
Wo rathlos Fürsten, Bauern, Bürger
Die Schlachtbank vor sich steigen seh'n,
Derweil hohnlachend uns're Würger
Am Schleifstein wetzend lustig dreh'n.
Den Mann! Den Mann! Die Krone für den Mann,
Der stolz den Reichsaar uns erhebt voran!

Ein Mann! Ein Mann! Wo find' ich ihn,
Der für die Freiheit nicht bloß glüh'n,
Der für sie streiten, sterben möchte
Ob seines Vaterlandes Schmach,
Und mit dem Flammberg blutig rächte,
Was Feigheit, Ohnmacht einst verbrach?
Den Mann! Den Mann! Die Krone für den Mann,
Der kühn das deutsche Kreuzschwert löst vom Bann!

Ein Mann! Ein Mann! Laß mir ihn ein,
Der mit dem Wetter schlägt darein,
Der die Philister, ob sie heulen,
Durch seiner Streiche Blitze weckt,
Die Junker, Schergen, Bonzen, Eulen
Mit Donnerkeilen niederstreckt!
Den Mann! Den Mann! Die Krone für den Mann,
Wir folgen muthig ihm auf freier Bahn!

Ein Mann! Ein Mann! Den Heros nennt,
Der fest das Volk zu einen brennt,
Die Schwarzen, Rothen, Gelben, Weißen
Stark um sein mächtig Banner schaart,
Sey's Oestreich, Bayern, Sachsen, Preußen,
Die Eine deutsche Freiheit wahrt!
Den Mann! Den Mann! Die Krone für den Mann,
Der Deutschlands Oriflamme tragen kann!

Ein Mann! Ein Mann! Habt ihr ihn nicht,
Der selbst in's Haar sich Kronen flicht?
Dann wehe! wenn sogar die Berge
Sich bebend beugen vor dem Schwall,
Und eure Schranzen, eure Zwerge
Zu spät bejammern Babels Fall!
Der Mann — der Mann — er wird euch dann ersteh'n,
Wenn Feigheit, Hoffart, Schande untergeh'n.

Rechnungs-Aufgabe.

Die Summe der Quadrate der einzelnen Ziffern einer dreizifferigen Zahl beträgt, ohne Rücksicht auf ihren Rang, 94. Das Quadrat der zweiten Ziffer ist um 7 kleiner als das doppelte Produkt der beiden andern Ziffern, und man erhält, wenn man 396 von der fraglichen Zahl subtrahirt, diese Zahl, nur umgekehrt geschrieben. Wie heißt sie also?

Verkürzungs-Räthsel.

Vier Sylben.

Aus meinen leichten Fäden webst Du
Der Langenweile Sterbekleid.

Drei Sylben.

Nach mir mit allen Kräften strebst Du,
Weil Leben stets Vernichtung scheut.

Zwei Sylben.

Bewahre mich; nur dann erhebst Du
Dich siegend über Glück und Leid!

Auflösung der „Schach-Aufgabe 2" in Nro. 10 der Sonntags-Beilage vom 21. April 1861.

Weiß.	Schwarz.
1) L. B7-A8	1) C6-C5
2) L. A8-H1	2) C7-C6
3) S. F4-G2	3) K. D6-D5
4) S. G2-E3††	4) K. D5-D6
5) S. E3-C4 Matt.	

Richtige Auflösungen gingen ein von: St.e. — J. Bl. — R.l.

Sonntags-Beilage
zum
Augsburger Anzeigblatt.
Nummer 18. 5. Mai 1861.

Kehl.

Die Brücke ist fertig. Frankreich ist Deutschland näher gerückt. Wann werden die ersten französischen Bataillone die Brücke überschreiten? Hat Louis Napoleon nur gewartet, bis sie fertig ist? Er hatte es nicht nöthig; er kennt die Thermopylen Süddeutschlands aus eigener Anschauung. Sind die Spartaner da, die sie vertheidigen? Jedenfalls ist aber Kehl jetzt mehr als früher ein Uebergangspunkt für die französischen Heere nach Deutschland. Nicht auch für die deutschen Heere nach Paris? Wenige Monate werden das zeigen. Daß aber schon lange her Kehl ein ausgesetzter Posten Deutschlands war, möge uns folgende Darstellung aus einer zu wenig gekannten Schrift: „das badische Land und Volk, von Dr. Jos. Bader" zeigen. Band II. S. 204 heißt es:

Kehl ist ein Name, wie Breisach und Philippsburg, der jedem patriotischen Deutschen das Blut der Scham und Entrüstung in die Wangen treibt. Denn die Geschichte dieser ehemaligen Festung spiegelt uns mit ermüdendem Eindrucke die trostlosen Verhältnisse des spätern deutschen Reiches nach Innen und Außen ab.

Der Leser mag den Gang über die Wälle der Kehler Reichsfestungswerke mit mir machen. Wir werden wenig Freude an diesem „geschichtlichen Vergnügen" gewinnen; aber es muß immer und immer wieder ins Gedächtniß gerufen werden, was uns aus eigener Schuld getrennt, geschwächt und verdorben hat.

Schon während des niederländischen Krieges von 1672 verrieth der französische Hof seine Absichten auf Straßburg und Kehl, indem er unter einem leicht gefundenen Vorwande durch breisachische Besatzungsmannschaft mit etlichen Brandschiffen am 5. November vor Tagesanbruch die dortige Rheinbrücke zerstören ließ. Die Verhandlungen über den frechen Gewaltschritt zeigten auch im Kleinen schon den verächtlichen Ton, welchen Ludwig XIV. gegen das deutsche Reich anzustimmen begann, und bestätigten neuerdings die traurige Erfahrung, wie wenig sich die Angehörigen dieses unbehilflichen Staatenkörpers eines ersprießlichen Schutzes gegen fremde Verunglimpfung von jeher zu erfreuen gehabt.

Es half weder der Veste Kehl, noch der Stadt Straßburg etwas, daß sie während der fünf rheinischen Feldzüge bis 1678 verschont geblieben; der Feldzug dieses Jahres brachte ersterer den Untergang und ein Jahrdritt darauf fiel auch letztere in die Gewalt des Reichsfeindes — freilich nicht nach den Gesetzen des Kriegs, sondern mitten im Frieden, gegen alles Ansehen des Völkerrechts!

In Folge dieses unerhörten Raubes war Kehl für Frankreich ein wichtiger Platz geworden, daher es der König durch Vauban neu befestigen ließ, „wie zu einem Schlüssel seiner Eroberungen jenseits des Rheines." Am 1. Oktober 1683 legte man den Grundstein dazu. Die neue Festung bildete eine große viereckige Sternschanze mit zwei Hornwerken und einer detachirten Bastion dazwischen, gleichsam als Brückenkopf an dem Rheinpasse von Straßburg.

Frankreich behielt den Platz aber nur bis zum ryswiker Frieden (1697), wo derselbe mit Freiburg, Breisach und Philippsburg wieder an den Kaiser zurückgelangte. Und da nun Markgraf Ludwig Wilhelm ein sonderbares Verlangen nach dem Besitze der kleinen Veste gezeigt und sowohl während der Friedensunterhandlungen im Haag, als bei der Reichsversammlung zu Regensburg seine Schritte darum gethan hatte, so überließ ihm Leopold dieselbe „sowohl zu einiger Satisfaction seiner im letzten Kriege treu geleisteten Dienste, als zum Ersatze seiner durch das Fort Louis an Rheininseln und Ufergeländen erlittenen Schadens."

Aber welch ein bitterer Apfel für das Haus Baden-Baden war in der Folge dieser Erwerb! Denn da Kaiser und Reich sich zu Kehl das Besatzungsrecht vorbehalten, so wurde die Festung nicht allein im spanischen Erbfolgekriege durch Villars am 9. März 1703 erobert und bis zum badener Frieden (1714) in feindlicher Hand behalten, sondern hierauf auch der Gegenstand heftiger Irrungen zwischen der Markgräfin Wittwe und dem Commandanten v. Rot.

Es handelte sich zunächst um einen kostspieligen Rheinbau zum Schutze der Festung, wobei der Commandant, auf den Befehl des Reichsfeldmarschalls gestützt, die benachbarten Kreisstände so despotisch behandelte, daß sich dieselben an kaiserliche Majestät wenden mußten und aus der Angelegenheit ein höchst ärgerlicher Handel entstund.

Man hatte am baden-badischen Hofe die Ueberzeugung gewonnen, daß auch beim günstigsten Erfolge des verlangten Rheinbaues, und wenn dadurch die Festung selbst wieder völlig in den alten Stand gesetzt würde, dieses weder dem Reiche, noch dem schwäbischen Kreise, noch dem markgräflichen Hause diejenige Sicherheit gewähren könne, welche das deutsche Publikum davon erwarte.

„Denn betrachtet man", so hieß es, „die Situation und Gründung der Veste Kehl, so ist dieselbe von Frankreich gegen das Reich, blos zur Bedeckung der Straßburger Brücke, erbauet worden, daher sie dem Reiche auch zu nichts dienen kann, als diese Passage zu hemmen, was aber beinahe gar keinen Werth hat, indem der Feind ober- und unterhalb Kehl genugsame Gelegenheit findet, den Rhein zu passiren und die diesseitigen Lande, trotz der Festung, in Contribution, Verwirrung und Schaden zu setzen."

„Auch vermag sich der Ort höchstens acht Tage gegen einen Feind zu behaupten, wobei die Garnison in den Fall gerathen kann, sich à discretion ergeben zu müssen, was doch der großen Kosten für dessen Unterhaltung während der Friedenszeit nicht werth ist. Daher derselbe Ort für keine Paß- oder Grenzfestung, noch viel weniger also für eine Schutzmauer der benachbarten Stände zu halten ist und nun keineswegs eine solch theuere Beachtung verdient."

Trug nun das Haus Baden-Baden mit einigen andern Reichsständen auf die „Rasierung" von Kehl an, so stemmte sich der Herzog von Würtemberg, als Reichsfeldmarschall und ausschreibender Fürst des schwäbischen Kreises, mit leidenschaftlichem Eifer dagegen, und veranlaßte auch den Prinzen Eugen, sich der gefährdeten „Grenzfeste" anzunehmen.

Nachdem aber die Sache durch öffentliche Druckschriften dafür und dawider vielen Lärm gemacht, wobei man einerseits von „falscher Ruhmredigkeit, unerhörtem Despotismus und unerträglicher Landes-Invasion", andererseits von „schändlichen Scharteken und diffamatorischen Lästerimpressen" sprach; nachdem der weitschweifige Schriftenwechsel jahrelang gedauert und vielfache Kosten verursacht hatte, blieb es in der Hauptsache, ächt deutsch-reichisch, — beim Alten.

Nur erhielt die markgräfliche Partei wenigstens die Genugthuung, daß der Kaiser 1730 gegegen den Commandanten v. Rot eine Untersuchungscommission anzuordnen befahl. Denn von Erfolg war dieselbe nicht, da 1733 der polnische Erbfolgekrieg ausbrach und am Rheine wieder seinen Schauplatz fand.

Gleich im ersten Feldzuge überschritt der Herzog von Berwick den Strom mit 42,000 Mann und ließ zunächst Kehl belagern. Die dortige Besatzung war ziemlich stark und leistete tapfern Widerstand, wurde aber am 29. Oktober, nach einer vierzehntägigen Belagerung, zur Uebergabe gezwungen. Die Veste verblieb nun in französischer Gewalt, bis durch die wiener Friedenspräliminarien von 1736 dem Kaiser und Reich alle verlornen Plätze wieder eingeräumt wurden. Am 8. Februar des folgenden Jahres übernahm der neu ernannte Commandant, Graf Ludwig von Fürstenberg, dieselbe aus der Hand des französischen, Eines de l'Olmie.

Um nun Willkürlichkeiten und Anmaßungen, wie sie unter dem General v. Rot geherrscht, für die Zukunft vorzubeugen, veranlaßte der baden-badische Hof den Kaiser, in den Eid des neuen Commandanten auch dessen Verpflichtung gegen den Eigenthümer und Landesherrn der Festung aufnehmen zu lassen. Nicht ohne mehrfache Schwierigkeiten wurde diese Formalität durchgesetzt, und sie scheint auch von Erfolg gewesen zu seyn, da in den Kehler Acten keine Irrungen mehr vorkommen, wie jene rotischen gewesen.

Klagen des Commandanten aber ergingen von Zeit zu Zeit. „Der Rhein gefährde die Festung", hieß es in den 40. und 50er Jahren; „die Werke derselben seyen gar übel zerfallen und bedürfen einer Reparatur höchst nothwendig." Wirklich auch hatte die längere Friedenszeit so einschläfernd gewirkt, daß nicht allein im Festungsgebiete üppige Grasplätze sich bildeten und in den Gräben kleine Gärtlein angelegt wurden, sondern daß man auf den Kreistagen sogar die „völlige Evacuation" der Veste betrieb.

„Und obgleich der Kaiser „in dieser voreiligen Evacuation einen ungemeinen Nachtheil zu des Reiches Ehren erblickte, anderer Folgen davon zu geschweigen", so setzte der Herzog von Würtemberg die kehler Besatzung dennoch auf eine geringe Zahl herab und verhandelte schon darüber, wie das eichene Gebälke der Kasernen und die Quadersteine der Basteien nach Philippsburg zu verbringen wären. Ja, von 1757 an befand sich nur noch ein Feldwebel mit 15 Mann als Besatzung zu Kehl!

Unter solchen Umständen war es möglich, daß große Mißbräuche im Orte einrissen, daß man Steine aus den Mauern brach, die Ge-

K.

bäude beraubte und die Festungsmaterialien verschleppte. Nach einer erfolglosen Untersuchung hierüber zog der schwäbische Kreis seine Mannschaft vollends zurück und trug darauf an, die zu Kehl dem Reiche gehörigen Gebäude und Festungswerke niederzureißen und einer öffentlichen Versteigerung auszusetzen.

Hiegegen erhob der baden-badische Hof eine lebhafte Einsprache — ganz im Widerstreite mit seiner früheren Ansicht. Aber es hatten sich die Verhältnisse von Kehl inzwischen auch sehr geändert, wie uns folgende actenmäßige Darstellung belehrt:

„Das markgräfliche Haus genoß die Wirkung jener Gesinnungen, welche ihm den Besitz der Veste Kehl verschafft hatten, nicht sehr lange. Denn gar bald veranlaßten die Einbrüche des Rheins und die deßwegen erforderlichen Bauten einen Kostenaufwand, welcher mit den Nutzungen des Lehens in keinem Verhältnisse stand. Hiezu kam sodann die Zurücknahme der Kreismannschaft aus der Festung, was den Markgrafen nöthigte, eine eigene Besatzung daselbst zu unterhalten. Und endlich stürzten mehrere Gebäude über ihren Gewölben zusammen, während die übrigen einem ähnlichen Zerfalle entgegensahen."

„Aber alle Bemühungen, den schwäbischen Kreis zu einem Beitrag für die Unterhaltung der ruinosen Werke zu bestimmen, waren vergeblich. In dieser Lage blieb dem markgräflichen Hofe nichts übrig, als auf eine Entschädigung anderer Art zu denken. Er ließ mehrere Commercialversuche anstellen und widmete hiezu, auf Glück und Gefahr hin, abermals nambafte Summen."

„In Folge dieser Verwendung erblühte nun zu Kehl ein weit größerer Handel und Wandel, als man in einem so engen Umkreise vermuthen sollte. Die noch übrigen Gebäude wurden vor weiterem Schaden gesichert und das Leben überhaupt sichtbar verbessert."

„Konnte es daher mit Recht und Billigkeit vereinbarlich seyn, jene Berechtigungen, welche sich ursprünglich, nach dem eigenen Ausdrucke des Reichsgutachtens von 1698, auf unsterbliche Verdienste gründeten, dem baden-badischen Hause, da selbes, nach einem Aufwand so vieler Kosten, erst angefangen, die Früchte seiner Verbesserungen zu ernten, ohne Weiteres zu entreißen?"

Auf diese Einsprache scheint nun zwar die Versteigerung der Veste unterblieben zu seyn, aber der ausbrechende Revolutionskrieg fand sie gleichwohl in völlig verkommenem Zustande. „Den kleinen Schleichhandel mit Straßburg abgerechnet," schrieb Riesbeck schon 1780, „hat Frankreich von der sogenannten Festung Kehl nichts zu befürchten; über die verfallenen Werke aber behauptet das gesammte Corps des heiligen römischen Reiches eifersüchtig seine Gerechtsame."

Indessen hatte sich aus den verschiedenen Ansiedelungen zwischen den verlassenen Wällen eine kleine Stadt gebildet, leider jedoch bloß, um eines der ersten traurigen Opfer jener wilden Kriegszeit zu werden.

„Das abscheuliche Bombardieren der Franzosen," berichtete der kehl'sche Amtmann unterm 16. September 1793 an den Markgrafen Karl Friedrich, „gegen unsere Stadt und Festung fing den 12. früh Morgens um 5 Uhr mit aller Heftigkeit an und dauerte bis den 14. ununterbrochen fort, worauf es bisher ziemlich nachgelassen. Das Haus neben dem hohlen Thor und das Gebäude der evangelischen Kirche geriethen zuerst in Flammen, hernach das alte Zeughaus, die Füsilierkaserne und das Gouvernement."

„Ueberall war an keine Rettung zu denken, und bald ergriff das Feuer noch mehrere Häuser der Stadt. Die Kehler haben sich größtentheils mit Sack und Pack in die benachbarten Dörfer gerettet, und wenn den Diebstählen der Besatzungsmannschaft hätte gesteuert werden können, so würde der Verlust noch nicht sonderlich groß seyn, obwohl der ganze Ort wie eine Einöde aussieht."

Für die Verunglückten und Beschädigten wurde sofort eine Sammlung milder Beiträge veranstaltet, deren Ergebniß noch nicht völlig vertheilt war, als eine neue Gefahr für das arme Kehl hereinbrach — der bekannte Rheinübergang der Franzosen während des 23. und 24. Juni 1796 unter General Moreau.

Eine nächste Folge desselben war die Wiederherstellung der alten Festungswerke durch französische Ingenieure, wobei eine große Anzahl von Häusern in Gefahr standen, dem Befestigungsplane geopfert zu werden. Kam es indessen damit auch nicht zum Aeußersten, so brachte nach dem moreau'schen Rückzuge die Belagerung Kehls durch den Erzherzog Karl, vom 18. September 1796 bis 9. Januar des folgenden Jahres noch größere Verluste über Dorf und Stadt. Hören wir einen Bericht aus dieser Jammerzeit.

„Das Elend der unglücklichen Kehler ist aufs Aeußerste gediehen. Man ist abscheulich mit ihnen verfahren. Die meisten Bürger haben sich nach Straßburg geflüchtet, und im Dorfe Kehl brannten die Franzosen nach und nach alle Häuser (mit Ställen und Scheunen gegen 400 Gebäude) nieder, und beinahe 2000 Menschen wurden dadurch in die verzweiflungsvollste Lage gestürzt. Ohne Obdach, ohne Nahrung, ohne alle Habseligkeiten irren sie umher und erbetteln unter Thränen von ihren Mitmenschen einen Bissen Brod und eine nothdürftige Unterkunft."

„Die Regierung war in der größten Verlegenheit, wie sie solchem Elende nur einigermaßen abhelfen könne; denn der bisherige Krieg hatte schon beinahe alle Mittel verschlungen und noch erfolgten neue Feldzüge im Rheinthal, welches von jeher ein Schauplatz der Verheerungen gewesen."

Im Feldzuge von 1797 befand sich bei dem endlich gewonnenen Kehl eine starke Truppenabtheilung; aber Moreau brachte die Veste dennoch wieder in seine Gewalt, wodurch die wenigen Bewohner mit Einlagerungen beinahe erdrückt wurden, bis der Commandant Bendlet es vermittelte, daß man die Mannschaft in die Casematten und Pulverthürme verlegte. Außerhalb der Festung hausten die Franzosen jedoch in ihrer alten Weise und die meiste Saat, welche in den Bännen von Kehl und Sundheim während der Kriegsläufe hatte angebracht werden können, gieng durch Lager und Schanzarbeiten wieder elend zu Grunde.

„Vor dem Ausbruche des Krieges", sagt ein amtlicher Bericht vom 24. April 1800, „gehörte die Gemeinde Kehl zu den blühendsten der ganzen Gegend. Sie zählte in 400 Häusern beinahe eben so viele Bürger, deren hauptsächlichster Nahrungszweig die Flötzerei und der Holzhandel waren. Durch den Krieg zerfiel dieses Gewerbe, während die schönsten Felder verwüstet und die Rheinwerde abgeholzt, die Wohnungen ausgeplündert und der Viehstand vernichtet wurde."

„Die Belagerung zwischen 1796 und 97 hatte das Dorf all seine Häuser gekostet, und nachdem, durch den Frieden von Campoformio und den Congreß zu Rastatt verführt, viele Unterthanen sich zu Kehl wieder angesiedelt und neue Häuser erbaut, mußten dieselben bei dem wieder ausbrechenden Kriegsgewitter um ein Spottgeld auf den Abbruch versteigert werden. Von allen Familien sind nur 37 in der Heimath geblieben und 25 wohnen zu Sundheim, die übrigen Kehler fanden in den benachbarten Orten eine Unterkunft oder ziehen dieß- und jenseits des Rheins als Bettler umher."

Der Leser erläßt es mir, dieses traurige Gemälde weiter auszuführen und wird sich damit begnügen, daß wir noch beifügen, wie Kehl 1805 von den Franzosen nochmals belagert und geplündert, 1808 an dieselben überlassen wurde, 1815 aber wieder an Baden zurückfiel, wo die Festungswerke demolirt wurden. Wenden wir das Auge von der Vergangenheit auf die Gegenwart, um zu bewundern, was aus der beinahe vernichteten Gemeinde während einer halbhundertjährigen Friedenszeit wieder werden konnte. Es lebt eine unverwüstliche Triebkraft in unseren Bevölkerungen, wo sie von günstigen Lagen und Verhältnissen nur einigermaßen unterstützt werden. Ein so rühriges, ausdauerndes, aufopferungsfähiges Volk aber verdient wohl die Achtung und eine darauf gegründete väterlich weise Theilnahme des Fürsten und seiner Regierung.

Eine Kabinetsordre des Königs Friedrich Wilhelm von Preußen.

Auf Anregung des Kriegsministers ist dem preußischen Garde-Corps in Folge mehrfach vorgekommenen exzessiven Benehmens des Militärs gegen das Bürgerthum ein Tagesbefehl bekannt gemacht worden, in welchem die Offiziere im Sinne der Kabinetsordre vom 1. Januar 1798 an die Pflichten erinnert werden, welche ihnen im Verhältniß zum Bürgerstande und zu den politischen Institutionen des Landes obliegen. Die Kabinetsordre von 1798 lautet wie folgt: „Ich habe sehr mißfällig vernehmen müssen, wie besonders jüngere „Offiziere die Vorzüge ihres Standes vor dem Civilstande behaupten „wollen. Ich werde dem Militärstande sein Ansehen geltend zu ma„chen wissen, wenn es einen wesentlichen Vortheil zu Wege bringt, „und das ist auf dem Schauplatze des Krieges, wo sie ihre Mitbürger „mit Leib und Leben zu vertheidigen haben, allein der Fall. Im „Uebrigen darf sich kein Soldat unterstehen, weß Standes und Ran„ges er auch sey, einen Mitbürger zu brüskiren. Sie sind es, nicht „Ich, welche die Armee unterhalten, in ihrem Brode steht das „Heer der Meinem Befehl anvertrauten Truppen, und Arrest, Kas„sation und Todesstrafe werden die Folgen seyn, die jeder Kontra„venient von Meiner unbeweglichen Strenge zu gewärtigen hat. „Berlin, 1. Januar 1798. Friedrich Wilhelm."

Eine Erinnerung an Sylvester Jordan.

Es war auf dem großen Altan des Heidelberger Schlosses. Ich schaute zum ersten Male hinab und hinaus in die zaubervolle Landschaft, die dort den Blicken ausgebreitet liegt; stand zum ersten Mal vor der schönsten Schloßruine deutscher, vielleicht aller Lande. Von der dort so reichen Geschichte der Vergangenheit zog sich das Gespräch zu der der Gegenwart herüber. Diese war damals noch keine so bewegte, wie die unsere, aber wie Wetterleuchten kommender Ereignisse zuckte es doch schon manchmal durch sie hin, und es gab doch schon manche Namen, die in weitern, als den blos heimischen Kreisen, die zusammen mit des Vaterlandes Recht und Hoffnung genannt wurden. Ein solcher wurde hier genannt. „Wissen Sie", fragte Einer der Gesellschaft, „daß Sylvester Jordan hier ist? Gestern Abend ist ihm ein Fackelzug gebracht worden." Das war damals schon etwas, was eine Stadt in Bewegung setzen konnte. Jordan war eben erst aus der langen Haft entlassen worden, sein männlich Thun, seine ungerechte Einkerkerung war noch in Aller Gedächtniß, Freiligrath's schönes Lied: „Flog zum Himmel eine junge Seele" eben erst durch Deutschland geflogen — was Wunder, daß die Nachricht von seiner endlichen Befreiung von allen patriotischen Herzen mit Freude auf-

genommen wurde, daß sich seine Reise nach Dürkheim, um dort Genesung und Erholung zu finden, zu einer Art Festzug gestaltete? Auf jener Reise war er eben in Heidelberg. Nach Dürkheim ging auch unser Weg, wir konnten ihn also sehen. Wir kamen nach Mannheim. Die wenigen Sehenswürdigkeiten der großen, aber so unendlich einförmigen und langweiligen Stadt waren abgemacht. In unsern Gasthof, den „Weinberg“, denselben, in dem der unglückliche Sand, bevor er zu seiner unheilvollen That ausging, zum letzten Mal gerastet, zurückgekehrt, fand ich das große Zimmer voll von Leuten, meist jungen, männlich schönen Leuten. Man nannte ihre Namen; es waren damals wohlbekannte und wohlklingende: die der damaligen Blüthe der badischen Liberalen; Zeit, Geschick und Partheistimmung hat so vielen ihren Klang geraubt. Ihm, dem nun Todten, der da mitten unter ihnen stand, ist bald das beste Loos gefallen: er starb doch wenigstens auf der Heimatherde. Wir sahen Jordan; aber da nur noch flüchtig. Wir fuhren ihm nach Dürkheim voraus. Es war zur Traubenkurzeit; das damals weit berühmte Gasthaus zu den vier Jahreszeiten stack voll von Kurgästen; spalierbildend standen sie an der Treppe, die vielbekannte Wirthin, „die schöne Anna“, empfangsfeierlich an ihrer Spitze. Wir merkten, daß wir für etwas Höheres angesehen wurden: lachend, ihres Irrthumes gewahr werdend, zog sich die Bewillkommnungsschaar zurück, und etwas verlegen, aus ihrer feierlichen Stimmung herausgerissen, führte uns die deßwegen nicht minder gefällige Wirthin in's Haus. Aber eine Stunde später kamen die Empfangsfeierlichkeiten doch an den rechten Mann. Jordan kam, viele seiner Freunde, Welker, Hecker u. A. mit ihm. Die Reihe der Tafelordnung ward nicht unterbrochen; wir Neuangekommenen saßen getrennt von den Kurgästen alle bei einander. Da kamen wir denn Jordan näher, in freundliches Gespräch. Es waren interessante, belebte Stunden. Er steht noch lebendig vor mir — eine hohe, einfach edle Gestalt, die wohl die Kerkerhaft beugen, aber nicht brechen konnte. Ganz aber freilich konnten sich ihre Spuren damals nicht verleugnen. Blick und Haltung waren matt, das Haar gebleicht seit jener Schreckensnacht, da man den Gefangenen an das Sterbebett seiner Tochter, eben jener, die Freiligrath's oben genanntes Lied beklagt, eskortirte. Er war lebendig im Gespräch, freundlich gegen Jedermann, ernst, fest und doch mild in seinem Urtheil. Sein Eindruck war der eines vollen und ganzen Mannes, eines Mannes nicht falscher, unfruchtbarer Illusionen, sondern des Rechts, dem es ein heiliger Ernst ist um des Vaterlandes Sache, der sein Herzblut für es hingeben, für Dieß sein Theuerstes Alles dulden, tragen kann. Es war ein wunderbar schöner, gesegneter Herbst damals; in seiner Milde lebte der Dulder rasch auf, fand er zeitweilige Genesung; aber Eine Wunde hatte er mit nach Dürkheim gebracht, nahm er ungeheilt wieder mit weg, auch in sein ferneres, bald wieder immer bewegter werdendes Leben hinaus: den Schmerz um seines Vaterlandes Geschick. Und den hat er auch mit ins Grab genommen. Er hat lang gelebt und die Auferstehung seines armen, edlen Landes doch nicht erlebt. Aber in Kampf oder Sieg — es wird dieses seines treuesten und edelsten Streiters nicht vergessen, und **ihm** ist gekommen, freilich später, als der Sänger dachte, was Freiligrath in jenem schönen Liede Grume zu Jordan's Tochter sagen läßt:

„sey zufrieden:
Auch der Tod, Du weißt es, kann befrei'n.
Laß sie Schlösser, laß sie Ketten schmieden —
Frei mit Freien wird Dein Vater seyn!“

Die Bocksaison.

Der 1. Mai, der vielen Menschen in München weit weniger deßwegen interessant ist, weil Blumen blühen, weil die Erde grünt und sich bei Jung und Alt hieran manche angenehme Erinnerungen knüpfen, sondern weil mit ihm die Bocksaison beginnt, ist gekommen. Da indessen Manchen die Entstehung dieser Art Bier nicht bekannt ist, so wird die historische Notiz hier mitgetheilt. Die kränklichen Gesundheits-Zustände der bayerischen Churfürstin Elisabeth gaben ihrem Gemahl Maximilian I. von Bayern Veranlassung, einen englischen Arzt, den er auf seinen Feldzügen kennen lernte, darüber zu konsultiren. Dieser empfahl das Lieblingsgetränk seiner Landsleute „Porter“ genannt, und bestellte einige Eimer. Die Churfürstin fand es für ihre Gesundheit sehr zuträglich; doch da die Herbeischaffung beträchtliche Kosten damals verursachte und das Getränke wegen der Weite des Weges hie und da verdorben ankam, so sandte der Churfürst seinen Hofbräumeister Mathias Staindl mit seinem Sohn nach England, um das Brauen dieses Bieres zu erlernen. Nach Jahr und Tag kamen sie zurück und im Jahre 1623 wurde das erste Porterbier gebraut und am 12. Oktober, am Namenstag des Churfürsten, das erste Glas demselben auf die Tafel gesetzt. Anfangs wurde dieses Getränk blos als Arzneimittel zum Verkauf gegeben, es schmeckte auch Andern wohl und so wurde es in größerer Quantität gebraut und alle Jahre 14 Tage vor und 14 Tage nach dem Fronleichnamstag im Hofkeller für Kranke und Gesunde feil gehalten. Aus einer figürlichen Anspielung auf die Wirkung desselben entstand gleich Anfangs die Bezeichnung „Bock“, welche sich für die Zukunft auch erhalten hat. Den Bock zu brauen und zu verkaufen blieb ein Reservat des Hofes, jedoch bewilligte der Churfürst im Jahre 1638 dem Sohne des Bräumeisters Staindl, der durch eine Heirath mit Anastasia Niedermayer ein Haus am Marktplatz erhalten, als Rekompens, daß er und sein Weib und seine ehelichen Leibes-Erben auf diesem Hause zu ewigen Zeiten den Einbock verleit geben dürfen. Staindl und Niedermayer sind in München bekannte Namen, während das Historische bezüglich des bekannten Bockes inzwischen sich verloren haben mag.

Gemeinnütziges.

Brand an den Obstbäumen betreffend. Wohl wird mit Recht in der landwirthschaftlichen Zeitung für Westphalen auf den Nachtheil hingewiesen, wenn die Obststämmchen in der Baumschule zu geil erzogen würden, weil sie dann gewöhnlich den Brand bekämen, wenn sie in minder fruchtbaren Boden gepflanzt würden; aber wenn dann wieder gesagt wird, daß der Brand von Würmern entstände, so können wir keineswegs beistimmen, da der Brand eine Krankheit verdorbener Säfte ist und die Insekten nur die Folge desselben sind.

Beförderung der Früchte-Entwicklung. Es ist schon lange bekannt, daß durch Benetzen mit aufgelöstem Eisenvitriol die Blätter zu energischem Wachsthum angeregt werden. Du Breuil kam nun auf den Gedanken, die Oberfläche heranwachsender Früchte mit obiger Lösung zu benetzen, worauf sie ein außerordentliches Wachsthum zeigten. Man löst $1^1/_2$ Gramm Eisenvitriol in einem Litre Wasser und bestreicht damit die Früchte in drei verschiedenen Altersperioden, wozu am besten eine Tageszeit zu wählen ist, in welcher die Früchte nicht von der Sonne beschienen werden. Durch diese Manipulation wachsen die Früchte auf Kosten der Blätter und erreichen eine beträchtliche Größe. Wenn gleich dieses Verfahren im Großen nicht auf sämmtliche Früchte anwendbar ist, so würde es sich doch, für die werthvolleren reichlich lohnen.

Viehzucht. Der A. Anzeiger in **Trier** erzählt Folgendes über den Einfluß des Putzens beim Rindvieh. Eine Milchkuh, die daran gewöhnt war, täglich zweimal mit Striegel und Bürste geputzt zu werden, wurde zum Zwecke eines Versuches innerhalb 14 Tagen gar nicht geputzt. Die Milchmenge betrug während dieser Zeit 11 Maß weniger, als in den 14 Tagen vorher bei gleichen Verhältnissen. Bei großem wie kleinem Viehstande ein hübscher Lohn für die aufgewendete Mühe, abgesehen von der bessern Gesundheit des reinlich gehaltenen Viehes.

Kleinigkeiten.

Müller. Also Prinz Plon-Plon soll den Herzog von Aumale jefordert haben?

Schulze. In die Zeitungen steht es, aber ich jlobe es nich.

Müller. Nanu müßte eijentlich noch Franz II. den Prinzen Murat fordern.

Schulze. Ja, und die Königin von Spanien den Prinzen Don Juan.

Müller. Meinetwejen! Jejen solche **Forderungen** der Potentaten würden die Völker jewiß nischt einzuwenden haben.

Konkurrenz

schadet **soliden** Geschäften nicht. Dafür erzählt Dr. **Faucher**, der jetzt in vielen deutschen Städten (wann wohl in Augsburg?!) mit außerordentlichem Beifall volkswirthschaftliche Vorträge hält, einen interessanten Fall aus England. Ein Hutmacher, der Castorhüte zwar theuer aber gut anfertigte, konnte dieselben nur schwer absetzen, weil sie den meisten Leuten zu theuer waren, und ein Vergleich mit andern Hüten fehlte. Er verfiel zuletzt auf den Gedanken, einen zweiten Laden dem seinigen gegenüber zu errichten und darin billigere, aber natürlich auch schlechtere Hüte zu verkaufen. Sein Bruder übernahm diesen Laden, und es verbesserte sich von dieser Zeit an der Absatz der Biberhüte, weil man an der geringen Dauer der billigern bald erkannte, daß jene nicht zu theuer seyen.

Die eherne Stirne.

Wir erfahren aus glaubwürdiger Quelle, daß die braven Einwohner von **Geestemünde** dem Herrn **Grafen von Borries** ein **ehernes Standbild** zu errichten beabsichtigen.

Bei der deßhalb gepflogenen Berathung soll man nur aus ökonomischen Rücksichten dem Erz den Vorzug vor dem Marmor gegeben haben, da nämlich die **eherne Stirn bereits vorhanden** und nur für die übrigen Körpertheile das Rohmaterial noch zu beschaffen wäre.

Staatsschulden. Nach Kolb's Statistik beträgt die europäische Staatsschuld 29,593,333,333 fl. und der jährliche Zins sammt Verwaltungsunkosten 1,050,000,000 fl. An diese Ziffer knüpft der „Arbeitgeber" die von allen Kriegs- und Finanzministern und Volksvertretern wohl zu überlegende Betrachtung: „Wenn man bedenkt, welche Summe von Arbeit in diesem Riesenkapital vorhanden war, welche Anstrengung und Mühe es gekostet hat, dasselbe zusammenzubringen, wie viele Hände und Köpfe in mühsamer Arbeit Tag für Tag jahrelang dabei beschäftigt waren, wie ganze Generationen dazu gehörten, um sich dasselbe allmählig vom Munde abzusparen, wenn man bedenkt, welche Menge den Volkswohlstand fördernder Einrichtungen mit diesem Kapitale hätten geschaffen werden können, und dagegen hält, daß dieses ganze unermeßliche Kapital unproduktiv (nutzlos) verzehrt worden ist und wir statt 1,050,000,000 fl. jährlich einzunehmen, ebensoviel nutzlos ausgeben müssen, so kann man sich eines Gefühles von Bitterkeit über Staatszustände, wo Solches möglich ist, nicht erwehren." Wir wollen sehen, wie unsere Volksvertreter diesem Gefühle Ausdruck geben werden, wenn unser großmächtiges Militär-Budget zur Berathung kommt. So lange die Völker nicht allgemein gegen Krieg und Kriegsbereitschaft ihren Abscheu durch Verweigerung der Real- und Personalmittel aussprechen, so lange wird die Menschheit von dieser Geißel nicht erlöst.

Unsere verwirrte Grammatik.

Den Polen ist verboten worden, in ihren Kirchen für ihr Vaterland zu beten. Wahrscheinlich hat man befürchtet, unser Herrgott verstände polnisch. Wir wollen das von ganzer Seele hoffen; er hat ja auch italienisch verstanden, und wenn er uns Deutsche nicht versteht, so ist sicherlich unsere verwirrte Grammatik nicht allein daran schuld.

Das Cigarrenrauchen hat in der Welt eine so außerordentliche Ausdehnung erhalten, daß die Zahl der jährlich verbrauchten Cigarren kaum zu bezeichnen ist, der Geldwerth viele, sehr viele Millionen beträgt, die — der Mensch in die Luft bläs't, ohne irgend einen wesentlichen Vortheil davon zu haben — was doch am Ende jeder Raucher, zu denen ich seit 48 Jahren gehöre, — zugestehen wird. Das Cigarrenrauchen ist erst seit etwa 40 Jahren in stets wachsende Aufnahme gekommen. Es ist auch für den Geldbeutel „starker Tobak" und verdrängt die **gemüthliche Pfeife** täglich mehr. Da machte machte man Fragen, ob denn das Cigarrenrauchen nicht älter sey, als seine Aufnahme bei uns seit etwa 40 Jahren und etwas mehr? Man weiß, daß die Spanier es mit aus Amerika brachten, nur daß es papierne Cigaretten waren. Also dort haben sie es gelernt. Und von wem? Als Cortez Mexiko einnahm, rauchte der Kaiser Montezuma und alle seine Priester und Hofleute Cigarren, aber nicht in Papier gerollt, sondern gerollte Tabaksblätter. Darnach haben die Cigarren ein respektables Alter! Wer sie aber zuallererst gerollt? das bleibt jedenfalls im Dunkel, und die Cigarrenraucherzunft kann einstweilen noch ruhig seyn: es wird für kein zu errichtendes Denkmal für den Erfinder der Cigarren bei ihnen gebettelt werden! —

Rebus 4.



Auflösung des „Verkürzungs-Räthsels" in Nro. 17 der Sonntags-Beilage vom 28. April 1861.

Unterhaltung. — Erhaltung. — Haltung.

Richtige Auflösungen gingen ein von: **Gg. S. — Gust. H.-J.**

Dissonanzen.

1.

Die Finken schlagen und die Lerchen steigen,
Sie schmettern Freiheitslieder in die Luft,
Die Samen sprengen freudig ihre Gruft,
Um liebend sich zur Sonne hinzuneigen.

In Feld und Wald sich Frühlingsboten zeigen,
Von allen Bergen wallt's wie Opferduft,
Nach Licht und Freiheit jede Stimme ruft;
Das Volk bleibt taub, die trägen Massen schweigen.

Die Massen mein' ich, an sich selbst Verräther,
Bediente *), mehr und weniger als Sklaven,
Planlos die Söhne, stumpf die alten Väter.

Was helfen da geharnischte Sonette,
Was hilft die zorn'ge That von wenig Braven?
Sie sprengen nicht die unsichtbare Kette.

2.

Es muß ein andrer deutscher Marquis Posa
Den Felsen des histor'schen Rechts erschüttern,
Den Fürsten, den Ministern ohne Zittern
Die Wahrheit sagen, aber nicht sub rosa.

Germania! — Du mater dolorosa
Liegst in den Weh'n, wie deine Aerzte wittern,
Indeß dein Volk sich schmückt mit bunten Flittern,
An Poesie sich labt und schlichter Prosa.

Wann wirst du einen Heiland ihm gebären
Sey's im Palaste oder in der Hütte;
O Mutter, sprich, wie lange wird's noch währen?

Laß dieses gute Volk nicht länger harren,
Schick' den ersehnten Gott in seine Mitte!
Es hilft sich selber nicht ein Volk von — Denkern.

3.

Und wenn er kommt — es bleibt dennoch beim Alten;
Was wird geschehen? Wird man ihn verwahren,
Damit das Volk geschützt sey vor Gefahren
Des blöden Aufruhrs? — Nein, man läßt ihn schalten.

Er schadet nicht; er wird nicht neu gestalten
Das Land; das Volk, so kindisch unerfahren,
So wortvertrauend wie vor tausend Jahren,
Hat diese Lehre ganz allein behalten:

Nur wer befiehlt, der hat ausschließlich Rechte,
Und wer gehorcht, der wisse nur von Pflichten;
Es gab von jeher Herren stets und Knechte.

Ist dieß nicht wahr? ist es nicht sehr natürlich?
Muß nicht ein Kind sich nach dem Vater richten?
Herrscht er in seinem Hause nicht willkürlich?

4.

Ob tobend auch sich Wog' auf Woge thürme
Und brandend an der Throne Stufen spritze;
Sie sitzen fest auf ihrem Wolkensitze;
Kanonendonner legt die trotz'gen Stürme.

Sie schlafen sicher hinter diesem Schirme;
Wo Bayonnete starren Spitz' an Spitze,
Da schauen sie beim Leuchten ihrer Blitze
Mit Stolz und Spott herab auf das Gewürme.

Kaum wagt es noch in einer Ständekammer
Ein Einziger, die Stimme zu erheben
Für dieses Volkes langgewohnten Jammer.

Trotz unsrem Murren trabt im alten Gleise
Die Menge hin, genießt ein lustig Leben
Und läßt sich — führen auf die alte Weise.

*) Nach Börne.

Auflösung der „Rechnungs-Aufgabe" in Nr. 17 der Sonntags-Beilage vom 28. April 1861.

Die Zahl heißt **763** (das Quadrat der zweiten Ziffer ist um 6 kleiner als das doppelte Produkt der beiden andern Ziffern).

Richtige Auflösungen gingen ein von: **Kl. Ein Militär. — J. Krauß. — Karl Bi....r. — Sch.**

Sonntags-Beilage

zum

Augsburger Anzeigblatt.

Nummer 19. — 12. Mai 1861.

Kopf um Kopf.

Ein Bild aus Zwickau's Vorzeit.

Als Markgraf Heinrich der Erlauchte im Jahre 1242 vom Kaiser Friedrich dem Zweiten mit der Anwartschaft auf Thüringen belehnt wurde, verlobte er seinen dreijährigen Sohn Albert mit des Kaisers zweijähriger Tochter Margarethe und erhielt von diesem, außer den kaiserlichen Kammergütern im südlichen Pleißnerlande, als Mitgabe noch die drei kaiserlichen Städte Zwickau, Altenburg und Chemnitz um zehntausend Mark Silbers verpfändet. Kaiser Rudolph suchte demselben jedoch das Recht des Pfandbesitzes wieder zu nehmen, unter dem Vorgeben, die Verpfändung sey unrechtlich gegen die Konstitutionen des Reichs geschehen, in der That aber strebte er nur, sich einen Anhang gegen die Markgrafen im Pleißnerlande zu verschaffen. Deßhalb erklärte er die genannten drei Reichsstädte von der geschehenen Verpfändung ausgeschlossen und ermächtigte dieselben, 1273, unter sich eine Verbindung zur Behauptung ihrer Rechte und Freiheiten zu errichten und keine Einmischung irgend einer fremden Obergewalt in ihre allgemeinen Angelegenheiten zu dulden. Diese Verbindung kam zehn Jahre später auch wirklich zu Stande. Sein Nachfolger, Kaiser Adolph von Nassau, ließ sich 1292 in Zwickau huldigen und bestätigte bei diesem Anlasse seines Vorgängers Ausspruch.

Diese Vereinigung währte unter mannigfachen Wechselfällen bis zum Anfange des folgenden Jahrhunderts. 1309 gelangten die drei Städte als Vergütung für erlittene Schäden an Landgraf Friedrich den Ernsthaften und unter ihm wurden sie genöthigt, freiwillig ihrer Reichsfreiheit zu entsagen, während ihnen als Entschädigung gewisse Vorrechte und Privilegien, sowie die gleiche Berechtigung der Bürgerschaft mit dem Adel von Kaiser Ludwig gelassen wurde.

Zwickau, das in Folge einer Theilung zwischen den drei Brüdern an Wilhelm den Einäugigen kam, konnte lange nicht den Verlust seiner Reichsfreiheit verschmerzen; die früheren Einrichtungen bestanden noch immer, denn das Patrizierthum hatte hier seine tiefsten Wurzeln geschlagen. Wie sehr sich Markgraf Wilhelm auch bemühte, die Stadt unter seine unumschränkte Gewalt zu bringen, so hartnäckig waren aber auch die Zwickauer, und besonders der Magistrat darauf bedacht, ihre Vorrechte zu erhalten, und wo sich dieß unbeachtet thun ließ, zu erweitern. So bestand zwischen dem Markgrafen und den Patriziern Zwickaus eine Feindseligkeit, die, wiewohl sie nicht in Thätlichkeiten ausartete, doch fortdauerndes gegenseitiges Mißtrauen und Furcht erzeugte.

Um diese Zeit stand Peter Mergenthaler als Bürgermeister an der Spitze der städtischen Verwaltung. Er war ein herrschsüchtiger stolzer Mann, ein Patrizier von echtem Schrot und Korn, dem die Entsagung der Reichsfreiheit der Stadt tief zu Herzen ging. Er war die Seele des Raths, der gleich ihm trauerte und mit aller Kraft gegen weitere Erniedrigung ankämpfte. Mergenthalers Stolz hielt mit seiner unbeugsamen Strenge und Charakterfestigkeit gleichen Schritt. Sein Wille herrschte im Rathe wie in seiner Familie und wenn er auch nicht die Liebe seiner Mitbürger zu gewinnen vermochte, so konnten sie ihm doch ihre Achtung nicht versagen. Aber er besaß in dem Kämmerer, dem nicht minder stolzen und anmaßenden Franziskus Steuchsing einen Nebenbuhler, der seinen ganzen Einfluß aufbot, um Mergenthaler zu verdrängen und sich an seine Stelle zu setzen. In Allem, was dieser anordnete, trat ihm Jener entgegen und in der That sah er seine Anstrengungen von Erfolg gekrönt, indem sich seine Parthei nach und nach verstärkte und ihm immer deutlicher die Aussicht bot, sich zum Stimmführer der Bürgerschaft zu erheben. Die Kühnheit der Herrschsucht Steuchsings und seine Zuversicht wuchs, da ihn der Markgraf zum Stadthauptmann und Stadtvoigt ernannte, und die Spaltung zwischen den beiden obersten Gewalten Zwickaus erweiterte sich nunmehr um ein Bedeutendes. Eben so wie Mißtrauen und Eifersucht die erste Veranlassung der Feindschaft zwischen Steuchsing und Mergenthaler gewesen, war es auch bei ihren Freunden und Anhängern und Privathaß hatte sie nachmals einander noch mehr entfremdet und ihre Zahl vermehrt.

Wie betrübend aber sonst auch Zerwürfnisse und Partheikämpfe unter den Mitgliedern des Rathes zu seyn pflegen, so erwiesen sie sich doch im gegenwärtigen Falle von einigem Vortheil, indem zum Wohle der Stadt, wenn schon aus viel selbstsüchtigeren Ursachen, die Verwaltung des Vermögens und die Ausübung der Rechte der Bürgerschaft von der einen oder andern Parthei sorgfältig überwacht wurde. Es ist eine unbestrittene Thatsache, daß vor Einführung der neuen Städteordnung die völlige Einigkeit der Senatoren nur zu häufig den Bürgern zum Nachtheil gereichte, da diejenigen, welche ihre Hüter und Schützer seyn sollten, ihre Stellung mißbrauchten, eigenmächtig mit dem anvertrauten Vermögen schalteten und die Gesetze und Rechte handhabten, wie es ihrem Besten entsprach.

Um dieser fortwährenden Beaufsichtigung willen, war aber auch die Feindschaft zwischen beiden Parteien um so rückhaltloser und erbitterter. Beide hielten sich die Wage. Mergenthalers Anhang war zahlreicher, aber seine Macht war darum noch nicht der Steuchsings gewachsen; die des ehemaligen Kämmerers fußte in seiner Kenntniß sowohl des Finanzwesens der Stadt und seiner Verwaltung, als auch in der der wahren Rechte des Raths und seiner Uebergriffe. Mergenthaler konnte allerdings keiner offenbaren Unredlichkeit beschuldigt werden, aber sein Handeln war nicht völlig frei von Eigennutz und Tadel gewesen. Er erkannte deßhalb das Uebergewicht seines Gegners bei sich selbst an, ja er fürchtete ihn. Der studirte und auf seine Gelehrsamkeit stolze Steuchsing durfte sich nur zu dem von ihm bis jetzt geringschätzig behandelten Volke wenden und es auffordern, den Magistrat über seine Verwaltung zur Rechenschaft zu ziehen, so war die Ruhe der Stadt und die Sicherheit der Senatoren gefährdet. Aber es war noch ein weiterer Grund vorhanden, welcher der Partei Mergenthalers den reizbaren Stadtvoigt gefährlich machte. Indem nämlich Zwickau seiner Reichsfreiheit entsagte, hatte es, wie schon erwähnt, in Folge des Uebereinkommens, viele seiner Privilegien bewahrt und die Gewalt des Markgrafen in Bezug auf seine inneren Angelegenheiten war sehr beschränkt.

Dem entschlossenen Wilhelm hatte diese Bevorzugung einzelner Städte seines Landestheiles schon längst mißfallen; er ließ keine Gelegenheit vorübergehen, ohne zu versuchen, seine Gewalt zu vervollständigen, und es würde ihm bei dem geringen Schutze, welchen die ehemaligen Reichsstädte in dem Kaiser besaßen, wohl gelungen seyn, wenn nicht der Widerstand so einmüthig gewesen wäre. Steuchsing kannte die schwachen Stellen, welche einem Angriffe vortheilhaft waren; benutzte er sie im Interesse des Landesherrn gegen die Stadt, indem er sie ihm verrieth, so war es nur zu wahrscheinlich, daß auch Zwickau bald in den Rang der übrigen Meißner Landstädte zurück sank.

Das war die wunde Stelle in dem Ansehen des stolzen Bürgermeisters und seiner Anhänger unter den Rathsherren, die sie sich nicht verhehlen konnten. Ernstlich, aber im Stillen, dachten die Letzteren daran, die erbitterten Feinde einander näher zu bringen, denn eine größere Eintracht im Rathe war für ihre Privatvortheile eben so nothwendig, wie die Beschwichtigung des unbegrenzten Hasses des Stadtkommandanten und seiner möglichen unberechenbaren Nachtheile für die Interessen der Gesammtheit. Lange sann man über Mittel zu diesem Zwecke nach, ohne ein geeignetes ausfindig zu machen. Nur ein einziges bot die Möglichkeit einer dauernden Ausgleichung, aber es ging über den Bereich der Wahrscheinlichkeit, daß es je erreicht werden könnte — eine Verwandtschaft durch die Vermählung der Kinder der zwei Gegner.

Wir können hier nicht unerwähnt lassen, daß eine warme Freundschaft Steuchsing und Mergenthaler in frühern Jahren mit einander verband. Beide hatten sich verheirathet und die Ehe eines Jeden war nur mit einem einzigen Kinde gesegnet worden. Mergenthalers Tochter und Steuchsings Sohn waren, im gleichen Alter, mit einander aufgewachsen; als tägliche Spielgenossen, hatte sich zwischen Beiden, ihnen selbst unbewußt, eine Neigung gebildet, die, wenn sie schon unausgesprochen blieb, doch der Tiefe und Herzlichkeit nicht ermangelte. Um diese Zeit war es, daß, wie es so häufig im Leben geschieht, Sonder-Interessen die beiden langjährigen Freunde trennten und Eifersucht sogar die gegenseitige Liebe in maßlosen Haß verwandelte. Jahre vergingen. Der junge Steuchsing hatte die Prager Universität bezogen und war als geschickter Jurist in seine Vaterstadt zurückgekehrt. Das Bild seiner Jugendgespielin war noch nicht aus Albrechts Herzen und Geist verschwunden. Beim Anblicke des zur blühenden Jungfrau aufgewachsenen Mädchens erwachten die Gefühle, von denen er sich bisher keine Rechenschaft abgelegt, zum Bewußtseyn und stärker als zuvor. Ihn schmerzte die Feindschaft der Eltern tief, denn sie beraubte ihn der Hoffnung, die Wünsche seines Herzens erfüllt zu sehen.

Auch die Jungfrau hatte oft mit Freude der entschwundenen Tage eines ungetrübten Glückes und mit Gefühlen der Wehmuth des fernen Jünglings gedacht. Nach seiner Rückkehr hatten sie sich trotz des Verbotes ihrer Eltern gesehen und gesprochen. In der

Kinder Herzen erbten nicht die bittern, gehässigen Gefühle fort, welche die Eltern entzweiten. Sie trafen sich häufig an den schattigsten und wenigst besuchten Theilen in der Nähe der Stadt und Niemand ahnte den Bund ihrer Herzen. Eines Tages stand die Tochter Mergenthalers, ihren Geliebten erwartend, am Stadtgraben und fütterte die Schwäne, welche als Wahrzeichen der Stadt darin gepflegt wurden. Albrecht wollte sie überraschen und näherte sich ihr von der Seite, der sie den Rücken zugewendet hatte. Unwillkürlich that das erschreckte Mädchen einen Schritt nach vorn, und ehe der junge Steuchsing es noch verhindern konnte, glitt sie am schlüpfrigen Uferrand ab und versank in der Tiefe des Wassers. Ohne sich einen Augenblick lang zu besinnen, sprang der muthige junge Mann ihr nach, erfaßte den wieder aufsteigenden Körper am Arme und brachte die zarte Beute glücklich auf festen Boden. Nachdem er ihre entflohenen Lebensgeister durch heiße Küsse zurückgeführt hatte, geleitete er das Opfer seines unbedachten Scherzes in das Haus ihrer Eltern, denen er natürlich vorgab, das Zusammentreffen sey ein nur zufälliges gewesen.

Das Gefühl der Dankbarkeit erhöhte die Liebe Beatens für den schönen Jüngling; es theilte sich den Eltern mit und die Feindschaft zwischen dem stolzen, unbeugsamen Bürgermeister und dem nicht minder hartnäckigen Stadthauptmann begann edleren Gefühlen zu weichen, und nach und nach erwärmten sich die Herzen Beider für die Freundschaft der Tage ihrer Jugend.

Durch diesen unvorhergesehenen, außer aller Berechnung liegenden Zufall schienen mit einem Male alle Besorgnisse, welche den Horizont für die Häupter der städtischen Verwaltung so düster umzogen hatten, beseitigt und ohne fremde Einmischung die Wünsche der Freunde und Parteigenossen Mergenthalers in Erfüllung gegangen. Um das Band zwischen den zwei Familien noch enger zu knüpfen, wurden die Liebenden einander feierlich verlobt und die Zeit der Vermählung festgesetzt.

Aber es schien nur. Im Innern grollte die Eifersucht noch immer. Das Geschehene war mehr ein Schritt der Klugheit, welchen die Eintracht gebot, an welchem das Herz indeß weniger Theil hatte. Auch unter den Rathsherrn gab es noch mehrere, deren Haß gegen Steuchsing nicht mit dieser scheinbaren Versöhnung erstarb. Markus Dittmann und die Brüder Franziskus und Alexander Güiden waren darunter die vornehmsten. Wenn sie auch die Nothwendigkeit des Zusammenhaltens der beiden Häupter um ihres Vortheils und der Sicherheit willen erkannten, so konnten sie doch nicht umhin, Steuchsings Verderben zu wünschen und insgeheim unausgesetzt daran zu arbeiten.

Indessen nahte sich ein anderes, eben so unvorhergesehenes Ereigniß, welches nicht allein alle Hoffnungen der Bessergesinnten wieder zernichten, sondern Alles verschlimmern und die Ursache zu ungleich traurigeren Vorfällen werden sollte.

(Fortsetzung folgt.)

Hexenprozeß gegen einen katholischen Pfarrer in Mähren.

Vor 176 Jahren sah Mähren den Schönberger Pfarrer Christoph Alois Lauttner, der in Olmütz, Landshut, Graz und Wien Philosophie, die Rechte und Theologie studirt hatte und auch Magister der Rechte war, öffentlich als einen Zauberer und „Hexer" verbrennen. Mehr als 20,000 Menschen haben es gesehen; der Papst selbst hat das Urtheil bestätigt. Welch' einen gräßlichen Charakter trug jenes Zeitalter, wenn solche Schlachtopfer fielen!

Nach vollkommen glaubwürdigen Aufzeichnungen eines seiner Zeitgenossen ist darüber Folgendes bekannt: Vor einer im Jahre 1679 von dem Appellations-Obergerichte zu Prag unter der Leitung des Doctors beider Rechte Heinrich Franz von Boblik in Ullersdorf zur Erhebung der in jener Gegend überhand genommenen Zauberei eingesetzten Spezialcommission bekannten zwei der Hexerei beschuldigte Weiber, daß der aus Schönberg gebürtige dortige Pfarrer Christoph Lauttner an den Zusammenkünften der Hexen Theil genommen habe. Diese Erhebungen wurden dem damaligen Bischof zu Olmütz, Karl Fürst von Lichtenstein, mitgetheilt, welcher den Georg Winkler, Doctor der Theologie und Dechant zu Müglitz, anwies, den beschuldigten Lauttner in unauffälliger Weise nach der Burg Mürau zu bringen. Letzterer, obwohl er mit diesem schon seit den Studien in freundschaftlichen Verhältnissen lebte, beeilte sich, dem ihm gewordenen Auftrag nachzukommen. Das Müglitzer Kirchenfest gab ihm Veranlassung, den Pfarrer Lauttner zu sich einzuladen, der, nichts Arges ahnend, gerne zu seinem Schulfreunde kam; doch die Mittagstafel setzte allen Freuden ein Ziel, indem gegen Ende derselben Winkler dem Lauttner auf einem Teller das bischöfliche Dekret vorlegte, welches die Anklagepunkte enthielt und die bereit gehaltenen Wachen anwies, diesen nach Mürau abzuführen.

Zur Grundlage der sofort gegen Lauttner eingeleiteten Untersuchung dienten nicht nur die Aussagen der obenerwähnten zwei Weiber, sondern auch die Aussagen anderer wegen Hexerei in Untersuchung stehender vier Bäuerinnen und die seiner Wirthschafterin Susanna Vogel, nach denen Lauttner mehreren Hexenzusammenkünften beigewohnt haben soll. Außerdem wurde derselbe beschuldigt, „daß er die Kinder nicht in der durch die katholische Religion vorgeschriebenen Weise, sondern in nomine atri, et illius et spiritus atri getauft hat, daß er die Tochter des Färbers Caspar aus Schönberg mit dem leibhaftigen Teufel copulirt, daß er sich oft bei Kindelessen, Hochzeiten, Kirmessen und anderen Gastereien erlustigt, daß er endlich gestattete, daß seine Wirthschafterin bei Wallfahrten geweihte Hostien in ihre Schuhe nahm, um bei den Leuten, welche das sohin aus den Schuhen fließende heilige Blut für deren Blut hielten, Mitleiden zu erregen."

Da jedoch über diese Anklagepunkte durch die geistliche Behörde kein Geständniß von ihm zu erzielen war, so wurde Lauttner am 15. November 1680 der weltlichen Gerichtsbarkeit übergeben. Zur Unterbringung Lauttner's war ein eigenes Gefängniß an der Schule in Müglitz erbaut und mit der Führung der weiteren Untersuchung das Müglitzer Stadtgericht unter dem Vorsitze des obengenannten Franz von Boblik betraut. Doch auch hier gestand Lauttner, selbst nach Anwendung aller Grade der Tortur, nicht: gleichwohl wurde derselbe in Folge der ihn belastenden Aussagen der obengenannten Weiber zum Tode durch das Feuer verurtheilt und dieses Erkenntniß vom Papst Innocenz XI. bestätigt. Nachdem durch den entsendeten Olmützer Weihbischof von Bräuner dem Lauttner in der Müglitzer Kirche die Weihe durch Abreiben der Körpertheile, welche bei der Priesterweihe gesalbt zu werden pflegen, abgenommen worden war, fand die Hinrichtung Lauttner's am 18. September 1685 auf einem Scheiterhaufen in Müglitz statt, von der noch zu erwähnen ist, daß man die Leiden Lauttner's dadurch zu erleichtern suchte, daß ihm ein mit Schießpulver gefüllter Sack um den Hals gebunden worden war, der jedoch abbrannte, ohne Lauttner's Kopf zu beschädigen, so daß derselbe gleichwohl allen Qualen eines langsamen Feuertodes ausgesetzt blieb.

Macauley (englische Geschichte) über Entstehung von Revolutionen der Neuzeit.

Die Revolutionen gegen die Willkürherrschaft sehen wir in der neueren Geschichte fast alle auf einem ideellen Boden entspringen. Es war nicht der Druck der Tyrannei, welcher im Oriente zuweilen auch die Sklaven aufstehen und ihre Ketten zerbrechen läßt. Unerträgliche Erpressungen, unerschwingliche Steuern, Habgier und Wollust der Herrschenden, welche das Mark der Unterthanen und des Landes aussaugten, diese materiellen Nöthen, als Quell des Freiheitsdurstes und der gewaltsamen Selbsthilfe, gehören im europäischen Völkerleben längst vergangenen Zeiten an. Im Gegentheil giengen fast allen großen Revolutionen in der Neuzeit, welche andere Zustände, eine neue Verfassung zum Resultat hatten, für die Völker materiell glückliche Zustände voraus. Die äußerste Noth bewaffnete sie nur in den seltensten Fällen, vielmehr war es ein verletztes Gefühl, welches mitten im sonstigen Wohlbehagen ihnen das Schwert in die Hand gab. Diese verletzten Gefühle sind mannigfacher Art, denn jedes Volk hat seine besonders verwundbare Seite, aber kein Gefühl hat sich so reizbar, so furchtbar bewiesen, als das religiöse. Wende man ja nicht ein, daß sich andere Leidenschaften oder Absichten oft nur in das Kleid der Religion gehüllt hätten, denn gerade dadurch giebt man zu, welche Macht dieses Gefühl auf die Menge ausübt.

Viele möchten jenen Satz gerne leugnen, Viele die Mächtigen mit der Beruhigung einlullen, daß ein Volk, welches keine Noth leidet, an keine Empörung denkt, daß wenn für Essen, Trinken und Vergnügen, für Handel und Gewerbe gesorgt ist, keine Aufstände zu besorgen wären, daß das sog. geistige Bedürfniß im Volke eine leere Chimäre, von Böswilligen ihm aufgeredet sey. Der Beweis scheint ihnen leicht geführt, weil das Volk wohl essen, trinken, in Lustigkeit leben, arbeiten und handeln, aber nicht denken sieht.

Die Geschichte sieht und zeigt es in den Thatsachen, sie sieht und zeigt, daß diese Denkenden, die man der Böswilligkeit so gerne beschuldigt, weil man es für die bequemste Art hält, sie zu beseitigen, daß sie, wenn auch an Zahl gegen die nicht denkende Masse gering, doch mit zum Volke gehörten, daß sie seine belebende und bewegende Seele waren, ja daß sie die Geschichte allein überall gemacht haben und machen werden, so lange der Satz gilt: mens agitat molem.

Wer befand sich mehr in behaglichem Wohlwollen als die Niederländer, als die Engländer vor ihrer Rebellion und vor ihrer Revolution? Und stockten 1830 Handel und Gewerbe in Frankreich, als in drei Tagen das Werk von fünfzehn Jahren umgestürzt wurde? — Es war ein tief verletztes Gefühl, es waren Antipathieen, welche mit dem materiellen Bedürfniß wenig oder gar keinen Zusammenhang hatten, welche hier, wie in Belgien und Polen, mitten heraus aus Genuß und physischer Behaglichkeit furchtbare Umwälzungen und blutige Bürgerkriege ins Daseyn riefen.

Aber die Geschichte ist eine unglückliche Lehrmeisterin, man ruft sie an, aber man glaubt ihr nicht. Die sich die Historischen nennen, citiren ihre Weisheit, wenn sie Institutionen der Gegenwart empfehlen wollen, die in der Vergangenheit gut waren; aber wenn man ihre großen Strafexempel ihnen vorhält, so sollen diese nicht für die Verhältnisse passen.

Das wenigstens lehrt die Geschichte den für die Lehre Empfänglichen, daß der Geist, den wir zuweilen fürchten, von der Materie in

der Geschichte der Menschheit nicht erdrückt werden könne, daß das Gefühl über die klugste Berechnung unverweilt den Sieg davon trägt und eine ideelle Macht da siegesbewußt über den Massen schwebt, wo wir sie am tiefsten versunken glauben in Eigennutz, in kaltherzige Berechnung des nächsten Vortheils, in dumpfer, sklavischer Furcht, in verzehrender Sinnenlust.

Das lehren tröstend die Revolutionen in Europa, daß der Blitz, der die Gedanken entzündet, das Licht von oben nicht erdrückt werden kann von der Uebermacht des Stoffes, das es durch die chaotisch zusammengeworfenen Massen vielmehr fortleuchten wird und wir nicht zu verzweifeln brauchen, wenn es durch die brausenden Stürme zuweilen zur verzehrenden Flamme geworden scheint.

Gemeinnütziges.

Wirkung des Chloroforms auf Bienen. Die Anwendung des Chloroforms, als betäubendes und schmerzstillendes Mittel schon seit längerer Zeit in der medizinischen Praxis sehr allgemein eingeführt, ist nun vor Kurzem auch auf weitere Kreise und wie es scheint mit vielem Glücke ausgedehnt worden. In England, wo man, wie bekannt, jeder wissenschaftlichen Errungenschaft bald auch eine möglichst praktische Benützung zu geben weiß, hat man es nämlich jüngst versucht, die Bienen in ihren Körben durch Chloroform zu betäuben. Zu dem Ende wird ein solcher Korb zur Abhaltung des Lichtes mit einem dunkelgefärbten Tuche behangen und das Chloroform langsam eingetröpfelt. Man bemerkt bald, daß die Bewohner des Korbes sehr ruhig werden und sobald man keine Bewegung mehr im Innern wahrnimmt, kann man die betäubten Thiere ohne alle Gefahr in einen anderen Korb übersiedeln. Nach Verlauf einiger Stunden erwachen alle Bienen wieder aus ihrem künstlich hervorgebrachten Schlummer und umschwärmen in unveränderter Munterkeit ihre neue Wohnung. Da das Chloroform allenthalben im Handel und auch auf dem Lande in Apotheken zu beziehen ist, so wäre es wohl für Bienenzüchter der Mühe werth, sich von der Richtigkeit dieser Angaben durch wiederholte und vorsichtige Anwendung des neuen Mittels zu überzeugen. Namentlich müßte es von Interesse seyn, nachzuweisen, ob wirklich alle Bienen aus ihrem Schlafe wieder erwachen und nicht durch diese Art der Betäubung, welche ja, wie man weiß, leider auch bei Menschen bisweilen, zum Glücke nur sehr selten, tödtlichen Ausgang hat, zu große Verluste unter der Bevölkerung des Bienenkorbes veranlaßt werden.

Um den Einfluß des Düngers auf die Gesundheit der Kartoffeln zu ermitteln, hat Dr. Lehmann in Weidlitz viele Kartoffelproben untersucht, welche unter den verschiedensten Verhältnissen gewachsen waren. Dabei hat sich herausgestellt, daß der Stalldünger, mit welchem unter hundert Kulturen achtundsiebzig ausgeführt worden waren, sowohl in Hinsicht der Erkrankung, als auch des Stärkemehlgehaltes relativ die ungünstigsten Resultate gab. Bei den mit Stallmist gedüngten Kartoffeln waren 66 % krank, bei Guano oder Guano mit 12 % Knochenmehl in zweiter Tracht 33 %. Die Stärkmehlausbeute ergab per Scheffel Land bei Guano 2821 Pfd. Stärkemehl, bei Stalldünger in erster Tracht 2174, in zweiter Tracht 2686 Pfd. Stärkemehl.

Glaskugeln zur Beleuchtung in Werkstätten. In manchen Werkstätten, namentlich bei Schuhmachern, werden noch immer mit Wasser gefüllte weiße Glaskugeln bei der Arbeit gebraucht; indeß wirkt der durch sie hervorgerufene Lichtschein äußerst nachtheilig auf das Auge, während alle mit farbigen, namentlich grünen Flüssigkeiten gefüllte Kugeln einen für das Auge wohlthätigen Schein verbreiten. Eine derartige grüne Flüssigkeit kann Jedermann sich leicht selbst bereiten, wenn er ein Stückchen Kupfer in einigen Lothen Scheidewasser auflöst und dann mit soviel Wasser verdünnt, als zum Füllen der Glaskugel erforderlich ist. Außer dem Nutzen für das Auge gewährt diese grüne Flüssigkeit noch den Vortheil, daß sie nicht gewechselt werden darf, während reines Wasser in den Kugeln sehr bald übelriechend wird. Auch sind die mit der grünen Flüssigkeit gefüllten Glaskugeln weniger als die mit reinem Wasser gefüllten dem Zerspringen durch Gefrieren ausgesetzt.

Neue Salzsorte. Zu Straßfurth in der Provinz Sachsen wird bei der Gewinnung von Kochsalz ein Abraumsalz erhalten, das zwar nicht einmal 25 Prozent Kochsalz führt, aber wegen seines starken Kaligehaltes vorzugsweise zur Verwendung in rheinischen Fabriken und für Landwirthe als Düngesalz geeignet ist. Für die beliebige Versendung desselben hat seit dem 1. Januar d. Js. jede Controle der inländischen Steuerbehörde aufgehört. Es ist nur nöthig, daß in dem Frachtbriefe das Salz als „Abraumsalz von höchstens 25 Proz. Kochsalzgehalt“ von der Berg- und Salinen-Inspektion zu Straßfurth bezeichnet wird. Der Preis bei der genannten Inspektion beträgt bis auf Weiteres für den Centner 6 Sgr. loco Salzwerk Straßfurth ausschließlich der Verpackung.

Kleinigkeiten.

Chinesische Artikel in Paris.

Aeußerst interessant sind die chinesischen Artikel, die man hie und da in den Pariser Magazinen und Läden ausgestellt sieht und die als Vorläufer der großen Sendungen aus China gelten können, die bereits unterwegs sind. Außer den fratzenhaften Bildern und Statuen, den lackirten Waaren und obligaten Theekasten, die Jeder kennt, findet man eine Menge Geräthe und Utensilien für den Hausgebrauch, Küchengeschirr, Glas- und Porzellanwaaren, wie man dergleichen noch nie in Europa gesehen; Manches äußerst sinnreich und praktisch, wie z. B. Feuerzange und Schaufel in einem Stück, eine berühmte Rarität, deren Beschreibung schon die Runde in allen Blättern gemacht hat. Es ist unbegreiflich, daß man in Europa auf die Vereinfachung dieses nützlichsten aller Geräthe noch nicht gekommen ist, das man in ganz China in der ärmsten Familie antrifft. Auch die Schreibmaterialien sind sehr interessant, die Bleifeder, die sich „von selbst“ spitzt, der Federhalter, der zugleich Dintenfaß ist u. s. w. Kurz diese Chinoiserien sind wirklich von großer Bedeutung und werden gewiß ihren Einfluß auf die französische Industrie nicht verfehlen. So ist unter Anderm die chinesische Chocolade vortrefflich und von dem feinsten Arom, und bis zur letzten Expedition glaubte man immer, daß dies Getränk in China so gut wie unbekannt sey. Auch eine Art Nähmaschine aus Peking macht großes und verdientes Aufsehen, zum Schrecken der zahlreichen hiesigen Fabrikanten dieses wichtigen Artikels; sie soll weit weniger complicirt und leichter zu handhaben seyn und dabei schneller und besser arbeiten, als die bekannten. „Nicht wir haben China erobert“, ruft der Charivari bei dieser Gelegenheit aus, „sondern die Chinesen werden uns erobern und uns tausend Dinge lehren, die wir trotz all' unserer großen Erfindungen noch nicht kennen und die ihnen schon seit langen Jahrhunderten bekannt sind.“ Es scheint fast, als wäre etwas Wahres an dieser komischen Prophezeihung.

Das Alter der Thiere. Ein Bär wird selten über 20 Jahre alt, ebenso der Hund und Wolf, ein Fuchs nur 14—16 Jahre. Das durchschnittliche Alter von Katzen ist 15 Jahre, von Hasen und Eichhörnchen 7—8. Elephanten haben schon das hohe Alter von 400 Jahren erreicht. Als z. B. König Alexander der Große den indischen König Porus besiegt hatte, erbeutete er einen großen Elephanten, der tapfer für Porus gekämpft hatte, nannte ihn Ajax, weihte ihn der Sonne und entließ ihn frei mit der Aufschrift: „Alexander, Sohn Jupiters, weihte Ajax der Sonne.“ Dieser Elephant wurde 350 Jahre später mit jener Aufschrift gefunden. — Schweine leben 30 Jahre, Rhinocerosse oder Nashorne 50 Jahre, Pferde durchschnittlich 25—30 Jahre, doch fand man eines, das 72 Jahre alt geworden; Schafe selten mehr als 10, Kameele bisweilen 100 Jahre, Kühe ungefähr 15 Jahre, Raben oft 100, ein Adler in Wien erreichte 104 Jahre; auch Hirsche und Pelikane haben ein sehr zähes Leben. Man kannte Schwäne von 300 Jahren, und eine Schildkröte lebte weit über 190 Jahre.

Worte eines Weisen.

Laß Dir beim Unglücke Anderer die Menschlichkeit empfohlen seyn. Denke, daß es auch Dich erreichen könne! Trockne die Thräne der verfolgten Unschuld und der unterdrückten Tugend. Sey gerecht! Denn die Gerechtigkeit ist die Grundstütze des Menschengeschlechtes. Sey gütig, denn die Güte bezwingt alle Herzen! Sey nachsichtig, weil Du selber schwach bist, und mit Wesen lebst, denen die Vollkommenheit versagt ist! Sey sanftmüthig, denn Sanftmuth gewinnt Dir die Zuneigung der Bessern! Sey erkenntlich, weil Erkenntlichkeit das Wohlwollen nährt und unterhält! Sey bescheiden, denn der Hochmuth empört alle Wesen wider Dich! Verzeih' die Unbilden, die Deine Menschenwürde nicht antasten, denn die Rache verewigt den Haß! Sey enthaltsam und mäßig, denn Wollust und Ausschweifungen zerstören dein Wesen und machen Dich vor Dir selbst und den Menschen verächtlich! —

Von den vielen Wundern des Himmels macht auf mich keines einen größern Eindruck, keines erweckt in mir innigere Bewunderung und Anbetung des unendlich weisen und mächtigen Schöpfers als die Berichte der Astronomie über die Fixsterne und den unendlichen von ihnen eingenommenen Raum des Universums. Auch ihnen als Sonnen muthet man Planeten zu, die nur zu klein sind, um entdeckt und gesehen zu werden. So ist der Sirius, der uns wahrscheinlich am nächsten steht, nach Berechnung der Astronomen 200,000mal weiter als die Sonne vom Erdball entfernt. Deßhalb werden die Fixsterne auch durch das beste Fernrohr nicht größer, sondern höchstens nur schärfer, und ihre Menge ist so unfaßbar, daß Herschel von seinem feststehenden 40füßigen Spiegel-Telescop in nur 41 Minuten Zeit einen dichten Sternhaufen der Milchstraße vorübergehen sah, der nach ungefährer Schätzung über 250,000 Sterne enthielt, und dies war nur ein kleiner Fleck am Himmel. Solcher einzelner Sternhaufen der Nebelflecken hat Herschel an 2000 verzeichnet. Wie viele würden nicht hinter ihnen in der Tiefe des Himmels noch hervorschimmern, wenn wir unser Sehrohr auf einem jener Sterne aufpflanzen könnten!

In der Wüste.

Wir sehen nirgends noch ein End'
Von unserm rothen Meer;
Verschleiert liegt der Continent
Und's Inselreich umher.
Stünd' jetzo auch ein Parlament
Mit einem Kaiser da:
Wir sähen immer noch kein End',
Es fehlt der Josua.

Einst sprach Jehova's Machtgebot
Zum fremdgebor'nen Knecht:
„Hier in der Wüste stirb den Tod,
Du Pharaons-Geschlecht!
Ihr Alten vom Egypter-Strand,
Hier endet eu're Bahn;
Von fern' nur schaut das beff're Land,
Das grüne Kanaan!"

Nun, neuer Wein und neuer Schlauch,
Für's Neu-Recht neu Geschlecht!
Wir Alten folgen altem Brauch,
Und blasen zum Gefecht.
Zum Degen, Sklav' und Majestät,
Hervor, wer fechten kann!
Es suche, daß es schneller geht,
Sich Jeder seinen Mann!

Zum Besten rief man: „Kein Pardon!"
Das mag die Loosung seyn.
Hinunter mit — — — —
Und dann uns hintendrein!
Ha, wie Vulkanus kocht und braust,
Sperr' auf den Flammenmund,
Verschlinge die Gigantenfaust
Nebst dem erwürgten Hund! . . .

Da wird es still, der Kampf ist aus,
Ein Schiff steigt aus dem Wrack.
Wie heißt die Schrift an diesem Haus?
Républicain? Cosaque?
Beruh'ge, große Menschheit, Dich,
Fürcht' kleine Menschen nicht!
Stets baut des Unterdrückers Sieg
Sein eig'nes Hochgericht.

So brich denn, Sturmesnacht, herein;
Wirst auch vorübergeh'n,
Und auf dem jüngsten Leichenstein
Wird dann geschrieben steh'n:
„Da liegt der alte Menschenbrei
Nach blut'gem Raubthierstreit —
Doch liegt auch mancher Bursch' dabei,
Wohl werth der neuen Zeit."

Der Delinquent.

Was wälzt das Volk in wilden Massen
Sich über Plätze weg und Gassen?
Wo strömt es hin, wo tobt's hinan?
Wer ist der stille, bleiche Mann,
Der auf dem leeren Karren sitzet
Und dessen Auge dann und wann
Wie Irrlichtsglut zum Himmel blitzet?
Was ist's, das ihn so nah umschließt,
Von allen Enden, allen Seiten?
Was deutet das Dragonerreiten?
Der dumpfe Schlag, — das hohle Läuten?
Das sich wie ferner Grabgesang ergießt. —
Wer ist's, der jetzt herniedersteiget
Im Mannesblicke, Mannesruh',
Und stolz mit Manneswürde schweiget? —
Wer schreitet jenem schwarzen Hügel zu?! —

Ein Sohn des Unglücks ist's, der Leiden,
Dem seine letzte Stunde schlägt,
Und der sein Haupt zur Ruhe trägt;
Denn er, er soll von dieser Erde scheiden. —
Er soll! — Er soll?! — Ein schweres Wort.
Wo lebt das Recht, es auszusprechen?
Wer wagt zu sühnen hier, zu rächen,
Auf dieser Erde großem Sündenort? — —
Genug, der Bruder, er soll fort.
Die Bruderwelt hat es beschlossen.
Sein Blut, es werde hier vergossen
Für das, was er nach Menschen — Rath
Vielleicht zu viel — vielleicht zu wenig that.

Schon ist's gescheh'n! Der blut'ge Streich gefallen.
Doch wie? — ist's möglich! kann es seyn!?
O Menschenwürde, sage nein!!
Aus all' den tausend Augen, allen,
So gaffend auf das Opfer schau'n,
(Kann noch der Mensch auf Menschen bau'n!)
Fließt keine Mitleidsthräne nieder?
Wie? auch kein Blick ist da, der liebend spricht.
„Schlaf' ruhig, Freund! ich fluch' Dir nicht" —
Kalt rinnt es rings durch kalte Glieder!
In keinem Busen schlägt ein Menschenherz
Für ihn, in brüderlichem Schmerz?

In keinem?? — — Keinem!! — Kalt und frostig
Wälzt sich der Alltagstroß nach Haus,
Und durch den Haufen, welch ein Graus!
Hört man's von Mund zu Munde gehen:
„Ist der Canaille Recht geschehen!"

Doch wie! Welch' grause Frevelthat
Hat denn der Unglückselige verbrochen,
Für den kein Mund, kein Aug' gesprochen
Und dem kein fühlend Herz genaht? —
Was hat er an der Menschenwelt,
An ihr, die doch so viele Laster duldet,
Denn gar so Gräßliches verschuldet,
Daß Niemand ihn des Mitleids würdig hält?
Man weinet ja dem ärgsten Uebelthäter,
Dem Vatermörder, Landsverräther,
Dem Schänder selbst am eig'nen Blut,
Dem Räuber an des Freundes Gut,
Dem Heuchler und dem Buben der Verführung,
Ja — dem Verläumder selbst, in Rührung
Des Mitleids letzte — Thräne nach. —
Was ist's, das dieser denn so fürchterlich verbrach?

Da plötzlich wankt am Knotenstabe
Ein alter Greis, schon selber nah' dem Grabe,
Zum Dichter, lebensmüd', heran
Und sieht ihn lange forschend an.
Dann spricht er: „Freund, mich dünkt, es fraget
Dein ernster Blick, was Jener denn verletzt,
Deß Blut noch jetzt den Boden netzt,
Und ach! um den nicht eine Thräne klaget?
So höre denn, allein, verrath' mich nicht:
Der hier, für den nicht eine Stimme spricht,
Der groß und kühn den Henkertod erduldet,
Er hat das Gräßlichste verschuldet,
Was je ein Erdensohn verübt,
Was Alles löset, Alles trennet,
Das Treu'ste wider Treu'stes wendet,
Der beste Mensch dem Menschen nie vergibt,
Und alle Zeiten, alle Völker rächen:
Die Wahrheit wagte er zu sprechen! —

Der Bundes-Feldherr.

In alter Zeit vor grauen Jahren
Schrieb Tacitus von unsern Ahnen,
Daß Könige und Unterthanen
Bei allgemeinen Landsgefahren

Sich um den Volkserwählten schaaren,
Der dann die treuvereinten Fahnen
Als Heerzog schwingt auf Siegesbahnen,
Bis daß der Erzfeind abgefahren.

Und jetzt? . . . Weil Keiner mag entsagen,
Weil Alle Neid und Mißtrau'n plagen
Versuchen sie, die Macht zu theilen,

Das kranke Schwert dadurch zu heilen,
Daß sie's in Kling' und Griff zerschlagen,
Und — Keile kriegen, statt zu keilen.

Arithmetische Aufgabe.

Die Buchstaben des Alphabets mögen nach ihrer Stelle mit 1 bis 25 numerirt werden. Es soll der Werth von vier Buchstaben gefunden werden, die einen Namen bilden.

Folgende Verhältnisse zwischen den einzelnen Buchstaben bestehen:

Die Summe aller vier Buchstaben ist = 34. Zieht man vom ersten den zweiten ab, so erhält man Dasselbe, als wenn man den ersten vom dritten abzieht. Nimmt man dagegen den ersten doppelt und zählt den dreifachen zweiten dazu, so ist diese Summe eben so groß, als wenn man vom vierfachen dritten den dreifachen vierten abzieht. Endlich aber ist das Produkt der beiden ersten dieselbe Zahl, welche man erhält, wenn man den dritten acht Mal nimmt und davon die Zahl Fünf abzieht.

Auflösung des „Rebus 4" in der Sonntags-Beilage Nro. 18.

Der Hunger findet überall eine Küche.

Richtige Auflösungen gingen ein von: Eugenie. — F. Mürl. — S. L. E. F. — David Viktor, von Kaufbeuren. — Ign. Spiegel. — Ferd. Em. E........ — Gg. R. — Kasp. Ett....r. — Friedr. Lehndorfer. — August H....e-J..g. — B. — Friedrich Knoll, von Memmingen. — Fanny Rh..n. — Thella Reichensb. — G. Sch. — Hein. de C...... — Gg. Waltenberg. — Kasp. Mehale. — Senior Bar.

Sonntags-Beilage
zum
Augsburger Anzeigblatt.

Nummer 20. 19. Mai 1861.

Kopf um Kopf.

(Fortsetzung.)

Die Schwesterstadt Chemnitz beabsichtigte, wie in den vorhergegangenen Jahren, ein Königschießen abzuhalten und lud dazu die in der Nähe gelegenen Ortschaften zur Theilnahme ein. Jede Stadt sendete die besten ihrer Schützen als Vertreter. Aus Zwickau begaben sich außer mehreren vornehmen Patriziern auch Mergenthaler und Steuchsing, Beide anerkannt geübt im Gebrauche der Armbrust, nach Chemnitz.

Das Fest nahm seinen heiteren, geräuschigen Verlauf; der feierliche Auszug war vorüber und das Schießen nach einem riesigen Vogel begann. Ehe viele Zeit verging, waren die äußeren Theile abgeschossen und nur der Rumpf saß noch fest auf der Stange. Noch hatte ihn keiner der zahlreichen Bewerber getroffen, als die Dämmerung einbrach und Mergenthaler an die Reihe kam. Mit sicherem Auge legte er die Armbrust an, mit fester Hand drückte er ab, und in der nächsten Sekunde wirbelte der zersplitterte Rumpf durch die Luft. Ein weithin schallendes Freudengeschrei begrüßte den Glücklichen bereits als Schützenkönig, aber das scharfe Auge eines der Zuschauer gewahrte hoch oben noch einen Spahn, der dem kräftigen Bolzen widerstanden hatte. Der Jubel war zu früh gewesen; dem Schützenbrauche gemäß konnte nur der zum König ausgerufen werden, welcher das letzte Stück mit dem Bolzen zur Erde brachte.

Mit verbissenem Unmuth trat Mergenthaler wieder unter die Menge und das Schießen begann von Neuem. Niemand that den gewaltigen Schuß, denn die Dämmerung rückte mehr und mehr vor und es war eine schwere Aufgabe, in dem zweifelhaften Lichte des einbrechenden Abends das kaum erkennbare Ziel recht im Auge zu behalten. Da trat Steuchsing zum Schusse vor. Seine Hand wog prüfend den Bolzen, sie legte ihn an die Schnur und das Auge flog suchend dem Laufe der Armbrust entlang seinem Ziele zu. Ruhig blieb es darauf haften, die Armbrust lag fest an der Wange des Schützen, — ein Druck des Fingers, der Pfeil sauste durch die Luft und der schwache Spahn säuselte in kleinen Splittern langsam herab.

Der Jubel über diesen Triumph war ungeheuer; von einem Ende des Platzes bis zum andern brüllte die Menge dem Beneidenswerthen ihren Beifall zu, und die Ceremonien, unter welchen er zum Schützenkönig ausgerufen und bekränzt wurde, gingen vor sich. Mit glühenden Blicken der Eifersucht schaute Mergenthaler zu, wie seinem Nebenbuhler die Ehren erwiesen wurden, welche er sich selbst entrissen wähnte und der unterdrückte Haß brach auf's Neue hervor. Mehr als je hielt er sich für dazu berechtigt; er glaubte wahrgenommen zu haben, wie ihn Steuchsings siegesglänzende Blicke suchten und wie ein Lächeln der Geringschätzung über seine Lippen glitt.

Der erste Schritt der wieder eröffneten Feindseligkeit war die Zurücknahme des Verlöbnisses ihrer Kinder. Erbarmenslos und unwiderruflich wurden sie einander aus den Armen gerissen. Eine Versöhnung schien bei den zwei Patriziern von gleichem Hochmuth und gleich starren Grundsätzen unmöglich zu seyn. Nunmehr war aber auch von Steuchsing, welcher sich für den Beleidigten hielt, Alles zu fürchten und in der That gab er durch sein Auftreten nicht undeutlich zu verstehen, daß man nun von ihm eben das zu erwarten habe, was die Rathsherren so sehr gefürchtet — die geheime Uebergabe ihrer mißbrauchten Gerechtigkeiten an den Meißner Markgrafen und die Mittheilung der Geheimnisse der städtischen Verwaltung.

Der Bürgermeister bereute fast, zu weit gegangen zu seyn, aber theils war er zu stolz, um nachzugeben, theils pochte er auf seine Macht und seinen Anhang. Die Klugheit rieth ihm jedoch zu Vorsichtsmaßregeln. Er umgab den Stadtvoigt mit Spähern, die seine Absichten und sein Thun zu erforschen suchen sollten. Er durfte diesen Schritt nicht bereuen, denn die gehegten Besorgnisse gingen in Kurzem in Erfüllung.

Steuchsing war der Argwohn, mit welchem man ihn beobachtete, nicht fremd geblieben; dieser Umstand bewog ihn, sich noch tiefer in seine Undurchdringlichkeit zu hüllen, bestärkte ihn aber zugleich in seinem Vorhaben, ihre Interessen und Handlungsweise Wilhelm dem Einäugigen zu verrathen, um sich auf diese Weise in der Gunst desselben fester zu setzen und höhere Ehren zu erlangen, und vermehrte unklugerweise das Zurschautragen der Geringschätzung gegen die stolzen Rathsherren, welche nicht, wie er, die Schule besucht hatten. Zu diesem Zwecke entfernte er insgeheim aus dem städtischen Archive die wichtigsten Urkunden und Beweisstücke, welche die Hauptstütze, zugleich aber auch die Hauptanklage der Herrschaft der Aristokratie Zwickaus ausmachten, und nachdem sie sämmtlich in seinem Besitze waren, zögerte er mit der Ausführung seines Planes nicht länger und sendete eines Tages einen Boten mit den verderblichen Mittheilungen an den Markgrafen ab. Wie geheim er aber auch dabei zu Werke gegangen war, hatte doch das Abgehen eines Boten die Aufmerksamkeit des Spähers Mergenthalers auf sich gezogen und dieser es augenblicklich seinem Herrn hinterbracht, der sofort, von Mißtrauen und Furcht erfüllt, seine Maßregeln beschleunigte.

Noch nicht viele Zeit war seit dem Ausmarsche des Sendlings verflossen, als in der Abenddämmerung mehrere berittene Vermummte durch dasselbe Thor die Stadt verließen. In gestrecktem Trabe eilten sie auf der Straße nach Meißen dahin und in einem Walde holten sie den Gesuchten ein. Ohne große Mühe wurde Steuchsings Diener überwältigt und gebunden. Man bemächtigte sich seiner Papiere und führte ihn noch in der nämlichen Nacht zurück nach der Stadt und in ein wohlverwahrtes Gefängniß.

Die Beweise der Verrätherei Steuchsings befanden sich nunmehr in den Händen seines Feindes, und der Zorn und die Rachegefühle des Bürgermeisters erreichten ihren höchsten Grad. Sein Untergang war beschlossen. Die gefährdeten Privilegien waren zu innig mit der Herrschaft der Patrizier verbunden, sie waren ihre letzte Stütze und ihr Verlust würde sie bis in das innerste Daseyn verwundet haben. Jetzt mußte die gesammte Bürgerschaft gegen den Stadthauptmann auftreten und Mergenthaler zweifelte nicht, welcher Art ihr Urtheil seyn werde.

Der Bürgermeister war zu aufgeregt, um in dieser Nacht den Schlummer zu suchen. Ohne Unterlaß schritt er in seinem Gemache auf und ab, während die mannigfachsten Empfindungen in seinem Herzen abwechselten und seinen Geist bald mit Bildern des Schreckens, bald der Zufriedenheit einer befriedigten Rache, bald mit Theilnahme erfüllten. Kaum wichen die Schatten der Nacht dem anbrechenden Morgen, als er auch schon seinen Diener zu sich berief und ihm auftrug, das gesammte Magistrats-Collegium schleunigst auf das Rathhaus zu beordern, um eine hochwichtige Mittheilung zu vernehmen. Selbst die Viertelsmeister der Stadt, die Vertreter der Bürgerschaft, wurden, obwohl man sie nur selten der Ehre theilhaftig machte, zu den Verhandlungen des Raths gezogen zu werden, in die Aufforderung eingeschlossen. Der Aufruf des gewaltigen Stadtoberhauptes war so diktatorisch, daß sich bald sämmtliche Rathsherren und Viertelsmeister im Sessionszimmer einfanden. Nur Steuchsing ließ seine Abwesenheit unter einem nichtigen Vorwande entschuldigen; er schien das drohende Gewölk, das sich über seinem Haupte zusammengezogen hatte, zu ahnen.

Besaßen die Züge des gebietenden Mergenthaler ohnedies durch ihre undurchdringliche Verschlossenheit wenig Einnehmendes, so waren sie heute durch ein düsteres, unheimliches Feuer noch schärfer ausgeprägt, und die Ankommenden waren, noch ehe sie den Zweck des Aufrufs kannten, überzeugt, daß eine Botschaft von der außerordentlichsten Wichtigkeit ihrer harre. Alle waren über die vermehrte Finsterkeit betroffen und sahen mit Ungeduld der Mittheilung des Bürgermeisters entgegen. Endlich erhob sich Mergenthaler zum Sprechen und schilderte den Versammelten in aufgeregten aber beredten Worten den Diebstahl und den Verrath des Stadthauptmanns. Alle erbleichten und erbebten vor den unausbleiblichen Folgen; aber sie athmeten von Neuem auf, als sie hörten, wie die That durch die Wachsamkeit der Späher des Bürgermeisters vereitelt worden war. Sobald er seine Rede geendet hatte, legte er den Anwesenden das Schreiben und die entfremdeten Dokumente vor. Ein lautes Murmeln von Verwünschungen wurde im Saale hörbar; alle Rathsmitglieder, und selbst diejenigen, welche anerkannt zur Parthei des Stadthauptmannes gehörten, verdammten eine That, die sie ihres größten Stolzes, der Herrschaft, gänzlich beraubt haben würde. Nur die Viertelsmeister fanden eben darin weniger Grund zum Zorn, denn sie stimmten der in Steuchsings Briefe ausgesprochenen Beschuldigung einer zu eigenmächtigen Verwaltung des Rathes, im Innern völlig bei; aber sie fühlten sich schwer durch die weitere Behauptung angegriffen, daß die Bürger durch den Besitz einer Menge von Privilegien und Begünstigungen zum Trotz gegen die Obergewalt des Markgrafen angereizt würden, und der ganze Zorn der Vertreter der Bürgerschaft regte sich, da sie am Schlusse des Schreibens das Verlangen ausgedrückt fanden, die zum Theil angemaßten, zum Theil gemiß-

brauchten Freiheiten zu beschränken und die Herrschaft seiner Gewalt unterzuordnen.

Man berathschlagte über das zu unternehmende Verfahren und vereinigte sich zu dem Beschlusse, sich der Person des Stadthauptmanns sofort zu bemächtigen. Der Rathsherr Markus Dittmann ward zum Vollzieher des Auftrags erwählt. Niemand hätte sich ihm freudiger unterziehen können, als eben Dittmann, welcher Steuchsing mehr als Alle haßte und die Feindseligkeiten zwischen den beiden Rivalen um deswillen unausgesetzt unterhalten und neu belebt hatte, damit sein Sohn die Hand der reichen Bürgermeisterstochter erhalte, deren Herz noch immer dem jungen Steuchsing angehörte.

Zugleich mit Dittmann, der seine Anordnungen zur Verhaftung des Gehaßten traf, entfernten sich auch die Viertelsmeister, um die Bürger unter die Waffen zu rufen; die Magistratspersonen verharrten jedoch im Sessionszimmer und sahen unter bangen Gefühlen der Besorgniß der Ankunft des Angeklagten entgegen, von dem man wohl wußte, welch' entschlossenen, trotzigen Charakter er besaß.

(Schluß folgt.)

Die päpstlichen Gefängnisse in Umbrien.

Der amtliche Bericht über die päpstlichen Gefängnisse in Umbrien, den der Statthalter von der Provinz, Marchese Pepoli, an das Ministerium in Turin erstattet hat, geht uns von einem Deutschen, der zwölf Jahre in Italien gelebt hat und jetzt wieder in Deutschland lebt, übersetzt zur Veröffentlichung zu.

Die Gefängnisse für die Verurtheilten sowohl wie für die Angeklagten bilden begreiflicher Weise einen Gegenstand der sorgfältigsten Untersuchungen für die neue Regierung Umbriens, denn wenn einerseits die menschliche Gerechtigkeit ein Recht zu strafen hat, so ist es andrerseits ihre heiligste Pflicht, bei der Ausübung dieses Rechts die Gesetze der Menschlichkeit zu üben und die Strafen nicht durch barbarische Handlungen zu vermehren, zu erschweren.

In einem unterirdischen, dunkeln Gefängnisse zu Orvieto fand sich an der Mauer die Inschrift Destructis grassatoribus, wobei es zweifelhaft blieb, ob die Uebelthäter an diesem schrecklichen Ort durch Hunger, Eisen oder Qualen aller Art umgekommen waren. Ich besuchte sehr viele Gefängnisse in Umbrien und so verabscheuungswürdig auch das päpstliche Strafsystem mir erscheinen muß, so kann ich doch nicht glauben, daß die höchste Regierung stets die Grausamkeit und Willkür gekannt, welche einzelne Lokalbehörden in Anwendung brachten. Ich wünsche daher lebhaft, daß diese Zeilen dem heiligen Vater zu Gesicht kommen mögen, damit er beurtheile, ob so viele Klagen und Verwünschungen gegen sein System ungerecht und erlogen seyen.

Ich will einige Fälle anführen, welche mich bewogen haben, eine Commission zu ernennen, welche sich genau mit allen in den Gefängnissen ausgeübten Grausamkeiten zu beschäftigen haben wird!

Oft fand ich arme Geistesverwirrte in isolirten Gefängnissen abgesperrt, denen Keiner Beistand und Trost brachte. Als ich zu Orvieto die Gefängnisse besuchte, waren ich und die Magistratspersonen, die mich begleiteten, nach wenigen Augenblicken genöthigt, die Lokalitäten wieder zu verlassen, so erstickend war die stinkende Luft, welche diese gräßlichen Löcher ohne Licht und Luftzug aushauchten. Der blasse, sieche Anblick der Verurtheilten zeigte wahrlich deutlich genug, daß diese Gefängnisse an und für sich schon die Macht hatten, die Gefangenen zu vernichten.

Auf der Schwelle der Gefängnisse zu Spoleto trat mir ein Mann wilden Ansehens, auf dessen Stirn Verbrechen aller Art verzeichnet standen, entgegen. Ich fragte ihn, was er wolle? Er antwortete mir, daß er zu den Gefangenen gehöre, aber für seine treu geleisteten Dienste eine Umwandlung seiner Strafe verlange. Als ich ihn nicht verstand, zeigte er grinsend auf einige Marter- und Strafwerkzeuge, welche an einem Nagel an der Wand hiengen. Ich glaubte, er lüge, aber der Wärter sagte mir, daß jene Werkzeuge legale Marterinstrumente seyen, und bat mich, die päpstliche Verordnung des Cardinals Lante vom 11. April 1806 zu lesen (von späteren Cardinälen und dem Staatssekretariat am 21. September 1832 und 21. November 1840 bestätigt), welche mit der Formel anfieng: Se. Heiligkeit hat sich bewogen gefunden, zu bewilligen, daß . . . .

In Folge dieser „Bewilligung" wurden allen Gefangenen, welche den Namen Gottes, der Madonna oder irgend eines Heiligen lästerten, 100 Stockschläge gereicht.

Die Behandlung der zu lebenslänglicher Galeere Verurtheilten ist noch viel barbarischer und gräßlicher. Wenn einer derselben wegen eines neuen auf der Galeere begangenen Verbrechens, z. B. zu 10 Jahren Gefängniß verurtheilt wird und die Strafe nicht über das Leben hinaus gesteigert und vermehrt werden kann, so wird er verurtheilt, alljährlich 200 Stockschläge zu empfangen.

Ich habe dieses barbarische Gesetz durch ein Dekret vom 3. November 1860 abgeschafft. Man darf nicht annehmen, daß dieses Gesetz nicht angewendet wurde. Der Direktor des Gefängnisses zu Spoleto erklärte, daß er sich der Peitsche und des Ochsenziemers in Folge der gregorianischen Verordnung nicht allein bei den Verurtheilten, sondern auch, was viel barbarischer und willkürlicher, bei den in Untersuchungshaft Befindlichen bedient habe.

Ich kann auch nicht stillschweigend darüber hinweggehen, daß ich bei dem Besuche dieser Plätze der Leiden und der Schmerzen einen alten Mann zu Gesichte bekam, welcher von einer furchtbaren Angst verzerrt und aufgerieben war; er lag auf einem armseligen Strohlager, und als ich mich ihm näherte, flüsterte er mit zitternden Lippen mehreremal die Worte: „Und morgen vielleicht . . ." dann verfiel er in furchtbare Convulsionen. Es war ein zum Tode Verurtheilter. Drei Jahre waren verflossen, seitdem das Tribunal erster Instanz ihn verurtheilt hatte, ein Jahr, seitdem das Appellationstribunal diese Sentenz bestätigt hatte, aber das Revisionstribunal hatte noch nicht das letzte Wort gesprochen. Und dieser Unglückliche wurde nun jede Nacht von dem Traume, daß man ihn hinrichten werde, gefoltert, und jeder Tag ließ ihn in gräßliche Convulsionen verfallen. So kräftig und stark er früher auch gewesen, jetzt trug er nur noch einen schwachen Lebenshauch in sich.

Bei diesem furchtbaren Anblick fühlte ich lebhafter als je, daß wenn der Gesetzgeber zur Sicherung der Menschheit göttliche Rechte zu usurpiren für nothwendig erachtet, Jeder unbedingt den Stab über eine Regierung brechen darf, welche auf so barbarische Weise die Agonie eines Verbrechens verlängert.

Um ins Klare über die päpstliche Justiz zu kommen, verordnete ich eine statistische Untersuchung. Es erhellte aus derselben, daß regelmäßig mehrere Jahre zwischen dem Verbrechen, der Verurtheilung und der Sühne lagen! Die Commission enthüllte in einem beredten und bündigen Bericht die Gebrechen und die Mißbräuche, welche in den Gefängnissen Umbriens und der Sabina stattfanden. Diese Commission bestand aus einem ausgezeichneten Juristen, einem gewissenhaften Arzte und einem ehrenhaften Bürger; sie untersuchte alle Gefängnisse, sowohl die hoch oben auf den Bergen, als die tief unten in den Thälern gelegenen. Sie notirte bei jedem einzelnen Gefängnisse die vorgefundenen Abnormitäten, die von den Pflichten der Menschlichkeit geforderten Mittel zur Abhilfe derselben, die Bedürfnisse, die Leiden und Qualen der Verurtheilten.

Auf diese Weise wurden 28 Gefängnisse untersucht. Einige derselben befinden sich in verfallenen, feuchten und faulenden Ueberresten des Mittelalters (Magione, Spelto, Gualdo, Tadino); in den Corridoren und den Zellen ist wenig frische Luft und wenig Licht vorhanden (Castigitone del Lago, Fecoli, Orvieto); im Allgemeinen ist für die Erkrankung gar nicht gesorgt (weibliches Gefängniß in Perugia, Citta della Pieve, Rocca Limbalda); die Aborte sind in ganz abscheulichem Zustande, daher tödtliche Ausdünstungen und unerträglicher Gestank (fast überall, ganz besonders aber zu Spelto und Perugia).

Die Feldbetten, in denen die Verurtheilten schlafen, sind mit stinkendem, faulem Stroh gefüllt (Nocera, Perugia, Fecoli); in den meisten Gefängnissen sind die Zellenwände triefend von Wasser (Visso, Castiglione del Lago); in einigen ist der Boden mit Schmutz und mit Excrementen bedeckt (Beragao, Wissa), und die Strafinstrumente, die Ketten u. s. w. finden sich an den Wänden aufgehängt (Rieti, Magliano).

Nur ein einziges Gefängniß, dasjenige zu Rieti, unter der französischen Kaiserherrschaft gebaut, wurde gesund befunden.

So wie nur sehr geringe Garantie für Gerechtigkeit vorhanden ist, so ist auch die Sicherheit der Gefangenen kaum garantirt, denn an den meisten Orten stehen die geheimen Zellen mit einander und mit dem äußern Raume vor denselben in Verbindung. Bei den Gefangenen wird nicht der geringste von der Moral, der Billigkeit und der Convenienz geforderte Unterschied gemacht. So findet man oft in einer und derselben Kammer einen jungen Menschen, der zum ersten Male gefehlt, mit einem alten Diebe von Profession zusammengesteckt, der Mörder mit einem, der sich nur leicht versündigte.

Der in Untersuchung sich befindende Gefangene kann unschuldig seyn; einer der von einem hartherzigen Gläubiger gefangen gehalten und gezwungen wird, Bett und Brod mit einem gemeinen Missethäter zu theilen, kann immerhin ein ehrlicher Mensch seyn. Der alte Missethäter hat alle Gewalt, alle Freiheit, seinen jungen Genossen zu Grunde zu richten, welcher lange und schmerzliche Stunden allein auf ihn angewiesen ist und keinen in seiner Nähe hat, der den Unterricht des Lasters unschädlich machen könnte.

Ganz mitleidslos werden die politischen Gefangenen behandelt. In Orvieto steckte man sie vorzugsweise in ein sehr enges Gefängniß, welches sich hoch oben auf einem Thurme befindet. Ein schweres Eisengitter, welches sie absperrt, zieht nicht selten den Blitz an sich, welcher einmal acht solcher Unglücklichen auf einen Schlag tödtete.

Nach allen diesen Gräueln frage ich: ob es noch schlagendere Beweise für die Verurtheilung der weltlichen Herrschaft des Papstes geben kann? In diesen Gefängnissen, wo der Geistliche nur Worte der Vergebung, des Mitleids, der Schonung haben, wo derselbe nur bemüht seyn sollte, die Strafen weniger hart und schmerzvoll zu machen, wo er mit seinem Worte dem Verurtheilten im Namen des Statthalters Christi einen neuen Weg des Heils vorzeichnen sollte, — da corrumpirt man, da peitscht man, da mordet man.

Vierhundert Verurtheilte, welche im Gefängniß zu Rocca di Narni eingesperrt sind, verlangen einstimmig Brod und Arbeit. Das Gesetz mißt ihnen auf ungerechte Weise das Brod zu und der die Commission begleitende Arzt, Professor Dr. Preschi, trägt kein Bedenken, zu erklären, daß die diesen Unglücklichen vorgeschriebene Nahrung durchaus unzureichend für ihre Existenz ist. Bei dem Besuche der Commission erklärten sie sämmtlich weinend oder schreiend: „Uns hungert!"

(Zeit.)

Der Brand zu Glarus.

Das furchtbare Unglück, welches den Cantonshauptort Glarus betroffen, zieht den Blick auf die dortigen, mitunter eigenthümlichen Verhältnisse. Der ganze Canton umfaßt 12½ deutsche Quadrat-Meilen, worauf nicht mehr als etwa 34,000 Menschen leben, davon 4800 in dem Hauptorte (nach der letzten Zählung). Der Boden ist nur zum kleinsten Theil eines Anbaues fähig: in dem Linththale und ein Paar kleinen Seitenthälern, die sich zwischen den felsigten Schneebergen hinziehen. Hier steigt der Tödi, der höchste Berg der Ostschweiz, zu mehr denn 11,000 Fuß empor; der Hauptort Glarus selbst liegt am hintern Fuße des Glärnisch, eines anderen Gletschers. Der Föhn zieht oft mit ungeheurer Heftigkeit durch das Thal. Seit undenkbaren Zeiten besteht die ausdrückliche Vorschrift, daß bei starkem Eintreten des Sturmes alle Feuer ausgelöscht werden müssen. Dem zum Anbau geeigneten Boden kann auch in den besten Jahren weitaus nicht so viel Getreide abgewonnen werden, als der unumgänglichste Bedarf erheischt. Die Fabrikindustrie, besonders in Baumwolle, ist es, durch welche eine sehr große Anzahl der Bevölkerung ihren Lebensunterhalt erwirbt. — Die Verhältnisse der Einwohner und insbesondere des Staatswesens sind äußerst einfach. Die ganze Regierungsbehörde kostet nicht mehr als 2875 Frcs.; der erste Beamte des Staats, der Landammann, bezieht nur 700 Frcs. Gehalt. Die Angelegenheiten des Cantons werden nicht durch einen Großen Rath, wie in den meisten andern Cantonen, sondern unmittelbar durch die Landsgemeinde entschieden. Jeder ehr- und wehrhafte Bürger hat dabei Stimme. Erst am 9. d. Mts. ward die diesjährige ordentliche Landsgemeinde zu Glarus abgehalten, begünstigt vom herrlichsten Wetter. Landammann Heer, der die Eröffnungsrede hielt, hob hervor, wie die Anforderungen an die Staatskasse sich in Folge der fortschreitenden Entwicklung stark vermehrten (der gesammte Staatsbedarf ist, wenn wir nicht irren, auf etwa 250,000 Frcs. gestiegen und der Canton hat sich früher für nützliche Zwecke mit einer Schuld von beiläufig 700,000 Frcs. belastet); aber auch das Steuerkapital sey auf das Doppelte angewachsen, Dank der Industrie. Die Steuer wurde für dieses Jahr auf zwei Franken von je 1000 Frcs. Vermögen festgesetzt. Es ist dies, wie in dem größten Theile der Schweiz, die einzige direkte Steuer. Merkwürdiger Weise ward der Antrag gestellt, schließlich aber verworfen, die Feuerpolizeigesetzgebung in der Weise zu revidiren, daß das Schießen an Hochzeiten und das Feuern in Fabriken bei Föhnwind gelinderen Bestimmungen unterliegen sollte. — Zwei Tage später brachte ein Föhnsturm das Unglück über den Hauptort Glarus und zerstörte in wenigen Stunden die Wohnstätten und den Wohlstand von mehr denn 500 glücklichen Familien.

Soeben wird von glaubwürdiger Seite mitgetheilt, es habe Herr Rathsherr Christoph Tschudi den Umstand, daß in seinem Schopf geglättet worden, — was man als Entstehungs-Ursache des Feuers angab — feierlichst in Abrede gestellt und für seine Aussage eidlich einzustehen anerboten. Dagegen wollen Nachbarn an dem verhängnißvollen Abend einen in der Umgebung wohnhaften halbnärrischen Menschen mit brennender Tabakspfeife nach dem Stalle gehen gesehen haben.

Neueste Stereoskope.

Treten Sie näher, meine Herren! Es kostet nichts als eine Oeffnung der Augen! Einen Blick nach links, einen Blick nach rechts und dann einen geraden Blick, und Sie werden Dinge sehen, die man nicht alle Tage in der Nähe zu sehen bekommt.

Hier zuerst, meine Herren, ein pariser Stereoskop, das wir so eben erhalten haben. Blicken Sie nach links, so bemerken Sie mehrere Personen, welche in verschiedenen Archiven nach Dokumenten suchen, um das Haus Napoleon unmöglich zu machen. Rechts sehen Sie eine ähnliche Gruppe beschäftigt, die Firma Orleans für immer zu compromittiren. Oeffnen Sie nun beide Augen und sehen Sie gerade aus, so gewinnen Sie eine Anschauung von der — allgemeinen Heiterkeit der französischen Nation.

Hier, meine Herren, ein zweites Stereoskop. Rechts bedauert Lord Palmerston Preußen, links Herr von Vincke England. Blicken Sie gerade aus, so genießen Sie den wohlthätigen Anblick des deutschen Rheins, frei — von allen Engländern.

Ein drittes Stereoskop. Rechts die preußische Pairskammer, links das österreichische Herrenhaus. Gerade aus haben Sie die Genugthuung, in einigen Jahren — gar nichts mehr zu sehen.

In diesem vierten Stereoskop sehen Sie links und rechts eine heitere ländliche Scene. Links melkt ein deutscher Minister einen Bock, und ein anderer deutscher Staatsmann hält ein Sieb unter. Rechts wird in einer großen Scheune in Frankfurt am Main leeres Stroh gedroschen. Gerade aus sehen Sie die Jungfrau Germania in nacktem Zustande und in einer für die Franzosen sehr verführerischen Lage. Ich bitte die jüngeren Herrschaften zurückzutreten; dieses Bild ist nur für Männer und — alte Weiber.

Hier ein sogenanntes diplomatisches Stereoskop. Rechts ein höherer Salon, in dem der sardinische Gesandte Herrn von Vincke die Hand schüttelt; links auf demselben Schauplatz der österreichische Gesandte, Herrn von Blanckenburg die Hand schüttelnd. Blicken Sie gerade aus, so sehen Sie einen Zeitungsschreiber, der sich über seine Erfindung vor Lachen selbst schüttelt.

Hier ein österreichisches Stereoskop. Rechts hält der Kaiser seine berühmte constitutionelle Thronrede, links wird einem hohen Concordatsträger eine Katzenmusik gebracht. Gerade aus bemerken Sie in vergangener Entfernung den seligen Metternich, welcher selig ist — selig zu seyn.

Hier, meine Herren, ein höchst patriotisches Stereoskop aus dem preußischen Herrenhause. Rechts bemerken Sie den Freiherrn von Senfft-Pilsach, wie er durch die Grundsteuer-Ausgleichung einen ganzen Thaler acht Groschen auf dem Altar des Vaterlandes opfert. Links wird Herr von Waldow-Steinhöfel von dieser edlen Handlung so hingerissen, daß er aus Patriotismus „Nein“ sagt. In der Mitte befindet sich die preußische Regierung mit dem Ausrufe: Was ich mir dafür kaufe!

Hier, meine Herren, ein Stereoskop von sehr zweifelhafter Fabrik. Rechts ein russischer Bauer, der aus Dankbarkeit für die Befreiung von der Leibeigenschaft seinen Gutsherrn todtschlägt; links ein polnischer Bauer, aus Liebe zum Vaterland derselben Beschäftigung hingegeben. Geradeaus bei schwacher Beleuchtung — den „Prinzen von Gara-Balda.“

Hier, endlich meine Herrschaften, das berühmte berliner Polizei-Stereoskop. Sie sehen links und rechts einen von schwarzen Wolken umzogenen Horizont. Blicken Sie aber dreist gerade aus, so sehen Sie bereits den Ausbruch des Gewitters mit der Perspektive auf eine „schöne Gegend!“

Kleinigkeiten.

Der neue Komet.

Herr Professor Heis schreibt der K. Ztg. aus Münster vom 5. Mai: „Vor einem Monat wurde in New-York von dem Astronomen Hrn. Alb. Thatcher im Sternbilde des Drachen, nahe bei dem Kopfe desselben, ein teleskopischer Komet entdeckt. Derselbe wanderte, von den europäischen Astronomen unbemerkt, durch das Sternbild des Drachen, berührte die Grenze des großen und kleinen Bären und wurde zuerst in Europa gesehen, als er im Sternbilde des großen Bären dem freien Auge sichtbar wurde. Hier fand ihn Hr. Bäcker in Nauen zu Ende des verflossenen Monats. Am 30. April stand er zwischen den beiden Sternen an den sogenannten Hinterrädern des großen Himmelswagens. Seit diesem Tage hat er sowohl seine Helligkeit, als auch seinen Ort bedeutend geändert. Es fiel mir derselbe gestern Samstag den 4. gleich beim ersten Anblicke des Himmels als Stern 3. bis 4. Größe in der Nähe der beiden Sterne λ und μ, welche den rechten Hinterfuß des großen Bären bezeichnen, auf. In den vier Tagen vom 30. April bis 4. Mai hat er einen scheinbaren Weg von etwa 17 Grad zurückgelegt. Das freie Auge konnte ohne besondere Anstrengung den der Sonne entgegengesetzten Schweif erkennen und denselben etwa bis auf zwei Mondsbreiten hin verfolgen. Im Fernrohre erschien der runde Kopf von beträchtlicher Größe, mit einem Durchmesser, der etwa zwei Dritteln des Durchmessers des Vollmondes gleich kam. Nicht ganz im Centrum der nebeligen, nach außen allmählig sich abstufenden Hülle befand sich der glänzende Kern. Der Schweif des Kometen zog sich bei zwei Grad — vier Mondsbreiten — in die Länge; die Grenzlinien desselben lehnten sich nicht berührend an den Umfang der Nebelhülle an; der schmale Schweif setzte sich vielmehr an den Kopf an, hatte eine Breite von etwa einem Drittel des Durchmessers des Kopfes und lief in eine Spitze aus. Die südliche Grenze war etwas schärfer als die nördliche. Wahrscheinlich wird der Komet noch an Glanz zunehmen; die nächsten Tage werden entscheiden, ob er in bedeutender Helligkeit erscheinen wird. Der Komet richtet in den nächsten Tagen seinen Lauf auf den am südwestlichen Himmel Abends durch seine Helligkeit sich auszeichnenden Planeten Jupiter. Geht man von demselben nach oben hin zu den Hinterrädern des Himmelswagens, so wird man nahezu auf dieser Linie den fremden Gast erblicken. Am 5. tritt er in das Sternbild des kleinen Löwen, am 7. wandert er in das des großen Löwen nach der Grenze dieses Sternbildes und des benachbarten des Krebses.“

Die öffentliche Meinung und der Minister.

In einem Staate, wo ein Minister den Grundsatz aufstellt, daß nie das geschehen dürfe, was die öffentliche Meinung peremtorisch fordert, da sind die verkehrtesten Maßnahmen am unantastbarsten, da wird das, was man am berechtigtsten ist zu erwarten, am allerwenigsten geschehen; denn die öffentliche Meinung fordert's, und je weniger das, was geschieht, richtig ist, desto peremtorischer ist die Forderung, folglich ist alles Mögliche eher zu erwarten als das Vernünftige!“

Heurige Preis-Frage des französischen Instituts.

Wenn die Armee sich langweilt, so ist es gefährlich! —
Wie aber, wenn die Armee sich gar — schämt?

Unsere Kautschuk-Männer.

Die Friedens-Hoffnung wächst auf's Neu' —
Hört man die Leut' vergnügt jetzt sprechen, —
Stets bleiben sie dem Wahne treu,
Nicht wollen sie ihr Phlegma brechen.
Und der Erfahrung gold'ne Lehren
Verwehen unbeachtet schnell,
Die Deutschen sich erst daran kehren,
Wenn man sie zaus't am eig'nen Fell.

So war es stets, so wird es bleiben,
So lang' nicht eine starke Macht
Empor taucht aus dem wirren Treiben
Erhellend die polit'sche Nacht.
Ja, jene Nacht, den Sehnerv drückend,
Abspannend das Gefühl für Muth,
Verzagende durch nichts erquickend,
Erkältend in dem Herz das Blut.

Vom Unglück And'rer lernt der Kluge,
Nur Thoren selbst vom eig'nen nicht;
Wer so weit geht im Selbstbetruge,
Ist wahrlich kautschuk-wasserdicht,
Von ihm weicht ab die Wehmuthsthräne,
Die trauernd fließt für's Vaterland,
So ruhig wie auf Seeen Schwäne
Durchrudert er die Fluth der Schand'.

Rein bleibt bei'm Rudern Schwan's Gefieder,
Nicht so die Brust des Kautschuk-Manns,
Den nicht begeistern deutsche Lieder,
Selbst bringend zum Gehör des Schwan's,
Der stolz den Kopf hebt auf dem Wasser,
Erfreut nach seiner Weis' vom Sang,
Während des Vaterlandes Hasser
Sein Nichts verräth durch Wort und Gang.

Ambach.

Votre serviteur.

Du willst nicht sein der serviteur
Von einem schlechten Herrn;
Du ahnest wohl, o Monseigneur!
Daß das will Niemand gern.

Ein Fürst ist Erster serviteur
Des Volks, das heißt: des Staats,
Ein Höh'res gibt's, parole d'honneur!
Nur mittelst des Verraths.

Wer deutsch ist und wollt' serviteur
Dem Franzmann seyn, dem Louis,
Dem rufen, daß man's drüben hör',
Wir laut ein: „Fort" und „Pfui"!

Auflösung der „Arithmetischen Aufgabe" in Nr. 19 der Sonntags-Beilage vom 12. Mai 1861.

Der Zahl 11 entspricht der Buchstabe L
" " 9 " " i
" " 13 " " n
" " 1 " " a
Also der Name Lina.

Richtige Auflösungen gingen ein von: Eugenie. — E. Köhler. — Susanne Haffner aus Kaufbeuren. — Fanny Rh..n. — St. — Karl W...f. — Georg Sch.....l. — G. Z.....

Für's Vaterland!

Ist Deutschlands Volk nicht kühn und hochgemuthet,
Sobald sich gürten mit dem Schwert die Lenden?
Ist es nicht willig zu den höchsten Spenden,
Hat um das höchste Gut es nie geblutet?

Blick' auf sein Herz! Es hat sich stets gesputet,
Den farbenreichsten Lenz emporzusenden.
Blick an den Lebensstrom! Er will nicht enden,
Der aus der Fülle seiner Seele fluthet.

Und diesem Volk, dem keine Tugend fehlt,
Sobald es nur erst wieder sich gefunden,
Ihm sitzt der Fremde spottend auf dem Nacken!

Und dieses Volk, so kraft- und geistbeseelt,
Liegt schmachvoll nun gefesselt und gebunden,
Bis es Franzosen theilen und Kosaken!

Altes Lied.

Bekannte Melodie.

Der Kaiser von Oestreich
Hat Verfassungen 'klob'n,
Und hätt' Protestant'n
In's Tyrol einizog'n.

Der Bischof von Brix'n,
A kreuzbraver Mo',
Der hat Protestant'n
Aus der Verfassung 'naus tho'.

Du Bischof von Brixen,
Du g'spassiger Mo',
Was hast m'r Protestanten
So wüthi' 'naus tho'?

Du Kaiser von Oestreich,
Hör' auf mit Dein' Grein',
Sunst ruf' i an Garibaldi
In's Landl herein.

Rösselsprung-Aufgabe.

Welt,	und	Blü;	ver-	wel-	net	Ka-	zu-
Doch	hullt,	die	rein	ert	ruck	zen,	schei-
schon	Nur	gällt,	ches	und	dem	Dir	ein
So	ist	der	tru-	und	und	Er-	Her-
dem,	Wird	fromm	ver-	See,	be	nas	Strahlt
nur	bie-	er	hell	ster	rein,	Dem	Jam-
sie	der	er	ten	Der	mers	klar,	Nur
let	Schm-	ein	fin-	und	dar	des	sein.

Buchstaben-Rebus.

ro t

Viktualien-Preise in Augsburg im Monat April 1861.

	fl.	kr	pf	bis fl.	bis kr.	bis pf.
1 Pfund feine Rollgerste	—	14	—	—	—	—
1 Pfund mittlere Rollgerste	—	12	—	—	—	—
1 Pfund grobe Rollgerste	—	10	—	—	—	—
1 Vierling Erbsen	1	12	—		—	—
1 Vierling Linsen	1	30	—	—	—	—
1 Vierling Hirsen	2	8	—	—	—	—
1 Vierling Hanfkörner	—	48	—	—	—	—
1 Vierling Haberkern	2	8	—	—	—	—
Bei dem k. Salzamte dahier						
Kochsalz, 1 Faßel zu 150 Pfund	9	30	—	—	—	—
Kochsalz 1 Sack zu 134 Pfund	8	29	2	—	—	—
Kochsalz 1 Pfund bei den Huckern	—	4		—		
Viehsalz 1 Centner	2	4	—	—	—	—
Viehsalz, 1 Fäßel zu 250 Pfund	5	22	2	—	—	—
Dungsalz, 1 Fäßel zu 650 Pfund	7	15	—	—	—	—
1 Centner nasses Unschlitt	26	30	—	—	—	—
1 Centner ausgelassenes Unschlitt	36	30	—	—	—	—
1 Pfund gegossene Lichter	—	27	—	—	—	—
1 Pfund gezogene Lichter	—	25	—	—	—	—
1 Pfund Seife	—	16	—	—	—	—
1 Centner Heu	1	14	—	—	—	—
1 Centner Ohmet	1	22	—	—	—	—
1 Centner Roggenstroh	1	12	—	—	—	—
1 Centner Gerstenstroh	—	—	—	—	—	—
1 Centner Haberstroh	—	54	—	—	—	—
1 Maaß unabgerahmte Milch	—	4	—	—	—	—
1 Maaß abgerahmte Milch	—	3	—	—	—	—

	fl.	kr	pf	bis fl.	bis kr.	bis pf.
1 Metzen weiße Rüben	—	—	—	—	—	—
1 Vierling bayer. Rüben	—	20	—	—	—	—
1 Metzen weiße Kartoffel	—	48	—	1	—	—
1 Metzen rothe Kartoffel	—	48	—	—	—	—
1 Pfund gedörrte Zwetschen	—	7	—	—	—	—
1 Pfund gedörrte Kirschen	—	14	—	—	—	—
1 Pfund Hechte	—	28	—	—		—
1 Pfund Karpfen	—	18	—	—	—	—
25 Stück Frösche		6	—	—	10	—
1 Pfund Krebse	—	24	—	—	30	—
1 Pfund geräuchertes Fleisch	—	32	—	—	—	—
1 Pfund Kriesl	—	20	—	—	—	—
1 Pfund Schmalz	—	29	—	—	31	—
1 Pfund Schweizer-Butter	—	2	—	—	—	—
1 Pfund Land-Butter	—	26	—	—	28	—
9 Eier	—	8	—	—	—	—
1 Spanferkel	—	—	—	—	—	—
1 Gans in Federn	—	—	—	—	—	—
1 gerupfte Gans			—		—	—
1 Gansjung	—	—	—	—	—	—
1 Ente in Federn	—	—	—	—	—	—
1 gerupfte Ente	—	—	—	—	—	—
1 Entenjung	—	—	—	—	—	—
1 Indian	2	24	—	2	42	—
1 alter Hahn	—	18	—	—	24	—
1 alte Henne	—	20	—	—	30	—
1 Huhn	—	30	—	—	36	—

	fl.	kr	pf	bis fl.	bis kr.	bis pf.
1 Paar Tauben	—	12	—	—	18	—
Eine Maaß Kirschenwasser	—	48	—	1	—	—
Eine Maaß guter Fruchtbranntwein	—	20	—	—	—	—
Eine Maaß geringer Branntwein	—	16	—	—	—	—
Eine Maaß Weinessig	—	12	—	—	—	—
Eine Maaß Bieressig	—	4	—	—	—	—
Eine rohe Zunge	1	30	—	1	36	—
Eine geräucherte Zunge	1	36		1	48	—
1 Pfund Hirschwildpret	—	—	—	—	—	—
1 Pfund Rehwildpret	—	—	—	—	—	—
1 Pfund Schwarzwildpret	—	—	—	—	—	—
1 Haas	—	—	—	—	—	—
Eine Wildente	—	—	—	—	—	—
1 Rebhuhn	—	—	—	—	—	—
Eine Schnepfe	—	—	—	—	—	—
1 Haase mit Jung	—	—	—	—	—	—
1 Haase ohne Jung	—	—	—	—	—	—
1 Pfund feiner Flachs	—	30	—	—	32	—
1 Pfund mittlerer Flachs	—	24	—	—	26	—
1 Pfund Werg	—	10	—	—	12	—
1 Pfund Schafwolle	—	45	—	—	48	—
1 Klafter Buchenholz	19	22	—	—	—	—
1 Klafter Birkenholz	17	20	—	—	—	—
1 Klafter Föhrenholz	13	30	—	—	—	—
1 Klafter Fichtenholz	11	57	—	—	—	—
1 Zuber weiche Kohlen	3	4	—	—	—	—
1000 Stück Torf	2	4	—	—	—	—

Sonntags-Beilage
zum
Augsburger Anzeigblatt.

Nummer 21. 26. Mai 1861.

Kopf um Kopf.

(Schluß.)

Fest von dem Triumphe überzeugt, den seine That ihm bereiten würde, frohlockte Steuchsing bereits über die Gegner. Bald schritt er hastig das Zimmer auf und nieder, bald blickte er mit freudestrahlenden Augen durch die hohen Scheiben auf die Stadt, deren Bewohner sich in Kurzem vor dem neuen Gebieter ehrfurchtsvoll beugen würden, bald riß er den Flügel auf, damit seine beengte Brust sich an der frischen Abendluft erlabe, bald wieder sank er träumerisch auf seinen Lehnstuhl und seine Phantasie überließ sich den verlockenden Bildern von Macht und Größe, die ihm seine Ehrsucht als Lohn vorspiegelte. Erst als der Morgen im Osten zu grauen begann, schwang der Schlummergott leise seine Fittiche über ihn, und die Traumbilder, die ihn im Wachen umschwebt, umgaukelten auch sein Lager.

Das heftige Klopfen des Dieners weckte ihn aus seinem ersten Schlafe. Man forderte sein Erscheinen auf dem Rathhause. Es durchzog ihn wie eine Ahnung, daß sein Plan fehlgeschlagen sey, aber er schüttelte sie von sich, denn in seinem Uebermuth hielt er das für unmöglich. Er war zu erschöpft und ließ sich entschuldigen. Bald klopfte es abermals. Ein alter Mann verlangte dringend ihn zu sprechen; es war der Vater des Mannes, der mit den werthvollen Dokumenten an den Markgrafen abgegangen war. Er theilte dem Stadtvogt die Festnahme seines Sohnes mit und bat dabei um seine Verwendung zu dessen Freilassung. Augenblicklich erkannte Steuchsing sein Unternehmen als vereitelt und sich als verloren. Er erzitterte bei dem raschen Wechsel von Traum zur Wirklichkeit, aber nur einen Moment lang gab er sich dem ersten überwältigenden Eindruck der Schreckensbotschaft hin; sein Charakter war fest und unbeugsam, rasch hatte er den schwankenden Muth aufgerichtet und das unabweisbare Gefühl getäuschter Hoffnungen zurückgedrängt. Er war zum Widerstand entschlossen und bereit, seinen Angreifern die Stirne zu bieten.

Sobald er seine Rüstung angelegt, seinen Helm aufgesetzt und das Schwert umgegürtet hatte, trat er an das hohe Bogenfenster und schaute nach der Straße, von welcher her er jeden Augenblick das Nahen der Feinde erwartete. Sie blieben nicht lange aus. Dittmann an der Spitze einer starken Anzahl von Stadtknechten mit ihrem Befehlshaber, Alle wohl mit Morgensternen bewaffnet, kam eilenden Schritts auf das Haus zu. Jetzt war keine Zeit mehr zu verlieren, hastig zog er seine gewichtige Waffe. Plötzlich stutzte er; er hatte etwas außer Acht gelassen; rasch trat er an den Wandschrank, riß aus seiner dunkeln Tiefe ein beschriebenes Pergament mit angehängtem Siegel und schleuderte es, ehe noch die Schaarwache sein Zimmer erreichte, mit hämischer Freude in die glühenden Kohlen des Kamins.

Im nächsten Augenblicke öffnete Dittmann die Thür und er nebst seinem Gefolge traten ein.

Mit schlecht verhehltem Triumph in Blick und Geberde berichtete er seinen Auftrag. „Folgt uns also," sagte er am Schlusse seiner Anrede, „und ergebt Euch in das Schicksal, welches die Gerechtigkeit über Euch verhängen wird." Nicht so fügsam war Steuchsing. Er erhob seine Stimme und sprach dem Rathe die Berechtigung ab, ihn, der vom Markgrafen eingesetzt sey und unter seinen unmittelbaren Befehlen stehe, anzutasten. Man hörte ihn nicht an und forderte Gehorsam gegen die Anordnungen des Senats. Der Stadthauptmann beharrte fest auf seiner Weigerung; jetzt erhielten die Stadtknechte den Befehl, Gewalt anzuwenden; sie drangen vor, aber der furchtlose Mann schwang seine Waffe und streckte den Ersten, der tollkühn genug war, nach ihm zu fassen, aus einer tiefen Wunde blutend zu Boden. Die Uebrigen machten noch einige Versuche ihm beizukommen und ihm sein Schwert zu entreißen, aber sie wichen fast eben so schnell den gewaltigen Streichen, welche Steuchsing führte und durch die es ihm gelang, sich einen Weg nach der Thür zu bahnen. Bevor noch seine Angreifer zur Besinnung kamen, war er aus dem Zimmer und wollte sich eben im Hofe auf sein bereitstehendes Roß schwingen.

Schon hielt sich Steuchsing der drohenden Gefahr entronnen, schon triumphirte er im Geiste über seine Gegner, aber das Schicksal hatte ihm diesen Ausgang nicht bestimmt. Einer der Söldner, der an der Hauspforte zurückgelassen worden war, erreichte ihn, ehe er noch fest im Sattel saß, die ausgeworfene Schleuder schlang sich um seinen Leib, Steuchsing taumelte und stürzte von dem sich bäumenden Pferde schwer auf das Pflaster nieder. Der Wehr- und Bewußtlose war jetzt eine leichte Beute seiner Verfolger, die sich um ihn sammelten und seine Hände und Füße mit Stricken umwanden. So gefesselt trug man ihn nach dem Rathhause und brachte ihn vor die harrenden Richter und Ankläger.

Der Rathsherr Markus Dittmann entfernte sich nicht sogleich mit den Uebrigen aus der Wohnung des Stadtvogts. Neugierig spähte er umher und forschte nach weiteren Beweisen seiner Schuld. Beim Umherschauen gewahrte er das im Kamin liegende, von der Flamme noch unerreichte Pergament; er ahnte, daß es ein Gegenstand von Werth sey, der der Vernichtung geweiht war und riß es mit gieriger Hand aus seinem vermeintlichen Grabe. Voll Entsetzen, aber auch zugleich voll Freude erkannte er darin eines der für den Senat gewichtigsten Dokumente, das Steuchsing zu einem letzten und Hauptschlage noch zurückbehalten haben mochte. Dieser Raub vermehrte die Schuld um ein Bedeutendes.

Am nämlichen Tage noch wurde Steuchsing zum Verhör vor das Magistratscollegium geführt. Er konnte die That nicht leugnen, denn die Beweise sprachen unwiderleglich gegen ihn, und der Angeklagte war zu stolz, sich dazu zu erniedrigen. Am folgenden Morgen wiederholte man das Verhör im großen Saale des Rathhauses vor den versammelten Magistratspersonen an einer schwarzbehangenen Tafel. Ungebeugt stand auch heute der furchtlose Stadtvogt vor seinen Richtern; er schreckte nicht vor der Anklage des Verbrechens beleidigter Rathsmajestät zurück. Laut und fest bestritt er die Anmaßung seiner Feinde, über ihn zu richten; zwar stehe er im Dienste der Stadt, aber der Meißner Markgraf habe ihn eingesetzt, dieser sey der Landesfürst, dessen Urtheil er nur für Recht erkennen werde. Die rückhaltslos ausgesprochenen Wahrheiten Steuchsings waren für die aristokratischen Rathsherrn eben so viele Beleidigungen. Wenn sie auch nicht dazu gedient hätten, das Rachegefühl zu verstärken, so gebot ihnen doch die Furcht vor dem Verlust ihrer Herrschaft, den Feind, den selbst die drohende Gefahr nicht einzuschüchtern vermochte, unschädlich zu machen. Das Todesurtheil wurde wenige Stunden später über ihn ausgesprochen.

Im Stillen mußte sich Mergenthaler selbst eingestehen, wie wenig ihm seit der Entsagung der Reichsfreiheit das Recht zur Vollstreckung eines Bluturtheils zustehe, aber der gegenwärtige Fall entschied nicht nur für seine Existenz, es vermischte sich mit ihm zugleich die Befriedigung eines unversöhnlichen Hasses. Wenn er schon sich der Patrizier, deren Interessen mit den seinen gefährdet waren, und des gemeinen Volks, dem sich der Stadtvogt um seines maßlosen Stolzes willen verhaßt gemacht hatte, versichert hielt, so gab es doch außer seinen Freunden und Gesinnungsgenossen unter den Bessergesinnten nicht einen geringen Theil, die das Urtheil unrechtmäßig und zu hart finden und die sich in Folge eines natürlichen Mitleids vom Rathe abwenden mußten. Die Besorgniß vor der durch sie bewirkten Einmischung Markgraf Wilhelms machte die Eile nothwendig und der nächste Morgen war kaum angebrochen, als sich den Blicken der Vorübergehenden auf dem Markte das schwarzbehangene Blutgerüst zeigte. Wie ein Lauffeuer verbreitete sich die Nachricht und das Volk strömte in Schaaren zu. Um den Zudrang von außen zu hemmen und ein etwaiges Machtgebot des Markgrafen zu vereiteln, wurden die Stadtthore schon frühzeitig geschlossen, und Niemand erhielt, bis daß der Henker sein Werk gethan haben würde, Zutritt.

Um die achte Stunde des Morgens versammelten sich abermals die richterlichen und städtischen Behörden Zwickaus auf dem Rathhause, um über Steuchsing das hochnothpeinliche Halsgericht zu hegen. Umsonst forderte er, die Gnade des Kaisers anrufen zu dürfen, da man dem Markgrafen nicht das Recht der Entscheidung zugestehe; die Ceremonie nahm ihren Fortgang, das Todesurtheil wurde ausgesprochen: Weil er „der Stadt beste Urkunden entwendet und eine davon durch das Feuer habe vernichten wollen, um ein Verbrechen gegen die Majestät des Rathes zu begehen," dafür solle er mit dem Tode gestraft werden. Der Bürgermeister schnitt alle weiteren Einwendungen ab, indem er den Stab über den Verurtheilten brach und ihn zur Richtstätte abführen ließ.

Rings um die Blutbühne standen die Bürger mit ihren Waffen und die Söldner und Stadtknechte in voller Rüstung, bereit jeder Bewegung zu Gunsten Steuchsings zu begegnen. Ungebeugten Hauptes, voll todesmuthiger Verachtung betrat dieser an der Seite eines Geistlichen das Schaffot und nach einem kurzen Gebet schlang

er sich selbst das Tuch vor die Augen. Während Steuchsing noch mit gefalteten Händen kniete und betete, blitzte das breite Schwert des Henkers in der Sonne und im nämlichen Augenblicke färbte ein dunkelrother Strom den Boden und der Kopf rollte vom Rumpfe getrennt über den Sand. Wie es der Brauch war, zeigte der Scharfrichter dem Volke den bluttriefenden Kopf und fragte: „habe ich recht gerichtet?" Und die Menschenmasse jubelte und rief dem Vollstrecker des Urtheils ein schallendes Bravo zu. Die Rathsherrn hatten sich gerächt und die rohe Menge war mit dem Schauspiele zufrieden; aber es waren doch Viele unter den Zuschauern, die nicht in die laute Freude einstimmten und sich mit finstern grollenden Blicken, Verwünschungen murmelnd, entfernten.

Die Freude der Rache war nur von sehr kurzer Dauer. Der Gedanke an die Folgen ihrer eigenmächtigen That drängte sich den Rathsherrn unwiderstehlich auf, und da der Thorwärter am Tränkthore anzeigte, daß der junge Steuchsing in Begleitung zweier markgräflicher Diener in gestrecktem Trabe an das Thor gekommen sey und Einlaß begehrt habe, da begann ihr Gewissen lauter zu schlagen und mit banger Furcht sahen sie dem Kommenden entgegen. Er hatte sich, sobald er den Grund der Zurückweisung erfahren, im wilden Zornausbruche wieder entfernt und war schneller noch als er gekommen, zurück nach Meißen geritten. Die Drohungen des jungen Mannes beunruhigten Mergenthaler und seine Collegen ungemein; sie wußten, was sie von seinem jugendlichen Eifer bei seiner Kenntniß des Rechts zu erwarten hatten. In ihrer Kurzsichtigkeit glaubten sie die Schlange mit einem einzigen Streiche getödtet, während aus der wunden Stelle nur neues Leben ersprießte.

Und so war es. Die Gegner der Willkürherrschaft des Raths mehrten sich nach diesem blutigen Vorfalle sichtlich. Steuchsings Freunde nährten geschäftig den Brand und der jugendliche Albrecht bot Alles auf, seinen hingemordeten Vater zu rächen. Es war ihm nicht schwer geworden, sich beim Markgrafen Gehör zu verschaffen und einen Befehl zu erwirken, der den Rathsherrn verbat, Kläger und Richter in einer Person zu seyn. Er kam zu spät. Mit der ganzen Begeisterung, welche der traurige Anlaß in ihm erzeugte, schilderte er dem Fürsten die wohlmeinende Absicht seines Vaters und die rachsüchtige Ungerechtigkeit der Rathsherren. In einer Versammlung der Meißner Ritterschaft erneute der junge Rechtskundige seine Klage und heischte Gerechtigkeit. Die geringen Sympathien der Ritterschaft gegen die Städte waren nicht ohne Einfluß auf das Urtheil, welches sie in dem vorliegenden Falle aussprachen. Es lautete auf den Tod durch die Hand des Nachrichters für den größten Theil der Rathsherrn. Wenn schon ein strenges Urtheil zur Erhaltung der Herrschaft des Landesherrn, wie als abschreckendes Beispiel für die andern Ex-Reichsstädte nothwendig war, so erschien es Wilhelm doch zu hart, und er beschloß, es nach einer vorhergegangenen Untersuchung, welche er persönlich leiten wollte, auf die Hauptübelthäter zu beschränken.

Nach Verlauf weniger Tage brachte ein Sendbote des Markgrafen einem Theile der Zwickauer Rathsherrn den gemessenen Befehl, sich zur Vernehmung an seinem Hofe zu stellen. Schrecken und Bestürzung verbreiteten sich bei dieser Kunde durch die Stadt. Niedergeschmettert hörten die Senatoren das Schreiben ihres Fürsten an; sie zweifelten nicht länger an dem verhängnißvollen Ausgange einer That, die aller Gerechtigkeit Hohn sprach und nur in persönlicher Feindschaft ihren Ursprung besaß. Der markgräfliche Befehl war so gemessen, daß die vorgeforderten Rathsherrn keine Zeit behielten, ihre häuslichen Angelegenheiten vor ihrer Abreise nach Meißen zu ordnen. In ihr unvermeidliches Schicksal ergeben legten sie feierlich auf dem Rathhause ihre Aemter nieder, nahmen von der Bürgerschaft Abschied und begaben sich von hier aus nach der Grünhainer Kapelle, um in der Beichte die Gnade Gottes zu erflehen.

Geleitet von einer starken Wache verließen sie bald darauf die Stadt als Gefangene des Markgrafen. Länger als zwei Tage waren sie unterwegs. Endlich fuhren sie den Schloßberg hinauf und befanden sich innerhalb der Mauern, die sie nur als Leichen wieder verlassen sollten. Kurz nach ihrer Ankunft nahm ihnen ein Priester von St. Afra nochmals die Beichte ab und am andern Morgen wurden sie vor den Markgrafen und die gesammte Ritterschaft des Meißner Landes geladen, um Rechenschaft abzulegen über die eigenmächtige That. Ebenso todesmuthig wie ihr eigenes Opfer standen der Bürgermeister Mergenthaler und die Rathsherrn Markus Dittmann und Alexander und Franziskus Gülden vor ihrem Landesfürsten. Sie beantworteten die vorgelegten Fragen offen und ohne Rückhalt; sie versuchten nicht zu leugnen, aber auch nicht sich zu vertheidigen, denn sie waren von der Nutzlosigkeit jeder Ausflucht überzeugt.

Das Verhör war nur von kurzer Dauer; zwei Henker im blutrothen Mantel, auf das breite Richtschwert gestützt, wohnten der feierlichen Handlung bei. Sie harrten des Winkes des Markgrafen, um ihn zu vollziehen.

Das Urtheil der Ritterschaft lautete auf den Tod der vier Magistratspersonen: Mergenthaler, die zwei Gülden und Markus Dittmann; Wilhelm bestätigte es und zwischen dem Ausspruch und der Vollstreckung lag nur ein kurzer Zwischenraum. Der Blutrichter brach über ihnen den Stab und die vier Missethäter wurden nach einem freien Raume des Schlosses geführt. Vier Mönche von St. Afra geleiteten sie auf diesem letzten Gange. Im Bewußtseyn, als Opfer ihrer Bestrebungen für die Erhaltung der Patrizierherrschaft ihrer Vaterstadt zu fallen, gingen sie festen Schrittes und ohne Murren dahin neben ihnen. Auf dem Platze angekommen knieten sie Einer nach dem Andern nieder und empfingen als dieselben furchtlosen und unbeugsamen Männer, die sie stets gewesen, den Todesstreich. Ihre Leichname wurden in der Kirche zu St. Afra beigesetzt.

Von dieser Zeit an verlor Zwickau jeden Schatten des ehemaligen reichsstädtischen Glanzes. Alle diejenigen Rechte und Freiheiten, welche die Gewalt der meißner Fürsten beschränkten, wurden der Stadt entrissen, und nur die unbedeutenderen, werthloseren gelassen. Dieß war der Ausgang eines Kampfes um die Herrschaft, in dem die Häupter zweier feindlichen Parteien ihr bestes Gut zum Opfer bringen mußten, ohne dadurch etwas Anderes zu erringen, als ihren Untergang.

Ein furchtbarer Oelbrand.

(Aus dem Buffalo Courrier.)

Zu Tidione in Pensylvanien fand kürzlich, während ein Schacht zur Gewinnung von Bergöl gebohrt wurde, plötzlich ein so heftiger Ausbruch des Oeles statt, daß sich das Oel im Verhältniß von 70 Tonnen per Stunde ergoß und der Oelstram auf 41 Fuß über den Boden stieg. Ueber dieser Oelmasse erhob sich das Gas oder Benzin in einer dichten Wolke von 50 bis 60 Fuß. Sogleich wurden alle Feuer in der Nachbarschaft ausgelöscht, mit Ausnahme eines einzigen, welches in einer Entfernung von etwa 400 Klafter brannte. Dieses Feuer entzündete dennoch das flüchtige Gas, und in einem Augenblicke stand die ganze Luft in hell lodernden Flammen. Sobald das Gas Feuer gefangen hatte, stand auch die Spitze des aufquellenden Oelstromes in hellem Feuer, und das siedende Oel fiel wie das Wasser einer Fontaine über einen Raum von 100 Fuß im Durchmesser in tausend brennenden Tropfen wie in eben so vielen Feuerkugeln zischend herab. Sogleich stand auch der Boden in Flammen, die mit rasender Schnelligkeit zunahmen und durch das herabfallende Oel fortwährend vermehrt wurden. Eine Scene unbeschreiblichen Schreckens erfolgte. Die Leute wurden zu Dutzenden auf eine Entfernung von 20 Fuß niedergeworfen, während Viele, schrecklich verbrannt, in ihrer Todesangst schreiend und kreischend aus der flammenden Hölle des Unglücks stürzten. Gerade inmitten des Flammenkreises sah man vier menschliche Körper im kochenden Oele sieden; einen Mann, der eben einen Graben auswarf, um das Oel in einen tiefern Theil des Bodens zu leiten, sah man, wie er während des Grabens über den Stiel seines Spatens fiel und von dem wüthenden Elemente gebraten wurde. Ein Hr. Rouse, der einen bedeutenden Antheil an dem Oelbrunnen dieser Gegend hatte, und daraus ein tägliches Einkommen van 1000 Dollars bezag, stand im Augenblicke der Explosion gerade nahe an der neuen Bahrung, und wurde auf eine Entfernung von 20 Fuß weggeschleudert. Er raffte sich auf und lief noch 10 bis 15 Fuß weiter, wo er dann von zwei Arbeitern in Empfang genammen und in eine entfernter liegende Bretterhütte getragen wurde. Als er dort niedergelegt wurde, war außer seinen Strümpfen und Stiefeln keine Spur einer Bekleidung auf seinem Leibe zu sehen. Seine Haare, die Nägel seiner Finger, die Ohren und Augenlider waren weggebrannt, während die Augäpfel zu einem Nichts zusammengeschrumpft waren. In diesem Zustande lebte er noch neun Stunden. Hr. Rouse hatte sogleich nach einem Notar geschickt und sein Testament gemacht, worin er den Armen der Gegend 50,000 Dollars und den beiden Arbeitern jedem 200 Dollars vermachte. Er starb jedoch, ehe er seinen letzten Willen unterzeichnen konnte. Noch sechs andere Personen wurden getödtet, deren Namen unbekannt sind. Ferner sah man noch Skelette von fünf Andern im Flammenkreise glühen, und eben so viele Personen werden vermißt, welche Fremde sind, die gekommen waren, um die Einrichtung und das Arbeiten der Oelbrunnen zu sehen. Man glaubt, daß noch eine Anzahl anderer Menschen dicht an der Mündung der Bohrung zu Asche verbrannt wurden. Etliche dreißig Persanen wurden schwer, viele leichter verletzt. Während der Explasian fing in der Nachbarschaft bis auf eine Entfernung von 900 bis 1000 Fuß Alles Feuer, und Bretterhütten, Maschinen- und Wohnhäuser standen in hellen Flammen. In einer Entfernung von mehr als 1200 Fuß zersprang zugleich der Dampfkessel in Dabb's Brunnen mit einem fürchterlichen Gekrache, wadurch der Ingenieur sogleich getödtet, und das Entsetzen des Abends auf schreckliche Weise vermehrt wurde. Zu dieser Zeit brannte die ganze Luft lichterloh. Der in einer Höhe van 40 Fuß aufspringende Oelstrom war eine helle Feuersäule, über welcher das aufblitzende, explodirende, flammende Gas gegen den Himmel brannte, und die Wolken mit feurigen Zungen zu lecken schien. Während dieses schrecklichen Brandes war das Getöse der Explosionen und des Feuers so fürchterlich, daß man es nur mit dem Brausen eines Orkanes oder eines im Walde rasenden Sturmes vergleichen konnte. Die Hitze des Brandes war so heftig, daß sich Niemand auf 150 Schritte nähern konnte, ohne sich Kleider und Haut zu versengen. Es war das schrecklichste und doch großartigste pyrotechnische Schauspiel, dessen menschliche Wesen je Zeuge waren. Freitag Morgens strömte das Oel noch immer aus, und lieferte stündlich wenigstens 100 Tonnen, die eine ungeheure brennende Fläche bedecken. Der Verlust der Eigenthümer wird auf 20—25,000 Dollars täglich geschätzt. Keine menschliche Macht vermag den Brand zu löschen, und das Oel muß brennen, bis der Brunnen erschöpft ist. Aber keine Feder vermag die gräßliche Schönheit zu beschreiben, keine Zunge die Großartigkeit des Unglücks zu schildern.

Garibaldi, Cavour und Cialdini.

Der zwischen diesen Männern, den Schöpfern der neuen Ordnung der Dinge in Italien, ausgebrochene Zwist, war manchen Leuten eine recht willkommene Sache; die Hoffnung indeß, daß derselbe zum dauernden Zwiespalt werden und das kaum begründete Königreich wieder zu Grunde richten werde, ist nicht in Erfüllung gegangen, der Hader ist vielmehr beigelegt und eine aufrichtige Versöhnung der wider einander erzürnt gewesenen Männer hat stattgefunden. Der Zwist war aber so gekommen:

Garibaldi mochte am liebsten an der Spitze einer Armee von Freiwilligen Rom und Venedig erobern, wie er's mit Sizilien und Neapel gethan. Die nachträgliche Eroberung von Gaeta, wie die staatliche Organisation der annektirten Länder war seiner Ansicht nach weder so schwierig, noch so verdienstlich als jene Eroberung. Der Gedanke, daß die Freiwilligen-Armee, mit welcher er diese Eroberung ausgeführt, nach vollbrachtem Werke auf die Seite geschoben und der regulären Armee Cialdini's nachgesetzt werden sollte, empörte ihn. In Cavour, dem er's nicht vergeben konnte, daß er ihn durch die Abtretung Nizza's an Frankreich um seine Vaterstadt gebracht, sah er den Staatsmann, der mit seinem klugen Rücksichtnehmen das große Werk der Einigung Italiens aufhalte, und in Cialdini den General, der die Wiederherstellung der Armee von Freiwilligen hindere; so brach er denn mit aller Heftigkeit seines Wesens gegen Beide los, und Beide blieben ihm nichts schuldig, sondern warfen ihm vor, er wolle, gestützt auf seine Verdienste, seine Ansicht nur allein geltend machen und aller Klugheit zum Trotz die Zukunft Italiens auf's Neue dem blutigen Würfelspiele des Krieges preisgeben.

Was aber hat nun diese heißblütigen Naturen vermocht, daß sie einander alles verziehen, ihren Hader begraben, sich die Hände gereicht, sich umarmt und geeinigt haben, zusammen zu stehen in Eintracht und einander zu vertrauen? Das war die Liebe, die aufrichtige, die heiße Liebe zum Vaterlande! Das göttliche Feuer dieser Liebe hat allen persönlichen Hader zwischen ihnen verzehrt, und ganz Italien jubelt über die Aussöhnung seiner ersten Männer.

Nun, wenn wir Deutsche unsern persönlichen Hader der Liebe zum Vaterlande opfern lernen, dann wird vielleicht auch unserm Volke eine große Zukunft aufgehen!

Gegenseitiger Selbstmord.

Selbstmorde und Tödtungen von Einwilligenden nehmen in Frankreich seit einiger Zeit auffallend zu. Die Vulgärsprache von Frankreich, welche man vor den Schranken der Gerichtshöfe hört, scheint sogar schon für die Ermordung anderer Personen das Wort „suicider" zu brauchen. J'ai suicidé ma maitresse, sagte neulich ein Soldat, welcher vor den Schranken eines Pariser Kriegsgerichtes erschien. In Paris sind solche Fälle, denen dabei ein gewisser Hauch der Romantik eigen wäre, äußerst selten; dagegen macht es einen widerlichen Eindruck, zu sehen, wie häufig Soldaten und Grisetten, heruntergekommene Schauspieler und ausgediente Modistinnen die Tragik parodiren, indem sie bei einer Flasche Champagner, eine Cigarre im Munde, sich „gegenseitig selbst morden," weil der letzte Franc in die Hände des Kellners gewandert ist. Weder Melancholie, noch Blasirtheit, auch nicht die Leidenschaft edler Naturen ist hier das innere Motiv zur That, sondern jene Frivolität der Lebensanschauung, welche Alkohol und Obscönität als einzige Genien des menschlichen Daseyns betrachtet.

Ein neues Beispiel hierzu liefert der Korporal Rouard in Paris. Derselbe hatte nach Ablauf seiner Dienstzeit sich von Neuem anwerben lassen und beschlossen, die Summe, die er als Stellvertreter bezog, auf möglichst genußreiche Weise durchzubringen. In dieser Absicht suchte er die Bekanntschaft einer jungen Putzmacherin, Denise Herbin, welcher er vorschlug, seine Maitresse zu werden, 1000 Francs mit ihm durchzubringen und demnächst zu sterben. Dieser Vertrag kam auch wirklich Anfangs Dezember zu Stande und wurde in allen Punkten auf das Gewissenhafteste von beiden Theilen erfüllt. Am 9. Januar war der Augenblick gekommen, wo das letzte Geldstück ausgegeben werden mußte; man beschloß, auf dieselbe Art zu sterben, in welcher man die erste Bekanntschaft gemacht hatte, auf einem Tanzboden. Beide Theile schrieben ihren Verwandten Abschiedsbriefe, in welchen sie ihren bevorstehenden Tod anzeigten.

Als man den Tanzboden geschlossen fand, welcher zur Ausführung des Planes bestimmt gewesen war, faßte man einen andern Entschluß. Rouard und Denise Herbin ließen sich bei einem Restaurant ein besonderes Zimmer geben und beschlossen 5 Minuten vor 11 Uhr Abends zu sterben. Ein Souper wird aufgetragen, ein Dolch auf den Tisch gelegt und schließlich, damit jeder Verdacht eines Mordes beseitigt werde, von Denise Herbin ein Schriftstück unterzeichnet, in welchem sie erklärt, daß sie von der Hand ihres Geliebten auf ihren ausdrücklichen Befehl, um gleichzeitig mit ihm zu sterben, getödtet worden sey. Acht Minuten vor 11 Uhr beginnen die Vorbereitungen zum Tode, der Art, daß sich Denise auf dem Sopha ausstreckt und ihre Brust entblößt, um den Dolchstoß zu empfangen. Mit gewissenhafter Pünktlichkeit stößt Rouard in einer und derselben Minute denselben Dolch in die Brust seiner Geliebten, mit welchem er sich nach vollbrachter That durchbohrt.

Beide wurden bald darauf in ihrem Blute schwimmend, wenn auch lebend, vorgefunden, bei beiden war der linke Lungenflügel tief verletzt. Denise Herbin starb nach 20 Tagen, während Rouard wieder hergestellt wurde. Des Mordes angeklagt, erschien er am 11. April vor dem zweiten Kriegsgericht zu Paris. Sein Vertheidiger berief sich auf das Vorhandenseyn eines „gegenseitigen Selbstmordes." Mit fünf gegen zwei Stimmen ward Rouard freigesprochen.

Curiosum.

Aus Nr. 30 der Augsburger „Sion" vom 10. März 1857 entnehmen wir — als Curiosität — Folgendes:

Pastoral-Medizinisches.

(Aus Franken. — Eingesandt.)

Dem Wunsche, welcher in einem Artikel unter obigem Titel in der „Sion" I. Heft pro 1857. S. 69. ausgesprochen wurde, kann Schreiber dieses auch mit Einigem entsprechen, und zwar besonders mit dem Nachfolgenden, was er verbürgen kann.

Ein Müller in A. merkte vor einigen Jahren an einem seiner Pferde, daß es öfters über Nacht sehr geschwitzt hatte, und mehr und mehr entkräftet wurde. Oefters fand er auch, wenn er Morgens den Stall betrat, die Mähnen in Zöpfe zusammen geflochten. Einmal mußte er früher als gewöhnlich das Füttern beginnen, und da fand er die Flechtarbeit erst halb vollendet. Es wurde ihm gerathen, etwas Geweihtes etwa vom Palmenholze oder auch besonders vom Osterstocks-Weihrauche mittelst Bohröffnungen an den beiden Enden der Futterkrippe anzubringen. Dieses geschah, und das Pferd hatte Ruhe.

Ein Bauersmann erhielt von seinen gut gefütterten und gewarteten Kühen fast gar keine Milch mehr, und was er noch davon erhielt, war ungenießbar und ohne alles Fett. Es geschah dies im letzt verwichenen Sommer.

Es wurden ihm benedicirte sogenannte „marianische Zettel" Schedulae Marianae gegeben zur Anwendung nach Stoibers Armamentarium Ecclesiasticum und er hatte von da an keine Ursache mehr zu klagen.

Ein Vater klagte im verwichenen Sommer seinem Seelsorger, daß sein etwa ein halbes Jahr altes Kind seit längerer Zeit schrecklich durch Convulsionen leide. Er bemerkte, daß er alle möglichen Mittel angewendet habe, aber vergebens. Der Seelsorger besuchte das kranke Kind, sprach einen Exorcismus über dasselbe, und es war geheilt. (Daß hiezu bischöfliche Erlaubniß gehört, ist zu bemerken.)

Bei mehreren Erwachsenen, welche sich beklagten, daß sie sich außerordentlich gedrängt fühlten, sich einen gewaltsamen Tod anzuthun, wurden die oben bemerkten marianischen Zettel angewendet mit bestem Erfolge; in anderen Fällen auch der Exorcismus gleichfalls mit augenblicklichem Erfolge.

Aus der erfolgreichen Anwendung dieser Mittel geht klar hervor, daß die angeführten Uebelstände dämonischen Ursprungs waren, gegen welche daher natürliche Mittel auch nicht zu wirken vermochten.

(Deutsches Volk im neunzehnten Jahrhundert!!! Was willst du noch mehr??!! — Wer solchen Tabak verträgt, ist unverwüstlich und hat eine Zukunft — und was für eine!)

Gemeinnütziges.

Zum reinlichen Gebrauch der Stahlfedern. Jeder, der Stahlfedern zum Schreiben benutzt, wird schon bisweilen die Unannehmlichkeit erfahren haben, daß dieselben im Anfang die Tinte sowohl nicht ordentlich annehmen, als das Wenige nicht loslassen wollen, wodurch nicht selten Verunreinigung des Papiers entsteht. Dawider hilft einfach, daß man die Feder von innen und außen an einem Stück Kreide vor dem ersten Gebrauch abstreicht, so daß das Oel in die Kreide zieht.

Bienenzüchter bauet Esparsette! Dieser gewichtige Zuruf erschallt jetzt von allen Seiten, seit man in Erfahrung gebracht hat, daß nicht bloß der Bastardklee und der Weißklee, sondern auch in einem weit höheren Grade die Esparsette die vorzüglichste Bienenweide gewährt. Man sagt, die Flora Europa's habe nicht eine zweite Pflanze aufzuweisen, die den Bienen eine so reichliche Honigkraft gewährt, als diese. Der Esparsettehonig ist schneeweiß, hat einen reinen und feinen Geschmack und bekommt im ausgelassenen Zustande eine ungewöhnliche Festigkeit. Da nun auch zugleich der Landwirth keine zweite nahrhaftere, wohlschmeckendere, genügsamere und dennoch ungemein bodenbereichernde Futterpflanze kennt, so kann nicht dringend genug auf deren Anbau auf trockenem, kalkhaltigen Boden aufmerksam gemacht werden. Vielseitig wird auf die durch und durch praktische Tendenz von „Pinckert's Anleitung zur Kultur und Benützung der Esparsette und Sandluzerne. Berlin, bei Schotte und Comp." hingewiesen.

Pfingst-Hymne.

Heiliger Geist! o steige hernieder!
Lod're in flammenden Zungen wieder!
Erleuchte die Brüder am heimischen Heerd!
Blitze aus sprühendem Sängermunde,
Aus blanker Scheide in Kampfesrunde,
Als siegerringendes, lichtendes Schwert!

Heiliger Geist! nicht laß uns verzagen!
Komme, o komm'! laß nicht länger uns klagen;
Wir flehen in heißen Gesängen dich an.
Laß deinen Hauch uns zur Einigkeit wecken,
Laß deine Glut uns're Feinde erschrecken,
Begeist're die Brüder, daß Jeder ein Mann!

Heiliger Geist! laß vergebens nicht schallen
Uns're Gesänge; umsonst nicht verhallen
Unsere Bitten; o halte uns wach!
Laß uns im Kampfe nicht straucheln, nicht irren,
Lasse den Glauben uns nimmer verwirren
An deines Kommens dämmernden Tag!

Heiliger Geist! Es weht deine Wahrheit
Aus jedem Walde; es strahlt deine Klarheit
Aus jedem Sterne; es duftet dein Hauch
Aus jeder Blume. O himmlisches Feuer!
Löse, zerreiße der Dunkelheit Schleier,
Führe zu Einheit und Freiheit uns auch!

Die großen und die kleinen Raubthiere.

Der König Löw' und Herzog Leopard,
Fürst Tiger, Panther und Hyäne,
Graf Luchs und Bär und andre ihrer Art,
Kurz, die Gewaltigen der Krallen und der Zähne,
Befahlen einst den kleinern Thieren,
In ihren Ländern und Revieren
Sich künftighin des Raubes zu enthalten,
Und niemals mehr, von schnöder Gier und Wuth
Getrieben, mit dem Gut und Blut
Der Schwächeren so freventlich zu schalten,
Wie sie bishero sonder Fug und Recht
Sich angemaßt. — —
Erlaubet euerm Knecht,
Hob jetzt ein Hamster an, demüthiglich zu fragen,
Warum ihr Mächtigen uns Kleineren geruht,
Das allergnädigst zu versagen,
Was ihr doch selber täglich thut?
Verzeiht, wenn euer Knecht den Grund nicht sieht
Warum man uns denn ausgeschlossen? —
Was, brummt ein Bär ihn an, wir treiben es im Großen,
Und darin liegt der Unterschied.

Votre serviteur.

Heil dir zum Erstenmal
Herrscher im Fulda-Thal,
Heil dreimal dir!
Der du dem empereur
Nicht hast erzeigt die Ehr
Mit votre serviteur
Heil dreimal dir!

Vor fremden Zwingherrns Thron
Leget kein Hermannssohn
Sich auf den Bauch.
Der sich so stolz vermißt,
Der sich so arg vergißt;
Was der Herr Louis ist,
Das bist du auch!

Kleinigkeiten.

Müller. In diesem Oesterreich ist doch der alte Zopf immer noch nicht auszurotten.

Schulze. Woso denn?

Müller. Da streiten sie sich noch 'rum, ob der Reichsrath das Prädicat „Löblich" kriegen soll oder nich.

Schulze. Da sind wir doch viel weiter; hier denkt doch keen Mensch mehr dran, unsern Landtag so'n Prädicat zu jeben!

Müller. Ja, wir Wilden sind doch beßre Menschen.

Geschichtliche Aufgabe.



Der dritte Punische Krieg war vor Christus zu derselben Zeit, in welcher nach Christus der oben portraitirte römische Herrscher regierte und — fromm war. Wie hieß der Herrscher und in welchem Zeitraume regierte er?

Räthsel.

Wohl glänzet es mit hellem Schein,
Kein Diamant kann klarer sein —
Doch ist es spröde, starr und kalt,
Bis eine stärkere Gewalt
Den harten Feind zum Weichen treibt,
Daß selbst der Name nicht ihm bleibt.

Und liest Du diesen rückwärts auch,
Durchdringt ihn dennoch kalter Hauch.
Zum Gruße ward er, dessen Schild
Zwar im Verkehr des Lebens gilt,
Doch bin ich lieb Dir und vertraut,
So nenne mich mit anderm Laut.

Auflösung der „Rösselsprung-Aufgabe" in der Sonntags-Beilage Nro. 20 vom 19. Mai 1861.

Nur aus dem See, der hell und klar,
Strahlt Dir zurück ein klares Bild;
Doch ist er trübe und verhüllt,
So bietet er nur Schatten dar.
Dem Herzen, welches fromm und rein,
Erscheinet rein und schön die Welt,
Nur dem, der finster und vergällt,
Wird sie ein Ort des Jammers sein.

Richtige Auflösungen gingen ein von: Georg Sch.....l. — Fanny Rh..n. — Eugenie. — August L....r. — Gg. Z....r.

Auflösung des „Buchstaben-Rebus" in der Sonntags-Beilage Nro. 20 vom 19. Mai 1861.

Fortepiano.

Richtige Auflösungen gingen ein von: August L....r. — Adam. — R. B. — Eugenie.

Reist Er oder reist Er nicht?

(Nach dem Französischen.)

Herr Plon-Plon schwebt in großer Pein,
Bald packt Er aus, bald packt Er ein;
Denn Aumale ruft von Brüssel: Na? —
„Ich komme ja!"
Mit dem Cartel jagt fort ein Reiter,
Doch kaum ist er zehn Schritte weiter,
Erhält er anderen Bericht:
Denn — Er kommt nicht.

Herr Morny treibt, Minister schüren:
„Das böse Beispiel könnt' verführen!
Wir kommen noch um Gut und Hab';
Er — reise ab!"
Dagegen Girardin und Andre,
Sie rathen ab, daß jener wandre,
Denn „Selbsterhaltung ist auch Pflicht."
So — reist Er nicht.

Jetzt schreibt Er: „Sire, für Frankreichs Ehre
Stell' ich mich Jedem, wer es wäre,
Und gehe kühn in Tod und Grab."
Jetzt — reist Er ab.
Doch Abends Er sich rasch bekehret:
„Ein Bonaparte ist entehret,
Wenn Er mit solchen Leuten ficht!"
So — reist Er nicht.

Die Kaiserin in edlem Feuer:
„Ist Euch die Ehre irgend theuer,
Reist Ihr noch heut zum Zweikampf ab!"
Nun — fort im Trab!
Doch voller Schmerzen ruft Mathilde
Und die zartfühlende Clothilde:
„Sieh' unser Herz, das blutend bricht!"
So — reist Er nicht.

Graubärte murren: „Tod und Hölle!
Er will nicht? Ha, an seiner Stelle
Gehn wir trotz unserm Krückenstab!"
Jetzt — reist Er ab.
„Das Alles kann ja unterbleiben,
Wir werden auch Broschüren schreiben" —
Besänftigend Herr Guérault spricht.
So — reist Er nicht.

Der Meister drauf mit strengem Wort:
„Geh' hin, erstich den Burschen dort,
Send' ihn zum Orcus schnell hinab!"
Jetzt — reist Er ab.
Da kommt — ei, so was kann sich schicken —
Der Leibarzt mit gesenkten Blicken:
„Ach, Ihre Hoheit hat — die Gicht!"
So — reist Er nicht.

Sonntags-Beilage
zum
Augsburger Anzeigblatt.

Nummer 22. 2. Juni 1861.

Die Huberbäuerin.

Eine oberbayerische Geschichte von Hermann Schmid.

„Gib mein' lieben Mutterl und allen christglaubigen Seelen die ewige Ruh' und das ewige Licht leuchte ihnen. — Herr, laß sie ruhen im Frieden — Amen!" so schloß ein hübsches, aber sehr bleich aussehendes Bauernmädchen sein Nachtgebet, indem sie Stirne, Mund, Brust andächtig mit dem Kreuze bezeichnete. Gleichzeitig erhob sie sich, schob den hölzernen Stuhl, vor dem sie gekniet hatte, bei Seite, setzte den Wachsstock auf den nebenan stehenden Schrank und wollte eben das alte Gebetbuch schließen. Da fielen die Blätter etwas über und zwischen den großbedruckten braunen Seiten wurde ein dürres Kleeblatt sichtbar.

Das Mädchen hielt einen Augenblick inne und betrachtete das Blatt, während über ihr vom kleinen Wachslicht spärlich beleuchtetes Gesicht etwas gleich einer wehmüthigen Bewegung glitt. „Was thust Du noch da?" fragte sie halblaut vor sich hin. „Hab' gemeint, der Wind hätt' Dich schon lange mitgenommen und verweht, wie dieselbe Zeit, wo Du grün gewesen bist! — Flieg ihr nach nun . . . Du gehörst nicht recht herein mehr unter die frommen Sprüche und Gebeter . . . ." Damit blies sie das Wachslicht aus, trat an das kleine, niedrige Fenster und ließ das Kleeblatt in die Sommernacht hinausfallen, die schwarz und lautlos über der Gegend lag.

Eine geraume Zeit starrte sie in das Dunkel hinaus und ließ sich die Nachtluft um Stirne und Hals wehen. Sie kam kühl aus den Tiefen herauf, vom Moore her, das unten sich so schwarz hinstreckte, daß es trotz der Nacht zu erkennen war. Drüber hinaus stiegen Hügelreihen auf, mit finsteren Tannenwäldern und hie und da einem Gehöfte besetzt, dessen weiße Wände weithin leuchteten. Nirgends aber war eine Spur von Leben wahrzunehmen und wenn manchmal ein Laut hörbar wurde, war es das Rauschen vom fernen Mühldamme, das manchmal ein Windstoß herübertrug. „Es ist doch recht einsam da heroben in der Einöde," flüsterte Rosel, „und man könnt' sich fast fürchten . . . Aber ich will machen, daß ich auch in's Bett komme, es muß bald Mitternacht seyn . . ." Leise schloß sie das Fenster und trat an's Bett um sich niederzulegen, hielt aber plötzlich inne.

„Ich bin doch ein dummes, fürchtiges Ding," lachte sie dann halblaut vor sich hin, „jetzt wäre es mir in meiner Einbildung fast vorgekommen, als wenn ich was hätte krachen hören im Hause . . ."

Sie hatte kaum ausgesprochen, als sich das wahrgenommene Geräusch wieder hören ließ und zwar so bestimmt, daß von einer Einbildung oder Täuschung gar nicht mehr die Rede seyn konnte. Deutlich vernahm man das Krachen von Holzpfosten, dazwischen schwere, dumpfauffallende Schläge, verworrenes Geräusch roher Männerstimmen, mitunter auch den kreischenden Hilferuf einer Weiberstimme.

„Heilige Mutter von Oetting," schrie Rosel entsetzt, „das ist die Stimm' von der alten Bäurin . . . da gibt's ein Unglück! Das sind Schelmenleut', die im Hof' eingebrochen sind."

Halb entkleidet wie sie war, sprang sie zur Kammerthüre hin, riß sie auf und taumelte betroffen zurück, denn vom Hausgange her und die Treppe herauf loderte ihr die Helle von Kienfackeln entgegen. Beim Scheine derselben sah sie einen großen Mann in bäurischer Kleidung stehen, der in der einen Hand die Fackel empor hielt, mit der andern sich auf eine große Holzaxt stützte. Er schien als Wache an die Stiege gestellt zu seyn und wie er, durch das Knarren der Thüre aufmerksam gemacht, das heraustretende Mädchen bemerkte, sprang er mit hochgeschwungenem Beile auf sie zu.

„Rühr' Dich nicht, oder Du bist hin," rief er ihr zu, und Rosel gehorchte wider Willen, denn vor Schrecken war ihr die Zunge wie gelähmt und ihre Kniee knickten zusammen, daß sie, um nicht ganz umzusinken, sich am Thürgerüst anklammern mußte.

Die Schwäche dauerte aber nur einen Augenblick; eben so schnell als Rosel von dem Eindrucke überwältigt worden war, durchzuckte und richtete sie der Gedanke wieder auf, daß sie sich zusammennehmen und einen Entschluß fassen müsse. Vom Erdgeschosse herauf erscholl fortwährend das drohende Durcheinanderrufen wüster Stimmen, immer seltener von den Klagelauten des Bauers und der Bäuerin unterbrochen, die also schon überwältigt seyn mußten. Sie begriff rasch, daß ein Angriff oder Vertheidigungsversuch von ihr ganz erfolglos seyn und nur mit ihrer eigenen Verwundung oder Tödtung enden würde; sie dachte daher auswärtige Hülfe herbeizurufen. Das Brandl-Gut lag zwar als Einöde auf dem Hügel und das nächstliegende Haus war mindestens eine halbe Viertelstunde entfernt; aber wenn es nur gelang, ein Nothzeichen zu geben, so war dieses vielleicht im Stande, noch rechtzeitig Hilfe herbeizurufen, oder es konnte doch die Räuber erschrecken und verscheuchen. Eine qualvolle Minute verging unter vergeblichem Brüten, während dessen Rosel und der Wache haltende Mann einander laut- und regungslos gegenüber standen.

Jetzt fiel Rosel das Glöcklein ein, das auf allen Bauernhäusern der Gegend in einem kleinen Thürmchen angebracht ist, um die weit im Felde zerstreuten Arbeiter zum Essen herbeizurufen. Wenn es ihr gelänge, die Glocke zu läuten, so war es möglich, daß die Nachbarn das bei Nacht ganz ungewöhnliche Geläut hören und herbeikommen würden! Aber um zu dem Orte zu kommen, wo das Zugseil herabhing, mußte sie an der Stiege und dem dort stehenden Mann vorüber und es war gewiß, daß er bei der ersten bedenklichen Bewegung sie zu Boden schlagen werde.

Unter den Wimpern hervorlauernd betrachtete sie ihn jetzt genauer und es entging ihr nicht, daß er sie nicht mehr mit voller Aufmerksamkeit beobachtete, sondern zum Theil nach dem hinhorchte, was unten an der Treppe im Erdgeschosse vorging. „Da unten wären wir fertig," rief eine grobe Stimme herauf, der man es anhörte, daß sie der Verstellung wegen gewaltsam hinabgedrückt war. „Jetzt wollen wir droben das Nest ausleeren. Wie steht's droben?"

„Ganz gut," erwiederte der Wächter ebenfalls mit verstellter Stimme, das rußgeschwärzte Gesicht nach der Stiege richtend. „Es ist kein Mensch da, als die Dirn' und die rührt sich nicht!"

Rosel fühlte, daß der entscheidende Augenblick gekommen sey; was geschehen sollte, mußte geschehen, eine Sekunde später war es unmöglich und unnütz. „Heilige Mutter von Oetting, steh' mir bei," murmelte sie fieberhaft zitternd vor sich hin, dann raffte sie sich gewaltsam auf und stürzte sich mit ihrer ganzen Kraft auf den nichts befürchtenden Räuber. Mit einer geschickten Bewegung unterlief sie ihn, daß er das Gleichgewicht verlor und unter Poltern und Fluchen rücklings die Stiege hinabstürzte. Im Fluge war sie den Hausgang entlang geeilt und hatte die Thüre zur offenen Gallerie entriegelt, die nach dortiger Sitte an keinem Hause fehlt. Dort, in der Ecke gegen den angebauten Stadel zu, hing das Zugseil des Glöckchens.

Jetzt stand sie keuchend an der wohlbekannten Stelle, aber — das Seil war nicht zu sehen. Es war abgeschnitten, ganz oben in unerreichbarer Höhe hing der Rest des Stricks, es war also offenbar, daß Jemand von den Hausgenossen selbst um den Raubanfall wußte und deßhalb im Voraus die Möglichkeit beseitigen wollte, fremde Hilfe herbeizurufen.

Rosel hatte sich bis dahin gewaltsam aufrecht gehalten — jetzt drohten ihr die Sinne zu schwinden, es ward ihr dunkel vor den Augen und sie griff krampfig nach dem Geländer, um nicht zusammenzusinken. Es brauste ihr vor den Ohren und wie durch das Geräusch von fallendem Wasser hörte sie das Rufen des Räubers, der sich wieder aufgemacht hatte und nun mit Mehreren an der Thüre zur Gallerie arbeitete und rüttelte. Schon krachten und brachen die Bretter . . . im nächsten Augenblick war sie von den Räubern erreicht . . .

In den Knieen liegend blickte Rosel mit der sinnlosen ängstlichen Hast der Verzweiflung um sich. Sie erblickte nichts als vor sich das Geländer und seitwärts in der Ecke den Vorsprung des Scheunendachs mit der in ein aufgesperrtes Drachenmaul auslaufenden Dachrinne . . . „Liebs Mutterl," flüsterte sie halbbewußtlos, „hilf Du Deiner Rosel . . . zeig Du mir einen Ausweg . . ."

Nochmal blickte sie um sich, nochmal blieb ihr Auge an dem Dachvorsprunge der Scheune haften . . . „Wenn ich mich an die Rinne anhängen und auf's Dach hinaufschwingen könnte," dachte sie, aber sie konnte den Gedanken nicht weiter erwägen, denn eben fiel die Thüre zertrümmert auf die Gallerie.

Die Räuber stürzten hinaus, voran ein starker, breitschultriger Mann mit einem gewaltigen, rothen Bart, der fast das ganze Gesicht verdeckte, und kaum erkennen ließ, daß es mit einer schwarzen Maske bedeckt war. „Hab' ich Dich, Bestie," schrie der Mann und sprang auf Rosel zu.

Diese hatte im Moment, als sie die Thüre fallen hörte, sich halb besinnungslos auf das Geländer geschwungen. Fest hatte sie mit beiden Händen die Dachrinne erfaßt und war eben im Begriff, sich

auf das Scheunendach zu schwingen, als sie sich von starken Armen gepackt und zurückgerissen fühlte.

Ohne einen Laut von sich zu geben, faßte nun auch Rosel den Räuber und rang mit ihm, auf dem Geländer stehend. Ein Fehltritt hätte sie hinabgestürzt und ihr den Tod gebracht. Keuchend suchte der Angreifer sich von ihr los zu machen, aber umsonst.

„Zum Teufel!" rief er dem Genossen zu, „was stehst Du da und reißest das Maul auf! Gib der Dirne Eines auf den Kopf, daß ihr das Drosseln vergeht . . ."

Der Gescholtene hob die Axt zum wuchtigen Streich, aber ehe sie niederfiel, hatte Rosel sich rasch ihren Vortheil ersehen, machte sich die Hände frei und indem sie mit äußerster Anstrengung wieder die Rinne ergriff, stieß sie den Räuber mit dem Fuße gewaltsam mitten in's Gesicht.

Schreiend taumelte er einen Augenblick zurück, aber es war genug, ihm sein Opfer zu entreißen. Mit der Kraft der Verzweiflung hatte Rosel sich auf das Dach geschwungen und ohne sie erreichen zu können, mußte er zusehen, wie sie sich vollends auf demselben erhob und dem Glockenthürmchen zukletterte.

„Das ist Dir nicht geschenkt, Bestie," rief er ihr nach, „wir treffen schon noch einmal zusammen . . . Aber jetzt macht, daß wir weiter kommen," fuhr er zu den Genossen gewendet fort. „Wenn die droben zu läuten anfängt, könnten sie leicht kommen und uns die gute Beute abjagen!"

Hastig ward der Befehl vollzogen. Nach wenigen Sekunden huschten die Räuber aus dem Hause über den Hofraum weg nach dem nahen Walde zu. Im Hause selbst war es todtenstill, vom Dache aber wimmerte und heulte die Glocke, wie eine jammernde und klagende Stimme. Schon begann im Osten der erste graue Streifen zu dämmern: auf den entlegenen Gehöften der Flurnachbarn begann es sich schon hier und da zu regen und so wurde das Nothzeichen bald gehört. Ehe eine halbe Stunde verging, strömten von allen Seiten die Männer und Bursche mit allerlei Waffen herbei. Sie fanden die Thüren des Hauses und die Kisten und Kasten in ihm erbrochen, durchwühlt und ausgeleert. Der Bauer und die Bäuerin lagen gebunden und geknebelt in ihrer Schlafstube am Boden; Rosel mußte mit einer Leiter vom Dache herabgeholt werden.

„Das ist wieder kein Anderer gewesen," sagten die Bauern zu einander, als ihnen das Vorgegangene erzählt und die Person des Anführers geschildert wurde, — „das ist Niemand gewesen als der rothe Hannickel mit seiner Bande! Das ist nun der vierte Raub und Einbruch seit einem Vierteljahr und drinnen auf dem Erdinger Landgericht schreiben sie einen Akt um den andern zusammen und bringen doch nicht heraus, wo der rothe Hannickel steckt und wer er ist."

Kopfschüttelnd, in schwerer Besorgniß um die Sicherheit ihres eigenen Hab' und Gutes gingen sie dann auseinander; Einer ward abgesendet, um beim Landgericht die Anzeige zu machen und einige blieben als Wache in dem geplünderten Hause. Die Bewohner waren zu angegriffen und erschöpft, um für sich zu sorgen oder Vorkehrung treffen zu können.

Rosel war wieder in ihre Kammer gegangen und kniete in der aufflammenden Morgenröthe am Bette nieder zum Gebete. „Das hab' ich Dir zu verdanken, mein gutes Mutterl," sagte sie heiß und innig. „Du hast mir den Gedanken eingegeben und die Kraft dazu!"

Als sie ihre Andacht vollendet hatte, legte sie sich noch auf ein paar Morgenstunden zur Ruhe nieder, aber es dauerte lange, bis sie einzuschlafen vermochte. Die so neuen und furchtbaren Erlebnisse hallten noch lange in ihrer Seele nach, noch lange sah sie den Räuberhauptmann mit der schwarzen Larve und dem rothen Barte vor sich, und als ob sie diese Stimme schon anderswo gehört hätte, klangen ihr immerwährend, selbst durch Schlaf und Traum, dessen letzte Worte nach . . . „wir treffen schon noch einmal zusammen!"

Der dunklen Nacht war ein blauer sonnenheller Himmel gefolgt: Die ganze Gegend schimmerte und flimmerte im reichlich ausgesprengten Thau, die fernen Tannenwälder hoben ihre dunkelgrünen Häupter bestimmt und scharf in die klare Morgenluft empor, ein angenehmer Ostwind schüttelte überall den Duft von frisch gemähtem Heu von den Flügeln, die Lerchen wirbelten hoch in der Luft, es war, als ob die Natur sich ebenfalls angeschickt hätte, den Sonntag Nachmittag festlich zu begehen.

Von nah und fern, schwächer und deutlicher scholl Glockengeläut' von den Kirchthürmen, die über die ganze Gegend hin zerstreut sich emporstreckten, um anzuzeigen, daß unter den Bäumen um sie herum sich eine Handvoll genügsamer Menschen zusammen gefunden und den eigenen Heerd gebaut hatte. Es war um die Zeit, zu welcher überall der Frühgottesdienst gehalten wurde und von allen Seiten, nach allen Richtungen hin einzeln und in Gruppen gingen die Bewohner der kleinern Ortschaften, die keine Kirche hatten und jene der Einzelgüter an den Rainen und Abhängen hin, einzeln und in üppig schwankenden Getreidefeldern, um in den Gotteshäusern für das Gedeihen der vergangenen Arbeitswoche zu danken und den Segen zu erbitten für die kommende.

(Fortsetzung folgt.)

An die deutsche Trikolore.

Die Liebe, die Begeisterung für das Vaterland strebt in freudigen wie ernsten Momenten nach einem sichtbaren Ausdrucke, das zugleich zum Bande wird, welches alle Angehörigen einer Nation umschlingt. Die nationalen Farben sind ein solcher Ausdruck und Alt und Jung im lieben Deutschland fühlt das Herz höher schlagen bei dem Wallen der Paniere, welche das Vaterland, seine Ehr und Herrlichkeit bedeuten. Schwarz, Roth, Gold — Mit Blut durch Nacht zum Sieg — ihr drei Farben, die ihr fortan mit dem Leben des deutschen Volkes verbunden seyn werdet, möget ihr auch ein Talisman seyn, der es führt zu Sieg und Glück!

In Folgendem theilen wir unsern verehrten Lesern den Text des Liedes (von Hrn. v. Meyern) mit, welches von dem Herzog Ernst von Coburg in Musik gesetzt, und dem in Nürnberg stattfindenden deutschen Sängerfeste gewidmet ist:

Altes Banner deutscher Größe,
Fühlst Du Deines Ruhmes Blöße?
Trägst Du Flore, Tricolore?
Warum schlägt der Aar,
Der einst Herrscher war,
Trauernd Dich um sein Gefieder?
Lebe, fliege, kämpfe wieder,
Und nach langem Traum der Macht
Grüßt Dich neue Herrscherpracht!

Kennst Du nicht den Ruf, den schönen,
Dich dem Ruhme zu versöhnen?
Warum starben Deine Farben?
Sank Dein Vaterland
Nicht durch Zwietracht Hand
In das Reich der Träume nieder?
Eintracht, Eintracht schaffe wieder,
Und nach langem Traum der Macht
Grüßt dich neue Herrscherpracht!

Fühlst Du nicht mit sel'gem Lauschen
Bei dem Worte schon entrauschen
Deine Flore, Tricolore?
Breitet nicht der Aar
Ueber uns'rer Schaar
Neuverjüngt schon sein Gefieder?
Lebe, fliege, kämpfe wieder,
Und nach langem Traum der Macht
Grüßt Dich neue Herrscherpracht!

Neueste talmudische Weisheit.

Darum, mein Sohn, sey klug und höre die Worte der Weisheit und thue auf dein Ohr ihren Lehren.

Und so du hast natürliche Gränzen, dein armer Nachbar aber hat keine und begehret ihrer: so sey mild und freundlich und lasse sie ihm im Guten ab, damit er nicht komme und nehme sie dir mit Gewalt.

Denn es ist besser, Unrecht leiden als Unrecht thun; und wer gutwillig gibt, dem wird nicht genommen was er hat. Der Starke aber weicht ruhig zurück.

Bist du aber kein Starker und willst nicht ruhig zurückweichen, sondern hast die Schwäche, ein Vaterland zu besitzen, das größer seyn muß:

So gürte deine Lenden mit dem Schwerte der Biederkeit, ziehe an den Panzer des Abwartens, und mit dem Schilde der Langmuth fange ab die Streiche des Uebermuths.

Und wenn du Eroberungen machst, so siehe zu, daß es moralische seyen; die unmoralischen Eroberungen aber überlasse deinen Feinden, so wirst du schließlich ihrer lachen.

Denn die unmoralischen Eroberungen können uns gestohlen werden; unsere moralischen Eroberungen aber nimmt uns kein Mensch.

Und so sie uns Einer nähme, würden sie ihm nichts nützen; denn er wüßte nicht, was er mit ihnen anfangen sollte.

Du aber weißt es, mein Sohn; und so du klug bist, behältst du es für dich und wahrest es als ein Geheimniß, daß Keiner etwas davon merke.

Dann bist du fröhlich und guter Dinge und hast ein klares Auge und eine freie Hand nnd einen gesunden Magen, der vieles vertragen kann, und einen heiteren Muth, also daß du dir alles gefallen lässest, auch wenn du Keinem gefällst.

Denn Allen gefallen ist unmöglich, aber „Vielen gefallen ist schlimm."

Darum so fahre fort, mein Sohn, wie du bisher gethan, zu leben aus der Hand in den Mund und von einem Tage zum andern, so lange es geht.

Denn der Weise lebt nur für den heutigen Tag; nach uns aber kommt die Sündflut und der große allgemeine — Kladderadatsch.

Hans v. Held.

Vor sechzig Jahren lebte, wie die „Volksztg." erzählt, in Preußen ein Mann Namens Hans v. Held. Ueber Diesen, sagt sie, hat einer unserer begabtesten Zeitgenossen, der jüngst verstorbene Varnhagen v. Ense, ein Buch geschrieben, das er „ein preußisches Charakterbild" nennt. Auch das Bildniß des Hans v. Held ist diesem Buche beigegeben, und zwar in der Absicht, daß die Nachwelt einmal sehe, wie ein Mann aussieht, „der aus der Art schlägt und Enthüllung über Korruption, Betrügereien, Unterschlagungen und Gewaltthätigkeiten einer verdorbenen, aber einflußreichen und mächtigen Beamtenwelt macht."

Hans v. Held hatte Kenntniß von den schändlichen Veruntreuungen, Betrügereien und Schwindeleien einflußreicher Herren und versuchte es, im Vertrauen auf eine neue Aera, die ihm mit dem Regierungsantritt Friedrich Wilhelm des Dritten eingetreten zu seyn schien, mit einer Denkschrift an das Kabinet. — Als er jedoch dafür nicht nur keinen Dank fand, sondern noch wegen seines unberufenen Anklagens gemaßregelt, abgesetzt und verfolgt wurde, verfiel er gar auf den Gedanken, über all den Unfug eine Schrift anzufertigen und drucken zu lassen, die unter dem Namen „das schwarze Buch" in der Geschichte Preußens berühmt wurde, obwohl die damaligen Behörden in Folge von Denunziationen so geschickt in der Konfiskation und Vernichtung des Buches waren, daß kein Exemplar desselben auf die Nachwelt gekommen zu seyn scheint.

Dazumal lebten zwei Minister in Berlin, die nicht Theil hatten an den Dingen, die Held enthüllte: Schulenburg und Struensee.

Struensee hatte die Schrift Helds vor dem Drucke durchgelesen; er besaß aber doch den Muth nicht, derselben die richtige Geltung zu verschaffen.

Varnhagen theilt hierüber eine Scene mit, die es verdient, zehnmal gelesen zu werden, um zu sehen, wie damals die Dinge standen.

„Struensee," so erzählt Varnhagen, „behielt die Schrift einige Tage, und als er sie zurückgab, erklärte er die Thatsache für ganz richtig, allein bei Weitem noch nicht vollständig: er wisse den weiteren Zusammenhang, ein Geheimniß, das der Verfasser nicht habe wissen können. Indessen — fuhr Struensee fort — enthält das Buch Stoff genug, um dem König aufzufallen. Sie wagen viel damit! — sagte er zu Hans v. Held. — Entweder wird damit etwas recht Gutes oder etwas recht Schlimmes gestiftet und Sie können sich dadurch recht glücklich oder noch unglücklicher machen, als Sie schon sind. — Abrathen will ich Ihnen nicht; mich darein meliren, kann und will ich aber auch nicht. Die Zugänge sind zu sehr verriegelt. — Werde ich befragt, ob die in dem Buche von mir vorkommenden Briefe ächt sind, so werde ich, wie es wahr ist, Ja sagen. — Uebrigens hoffe ich, werden Sie, so lange ich lebe, es verschweigen, daß Sie mir das Manuskript gezeigt haben. Jetzt weiß ich nichts von Ihrem Vorsatze. Handeln Sie nach Gutdünken. Gelingt es, so kann es die beste Wirkung haben."

Das Buch erschien, aber die „beste Wirkung" gelang nicht. Der Verfasser büßte für die Rücksichtslosigkeit seiner Enthüllungen in Jammer und Elend auf der Festung (1801); über Preußen selbst aber kamen die noch elenderen Jahre 1806 und 1807.

Stand der ältern Planeten im Juni 1861.

Merkur, (☿), am 3. Abends 6 Uhr 15 Min. in größter nördlicher Breite, am 10. Morgens 8 Uhr beim Mond, am 15. bei Mars, erreicht am 25. die größte östliche Ausweichung, und kann in den ♊ als Abendstern gesehen werden.

Venus (♀), ist zwar Abendstern, aber noch sehr nahe bei der Sonne und daher unsichtbar; wird am 9. Morgens sehr nahe beim Mond seyn.

Mars (♂), im ♋ und ♌, wird am 10. Abends 5 Uhr 34 Min. vom Mond erreicht.

Jupiter (♃), in ♍ 1 bis 4°, wird am 13. Abends nach 5 Uhr beim Mond sich zeigen.

Saturn (♄), am Abendhimmel sichtbar, verschwindet dem Horizont um 12 Uhr, wird am 14. Nachmittags 3 Uhr 32 Min. vom Mond erreicht.

Uran (♅), in ♊ 12°, hat sich der Sonne genähert und kommt am 2. um 8 Uhr 45 Min. Abends in ☌☉, und am 8. um 5 Uhr Morgens in ☌☾.

Witterungsbericht nach dem 100jähr. Kalender.

Juni.

Anfänglich und bis zum 8. Reif und rauhe Luft; darauf schön und warm bis zum 21.; dann Wind, Regen und schaurig; den 24. Reif; darauf heiß und warmes Wetter; zu Ende vermischt.

Landwirthschaftlicher Kalender.

Juni.

Feldgeschäfte: Dreiblätteriger Klee wird gemäht, ehe die Blüthe vollkommen eintritt. Man trocknet ihn am besten auf Trockengerüsten. — Die Heuernte beginnt, so wie die meisten Gräser blühen und das Bodengras gehörig ausgebildet ist. — Die Arbeiten in Hopfenpflanzungen beschränken sich meist auf das Anbinden der Hauptranken und das Beschneiden der überflüssigen Zweige.

Gartengeschäfte: Oculire auf's treibende Auge um Johannis. Schneide nichts mehr an Bäumen. Behacke die Samen- und Baumschulen und jäte das Unkraut aus. Sammle Steine von Kirschen und lege sie gleich. Lüfte die Copulirbänder, wenn sie einschneiden. Geitze den Wein, wenn er blüht. — Säe so bald als möglich Thymian und Majoran, Kerbel, Kohlarten, — Salat, Sommerendivien, Endivien, Petersilie, Radiese, Blumenkohl, Wirsing, Brocoli, Sauer-Majoran und halte sie feucht. Später Winterrettige, Winterendivien und Carotten, Späterbsen, Bohnen. Verpflanze die im März oder April gesäeten Sommerblumen. Vermehre Goldlack durch abgeschnittene Zweige.

Waldverrichtungen: Der Ulmensamen wird gesammelt, da er reif ist und wo möglich sogleich wieder ausgesäet, wenn der Boden hiezu gehörig wund gemacht ist. Die Auszeigung der im künftigen Jahre vorzunehmenden Fällungen hat zu geschehen, sowie die Kulturvoranschläge zu entwerfen sind, da man das Gedeihen der Holzmassen muthmaßlich bestimmen kann. Der Kiefernspinner, Phal. Bombyx pini und Phal. Noctua piniperda, ist jetzt am gefräßigsten, und sind durch die Menge und Größe ihres Kothes auch einzeln leicht zu entdecken und die aufgeworfenen Gräben zeigen sich am wirksamsten, wo die Raupen in Menge vorhanden sind.

Bienenzucht: Sind die Bienen ruhig in den Stock eingezogen und summen freudig, so stelle man den Schwarm etwas entfernt vom Mutterstock auf den Stand. Bis zum Abend mit dem Aufstellen zu warten, ist nicht räthlich, weil die Schwärme leicht wieder ausziehen, und man ihn dann wieder fassen muß. Wenn sich ein Schwarm auf den Boden setzt, so legt man neben ihn zwei Hölzchen und stellt den Korb darüber, worauf er in seine Wohnung einziehen wird. Setzt er sich aber an einen Platz, wo man ihn gar nicht fassen kann, so suche man ihn durch Rauch an eine Stelle zu treiben, wo er gefaßt werden kann. Zieht ein zweiter Schwarm aus, ehe der erste noch gefaßt ist, so bindet man ein Tuch um ihn, damit die zwei Schwärme nicht zusammenfallen. Ziehen aber zwei miteinander aus und schwärmen zusammen, so faßt man beide in einen großen Korb, schüttelt sie hernach auf ein Tuch, auf das man zwei Körbe auf Hölzchen stellt. Nach diesem sucht man die Königinnen auf, leitet sie in ihre Körbe, in welche dann das Volk einziehen wird. Fällt Regenwetter nach dem Schwärmen ein, so füttere man den jungen Stock so lange, bis wieder flugbare Tage eintreten.

Viehzucht: Die Wollschur endet. Bei der Heuernte theile man den Schafen das beste, feinste und kräftigste Heu zu. — Im vorigen wie im jetzigen Monat rindern gewöhnlich die Kühe und pflegen die zwei Jahre alten Kalben (Fersen) zuzutreten. — Die Schweine müssen an heißen Tagen Vormittags zeitig ein- und Nachmittags spät ausgetrieben und häufig gebadet werden. — Die Gänse werden berauft: die Jungen sollen beim Körnerfutter etwas Salz und Kohlen, die Truthühner einige Pfefferkörner zur Magenstärkung erhalten. — Die jetzt gebrüteten Hofhühner taugen nicht zur Zucht, sie sind dem Pips zu sehr unterworfen. — Die jungen Hähne vom Frühjahre können um Johannis gekoppt werden.

Jagd. (Rehbock-Monat.) Die Hirschen fangen an feist zu werden und verfärben sich völlig, daher können nach Johannis der Täufer Grashirsche gebirscht und Rehböcke geschossen werden. Rehkitze und junge Hasen werden als Delicatesse geschossen.

Fischerei. Man esse: Aale, Aesche, Amaul, Barsch, Brachse, Forelle, Hecht, Huche, Lachs, Renke, Rutte, Saibling, Schied, Waller und Krebse.

Gemeinnütziges.

Schwebende Hammel-Cotelettes — angeblich eine Zigeunerspeise — verdanken ihren Namen der eigenthümlichen Art der Zubereitung. In einer Blechbüchse mit fest verschließbarem Deckel, welche an zwei zur Seite angebrachten Henkeln aufgehangen werden kann, werden Hammelcotelettes (oder andere Stücke rohes Hammelfleisch) mit Salz, Pfeffer und gewiegter Zwiebel bestrichen eingelegt, von Schichten roher Kartoffelscheiben oder gequellter weißer Bohnen oder gequellter Maiskörner umgeben, mit einer Tasse Bouillon begossen und nun in der verschlossenen Büchse in einen Kessel oder Topf voll kochenden Wassers gehängt, in welchem sie mehrere Stunden kochen. Das Gericht ist eben so kräftig als schmackhaft und verdient auch außerhalb des Zigeunervolks seine Freunde zu finden.

Carminlack. Vier Loth fein geriebene Cochenille werden in 1 Maß destillirtem Wasser bei gelinder Wärme digerirt, dann 1 Quentchen Alaun, $1\frac{1}{2}$ Quentchen Zinnchlorür (Zinnsalz) und 1 Quentchen in Wasser gelöstes Aetznatron unter gutem Umrühren hinzugefügt. Nachdem man das Ganze zwei Tage hat stehen lassen, wird der Bodensatz auf einem Filter gehörig ausgesüßt und getrocknet. Dieser Lack zeichnet sich besonders durch seine außerordentliche Zartheit und hochrothe Farbe aus.

Rundschau.

Prinz Plon-Plon ist ein Pfiffikus,
Und weit davon ist gut vor'm Schuß;
Und gut vor'm Schuß ist weit davon,
Und Bogumil heißt Dawison;
Und Dawison heißt Bogumil,
Doch beaucoup Muth hat er nicht viel;
Er hat nicht vielen beaucoup Muth,
Der Prinz, der trägt den Feldherrn-Hut;
Den Feldherrn-Hut, den trägt der Prinz,
Und er und Murat Vettern find's;
Und Vettern sind's, Murat und er,
Drum spiele nie mit Schießgewehr;
Mit Schießgewehr spiel niemals drum,
Tres faciunt collegium;
Collegium tres faciunt,
Und Stich und Spiel ist ungesund;
Und ungesund ist Spiel und Stich,
Der Mensch ist keene Schießscheib nich;
Und keene Schießscheib ist der Mensch,
Der Wonne-Mai war wetterwend'sch;
Und wetterwend'sch der Wonne-Mai,
Und alle Ochsen fressen Heu;
Und Heu auch alle Ochsen fressen,
Das größte Vieh das hat Churhessen;
Churhessen hat das größte Vieh,
Hannover hält ihm die Partie;
Ihm die Partie Hannover hält,
Auch Mecklenburger Rac' gefällt;
Gefällt auch Rac' von Mecklenburg,
Herr Zedlitz half dem Patzke durch;
Dem Patzke durch half Zedlitz,
Ein Ehrenmann bleibt bei der Spritz;
Und bei der Spritz ein Ehrenmann,
Die Dohle stiehlt, so viel sie kann;
So viel sie kann das stiehlt die Dohl,
Doch sehr bigott ist das Tyrol;
Und das Tyrol ist sehr bigott,
Ein jedes Land hat sein Marott';
Und sein' Marott' hat jedes Land,
Und dumm ist ein's mit Unverstand;
Und Unverstand ist ein's mit dumm,
Der Macdonald spuckt wiederum;
Und wiederum der Macdonald,
Herr Palmerston, der wird jetzt alt;
Und alt wird der Herr Palmerston,
Lord Russel aber heißet John;
Und John heißt Russel auch, der Lord,
In England gibt's viel Schussel dort;
Und Schussel viel in Engeland,
In Preußen ist's jetzt amüsant;
Und amüsant in Preußen jetzt,
Das Beste beut man stets zuletzt;
Man stets zuletzt das Beste beut,
Die Amnestie hat sehr erfreut;
Und sehr erfreut die Amnestieen,
Herr Kinkel kommt nicht nach Berlin;
Und nach Berlin kommt nicht Herr Kinkel,
Ein Fabelreich das ist Krähwinkel;
Krähwinkel ist ein Fabelreich,
Und Narrn sind überall sich gleich;
Und gleich sind Narrn sich überall,
In Bayern ist es auch der Fall;
Und ist es auch der Fall in Bayern,
Die Ungarn zahlen keine Steuern;
Und keine Steuern die Ungaren,
Die Polen han 'nen güt'gen Zaaren;
'Nen güt'gen Zaaren han die Polen,
Der Ehrlich hat die Gaiß gestohlen;
Die Gaiß gestohlen hat der Ehrlich,
Zum Bundesfeldherrn kommt es schwerlich;
Und schwerlich kommt's zum Bundesfeldherrn,
Und Oestreich hat kein rundes Geld mehr;
Kein rundes Geld mehr Oesterreich,
Papier macht man aus Lumpenzeug:
Aus Lumpenzeug macht man Papier,
Sehr wenig Geld und viel Plaisir;
Und viel Plaisir und wenig Geld,
Es gibt auch eine neue Welt;
Und eine Welt auch gibt es neu,
Die Republik treibt Sklaverei;
Und Sklaverei die Republik,
Den Süden hat der Norden dick:
Den Norden dick, das hat der Süd',
Es fragt sich nor, wer Prichel krieht;
Wer Prichel krieht, deß fragt sich nor,
Domingo kommt mir spanisch vor;
Und spanisch vor Domingo mir,
Der Esel ist ein dummes Thier;
Ein dummes Thier der Esel ist,
Napoleon ist voller List;
Und voller List Napoleon,
Der Russ sucht einen Compagnon;
Und einen Compagnon der Russ,
In Syrien wächst die harte Nuß;
Die harte Nuß in Syrien,
Man thut nichts gern verlierigen;
Verlierigen thut man nichts gern,
Der Louis bleib' vom Rheine fern;
Und fern vom Rhein der Louis bleib',
Sonst mach' er's ganz nach Zeitvertreib;
Nach Zeitvertreib sonst mach' er's ganz,
Das hält die deutsche Preſſ' im Glanz;
Und hält im Glanz die deutsche Preſſ',
Und wecket gut und schlechte Späß;
Auch gut und schlechte Späß es weckt,
Dann hält's auch Manchen im Respekt;
Und im Respekt auch Manchen dann,
Wir brauchen einen Butzemann.

Kleinigkeiten.

Was ein weiser Spruch vermag.

Der Kaufmann einer deutschen Stadt hatte sich durch Fleiß und Geschick ein großes Vermögen erworben, so daß er endlich ein schönes Haus besaß und einen kostbaren Waarenladen führte, vor dem die Leute immer bewundernd stehen blieben. Unter diesen befanden sich nicht selten Arme und Taugenichtse, die sich in's Ohr zu sagen pflegten: der reiche Mann habe einst auch nichts besessen! Das hörte der Kaufmann einst und da er gewahrte, daß unter den Bewunderern seines Ladens gewöhnlich auch viele Kinder waren, die vor und nach der Schule stehen blieben, so hing er über der Ladenthür eine Tafel auf mit folgender Inschrift:

Lern' was,
So kannst was,
So kriegst was,
Dann hast was!

Eines Tages, als der Kaufmann schon in hohen Jahren stand und sein Geschäft seinem Sohne übergeben hatte, bekam er einen Brief aus Cadir in Spanien und als er diesen öffnete, las er darin eine warme Danksagung von einem Menschen, den er nie gekannt, ja nie gesehen hatte; und wofür dankte der fremde Mensch dem Kaufmanne? Daß er einen fleißigen, ordentlichen Geschäftsmann aus ihm gemacht habe. Und wie so das? Der Briefschreiber war dazumal, wo der Kaufmann die schöne Inschrift aufgehängt, gerade Schulknabe und las, so oft er vor dem Laden stehen blieb, den Spruch immer mit nachdenklichem Sinn; er wirkte so auf ihn, daß er nicht nur in der Schule, sondern auch als Lehrling und Geschäftsmann emsig und wacker blieb und es endlich zu etwas Ordentlichem brachte; in Cadir standen über seinem Laden auch die goldnen Worte:

Lern' was,
So kannst was,
So kriegst was,
Dann hast was!

Goldkörner.

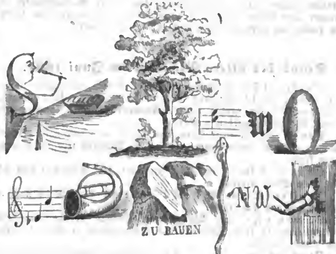
Wer bei der Freude weilt, für den ist ihr Werth verloren. Wer einen Tag ihr widmet, hat einen Abend voll Trägheit zu erwarten. Sie soll die Würze, nicht aber die Nahrung des Lebens seyn. Die Natur band das Vergnügen blos an Mangel.

Die Mäßigkeit ist des Vergnügens Amme.

Haß und Liebe.

Euch Fürsten ist's so leicht, geliebt vom Volk zu werden;
Nur liebreich habt ihr euch, nur menschlich zu geberden.
Viel schwerer fällt es schon, daß ihr verhaßt euch macht,
Und doch in dieser Kunst habt ihr's so weit gebracht.

Rebus.



Auflösung der „Geschichtlichen Aufgabe" in Nr. 21 der Sonntags-Beilage vom 26. Mai 1861.

Antoninus Titus, Pius genannt, regierte von 138 bis 161 nach Christo; der dritte punische Krieg war von 139 bis 146 vor Christo.

Richtige Auflösungen gingen ein von: Joh. Gutbrod. — Karl Sch. — M. M.

Auflösung des „Räthsels" in Nro. 21 der Sonntags-Beilage vom 26. April 1861.

Eis. — Sie.

Richtige Auflösungen gingen ein von: Fanny Rh..n. — Joh. Gutbrod. — Julie C. — B. W. — Fritz O. — Friedrich S..f..t.

Sonntags-Beilage
zum
Augsburger Anzeigblatt.

Nummer 23. 9. Juni 1861.

Die Huberbäuerin.

(Fortsetzung.)

Auch auf dem Huberhofe schickten sich die zahlreichen Knechte und Mägde zu dem frommen Gange und verließen nach und nach im höchsten Sonntagsstaat das Haus. Die Bäuerin wollte ebenfalls fort; aber der Bauer und ein paar Knechte mußten ausnahmsweise zu Hause bleiben, denn der in der Nacht vorgefallene Raub mahnte zu besonderer Vorsicht. Es war hie und da schon vorgekommen, daß die Räuber zu ihren Einbrüchen gerade die Stunden gewählt hatten, wo sie die Höfe wegen des Kirchenbesuchs von den meisten und kräftigsten Bewohnern entblößt wußten.

Der Huberhof lag ganz allein, eingeschlossen von zusammengehörigen Aeckern, Wiesen und Waldung, auf einer schönen, sanft ansteigenden Anhöhe. Das stattliche, mehrstöckige Haus mit seinen blanken, weißen Wänden, den vielen hellen Fenstern und den freundlichen, grünen Läden war stundenweit sichtbar. Seine Pracht und die zahlreichen Nebengebäude verriethen die Wohlhabenheit des Besitzers, und Mancher, der am Fuße des Hügels auf der Landstraße durch das breite, trübselige Moor dahinschritt, mochte einen Augenblick stille halten und den Glücklichen beneiden, dem ein solches Eigenthum geworden.

Gegenüber, jenseits des Moors, stieg eine ähnliche Hügelreihe empor. Auf ihr, fast eingeschlossen von einem kleinen Tannengehölz, lag das in der vergangenen Nacht beraubte Brandlgut.

Auf der Bank vor dem Huberhofe saß dessen Besitzer; er hatte die Hände über den etwas hinaufgezogenen Knieen zusammengelegt und blickte in den blitzenden Morgen und die leuchtende Landschaft hinaus. Sein Blick war nicht der des freudigen Naturfreundes oder des frohen Besitzers, der sich an dem Erreichten erfreut — sein Blick war starr und glanzlos und streifte an den gedankenlosen Ausdruck des Blödsinns. Die Züge des Gesichts waren abgespannt und schlaff und bildeten einen abstechenden Gegensatz zu der Kraft, die sich in dem ganzen gedrungenen Körperbau des Mannes ausprägte.

Unfern des Bauers, um ihn völlig unbekümmert, lehnte an einer Zaunbrüstung ein junger Mensch in bäuerlicher Sonntagstracht, eine schlanke, fast feingebaute Gestalt mit einem hübschen, ausdrucksvollen Gesichte, dem nur der unstäte Blick Eintrag that. Auch die Bläße desselben war störend, weil sie nicht zu dem ganzen Aussehen der Gestalt paßte und unwillkürlich den Gedanken an das wüste Leben hervorrief, dem sie ihre Entstehung dankte. Auch der Bursche sah starr vor sich hin in die Gegend hinaus, aber auch er sah nichts von der Schönheit des Morgens und der Gegend; wilde leidenschaftliche Gedanken gingen in ihm hin und wieder und wenn sein Auge an irgend einem Gegenstande mit dem Ausdrucke des Bewußtseins haften blieb, war es das einzelne, einsame Brandlgut gegenüber.

Das Geräusch eines auf der Landstraße daherrollenden Wagens störte Beide aus ihrem Brüten auf.

Es war eine einfache Landkutsche, in welcher ein Herr in Uniform mit einem zweiten, unscheinbar aussehenden Menschen saß. Es war der vom Landgerichte abgeordnete Assessor nebst Schreiber, die wegen des in der Nacht verübten Raubes den Augenschein vorzunehmen hatten. Der zu Pferde nachtrabende Gerichtsdiener machte die Kommission vollzählig.

Der Bauer hatte eine Sekunde lang aufgeschaut, sank aber sogleich in seine vorige, theilnahmslose Stellung zurück; der Bursche dagegen richtete sich hoch auf, — wie krampfig, als wollte er etwas zur Abwehr ergreifen, faßte er einen der Zaunpfähle und blickte fest auf den heranrollenden Wagen.

Jetzt war derselbe an dem Feldsträßchen angekommen, das von der Hauptstraße nach dem Huberhofe abzweigte. Der Beamte wechselte ein paar Worte mit dem begleitenden Reiter, worauf der Wagen in den Seitenweg ablenkte. „Sie kommen zu uns," murmelte der Bursche vor sich hin, „das hat was zu bedeuten!" Rasch wendete er sich und schritt dem Hause zu, vor welchem er gleichzeitig mit der Kutsche anlangte.

Der Bauer hatte seine Mütze gezogen und stand nun mit gekrümmtem Rücken und blöd lächelnder Miene am Wagenschlage. „Ein' schön guten Morgen, Gnaden Herr Assessor," sagte er, „das ist ja eine ganz seltsame Ehr', daß Sie auf den Huberhof kommen."

„Ich komme auch nicht zu Euch, Huber, das wißt Ihr wohl," erwiderte der Beamte, „aber weil der Weg so hart bei Euch vorbeiführt, und weil Ihr doch dem Brandlgut so recht gegenüber liegt, wollte ich doch vorerst fragen, ob Ihr mir nichts erzählen könntet von der unglückseligen Geschichte.

„Nein, Ihr Gnaden," antwortete der Bauer mit stumpfsinnigem Lachen. „Um solche Sachen kümmert sich der Huber nicht. Der Huber weiß von gar nichts."

„Das glauben wir ihm auf's Wort," sagte der Beamte halblaut gegen den Gerichtsdiener. „Das ist ein wahres Prachteremplar von Beschränktheit! Der Himmel mag wissen, wie dieser Dummkopf zu einem solchen Weibe gekommen ist!"

Der Schreiber nickte mit grinsendem Lächeln; der Gerichtsdiener aber, eine martialische Figur mit fast ganz kahlem Kopfe und einem riesigen Schnurrbart im rothen Gesicht, stieß einen grunzenden Ton aus, der als Lachen gelten sollte. Dabei riß er den Hut vom Kopfe und machte vom Pferde herab eine so zierliche Verbeugung, als er sie noch aus der Zeit im Gedächtniß hatte, da er Chevaurlegers-Wachtmeister gewesen war.

Der Gruß galt der Huberbäuerin, die, von dem Knechte herbeigerufen, eben im vollsten Putz aus der Thüre trat. Es war ein schönes, stattliches Weib, von etwas ungewöhnlich großem Körperbau, aber mit einem Gesichte, so weiß und rosig, wie das der feinsten Städterin. Die bestimmten und ausdrucksvollen Züge, die großen, dunklen Augen und das reiche, pechschwarze Haar machten es wohl erklärlich, daß sie in der ganzen Gegend nichts anders hieß, als die schöne Huberin. Daß sie diesen Namen verdiente, zeigte sich am besten darin, daß nicht einmal die hohe, unkleidsame Pelzmütze, die sie nach der Sitte der Gegend trug, die Anmuth ihrer Erscheinung zu schwächen vermochte. Nur die schmalen, etwas eingekniffenen Lippen gaben ihr, wenn sie nicht eben lächelte, einen schlimmen, keifenden Zug. Das war aber selten, denn sie lachte gern, entweder weil sie das wußte, oder weil dadurch eine weitere Schönheit sichtbar wurde — ihre blendend weißen Zähne.

„Nun, Huberin," redete sie der Beamte an, „könnt auch Ihr mir nichts erzählen, was uns auf die Spur des Gesindels führen könnte?"

„Wenn ich das könnt', Ihr' Gnaden," erwiderte sie, indem sie lächelnd an den Wagen trat und die Hand zum Gruße hineinbot, „dann hätt' ich nicht auf die Frag' gewartet. Es liegt wohl Niemand mehr daran, daß die Schelmenleute aufkommen, als mir! Wer steht mir dafür, daß der rothe Hannickel nicht in der nächsten Nacht über mein Haus kommt und mich zur Bettlerin macht!"

„Es ist unbegreiflich," sagte der Beamte kopfschüttelnd und ernst. „So zu verschwinden, als wenn sie von der Erde eingeschluckt würden!"

„Sie machen's gar schlau," erwiderte die Bäuerin. „Man sieht und hört nichts und wenn man noch so nahe dabei ist. Ich war diese Nacht mit all' meinen Leuten keinen Schuß weit vom Brandl weg und Niemand hat was gemerkt oder gehört, bis das Läuten anging."

„Wie war das möglich?" fragte der Assessor. „Erzählt doch."

„Sehn Sie dort drüben am Fuße des Gehänges, auf dem das Brandlgut liegt, die große Ackerbreiten? Die ist mein, ich hab' dort Weizen stehen gehabt, der war geschnitten und lag zum Einführen da. Weil's nun gestern Abend so aussah, als bekämen wir bald nasses Wetter, hab' ich meinen Leuten ein Fässel Bier für die Extra-Arbeit versprochen und so sind wir noch Nachts alle hinüber und haben den Weizen heimgebracht, Gott sey's gedankt, trocken und schön, daß es eine Freude ist. Wie wir den ersten Weizen vollgeladen hatten, sind ich und der Hans damit heimgefahren, wie wir aber gegen den Hügel kamen, wo's aus dem Moor herausgeht, da haben wir's in der Finsterniß versehen, der Wagen ist umgefallen und wir mußten mit den Pferden zurück, um Leute und einen andern Wagen zu holen. Bis wir das halbe Stündel zurückkamen, ging gerade das Läuten los beim Brandl und meine Leute sind unter den Ersten gewesen, die gerade recht gekommen sind, die Thür zuzumachen, wie die Kuh aus dem Stall war."

Der Beamte schwieg nachsinnend; der Gerichtsdiener aber drehte die Spitzen seines Schnurrbartes steif hinauf und grunzte wieder wie zuvor. „Das ist wahr," sagte er dann. „Ich bin gerade heimgeritten vom Dorfner Jahrmarkt, und dachte Wunder schon, was 'ch für einen Fang gemacht hätte, als ich sah und hörte, daß sich unten im Straßengraben 'was rühre. Da war's die Frau Huberin mit ihrem Knecht, die sich vergebens abplagten, den umgestürzten Getreidewagen

wieder in die Höhe zu bringen. Bin auch abgestiegen und habe mitgeholfen, aber unser Einer versteht das nicht."

„Sonderbar! Sehr sonderbar!" meinte der Assessor, immer nachdenklicher. „Das müssen Leute von großer Schlauheit seyn oder sie stecken an einem Orte, wo es Niemand einfällt, sie zu suchen! Aber immerhin, auch diese Bösewichter wird die Hand der Gerechtigkeit noch ereilen; es ist nichts so fein gesponnen, es kommt an die Sonnen!"

Damit grüßte er und befahl, weiter zu fahren. Die Bäuerin grüßte entgegen und blieb nachblickend stehen, bis der Wagen mit seiner Begleitung hinter der nächsten Heckenreihe verschwunden war. Ueber dieselbe hinüber hob sich der rothe Gerichtsdiener noch einmal aus dem Sattel empor und grüßte und grunzte zurück so freundlich als er es zu Stande brachte.

(Fortsetzung folgt.)

Scenen aus dem nordamerikanischen Bürgerkriege.

(Aus der D. A. Z.)

Wir veröffentlichen das nachstehende Privatschreiben einer der hervorragendsten Deutschen im Staate Maryland an einen in Deutschland weilenden Freund um so lieber, als dasselbe bei den im Ganzen so spärlich aus den südlichen Staaten der Union eintreffenden Nachrichten ein getreues Bild der dortigen Stimmung und Zustände liefert. Wenn es so in Maryland, dem nördlichsten und unbedeutendsten der Sklavenstaaten, hergeht (Maryland zählt bei einer Bevölkerung von etwa 700,000 Seelen ungefähr 90,000 Sklaven), wie mag es dann in Louisiana und Südcarolina aussehen?! Wir bemerken übrigens noch, daß sich die Sachen laut späteren Nachrichten seit der Besetzung Baltimore's durch Bundestruppen anders gestaltet haben. Das Schreiben lautet:

Baltimore, 25. April. Nachfolgend theile ich Ihnen einen getreuen, ungefärbten Bericht über die Zustände unseres Landes, namentlich aber der Stadt Baltimore mit. Obgleich Sie wohl wissen, daß öffentliche Ereignisse hierzulande stets von ungeheuerer augenblicklicher Aufregung begleitet sind, so kann ich Ihnen doch nicht vorenthalten, daß das jetzt in Aussicht Stehende alles Frühere bei Weitem hinter sich läßt. Der Süden steht gegen den Norden unter den Waffen; das erste Blut floß in Baltimore; in der Prattstraße wurde die erste Schlacht geschlagen! Nach der Uebergabe des Forts Sumter in Südcarolina erließ Präsident Lincoln seinen Aufruf zur Bewaffnung und Einstellung der Miliz aller bis dahin der Union treu gebliebenen Staaten. Die nördlichen Staaten begannen sofort zu rüsten. Virginien hatte vor wenigen Tagen seinen Austritt erklärt und bedrohte Washington. Massachusetts sandte die ersten Freiwilligen zum Schutz des Kapitols; sie gingen bei Nacht per Baltimore-Ohio-Eisenbahn durch Baltimore, die Prattstraße rc. Da auf einmal erschienen am vergangenen Freitag 3–4000 Mann von New-York, Massachusetts und Pennsylvanien in langen Bahnzügen vor der Kantonstation, um durch die Stadt zur Weiterreise nach dem Baltimore-Ohio-Eisenbahnhof gebracht zu werden. Jetzt brach die lange geheim gehaltene Verschwörung aus. Die Marylander Secessionisten hatten ihren Hauptsitz in Baltimore. Wie ein Sturm eilen ihre Scharen auf die Kunde der Ankunft dieser Truppen nach der Prattstraße, reißen die Schienen auf und bauen Barrikaden aus Pflastersteinen, Karren, schweren Ankern u. dgl. m. Kaspar Mayer's Waffenladen wird geplündert, andere Gewehrmagazine geben freiwillig Waffen her, und keine Polizei kann mehr fruchten. Die Truppen entschließen sich nun, den Weg durch Baltimore zu Fuß zu machen. Unser Bürgermeister Brown stellte sich an die Spitze; ihm zur Seite war Oberst May. Es war 12 Uhr Mittags, als die erste Kolonne South-Street erreichte. Hier werden die Truppen mit Steinwürfen und Pistolenschüssen empfangen. Zwei Mann liegen todt auf dem Pflaster, mehrere werden verwundet hinweggetragen. Da befiehlt der Führer: „Halt! Front! Feuer!" und hätte das Militär nicht die Gewehre hoch angeschlagen, ein schreckliches Blutbad wäre angerichtet worden. Wie es war, fielen sieben, und eine große Anzahl wurde verwundet. So geht der Kampf bis zum Bahnhof, wo der Zug bereit stand und die Truppen schließlich in Sicherheit brachte. Mittlerweile gab Gouverneur Hicks, der sich nach Baltimore begeben hatte, Befehl, es sollten die noch vor Kanton liegenden Truppen nach der pennsylvanischen Grenze zurückgebracht werden; denn es wogte nun in allen Straßen von Bewaffneten, die herbeigeeilt waren, den Durchmarsch fremder Milizen zu bestreiten. Um 3 Uhr waren alle Baltimore-Regimenter in ihren Waffensälen; die Telegraphendrähte zerstörte der wüthende Haufe, damit keine Nachricht nach New-York kommen sollte; bewaffnete Schaaren durchzogen die Straßen; alle Häuser wurden geschlossen. In der nächstfolgenden Nacht wurde die Bahnbrücke bei Kanton, sowie die fünf Meilen weiter nördlich liegende Gunpowder Brücke von den Maryländern verbrannt, und den ganzen Sonnabend über wurden Waffen an die Bürger vertheilt. Die Halle der Turner in der Prattstraße fiel der Volkswuth zum Opfer; waren doch die Turner Lincoln's Anhänger und bereits nach Washington gezogen, wo Kapitän Gerhard ein freiwilliges Turner-Corps von 200 rüstigen Deutschen der Administration zur Verfügung gestellt hat. Das Innere der Halle wurde total zertrümmert, und als Polizei zum Schutz erschien, war das Werk vollendet; die Stadt hat den Schaden zu tragen. Trunken zogen dann heulende Schaaren nach dem Bureau des „Wecker", um dort noch scheußlichere Plane auszuführen. Nichts wissend von den Vorgängen in der Turnerhalle befanden sich dort Madame Schnauffer mit ihrem jüngst gebornen Knäblein auf dem Arme, Wilhelm Rapp (Redakteur des „Wecker") und ich. Wir beriethen, was zu thun sey. Wir hatten Schnauffer (den Herausgeber des „Wecker") abgeschickt, um Polizei zu requiriren. Zu spät! Schon drängte die heulende Schaar von der Baltimore- und Fayettestraße in die Frederickstraße hinein, und im Nu waren wir komplet belagert. Muthig trat Madame Schnauffer mit ihrem Kinde auf dem Arm in die Thür, während Rapp und ich bei Seite standen. „We won't harm you, Madame", schrien die Rasenden, „we want your damned black rascals of writers; they shall not see another day!" („Wir werden Ihnen nichts zu Leide thun, Madame; wir wollen nur Ihre verdammten Schurken von Schreibern; die sollen den nächsten Tag nicht mehr erleben!") „Tödtet mich erst!" sprach die Frau; „wer will Hand an das Kind legen?" So hielt sie einige Minuten aus. Da kamen die Lafayette-Dragoner (eine deutsche Schwadron) mit gezogenem Säbel; da stürzten schwerbewaffnete Polizisten mit Gewalt durch die Menge, und wir waren einstweilen gerettet. Mehrere Polizisten wurden nun eingelassen und beschworen Madame Schnauffer, die Secessionsflagge aufzuziehen, als das einzige Mittel der Rettung. Dieß geschah, und der „Wecker", der jahrelang so kräftig und muthig gegen das Gezücht der Sklavereifreunde gestritten hatte, war nicht mehr! In der alten Form darf er nicht mehr erscheinen; höchstens als einfaches Anzeigeblatt. Madam Schnauffer verließ das Haus, nachdem Rapp und ich schließlich glücklich entkommen waren. In der folgenden Nacht wurde Bureau und Druckerei demolirt (natürlich auf Rechnung der Stadt). Rapp ist entkommen. Er hat sich seinen Bart abnehmen lassen und konnte, so unkenntlich gemacht, per Eisenbahn am Sonntag nach Washington gelangen. Dr. Wiß (einer der Lincoln'schen Elektoren), der gleichfalls bedroht war, flüchtete sich mit seiner Frau während der Sonntagsnacht; Dr. Pannetti ebenso. Die übrigen Republikaner sind theilweise nach Washington, theilweise nach Pennsylvanien entkommen. Rübler ist mit seiner Familie nach Egg Harbor. Ich habe Schutz gesucht bei einem Freunde und gehe sobald als möglich fort von Baltimore. So sind wir alle auseinander gesprengt, nicht in Folge von Gesetzesübertretung, sondern weil wir es gewagt haben, das Panier der Freiheit emporzuhalten in einem Lande, welches sich das Land der Freiheit nennt! Am letzten Sonntag war die Aufregung hier in Baltimore ungeheuer. Keine Kirche war geöffnet; nur Kanonen rasselten durch die Stadt; Offiziere sprengten durch die Straßen; Truppen sammelten sich an allen Ecken — denn es hieß, die fremden Truppen würden die Passage durch Maryland mit Waffengewalt erzwingen. Sie lagerten wirklich bei Pikesville und erwarteten dort die Befehle Lincoln's. Frühmorgens waren der Mayor der Stadt, Hr. Brown, und Hr. Henry Winter Davis per Extrazug nach Washington gegangen, um den Präsidenten zu ersuchen, seinen Befehl zum Durchmarsch der Truppen durch Maryland zurückzunehmen, um ein schreckliches Blutbad zu verhüten. Er gab seine Zustimmung unter Vorbehalt, und so wurden die bereits zur Schlacht gerüsteten Truppen in ihre Quartiere zurückbeordert. Mehrere Kompagnien Freiwilliger haben sich in den letzten zwei Tagen gebildet; Alles geht bewaffnet einher. Roß Winans, der Millionär, der bekannte Erbauer der Eisenbahn von Petersburg nach Moskau, der Russenfreund und wüthendste Secessionist, hat der Stadt 500,000 Doll. zu Vertheidigungszwecken geschenkt, und der Stadtrath hat weitere 500,000 Doll. bewilligt. Diese Summe wird nächstens verbraucht seyn, und neue Zuschüsse werden dann verlangt werden. Gestern nun wurde schließlich der Gouverneur Hicks, der bis jetzt so wacker zur Union gehalten, gezwungen, die Legislatur zusammenzuberufen. Morgen ist hier Delegatenwahl, am Freitag Eröffnung der legislativen Sitzung zu Annapolis. So ist Alles zum Umsturz vorbereitet worden, und bald wird die Secessionserklärung von Maryland erfolgen.*) Noch ist ein Schimmer von Hoffnung für uns, die wir am treuesten zur Union gehalten haben, vorhanden; aber Sie können sich denken, wie es morgen bei der Wahl hergehen wird. Nur Secessionisten werden wählen können; von Republikanern keine Rede mehr. Die deutschen Republikaner müssen unbedingt alle Baltimore und den Staat verlassen, wollen sie ihr Leben retten. Wittich, Friedrich und Andere sind, wie ich vernehme, mit ihren Familien entkommen; Andere sind gestern auf offener Straße furchtbar mißhandelt worden; Schnauffer entkam mit Todesgefahr nach Pennsylvanien. So weit von den allgemeinen Zuständen, jetzt noch einige Worte von Baltimore insbesondere. Die Geschäfte stocken; Baltimorer Banknoten zahlten gestern beim Einwechseln 5 Prozent Agio. Die Wirthe wurden aufgefordert, einige Tage ihre Lokale zu schließen. Diejenigen, welche auf Grund ihrer Licenz sich weigerten, es zu thun, bereuten es hernach bitter; Rowdyhaufen drangen in ihre Lokale ein, zechten und raubten und prügelten noch obendrein in den meisten Fällen die Wirthe. Alles lebt in der fürchterlichsten Angst. Gegen Krieg gibt's keinen Schutz. Keine Bank wechselt ihre Noten mehr ein; alle fremden Banknoten, namentlich die der Secessionsstaaten, sind beinahe werthlos. Wie ich höre, haben fast alle Wirthe Secessionsflaggen (Roth-Weiß-Roth mit sieben Sternen im blauen Felde

---

*) Den neuesten Nachrichten zufolge hat die Legislatur gegen Secession gestimmt; hauptsächlich durch den Einfluß der Repräsentanten vom Lande.

und Klapperschlange) aufgezogen. Wird Maryland das große Schlachtfeld zwischen dem Süden und Norden, dann ist Alles verloren. Nun noch ein Wort. Kommen Sie nicht hieher, Sie können nichts ändern. Bürgerkrieg ist der gräßlichste Fluch der Welt. Tritt keine Versöhnung mehr ein — und ich glaube, kein Hoffen hilft mehr — dann hat das Leben hier keinen Werth mehr. Gräßlicher, als die Welt es je gesehen, wird dann das Blut in wilden Strömen fließen. Nicht Kriegskunst versteht der Soldat hier; er kennt nur Mord. Die südlichen Truppen führen Dolche, Revolver und sechsläufige Revolverbüchsen; die Kavallerie hat Dolch, Revolver und Säbel; und alles Diebsgesindel des Landes steht unter Waffen. Auch kann Sklaven-Aufruhr nicht ausbleiben, sollte es dem Süden gelingen, seine Macht auf den Norden zu werfen. Gott beschütze unser einst so herrliches Land!

Der Derby-Tag.

Am 29. Mai hält das Parlament in London niemals eine Sitzung, und wer nur irgendwie einen Anspruch auf „Fashion" hat, eilt an diesem Tage von London nach Epsom, dem Städtchen, wo die berühmten Wettrennen um den Derby-Preis stattfinden. Zwei Eisenbahnen gehen dorthin, und vom frühen Morgen an kann man Tausende von Menschen auf diesen Bahnen „nach dem Derby" fahren sehen. Aber noch ungleich größere Aufregung herrscht auf dem Fahrwege, wo das Fieber seinen Paroxysmus erreicht. Ehe das Tageslicht heraufzieht, sieht man schon Wagen von allen Arten auf dem Fahrweg sich drängen: Herrschaftswagen und Karren, Omnibusse, Diligencen, Fiaker, Fußgänger: Alles dieß zusammen mit einem schwarzen Meere vergleichbar, das nur der ungeheure Staub einigermaßen weiß färbt. An diesem Tage ist in ganz London kein Mensch zu Hause.

Als Palmerston im vorigen Jahr (wie gewöhnlich) beantragte, daß das Unterhaus heute keine Sitzung halten solle, nannte er den Derby-Tag die Isthmischen Feste Englands. Die Morning Post von heute meint, der edle Lord hätte den Derby-Tag die Saturnalien Englands heißen sollen. Wer ausgelassene Lustigkeit, tobenden Lärm, Rausch und Wahnsinn sehen will, der muß nach dem Derby mitgehen. Ganz England wettet an diesem Tage. Der reichste Lord verschmäht nicht das Anerbieten des armen Mannes, mit ihm für oder gegen ein Pferd zu wetten; dieß ist der Tag der Gleichheit. Ungeheure Vermögen wurden heute verloren und gewonnen, und es hat sich schon oft ereignet, daß Leute, die ihr ganzes Vermögen auf das Spiel gesetzt hatten, einen Reisepaß in der Tasche trugen, um sich nach dem Ausland zu retten, falls sie verlieren sollten.

Alle Telegraphen-Kompagnien haben Telegraphen-Bureaus auf den Höhen von Epsom, auf denen die Wettrennen stattfinden, um den Ausgang nach allen Ecken und Enden Englands zu telegraphiren. Nach den Orten, wohin keine Linien gehen, fliegen Brieftauben; man kann sie nach dem Rennen in stattlicher Menge auf- und davonfliegen sehen.

Thucydides sagt von Temistokles, daß er die Zukunft stets aus der Vergangenheit errathen konnte. Von den Wettrennen ließe sich das nicht sagen; wo bliebe dann auch der Reiz der ungeheuren Aufregung? Schon oft hat die Geschicklichkeit eines Jockey, sein Takt, seine Divinationsgabe alle vernünftigen Berechnungen zu Schanden gemacht und an eine aufgegebene Fahne den Sieg gefesselt. Der Jockey ist so zu sagen die Seele des Pferdes. Ein Jockey wird geboren, wie ein Poet geboren wird. Das schützt nun freilich keinen Jockey davor, von Ostern bis Oktober fasten und schwitzen zu müssen. Ostern fängt der Jockey zu schwitzen an, trägt mehrere Flanell-Westen und mehrere Röcke, und macht 12 englische Meilen per Tag: denn es handelt sich darum, alles Fett gründlich auszuschwitzen. In dieser ganzen Zeit darf er täglich nur zwei Tassen Thee, zwei Stückchen Butterbrod, mitunter ein Stückchen Fleisch, ein Bischen Kuchen und etwas Wein und Wasser zu sich nehmen.

John Day ist der Edelstein unter den Jockey's; er wiegt nicht mehr als 92 englische Pfunde. Aber seinen Vater hat er nicht erreicht, der war noch leichter. Die Gesundheit dieser magern Helden leidet übrigens nicht darunter. Und was ihnen an Gesundheit abgeht, gewinnen sie an unsterblichem Ruhm; denn ein jeder Jockey und jedes berühmte Pferd hat seinen Biographen gefunden. Buckle war der berühmteste von allen; er konnte mit Pferden gewinnen, gegen die Jedermann wettete. Auch Chifney konnte sein Pferd elektrisiren.

Jedes Pferd wird von Spionen umgeben, die den Wettenden Bericht erstatten. Lord Grosvenor erfuhr einmal, daß seine Gegner einen Mann auf dem Dach der Loge, in welcher sein Renner schlief, die ganze Nacht hindurch wachen ließen, um zu erfahren, ob es wahr sey, daß der Renner huste. Lord Grosvenor ließ alsbald ein anderes Pferd, das wirklich hustete, unter demselben Dache schlafen, und den anderen Morgen kam man, um ihm enorme Wetten gegen seinen Renner anzubieten. Es versteht sich, daß dieser nun erst recht den Preis davontrug.

Es ist in England noch mäßig, wenn Summen von 50,000 Pfd. Sterling für und gegen ein einziges Pferd eingesetzt werden. Das ist nun einmal die Angelegenheit des Tages; die Politik ruht heute in England. Die Times hat Recht, wenn sie heute Morgen sagt, daß in diesem Augenblick eine parlamentarische Schlacht zwischen Tories und Whigs um die Herrschaft in England bevorsteht, daß aber heute vor Allem beide Parteien in Epsom um Pferde wetten.

Bei dem dießjährigen Rennen, bei dem nach englischen Berichten „das Wetter prachtvoll, die Condition der Renner untadelhaft war", gewann den Derby-Preis des Obersten Towneley's Renner „Kettledrum", ein bisher wenig beachtetes Thier.

Die Springer-Prozession.

Am verflossenen Pfingst-Dienstag, den 21. Mai, wurde die seit mehreren Jahrhunderten zu Echternach (4 Stunden von Trier entfernt, an der Sauer auf luxemburgischem Grenzgebiete gelegen) an diesem Tage stattfindende springende Prozession unter großem Zulaufe von Menschen nochmals abgehalten. Diese Prozession mag auf dem ganzen Erdenrunde nicht mehr ihres Gleichen haben und soll ein Dankfest für das Aufhören des Veitstanzes seyn, der einmal im Mittelalter in Echternach und Umgegend unter Menschen und Vieh epidemisch herrschte. Diesmal betrug die Zahl der Springenden 9100, die Zahl der Beter beinahe 2000. Die Springenden werden, indem sie durch die Kirche ziehen, hinter dem Hochaltar gezählt und notirt, wo man alsdann das Resultat ablesen kann. Die Prozession besteht aus Fahnenträgern, Geistlichen, Sängern, Betern und Musikanten aus der weiten Umgegend; alle diese Prozessionstheilnehmer springen nicht. Die Springenden, deren Zahl zwischen 6000 und 12,000 wechselt, bilden den mittleren Theil der Prozession. Interessant sind die Musici, welche zur Herstellung des Tactes beim Springen und zur Belebung der Springenden beitragen sollen; denn außer modernen Instrumenten sieht man bei denselben noch Schalmeien, Leiern, Dudelsäcke und andere antiquirte Musikwerkzeuge. Die Prozession nimmt im Freien auf preußischem Gebiet ihren Anfang, nachdem dort eine Feldpredigt beendigt ist, zieht dann über die Grenze ins Luxemburgische und steigt zuletzt über eine hohe steinerne Treppe in die auf einer Anhöhe gelegene Kirche des heiligen Willibrord. Das Wogen der Köpfe in der wie Soldaten dichtgeschaarten Prozession gewährt einen eigenthümlichen Anblick aus der Ferne; anfänglich lockt die Prozession dem fremden Beschauer ein Belächeln der Sache ab, hinterher aber macht sie einen wehmüthigen Eindruck, namentlich, wenn man sieht, wie selbst Greise mit großer Anstrengung den springenden Tanz mitmachen, wie die Mehrzahl der Springenden in Schweiß gebadet ist und die oberen Kleider abwirft, und wo hin und wieder Erschöpfte ohnmächtig niedersinken. Die Prozession begann diesmal um 9 Uhr Morgens und dauerte bis 1 Uhr Nachmittags. Viele jüngere Leute, welche gegen Geld für Andere springen, wiederholen den Prozessionsgang mehrere Male. Die Gesammtzahl der Fremden an dem dießjährigen Prozessionstage in Echternach kann auf mindestens 15,000 angeschlagen werden; da nun dieses Städtchen kaum 4000 Einwohner zählt, so kann man ermessen, daß das Gedränge und Durcheinander an diesem Tage in Echternach bunter als der tollste Jahrmarkt ist. Nach der Prozession ist Krammarkt und des Abends überall Tanzmusik. Zu bedauern ist, daß man solchem Unsinn durch eine gewisse religiöse Weihe von Seite der Kirche Vorschub leistet.

Die Duelle der frankfurter Schuhknechte.

„Wenn ein Schuhknecht (so erzählt der Chronikenschreiber) gegen den andern seines Gleichen Streit hat, so überfällt einer den andern nicht gleich, sondern er schickt zwei Schuhknechte an ihn, wo er arbeitet, und läßt ihm andeuten, er würde wissen, was er mit ihm vorgehabt oder zu thun hätte; er erwarte seiner auf der Herberge und wenn er ein braver Kerl wäre, so soll er zu ihm kommen. Widrigenfalls er es nicht thut, arbeitet kein Gesell länger denn 14 Tag neben ihm, sondern stehet aus. Wenn er aber auf die Herberge kommt, so hält einer dem andern das seine vor und fordern einander auf drei Gänge Schuhknechtsmanier, daß sich keiner untersteht in währendem Schlagen kein Messer zu zucken, keinen heimlichen Griff noch Biß zu thun, sondern sich wehren, wie einem brafen Schuhknecht zusteht. Darauf ziehen sie sich aus, streiffen die Ermel am Hembd hinter sich, stecken die Haar unter einem Kopff-Riemen, die vier Alt-Gesellen nehmen vier außgemachte Stecken, welche man Schreibhöltzer titulirt und stellen sich zwei oben und zwei unten in die Stub, schlagen die gemeldete Schreibhöltzer kreutzweiß vor, daß keiner zum andern kann, bis sie die Schreibhöltzer öffnen. Vor Aufhebung der Schreibhöltzer reden die Alt-Gesellen sie nochmal an, ob sie sich nicht in der Güte vergleichen wollen, wenn sie es verneinen, so lassen sie solche zusammen. Da kloffen sie sich braf herum, sobald sie zur Erde fallen, springen die vier Alt-Gesellen herbei mit ihren Schreibhöltzern, da darff keiner keinen Schlag mehr thun. Wann sie aufgestanden, so muß der, der oben gestanden, unten stehen; darauf läßt man ihnen Zeit zum verodmen. Dann thun sie den zweiten Gang und darauf den dritten; wann alle Gänge vorbei, so geben sie einander die Hände und fragen, ob einer den andern anjitzo vor einen brafen und ehrlichen Kerl hielte. Wann sie es bejahen, trinkt einer dem andern zu, darauf sind sie wieder gute Freunde, obschon zum öffteren der eine stehet und ihm das Blut aus der Nasen und Maul läufft und dem andern das Hembd vom Leibe gerissen." —

Kann es ein ätzenderes Pasquill geben auf die noch heute üblichen Duelle desjenigen Standes, der allein im Vollbesitz der wahren Ehre zu seyn behauptet? —

impſt mir nicht den Louis ſo!

Und der preuß'ſche Gnadenakt,
Gnadenakt, Gnadenakt,
Wäre nicht ſo abge—laufen,
Schmackteraktaktakt.
Bayern übte keine Gnad
Jedem der in Demuth naht.
Schimpft mir nicht den Louis ſo,
Louis, Louis ſo!

Und der Nationalverein
'nalverein, 'nalverein,
Thäte ja nicht möglich ſeyn,
Möglich, möglich ſeyn;
Dalwigk hätt' man nicht gehört,
Wie er vive gel'empereurt.
Schimpft mir nicht den Louis ſo,
Louis, Louis ſo!

Und das ſchöne Concordat,
Concordat, Concordat,
Wucherte in jedem Staat,
Jedem, jedem Staat,
Nebſt der alten Schweinerei
Mit Cenſur und Polizei.
Schimpft mir nicht den Louis ſo,
Louis, Louis ſo!

Und ein groß Beamtenheer,
Amtenheer, amtenheer,
Gröber wär's noch zehnmal mehr,
Zehnmal, zehnmal mehr.
Und der Fürſt und Herr und König
Thäte noch einmal ſo — viel.
Schimpft mir nicht den Louis ſo,
Louis, Louis ſo!

Und der Punſch und Kladdradatſch,
Kladdradatſch, Kladdradatſch,
Säßen Beide in der Patſch,
Patſcheradapatſch!
Ach und das Laternenlicht
Hätte gar kein Brennöl nicht!
Schimpft mir nicht den Louis ſo,
Louis, Louis ſo!

's iſt ein Theil von jener Kraft,
Jener Kraft, jener Kraft,
Welche vieles Gute ſchafft,
Gute, gute ſchafft.
Vieles Gute in der Still,
Ob ſie gleich das Böſe will.
Schimpft mir nicht den Louis ſo,
Louis, Louis ſo!

Louis iſt der Butzemann,
Butzemann, Butzemann,
Den man nicht entbehren kann,
Behren, behren kann.
Schüchtert all die Fürſten ein,
Deßhalb muß man artig ſeyn.
Schimpft mir nicht den Louis ſo,
Louis, Louis ſo!

(Fr. Lat.)

---

t,

.

trug die mittlere
en Mann, wovon
r $^1/_{11}$ ausmachte.
n, von denen 348
tt wird in Rußland
eniger, in Belgien
m Namen „British
ch des Tabaks ge-
ifte auf den Vor-
da der Tabak eine
den Durſt errege,
Demoraliſirung des

erung.

iebt er nach Paris.
wonnen.
jaltet.
olen.

en Sickel.

Petri

herlich; im Dunkel
er Welt.
ein Rabuliſt ſeyn,
igt ſeyn will, das

ie Gott will!" ſagt

uge zu beantworten
unlich viel Fragen
zufolge weiß man,

ſie niemals einho-

Ein Sonett.

Du meinſt, das Kaiſerreich das ſey der Frieden?
Nein, l'empire c'est la guerre! — O komm' und ſtelle
Dich Frieden ſchwörend, auf entwehrte Wälle,
Dem Schwure glaubt kein deutſches Herz hienieden.

Nur offen magſt du uns zum Kampfe bieten,
Doch hör', im Rheinſtrom liſpelt jede Welle:
Ich bin Dein Fluch, — ich bin dir Todesſchwelle,
Noch gibt es Radetzky's, Friedrich's und auch Ziethen!

Und lächelſt du, und wirſt du gar beredter,
Als Borries Worte bis zur Seine klangen,
So glaub, das Volk kennt ſeines Rechts Verräther.

Nimm alle hin, wenn ſie nach dir verlangen!
Doch deines Schlachtfelds-kämpfende Betreter
Sind deutſche Völker, ohne Furcht und Bangen.

Rechnungs-Aufgabe.

Eine maſſive kupferne Kugel von 10 Zoll Durchmeſſer wird zu einer $^1/_{16}$ Zoll dicken runden Platte ausgehämmert. Wie groß wird der Durchmeſſer der Platte werden?

Räthſel.

Ich bin kein Körper, und doch drück' ich ſchwer,
Ich bin kein Schatz — und doch nicht leicht zu wahren,
Mich ſchützt nicht Schloß, nicht Riegel, nicht ein Heer,
Und wären es auch auserleſ'ne Schaaren.
Dagegen kann mich eines Menſchen Kraft
Verborgen als ihr Eigenthum erhalten,
Mag ihre ganze Macht die Leidenſchaft,
Mag viele Künſte auch die Liſt entfalten.
Es ſtrebet eifrig mir die Menge nach,
Um oftmals dann zu eigner Qual und Schrecken,
Statt des Genuſſes, den ſie ſich verſprach,
In mir nur Bitterkeiten zu entdecken;
Noch mehr; erblicke ich das Tageslicht,
So bin ich der Vernichtung preisgegeben,
Weil mein Geſchick die ernſten Worte ſpricht:
„Erſcheineſt Du, ſo hörſt Du auf zu leben."

Auflöſung des „Rebus 5" in der Sonntags-Beilage Nro. 22 vom 2. Juni 1861.

Es iſt viel leichter, zwei Schornſteine aufzubauen als einen warm zu halten.

Richtige Auflöſungen gingen ein von: Thekla. — Carl Br. — C. K.

Sonntags-Beilage
zum
Augsburger Anzeigblatt.

Nummer 24. 16. Juni 1861.

Die Huberbäuerin.

(Fortsetzung.)

Schon bei der letzten Rede des Beamten war über das schöne Gesicht der Huberin eine Bewegung geflogen, die ihm einen stark höhnischen Ausdruck gab. Dieser wuchs noch, als Alles verschwunden war und sie im Umwenden dem stumpfen Lächeln ihres Mannes begegnete, der wieder brütend und hinstarrend wie zuvor auf der Bank saß. Rasch aber glitt ihr Blick auf den Knecht, der in der Thüre hinter ihm stand; er war noch bleicher als zuvor, biß in die Lippen hinein und mußte sich, wie vom Schwindel befallen, am Thürgerüste anhalten.

Im Begriffe ins Haus zu treten, wendete sie sich nochmal um und rief ihrem Manne zu: „Es ist mir nun schon zu spät, um noch in die Kirche zu gehen! Ich will nach der Küche sehen und Du kannst immer allein Dich auf den Weg machen . . .“

„Mag nicht allein,“ sagte der Bauer, ohne sich von der Stelle zu regen und nach der Seite hin knurrend. „Will auch daheim bleiben.“

„Nein, Eines von uns muß in der Kirche seyn,“ erwiderte die Bäuerin gebieterisch. „Es ist der Leute wegen. Also zieh' Deinen Rock an, nimm Deinen Hut und mach', daß du fort kommst.“

Der Bauer regte sich noch immer nicht und zeigte keine Lust zu gehorchen. Da trat die Huberin hart vor ihn, richtete ihre schwarzen, funkelnden Augen auf ihn und fragte halblaut: Muß ich Dir noch einmal sagen, daß Du gehen sollst?“

Der Bauer wurde unruhig; er vermochte den gespannten Blick des Weibes nicht zu ertragen, den er auf sich lasten fühlte, wenn er ihm auch nicht mit dem Auge zu begegnen vermochte. Furchtsam und scheu erhob er sich dann und murrte: „Du siehst ja, ich geh' schon, Urschi, Du brauchst mich nicht so anzufahren.“ Damit drückte er sich hastig an ihr vorüber in's Haus hinein und verschwand in der Wohnstube.

Die Bäuerin ging ebenfalls in's Haus und, ohne ein Wort zu sprechen, an dem jungen Knechte vorüber, der noch immer wie angemauert am Thürgerüst lehnte — aber im Vorbeigehen winkte sie ihm schnell und unvermerklich mit den Augen. Dann stieg sie die Treppe zum obern Geschoß des Hauses hinauf.

Der Knecht blieb noch eine Weile wie nachdenkend stehen; dann wandte er sich hastig und eilte dem Nebengebäude zu, in welchem sich der Heuboden befand, das aber an der Rückseite des Wohnhauses angebaut war.

Einige Augenblicke nachher trat auch der Bauer aus dem Hause und eilte, ohne sich umzusehen, den Hügel hinunter dem Kirchwege zu.

Inzwischen war die schöne Bäuerin in der sogenannten „guten Stube“ im ersten Stockwerk in unverkennbarer Aufregung eingetreten. Sie warf keinen Blick auf die für ein Bauernhaus ungewöhnlich feine und zierliche Einrichtung, an der sie sonst wohl ihre Freude hatte; vergeblich lockte aus den halbgeöffneten Kästen und Schränken die Fülle der schönsten Leinwand, zierlich in Stücken zusammengestellt; - nachdem sie sorgfältig die Thüre in's Schloß geworfen und den Riegel vorgeschoben hatte, ging sie einigemal mit hastigen Schritten die Stube auf und nieder. Ihr Gesicht hatte einen von dem sonstigen Charakter ganz verschiedenen Ausdruck von Wildheit angenommen; es war, als ob sie eine Maske getragen und nun abgenommen hätte.

Nach einer Weile blieb sie vor dem Spiegel stehen, um ihrem Gesichte wieder den vorigen Ausdruck der Freundlichkeit zu geben. Dann blieb sie wie horchend stehen und als sich weder in noch außer dem Hause ein Laut hören ließ, trat sie mit zufriedenem Lächeln an einen hohen Wandschrank, wie sie in den Stuben wohlhabender Bauersleute als eine Art Prachtstück zu stehen pflegen.

Sie öffnete ihn, schob die Kleidungsstücke, womit er ganz ausgefüllt war, auseinander und drückte im Hintergrunde an eine in der Vertäfelung angebrachte Leiste Im Moment wich diese dem Druck; eine enge, in einen völlig dunklen Raum führende Thür wurde sichtbar, schloß sich aber eben so schnell hinter dem Eintretenden.

Es war der junge Knecht, der zuvor unter der Thüre gestanden. Er war noch immer blaß und wie verwirrt und blieb mit gefalteten Händen, wie eine Bildsäule vor sich auf den Boden starrend, vor der Bäuerin stehen, die ihn mit einem scharfen, in die Seele dringenden Blick betrachtete.

„Was willst Du?“ fragte er endlich kleinlaut. „Du hast mir heraufgewinkt.“

„Muß ich das nicht, Hans?“ entgegnete freundlich die Bäuerin, indem sie, rasch in eine andere Rolle übergehend, den Widerstrebenden neben sich auf die Bank zog. „Muß ich das nicht, wenn ich Dich sehen will? Du bist mir ein trauriger Schatz! Sonst hast Du den Weg zu mir ohne Wink zu finden gewußt!“

Der Knecht saß regungslos neben dem Weibe und erwiderte keine der Liebkosungen, mit denen sie ihn überhäufte, ja er schien sie nicht einmal zu fühlen. Nur bei der Erinnerung an das Sonst in der Rede der Bäuerin zog ihm eine dunkle Gluth über Stirn und Wange, seine innere Beschämung oder Entrüstung ankündend.

Mit einem Male aber schien er zu sich selbst zu kommen. Wie erschreckt fuhr er empor, schlug die Hände wie krampfhaft vor die Augen und keuchte: „Laß mich los, Urschi — es ist Sünde, unverzeihliche Sünde! Du bist eines Andern, meines guten Herrn Weib und ich . . .“

„Und Du?“ fragte forschend die Bäuerin, mit Mühe ihre Aufregung verbergend.

„Ich bin ein elender, verworfener Mensch!“ jammerte jener düster vor sich hin. „Ich bin nicht werth, daß mich die Sonne anscheint!“

„So sage nur,“ schmeichelte das Weib, „was Dich mit einem Male so verändert hat? Ich kenne Dich nicht mehr!“

„Das will ich Dir sagen. Wie vorhin der Assessor daher gefahren kam und vor dem Haus gehalten hat, da hab' ich erst in mich hineingelacht, daß er umsonst fragen und nichts finden wird. — Wie er aber mit Dir sprach und das alte Sprüchl sagte, daß nichts so fein gesponnen ist, es kömmt doch an die Sonnen, da kam es mir vor, als hätte er mich dabei gerad und starr angesehn . . . mir verging das Sehen und Hören; ich mußte mich an der Thüre halten, damit ich nicht umgefallen bin, aber in mir und um mich herum schrie es in Einem fort: Morgen kommen sie und holen Dich!“

„Einbildung! Du bist krank!“ erwiderte die Bäuerin, welche ernstlich besorgt zu werden anfing, obwohl ihr Beweggrund mit der Liebe am wenigsten gemein hatte. „Du mußt Dich niederlegen und Medizin nehmen, daß Dir die wilden Gedanken vergehen!“

„Die vergehen mir mein Lebtag nicht wieder,“ seufzte Jener, „dafür gibt's keine Medizin! Aber ich will mir doch Ruhe verschaffen! Und ich weiß was ich thun muß! Ich will nichts mehr wissen, von Dir, Du schöner Teufel, der mich verführt hat! Ich will hin und will Alles gestehen!“

Die Bäuerin erschrack. „Narr,“ rief sie, „was fällt Dir ein? Bedenkst Du auch, was Dir bevorsteht? Sie werden Dich für immer in's Zuchthaus sperren, wenn sie Dir nicht den Kopf vor die Füße legen.“

Der Knecht antwortete nicht gleich, er vermochte es nicht, denn seine Brust arbeitete im heftigsten Kampfe. „Meinetwegen,“ sagte er dann dumpf, „mir gehört's nicht besser und wenn's an die Sonne gekommen, hab' ich doch nichts Anderes zu erwarten!“

„Du mußt im Ernste krank seyn, Hans,“ sagte die Bäuerin ärgerlich. „Wie wär's nur möglich, daß irgend was aufkäm'. Keine menschliche Seel' denkt daran, den rothen Hannickel da zu suchen, wo er zu finden ist! Du weißt, daß selbst von den Kameraden kein einziger ihn kennt, Du allein weißt Alles! Und Du wolltest hingehen und schwach werden und Alles verderben, was wir so schön ausstudirt haben? Noch eine ganz kurze Zeit, dann haben wir so viel beisammen, als wir brauchen! Dann gehen wir miteinander fort, nach Ungarn hinunter oder gar über's Meer hinüber, wo uns kein Hahn nachkräht! Und das Alles wolltest Du selber zernichten?“

Der Bursche schwieg, aber die Natur schien die krampfhafte Anspannung, in der er sich befand, nicht länger ertragen zu können. Die Sehnen ließen nach und mit einem tiefen, herzbrechenden Seufzer brach ein Strom von Thränen aus seinen Augen.

Die Bäuerin bemerkte listiger Weise sogleich die eingetretene weichere Stimmung und bemühte sich, sie möglichst zu benutzen. „Und an mich,“ fuhr sie mit schmeichelnden gerührten Tone fort, „an mich denkst Du gar nicht? Willst Du Dich mir entreißen, die nicht leben kann ohne Dich? Willst Du mich in's Unglück stürzen zum Dank dafür, daß ich Dir meine Ehre, mein Vermögen, ja mein Leben selbst in die Hände gegeben habe? Du wirst nicht! Wenn Du wieder gescheidt, wenn Du der beherzte Bursch' wieder bist, als den ich Dich so oft gesehen hab' in der größten Gefahr, dann wirst Du über Dich selbst und über Deine Verzagtheit lachen und wirst Dich schämen,

daß ein einfältiges Sprüchl Dich so zum Kind hat machen können . . . Du weißt . . ."

Das Weitere verlor sich in immer weiterem Flüstern. Der Knecht widerstand dem freundlichen Zudringen nicht länger; er wurde wärmer und vergaß bald unter den Liebkosungen des schönen Weibes seine Vorsätze und seinen Schrecken. Geraume Zeit hatten beide gekost, als sich ein leises Klirren vernehmen ließ und die Thürklinke begann sich hin und wieder zu bewegen. Dem Falkenblick der schönen Huberin entging das nicht; wortlos deutete sie dem Knecht darauf hin. Diesem mußte das Zeichen nicht unbekannt seyn, denn gleichfalls, ohne ein Wort zu erwidern, schlüpfte er in den Kasten, aus dem er gekommen war.

— „Und wirst Du mir nun keine Thorheit mehr begehn?" flüsterte ihm die Bäuerin noch nach.

„Ich bin Dein und wenn's in die Hölle ginge," erwiderte Hans ebenso hastig — und er war verschwunden.

Mit der unbefangensten Miene zog die Bäuerin geräuschlos den Thürriegel zurück; dann trat sie vor einen der Schränke und gab sich, mit dem Rücken gegen den Eingang gewendet, den Anschein, als sey sie mit dem Ordnen der Wäsche beschäftigt. Dabei ließ sie aber einen vor ihr hängenden Spiegel keine Sekunde aus den Augen, denn in ihm konnte sie Alles wahrnehmen, was hinter ihr vorging.

So bemerkte sie, daß die Thür wie von Jemand, der horchen will, behutsam geöffnet ward und daß in der Spalte der Kopf ihres Mannes sichtbar wurde. Sein Gesicht trug den Ausdruck eines wilden, lauernden Zorns, wie er aber die Katzenaugen im Zimmer umher gleiten ließ, verlor sich derselbe und machte dem gewohnten dummen Lächeln Platz. Er zog sich wieder zurück und schloß die Thüre ebenso leise, sichtbar froh, nicht bemerkt worden zu seyn.

„Steht es so?" murmelte die Bäuerin vor sich hin, als sie sich wieder allein wußte. Wie gut, daß ich den heimlichen Zug an der Thür' hab' anbringen lassen, der es sogleich zeigt, wenn Jemand die Stiege betritt! — Er hat also Verdacht? . . . Und Hans . . .? Für diesmal hab' ich ihn noch von seinem Fieber kurirt, aber wer steht mir dafür, ob es nicht wieder kommt? Und ob ich dann noch im Stande bin, Einhalt zu thun?"

Sie sann einen Augenblick nach und der häßliche Zug um ihren Mund trat stärker hervor. „Nun", sagte sie dann nach einer Weile und wandte sich entschlossen der Thüre zu, „ich will schon vorsorgen, sie sollen sehen, daß die schöne Huberin sich zu helfen weiß!"

(Fortsetzung folgt.)

Die Sklavenfrage in Nordamerika.

Die Leser werden es uns Dank wissen, wenn wir ihnen einen Brief aus Nordamerika mittheilen, der aus der Feder eines wissenschaftlich und sittlich hochstehenden, seit mehr als 40 Jahren dort eingebürgerten Deutschen, den gegenwärtigen Kampf zwischen dem Norden und Süden nicht blos von dem materiellen, sondern auch moralischem Standpunkte betrachtet. Er lautet mit Weglassung alles Persönlichen so: „Cambridge (bei Boston) den 3. Mai 1861. — Die Entwickelung der Vereinigten Staaten ist in ein neues Stadium getreten, mit der besten Aussicht einer glücklichen Lösung des großen Problems. Der politische Kampf seit fünfzig Jahren dreht sich um einen einzigen Punkt, nämlich ob das Sklaveninteresse das Land und seine Politik beherrschen soll, oder nicht. Die Sklavenstaaten führten den Kampf mit manchen Vortheilen. Sie waren durch ein großes Interesse vereinigt, das alle anderen Streitfragen auf die Seite schob und die südlichen Staaten in einer beinahe unangreifbaren Stellung den nördlichen Staaten, die durch vielerlei Interessen getheilt waren, entgegenstellte. Außerdem hatten sie bessere und geschicktere Politiker. Aber nach und nach durchdrang die Ueberzeugung, daß die Sklaverei unsittlich und politisch und materiell schädlich sey, alle Schichten des nördlichen Volkes, und die Ungleichheit der Bevölkerung und des Wohlstandes der beiden Theile wurden mit jedem Jahr größer und einleuchtender. Die Führer des Südens sahen ein, daß sie den ungleichen Kampf nicht länger fortsetzen konnten, und sahen kein anderes Mittel als Trennung. Süd-Carolina gab das Beispiel, und bald folgten fünf andere Staaten. Sie nahmen die Festungen, Arsenale und anderes Eigenthum der Vereinigten Staaten in Besitz und machten Anstalt, die wenigen Festungen, die übrig blieben, mit Gewalt zu nehmen. Die allgemeine Regierung verfuhr mit der größten Nachsicht, und erst als der Krieg wirklich angefangen war durch die Beschießung und Einnahme von Fort Sumter in Süd-Carolina, rief die Regierung ein Aufgebot von 75,000 Mann zu den Waffen. Die Südländer hatten gehofft, daß die Parteiungen im Norden die energischen Maßregeln der Regierung vereiteln würden; allein in dieser Hinsicht haben sie sich vollkommen getäuscht. Der ganze Norden ist wie ein Mann; alle Parteitheilungen sind verschwunden; z. B. in diesem Staate (Massachusets) ist der letzte Candidat der südlichen Partei (als Gouverneur des Staates) zum General der Massachusetstruppen gemacht worden. Um ein Beispiel des Eifers des Volkes zu geben: am Montag den 15. April kam die Proklamation des Präsidenten in Boston an, und vier Tage später traf schon das erste Massachusets-Regiment in Washington (ungefähr 500 engl. Meilen von hier) ein. Im Laufe einer Woche waren 15,000 Truppen in Washington, und somit die Hauptstadt gesichert. Die Gefahr einer Ueberrumpelung war die größte. Da die nun vorüber, so ist die Entscheidung des Kampfes nur eine Frage der Zeit. Die südlichen Staaten haben eine weiße Bevölkerung von 7 Millionen, die nördlichen 19 Millionen. Der Unterschied in allen anderen Hülfsmitteln ist noch größer. Dazu kommt, daß die südlichen Staaten die Hälfte ihrer Streitkräfte auf die Bewachung ihrer Sklaven verwenden müssen. Der Ausgang des Kampfes ist also keinem Zweifel unterworfen. Der überwiegende Einfluß des Sklaveninteresses ist für ewig zerstört, und die amerikanische Sklaverei, des bisher genossenen Schutzes der allgemeinen Regierung beraubt, ist sich selbst überlassen, und wie ist es möglich, daß ein Institut, das allen Grundsätzen des Christenthums, der Humanität, Civilisation und der Staatswirthschaft Hohn spricht, lange existiren kann? Wie große Opfer dieser Kampf fordern mag, und wie viele Verluste ertragen werden müssen, von jetzt an kann dieses Land sich frei entwickeln, frei von dieser materia peccans, diesem beständigen und überwiegenden Einflusse der Sklavenmacht. Die Führer des Südens haben sich ungeheuer geirrt; statt ihr Wickelkind zu schützen und zu stärken, haben sie es der Vernichtung bloßgestellt. Die Abschaffung der Sklaverei, die natürlich eine Sache der einzelnen Staaten ist und bleibt, wird jetzt rasch vor sich gehen, und ich halte es durchaus nicht für unwahrscheinlich, daß in fünfundzwanzig Jahren die Hälfte der jetzigen Sklavenstaaten sich von diesem Uebel frei machen, namentlich Delaware, Virginien, Kentucky, Missouri und ein Theil von Texas. Wie lange dieser Kampf dauern wird, ist nicht so leicht vorher zu sagen. Die südlichen Führer sind Leute von Talent und Entschlossenheit, die Südländer sind brav und gute Soldaten; aber ihre Geldmittel sind beschränkt, alle ihre Häfen sind blokirt, und schon jetzt leiden einige Staaten Mangel an Lebensmitteln. Dazu kommt, daß sie unter sich eine starke Unionspartei haben, die die reichsten Sklaveneigenthümer in sich schließt, Leute, die einsichtsvoll genug sind, zu verstehen, daß ihr Eigenthum nur in der Union auf die Dauer sicher ist."

Cavour's Tod.

Der Tod des Grafen Cavour ist ein politisches Ereigniß von der schwersten Bedeutung. Es giebt nur Einen Mann auf Erden, dessen Ende in diesem Augenblicke noch tiefer und weiter wirken würde: es gibt keinen Mann in Italien, dessen Ausstreichung aus dem Buche der Lebendigen auf die ganze Lage des Landes ähnlichen Einfluß äußern könnte. Garibaldi's Uebersiedelung nach Amerika z. B., von der mitunter die Rede ist, wäre fast ein gleichgiltiger Vorfall neben dem plötzlichen Abtreten Cavour's von der Bühne, auf der er als ein Meister, vielleicht als der größte Meister von Allen agirt hat.

Nie ist ein Staatsmann zugleich mit solcher Geschwindigkeit und mit solcher Stetigkeit aus dem Dunkel des Privatlebens oder dem Beifall kleinerer Kreise zuerst zu allgemeiner Bekanntheit, dann zu der Achtung, und von der Achtung zur Bewunderung seiner Zeitgenossen emporgestiegen. Noch im Jahre 1848 wußte man jenseits der Grenzen des damaligen Königreichs beider Sardinien nichts von ihm, als daß er dem berühmten Grafen Balbo geholfen habe eine Zeitung zu schreiben, die den bedeutsamen Titel Risorgimento führte. Erst nach der Niederlage Piemonts in seinem ersten Kampfe gegen Oesterreich begann er seine großen Fähigkeiten zu bewähren, wie einst Stein und Scharnhorst die ihrigen nach der Niederlage des preußischen Staats. Er wurde der wirthschaftliche Befreier seines Heimathlandes. Aber der Wohlstand, der aus den befreienden Maßregeln reichlich aufsproßte, mußte aus dem Zwecke wieder zum Mittel, aus der Wirkung wieder zur Ursache werden, um die Patrioten an Piemont einen gediegenen Kern für die fluthenden, untergeordneten Massen des dereinst befreiten Italiens gewinnen zu lassen. Wie es schon der Hort der Freiheit war für das in allen andern Staaten geknechtete italienische Volk, zahlreichen Flüchtlingen und Verbannten eine zweite Heimath, so bildete es sich nun auch zur festen Burg der Einheit und nationalen Unabhängigkeit aus für die ersehnte Zeit, da man die Waffen wieder in die Hand nehmen könnte. Und als diese Zeit kam, da war Cavour noch einmal der Mann, den sie forderte. Ein so großer Politiker er für die innern Aufgaben war, ein so großer Diplomat war er für die auswärtigen. Schon im Krimkriege, als Oesterreich noch zwischen Dank und Undank thöricht schwankte, als Preußen sich die schönste Gelegenheit gegen Dänemark schmählich entgehen ließ, pflanzte Piemont im Gefolge der siegreichen Westmächte kühn und glücklich die nationale Fahne auf. Bei den darauf folgenden Friedensverhandlungen von Paris wurde der Spieß von dem besiegten Rußland ab gegen Oesterreich gekehrt und die italienische Frage auf die Tagesordnung Europas gesetzt. Noch ein paar Jahre, und sie gelangte zu einer überaus günstigeren Entscheidung als man innerhalb oder außerhalb Italiens jemals ernstlich zu hoffen gewagt hatte. Der ganze seither eingetretene Umschwung der Dinge wird am ehesten klar, wenn man betrachtet, daß die Zweifler am Gelingen des italienischen Einheitswerks einst die unabsehbare Mehrheit und jetzt eine kleine Minderheit ausmachen, selbst da, wo dieses Gelingen am ingrimmigsten verwünscht wird; und daß die Dinge sich so gewandelt haben, das ist in erster Linie Cavour's Verdienst, in zweiter erst Garibaldi's und der Anderen.

Allerdings ist der zweite Versuch Piemonts, Italien von fremdem Joch zu befreien und für alle Zukunft zu einigen, nicht nach dem

stolzen Wort Karl Alberts aus eignen alleinigen Kräften unternommen worden. Es wird die Aufgabe der Geschichtschreiber seyn, hierüber ein entscheidendes Urtheil zu fällen — auszumachen ob Cavour nur bitterer Nothwendigkeit nachgab, als er den Handel, der Savoyen und Nizza an Frankreich brachte, mit dem dritten Napoleon abschloß, oder ob er sich von südländischer Ungeduld verleiten ließ, von der er sonst doch nicht eben viele Proben abgelegt hat. Wie indessen auch die Sache für Italien steht, in Deutschland hat sie der Zustimmung, die man früher auch bei uns dem aufgeklärten und energischen Minister zu schenken gewohnt war, unvermeidlicher Weise nicht geringen Abbruch thun müssen. Um Deutschland hat der verstorbene italienische Staatsmann sich schlecht verdient gemacht, und so sind die gegen ihn herrschenden Antipathieen in manchen deutschen Kreisen und Gegenden nicht eben zu Verwundern. Es kommt hinzu, daß er bei uns einigermaßen des Billigkeitsmaaßstabes bedarf, den Macaulay gegen Machiavelli angewendet zu sehen wünschte; daß sein Verfahren mit unsern deutschen Begriffen von der Sittlichkeit des Staatsmanns nicht immer im Einklang gewesen ist, womit wir, als eine eben erst aus dem Privatleben herauftauchende Nation, es natürlich eher allzu strenge nehmen als umgekehrt. Und endlich kommt hinzu, daß die deutsche Einheitsbewegung einen andern Weg zu wandeln hat als die italienische, was ganz von selbst bei der sonst angenommenen Vorbildlichkeit der letzteren dahin führt, daß die Einen aus diesen, die Andern aus jenen Gründen den Ersten Minister Victor Emanuels ungerecht beurtheilen. Dies aber wird jetzt das Grab schon mildern, und vollends der einstige Sieg unserer eigenen ehrwürdigen Nationalsache.

Nicht aber wie man über Cavour zu urtheilen habe, sondern was sein Tod zur Folge haben wird, ist die ernste und schwere Frage des Augenblicks. Der Geschiedene war für Italien und ganz Europa eine so wichtige Persönlichkeit, daß hinter der Berechnung, was aus ihrem Verschwinden alles entstehen möge, die sonst zunächstliegende Betrachtung des Mannes selbst gänzlich zurücktritt. Auf den ersten Blick sollte man annehmen, Garibaldi und die Heißsporne würden nun die Oberhand bekommen. Die gewaltige Hand, die mehr als einmal die durchgehenden Rosse vom Abgrunde zurückriß, ist erlahmt; das Gehirn arbeitet nicht mehr, das in jedem gefahrvollen Augenblick die beschwichtigende Formel für den Aufgeregten zu finden wußte. Dem Parlament fehlt der Führer, dem König der Rathgeber, dem Volk der Staatsmann, der um eines vollen Hauptes Länge alle Anderen überragte und durch sein immer höheres Emporsteigen beinahe schon aufgehört hatte, die Eifersucht der früheren Nebenbuhler zu reizen. Und auf der anderen Seite könnte man glauben, Napoleon der Dritte habe mit Cavour den gelegensten und stärksten Hebel seines Einflusses auf Italien verloren. Allein eine weitere Ueberlegung lehrt, daß der Erfolg gar wohl auch ein geradezu entgegengesetzter seyn könnte. Gerade weil jetzt derjenige fehlt, der Autorität genug besaß, um nöthigenfalls alle Elemente der Ordnung zusammenzufassen gegen die Elemente stürmischen unbesonnenen Vorgehens, mögen die ruhigen, die vorsichtigen, die nüchternen Köpfe leicht stärker als je die Nothwendigkeit empfinden, sich zur Erhaltung des wünschenswerthen Gleichgewichts auf die andere Seite zu legen. So kann es kommen, daß eine noch rückhaltlosere Anlehnung an Frankreich als bisher bald für das einzige Mittel gilt, die errungenen großen Vortheile zu sichern. Es ist unnöthig hervorzuheben, welche unabsehbare Steigerung einer allerdings schon bestehenden Gefahr hierin vor allem für Deutschland liegt.

Engerer Anschluß aber an Frankreich oder unbedingteres Vertrauen auf die revolutionären Kräfte Italiens und der Nachbarländer — in jedem Falle haben die Börsen die Bedeutung dieses Todesfalles richtig gewürdigt, wenn sie die Nachricht mit „allgemeiner Bewegung" und einem starken Rückgang der Papiere begleiteten. Italien hat an Cavour den Halt verloren, den es aus sich selbst heraus allmählich erzeugt hatte, und es ist gar sehr die Frage, ob ein Ricasoli oder ein Ratazzi im Stande seyn wird, die verlorene Stütze einigermaßen zu ersetzen. Das hellste Licht Italiens ist erloschen: kein Wunder, daß plötzliches Dunkel auf die eben noch leidlich lichten nächsten Pfade der jungen Nation fällt.

Victor Emanuel Garibaldi.

Eine Leipziger Kindtaufsgeschichte.

Vor einiger Zeit ließ ein Leipziger Bürger sein Söhnlein zur Taufe tragen und durch den Pathen dem Geistlichen einen Zettel übergeben, nach dessen Aufschrift der Täufling „Victor Emanuel Garibaldi" heißen sollte. Der Geistliche ließ aber den Namen Garibaldi weg. Auf eine Anfrage im Leipziger Tagblatt antwortete der Superintendent Dr. Lechler, der betreffende Geistliche habe im vollen Rechte gehandelt, denn „Garibaldi" sey ein unchristlicher oder zum Mindesten doch neugebildeter Name. Hierauf veröffentlichte der „Generalanzeiger" folgenden, höchst lakonisch gehaltenen Artikel:

„Aus der im „Tagblatt" enthaltenen Erklärung des Herrn Dr. Lechler ist zu ersehen, daß derselbe den Namen „Garibaldi" für einen unchristlichen oder neugebildeten, jedenfalls für einen solchen hält, den ein gewissenhafter Geistlicher, nach bestehender gesetzlicher Anordnung, einem Täufling nicht beilegen dürfe. Wir, die wir nicht wie der hochwürdige Herr Doctor dem Gelehrtenstande, sondern dem Volke angehören, wagen nur unter großer Schüchternheit die bescheidene Bemerkung, daß der gelehrte Herr sich mit dieser Ansicht einigermaßen im Irrthum befindet. Der Name „Garibaldi" ist ein christlicher, ein urdeutscher, ja sogar ein Heiligenname! Im 6. Jahrhundert regierte Garibald I., im 7. Jahrhundert Garibald II., beide als Herzöge der Bajoaren, wie das Weitere in jeder Geschichte Bayerns, z. B. der von Zschokke nachzulesen. Der im 6. Jahrhundert lebende Bischof von Regensburg, Garibaldus, ist gar unter die Heiligen versetzt worden, und der 8. Januar ist der Tag der kirchlichen Feier dieses Heiligen. Ueber diesen deutschen Heiligen wie über den um das Jahr 900 lebenden Bischof von Novara, Garibald, geben die Acta Sanctorum I. 546 weitere Auskunft. Da wir ungelehrten Leute weit entfernt sind von der Anmaßung, den Herrn Superintendenten belehren zu wollen, so erlauben wir uns die ergebene Bitte, daß es dem hochwürdigen Herrn gefallen möge, in den von uns angeführten Büchern nachzuschlagen. Auch in dem 1859 bei Brockhaus hierselbst in 2r Auflage erschienenen Werke des hallischen Professors Pott: „Die Personennamen," findet sich auf S. 233 einige Belehrung über den Namen Garibaldi. Und einen solchen alten, deutschen, christlichen, heiligen Namen erklären Geistliche der Universitätsstadt Leipzig für anstößig?! Wenn man nicht Namen wählen darf, den Mitglieder der deutschen Regentenhäuser, den Bischöfe, den Heilige geführt, so kommt man in der That in Verlegenheit, wie man seinen Neugebornen taufen lassen soll. In dieser Verlegenheit findet man vielleicht Rath und Hülfe in der „Rangliste der königl. sächsischen Armee." Jeder Unbefangene wird zugeben, daß das kein Buch ist, welches „Demonstrationen" machen will, oder „Anstößiges" enthält, und daß alle die Namen, welche darin verzeichnet sind, sammt ihren Trägern Anspruch erheben dürften auf unbedingte Zulässigkeit. In diesem vortrefflichen, makellosen Buche findet sich ein Artilleriemajor mit dem Vornamen „Oberon" und ein Oberstlieutenant der Reiterei mit dem Vornamen „Saladin Iskador Islami." Diese zwar nicht „neugebildeten" aber auch nicht „christlichen", sondern, wenn wir nicht ganz irren, türkischen oder gar heidnischen Vornamen haben ihre Träger nicht gehindert, ihrem obersten Kriegsherrn und dem Staate ausgezeichnete Dienste zu leisten, wie die Rangstufen, die sie im Heere bekleiden, und mehrere hohe Orden, mit denen sie begnadigt worden sind, unwiderleglich darthun. Und so dürfen wir uns auch dem Glauben hingeben, daß der kleine auf „Victor Emanuel" reducirte „Victor Emanuel Garibaldi" dermaleinst ein ganz achtbares Mitglied der menschlichen Gesellschaft auch ohne den durchgreifenden Eifer eines geistlichen Herrn geworden wäre."

Kleinigkeiten.

Auch interessant. In den letzten zehn Jahren kommen auf hundert eheliche Geburten: uneheliche in Sardinien 2,0, Schweden 6,5, England 6,7, Belgien 6,7, Frankreich 7,0, Preußen 7,1, Dänemark 9,3, Hannover 9,8, Oesterreich 11,3, Würtemberg 11,7, Sachsen 14,9, Bayern 20,5. — Bayern hat also die Ehre unter allen Ländern Europa's vom Fleischteufel am meisten beherrscht zu werden, so wie hier auch am meisten Kinder unter einem Jahre sterben, resp. zu Grunde gehen. Ober- und Niederbayern und die Pfalz zeichnen sich hierin wieder vor den übrigen Provinzen sehr schlecht aus. Daran sind schuld nach Dr. Vogt's: „Die unehelichen Geburten und die Sterblichkeit der Kinder in Bayern, im Verhältniß zur Gewerbefrage": „die mittelalterlichen zünftigen Zustände unseres Gewerbewesens, die erschwerten Heirathserlaubnisse, das Veto der Gemeinden, die Realgerechtigkeiten und die geschlossenen Güter." Weiter sagt Vogt: „Es ist in die Hände unserer Volksvertreter gelegt, Tausenden von kräftigen, arbeitsamen Männern die Möglichkeit der Erreichung der Ehe, dieser wichtigsten Grundveste des Staats nahe zu legen, sie zu moralischen, dankbaren Staatsbürgern zu erheben. Tausende von Kindern erwarten Errettung vom kummervollen Daseyn, vom frühzeitigen Tod durch die Gewerbefreiheit und ihre gesetzlichen Folgen."

Neueste Eroberungen der Industrie. Jetzt tauchen Versuche auf, auch die Häute der Reptilien und Fische einer ähnlichen Bearbeitung zu unterwerfen, wie die Häute von Rindern, Pferden, Schafen, Ziegen u. s. w. Man gerbt Häute der Boa constrictor und macht Stiefeln und Schuhe daraus, die von besonderer Weichheit und vollständig wasserdicht sind. Die Schuppenzeichnung behält ihre regelmäßigen Linien und ihre natürliche Farbe. Schuhe von Abgottschlangenleder, Ihr jungen Damen! Wenn das nicht die rechte Wirkung thut, dann hilft nichts mehr. — In Norwegen hat man auch die Haut des Salmen gegerbt. Bekanntlich erscheint dieser kostbare Fisch an der schottischen und norwegischen Küste von 6 bis 9 Fuß Länge und wiegt 80 bis 100 Pfund; aus seiner Haut sind bereits vortreffliche Schuhe gemacht worden. In Amerika hat man zu gleichen Zwecken die Haut des Kaimans verwendet; das daraus gewonnene Leder soll gleich Juchten seyn. Ein Minister-Portefeuille von Krokodillen-Leder! Für die Finanzen recht symbolisch.

… füttert er die Freiheit!

Romanze. Nach einem Bilde.

O, Alter, deine Seufzer,
Sie fallen schwer auf's Herz,
So wie den Stein der Tropfen,
So höhlt die Seel' der Schmerz.

Doch fragt, was er verbrochen,
Den man also verbannt;
Den man das Erdenleben
Vor'm Tode noch entwandt!

Er wollt' der Willkür greifen
In's knöcherne Getrieb,
Wollt nicht die Knechtschaft tragen,
Die Freiheit war ihm lieb.

Der Freiheit sang er Lieder,
Und seines Schwertes Strahl,
Hat schnell die Gluth geschüret
Zu seiner Ketten Stahl.

Doch, ob sein Muth begraben
Des Armes Kraft verdorrt:
Er füttert noch in Knechtschaft
Die Freiheit immerfort!

Seht, aus des Kerkers Lucke
Hat er die Hand gestreckt,
Als ihn aus bittern Träumen
Ein süßes Lied geweckt.

Ein Vöglein saß da draußen,
Das sang so hell und laut:
Ihm hatte man noch nimmer
Die freie Welt verbaut.

Da streut er freudig Brocken
Von Kerkerbrod hinaus,
Und schüttet, statt in Worten,
Sein Herz in Thränen aus:

„Flieg weiter, liebes Vöglein,
Trag hin im freien Lied
Die Kunde von dem Sänger
Den Licht und Freiheit mied.

Und wenn daheim die Meinen
Dein grüßend Lied verstehn,
So bringst du wohl ein Echo
Wenn wir uns wiedersehn." —

So füttert er die Freiheit
Mit schwarzem Kerkerbrot,
Mit herben Ueberresten
Von seiner bittern Noth!

So füttert er die Freiheit
Aus harter Sklaverei,
Bis daß dereinst den Alten
Der alte Tod macht frei.

Carl Fritzsche.

---

s Vaterlandes.

vo die Feinde stecken,
s Unglück lauern?
bist du zu bedauern;
vill sie dir entdecken.

hwiegen statt zu wecken,
, so oft wir trauern,
zusammenschauern
auf Einst uns necken.

ortbruch Beifall rufen,
: Entzweiung Kohlen
verien jede Reinheit;

ın Tempels Stufen
Ausland holen,
ter Deutschlands Einheit.

---

zabe" in Nr. 23 der Sonntags-
Juni 1861.

Fuß 7_{11} Zoll.

in von: A. L. — B. C.... —

Nro. 23 der Sonntags-Beilage
i 1861.

i m n i ß.

n von: J. W... — Friedr. L.

Schach-Aufgabe 4.

Weiß zieht an und giebt im dritten Zuge Matt.

Schwarz.

A B C D E F G H

8 7 6 5 4 3 2 1

A B C D E F G H

Weiß.

---

alien-Preise in Augsburg im Monat Mai 1861.

pf.	bis fl.	kr.	pf.		fl.	kr.	pf.	bis fl.	kr.	pf.
—	—	—	—	1 Metzen weiße Rüben	—	—	—	—	—	—
—	—	—	—	1 Vierling bayer. Rüben	—	20	—	—	24	—
—	—	—	—	1 Metzen weiße Kartoffel	1	6	—	1	12	—
—	—	—	—	1 Metzen rothe Kartoffel	1	—	—	1	6	—
—	—	—	—	1 Pfund gedörrte Zwetschen	—	[illegible]	—	—	—	—
—	—	—	—	1 Pfund gedörrte Kirschen	—	14	—	—	—	—
—	—	—	—	1 Pfund Hechte	—	27	—	—	30	—
—	—	—	—	1 Pfund Karpfen	—	18	—	—	—	—
—	—	—	—	25 Stück Krebse	—	12	—	—	15	—
—	—	—	—	1 Pfund Krebse	—	24	—	—	36	—
1	—	—	—	1 Pfund geräuchertes Fleisch	—	32	—	—	—	—
—	—	—	—	1 Pfund Leinöl	—	20	—	—	—	—
—	—	—	—	1 Pfund Schmalz	—	29	—	—	32	—
—	—	—	—	1 Pfund Schweizer-Butter	—	30	—	—	32	—
—	—	—	—	1 Pfund Land-Butter	—	28	—	—	30	—
—	—	—	—	9 Eier	—	8	—	—	—	—
—	—	—	—	1 Spanferkel	—	—	—	—	—	—
—	—	—	—	1 Gans in Federn	1	—	—	1	12	—
—	—	—	—	1 gerupfte Gans	1	18	—	1	24	—
—	—	—	—	1 Gansjung	—	14	—	—	15	—
—	—	—	—	1 Ente in Federn	—	—	—	—	—	—
—	—	—	—	1 gerupfte Ente	—	—	—	—	—	—
—	—	—	—	1 Entenjung	—	—	—	—	—	—
—	—	—	—	1 Indian	2	24	—	2	42	—
—	—	—	—	1 alter Hahn	—	18	—	—	24	—
—	—	—	—	1 alte Henne	—	20	—	—	30	—
—	—	—	—	1 Hahn	—	15	—	—	24	—

	fl.	kr.	pf.	bis fl.	kr.	pf.
1 Paar Tauben	—	14	—	—	16	—
Eine Maaß Kirschenwasser	—	48	—	1	—	—
Eine Maaß guter Fruchtbranntwein	—	20	—	—	—	—
Eine Maaß geringer Branntwein	—	16	—	—	—	—
Eine Maaß Weinessig	—	12	—	—	—	—
Eine Maaß Bieressig	—	4	—	—	—	—
Eine rohe Zunge	1	30	—	1	36	—
Eine geräucherte Zunge	1	36		1	48	—
1 Pfund Hirschwildpret	—	—	—	—	—	—
1 Pfund Rehwildprett	—	—	—	—	—	—
1 Pfund Schwarzwildpret	—	—	—	—	—	—
1 Fasan	—	—	—	—	—	—
Eine Wildente	—	—	—	—	—	—
1 Rebhuhn	—	—	—	—	—	—
Eine Schnepfe	—	—	—	—	—	—
1 Haase mit Jung	—	—	—	—	—	—
1 Haase ohne Jung	—	—	—	—	—	—
1 Pfund feiner Flachs	—	30	—	—	32	—
1 Pfund mittlerer Flachs	—	24	—	—	26	—
1 Pfund Werg	—	10	—	—	12	—
1 Pfund Schafwolle	—	48	—	1	—	—
1 Klafter Buchenholz	19	42	—	—	—	—
1 Klafter Birkenholz	17	23	—	—	—	—
1 Klafter Föhrenholz	13	34	—	—	—	—
1 Klafter Fichtenholz	12	8	—	—	—	—
1 Fuder weiche Kohlen	3	48	—	—	—	—
1000 Stück Torf	2	12	—	—	—	—

Sonntags-Beilage
zum
Augsburger Anzeigblatt.

Nummer 25. 23. Juni 1861.

Die Huberbäuerin.

(Fortsetzung.)

Dem schönen Morgen war ein schöner Tag gefolgt, wolkenlos und tiefblau, aber niederdrückend schwül. Schon hatte in den Dörfern ringsum das Glockenzeichen die Beendigung des nachmittägigen Gottesdienstes angekündigt und noch regte sich kein kühler Lufthauch, wie sie sonst die angenehmen Boten des Abends zu seyn pflegen. Die Luft schimmerte und flimmerte im Sonnenglanz und wer es vermochte, flüchtete aus der Helle und Schwüle an irgend ein Plätzchen, wo Schatten und Kühle frei aufzuathmen gestatteten.

Ein solches Plätzchen war ein an der Erdingerstraße gelegener Sommerkeller, der von einer heitern Anhöhe unter großen Linden und Kastanienbäumen die Gegend beherrschte und darum ein gewöhnlicher Zielpunkt für Sonntagsspaziergänger aller Art war. Dahin strömte das Landvolk der nähern und fernern Umgebung und auch die Bürger und Honoratioren des Städtchens ließen sich's nicht verdrießen, die anderthalb Stündchen auf der sonnigen Landstraße dahin zu marschiren. War man doch reichlich entschädigt durch einen Platz auf der offenen schattigen Terrasse, vor einem Kruge des trefflichsten erfrischenden Bieres, bei dessen Genuß sich die weite, nicht reizlose Landschaft doppelt behaglich übersehen ließ.

Heute war der Besuch besonders zahlreich, denn in den meisten der umliegenden Fluren war die Getreideernte beendigt, was jährlich mit einer besondern Lustbarkeit gefeiert wurde. Deßhalb waren alle Plätze unter den breiten Kastanien und Linden von munterem Landvolk besetzt und in der anstoßenden kühlen Fässerhalle ward trotz des rauhen Fußbodens zum Tanze hergerichtet. In einer Ecke waren ein paar Fässer zusammengestellt, von denen herab Baßgeige, Klarinette und Trompete, das unerläßliche Dreiblatt, die muthwilligsten Ländler ertönen ließen. Die Bursche und Mädchen ließen sich auch nicht lange vergeblich locken und bald dröhnte die Halle von dem Schleifen, Stampfen und Jauchzen der Tanzenden wieder.

Draußen vor der Halle waren ebenfalls einige Sitze neben der Einfahrt angebracht. Hier konnte man die ganze vorbeiziehende Straße nach beiden Seiten übersehen und Niemand konnte vorübergehen, ohne von dort Sitzenden bemerkt zu werden.

Diese waren eine Schaar junger kräftiger Bauernbursche voll des trotzigen und etwas rohen Uebermuths, der die Landleute der dortigen Gegend kennzeichnet. Die halb bäuerische, halb städtische Tracht verrieth die vielfache Berührung, in welche sie durch reichen Getreideverkehr mit Stadt und Städtern gekommen; dennoch hatten sie etwas von der ursprünglichen ländlichen Einfachheit behalten, das sich in der Liebe zum Gesang und in dem steten, freilich etwas grobkörnigen Witze kund gab. Die meisten trugen hohe, bis ans Knie reichende Stiefeln, in denen die weiten Lederbeinkleider steckten, dann den schwarzen Sammtspenser mit blanken Silberzwanzigern oder Halbgulden als Knöpfe und den niederen breitkrämpigen Hut, um welchen eine ächt goldene Schnur sich mehrfach schlang und in stattlichen Quasten herunterhing.

Die lustige Schaar bestand aus einigen reichen Bauerssöhnen und vier bis fünf Knechten vom Huberhofe, lauter Gesichtern, die sich wohl darum wußten, daß sie auf einem der ersten Güter der Gegend dienten und von Vielen wegen des großen Lohnes, der dort üblich war, beneidet wurden. Sie hatten die Taschen voll Geld und wußten es wohl zu zeigen, denn der Krug, aus dem alle gemeinschaftlich tranken, ward so oft in der Runde geleert, daß die Kellnerin fast nicht von dem Tische weg kam und die übermüthig hingeworfenen Münzen nur so herumsprangen. Dazwischen riß der Gesang nicht einen Augenblick ab, der jedoch den Sängern mehr Vergnügen gewähren mochte, als den Hörern, denn die nicht sehr abwechselnden Melodien wurden von Allen einstimmig und in widerlich hoher Tonlage abgeleiert.

Der Schweigsamste war Hans und ein ganz junges Bürschlein von kaum siebzehn Jahren, das erst vor wenigen Wochen auf dem Huberhofe in Dienst getreten war.

„Nun, was ist Dir über's Leberl gelaufen, Pauli?“ rief Einer während einer augenblicklichen Pause den jungen Menschen an. „Du schaust ja d'rein, als wenn Dir der Hund das Brod genommen hätt' und auch der Hans macht ein Gesicht, als wenn er nicht fünfe zählen könnt'!“

„Das kann ich Dir schon sagen,“ lachte ein Zweiter, „sie sind alle zwei verliebt und Jeder lamentirt um sein' Schatz; der Pauli, weil er ihn nicht kriegen kann und der Hans, weil er ihn angebracht hat!“

„Du wirst viel wissen von unsere Schätz', Hies,“ sagte Hans kalt und ein bischen verächtlich. „Ich mein', Du bist noch nie botenweis' gegangen für mich!“

„Das braucht's nicht,“ rief der Andere wieder, „deswegen hab' ich doch die Spatzen auf dem Dach pfeifen hören! Kennst Du etwa die Blumenhuber-Rosel gar nimmer, weil Du sie hast sitzen lassen? Oder reut's Dich, weil sie sich heut Nacht so tapfer gehalten hat?“

„Was meinst Du damit?“ fragte Hans verwundert. „Ich weiß von nichts.“

„Stell Dich nicht so unschuldig,“ war die Antwort, „man redt' ja schon überall davon. Sie ist Unterdirn auf dem Brandlgut und ist heute Nacht die Einzige gewesen, der die Schelmen nicht Herr geworden sind. Sie hat mit dem rothen Hannickel gerauft wie ein Mannsbild und hat sich losgemacht und auf dem Dach das Freßglöckl geläut't. Der Hütbub hat sich unter'm Holz verkrochen und hat Alles mit ang'schaut!“

Hans ward einen Augenblick roth, als ob ihm Blut in's Gesicht geschüttet worden; im nächsten aber war er wieder bleich wie zuvor und stand ganz ruhig auf „Ich hab' davon gehört,“ sagte er, „aber nicht gewußt, daß das die Rosel war ... Mich wundert's aber nicht, sie war alleweil eine kreuzbrave Person ...“ Damit ging er dem Tanzboden zu und lehnte sich in einen Winkel, mehr um ungestört zu seyn, als um den Tanzenden zuzuschauen.

Die Bursche draußen lachten ihm nach. „Es ist schon so, Hies,“ riefen sie, „Du hast den rechten Fleck getroffen! Wollen sehn, ob Du beim Pauli auch so geschickt bist!“

„Ja, bei dem ist's schon schwerer,“ spöttelte Hies, „der fällt ganz vom Fleisch; das kommt aber blos daher, weil er mit dem Löffel den Weg in's Maul nimmer findet, so oft er beim Essen seine schöne Dienstbäuerin ansieht ...“

Die Flammenröthe des jungen Menschen verrieth, daß der Spötter auch hier sehr gut zu zielen verstanden. Zornig sprang er auf, schlug herausfordernd mit der Faust auf den Tisch und rief: „Wer untersteht sich, der Huberin etwas nachzureden?“

Allgemeines Gelächter scholl ihm entgegen. „Wer redet davon?“ schrien sie durcheinander. „Wir wissen schon, daß sie von Dir nichts will, aber das wissen wir auch, daß Du verschossen bist in die schöne Huberin!“

Der Bursche faßte den zunächst Stehenden am Kragen, dieser griff ihn dagegen an die Kehle und alle andern Bursche drängten sich im Nu in einen Knäuel um die Streitenden, bereit, für und gegen Partei zu nehmen. Das Haupt-Sonntagsvergnügen, die Rauferei, hätte sofort begonnen, wenn nicht die Bräuerin begütigend ins Mittel getreten wäre.

Die Frau Wörglin war eine kleine, unmäßig dicke Gestalt, nicht eben gemacht, um zu imponiren, aber sie galt in der ganzen Gegend als eine so gescheidte und leutselige Frau, daß man überall gern ihre Vermittlung suchte und ihren Rath holte. So war sie bei den jüngern Bauernburschen nicht ohne Einfluß und hatte schon manchen drohenden Sturm zu beschwichtigen gewußt.

„Gebt mir Ruh', Ihr Buben,“ rief sie, „wenn wir gut Freund bleiben sollen! Wer mir Spektakel anfangt, ist zum letzten Male auf dem Wörglkeller gewesen, darauf könnt Ihr Euch verlassen! Und laßt mir auch das nichtsnutzige Gered' unterwegs. Es schickt sich nicht, daß man von einer braven und ordentlichen Frau so was sagt und wenn sie zehnmal nichts wissen soll; die Leut' sind gar schlimm und es bleibt gar zu gern etwas hängen. Und eine brave Frau ist die Huberbäuerin, das muß ihr der ärgste Feind nachsagen, ordentlich und ehrbar und haushäterisch und ein wahres Muster von einer richtigen Bäuerin.“

Die Bursche stimmten ein und setzten sich beruhigt wieder zum Trinken und Singen nieder. Sie hätten's ja nicht bös gemeint, sagten sie, und beim Bier gehe ja wohl ein Wörtel drein.

„Ja, ja, meinetwegen,“ rief die Frau, indem sie sich gegen den Tanzplatz wendete, „aber ich sag' immer: Unrecht Gut thut kein gut. ein unrecht Wort find't bösen Ort; das könnt Ihr Euch merken, es wird Euer Schaden nicht seyn.“

Damit ging sie; Paul, der sich nicht mehr gesetzt hatte, neben ihr.

„Wie ist's, Frau Wörglin,“ sagte Paul halblaut, nachdem sie ein paar Schritte gegangen waren, „könnt Ihr kein Wildpret brauchen? Ich hab' wieder einen wunderschönen Rehbock gefunden.“

„Du bist mir der saubere Finder," sagte die Frau, ebenfalls mit gedämpfter Stimme und stillstehend. „Kannst halt das Wildern nicht lassen und ich sollte Dich auch nicht unterstützen drin . . . aber was will ich machen! Die Herren im Kasino wollen immer was Besonderes essen für ihre paar Groschen und wenn ich das Wildpret vom Förster kaufen wollte, dürft' ich nur gleich die Küch' zusperren! Was soll er denn kosten der Bock? Drei Gulden will ich Dir geben!"

„Aber Frau Wörglin," erwiderte der Bursche schüchtern, „die Wilddecke allein ist mehr werth . . ."

„Warum nicht gar!" eiferte die Wirthin. „Ich soll Dir wohl ... einzelne Haar im Pelz bezahlen! Einen Spitz von meinem Wein geb' ich noch drauf, der Dir so schmeckt . . ."

Der Bursche kraute hinter den Ohren. „Die vier Gulden, Frau Wörglin," sagte er, „Ihr sagt ja immer: Unrecht Gut thut ...t!"

„... das sag ich," rief die Wirthin, „und bleibe auch dabei! ...ir's nur auch! Also, wenn Du willst, kannst Du den Bock ... hinten in den Schuppen an den gewohnten Ort legen und dann Dein Geld holen!"

„Meinetwegen," sagte der Bursche, „ich muß halt in den sauren ... Paßt also auf, nach Gebetläuten komm ich!" ...gen.

... trennten sich, als die Burschen gerade ein Freudengeschrei ... und auf die Straße hinabliefen, wo sie sich so in der Reihe ... daß dieselbe ganz abgesperrt war.

„... Gott, Blumhuber-Rosel," riefen sie, „das ist schön, ... daß Dich ... Du darfst nicht vorbei, ohne daß Du uns Bescheid ... kommst! ... bist die richtigste Dirn' im ganzen Erdinger Gericht! ...ast; Du ... den rothen Hannickel heimgeschickt hast, das thut Dir so ... einer nach!"

... bleiche Mädel gerieth in Verwirrung und sah so schüchtern ... daß ihr Niemand die Kraft und die Kühnheit zugetraut haben ... die sie bewiesen hatte.

... Sträuben und Weigern war vergebens; um nur loszu... alles — mußte Rosel einwilligen, einen Augenblick in den Keller ... treten und den Begrüßenden durch Nippen an den dargebotenen ... Bescheid zu thun. Auch viele von den übrigen Gästen ... kamen herzu und umringten neugierig und fra... aufmerksam, das Mädchen, das inzwischen Muth gefaßt hatte und das Er... mit einfachen kurzen Worten erzählte.

(Fortsetzung folgt.)

Die unirte Kirche in der Pfalz.

Ein Werk des Friedens und der redlichen Bruderliebe, welches ...menschliche Vernunft ehrte und seit Jahrhunderten ersehnt wurde, ... Werk vorangeschrittener religiöser Aufklärung und herrlich sich ... strender Toleranz und Humanität, war die im Jahre 1818 glück... begonnene Kirchenvereinigung der Lutheraner und Reformirten. ... eigentliche Veranlassung dazu war das in ganz Deutschland ge... Säkular-Reformationsfest von 1817, welches fern von allen ...chen Zwecken und frei von allem Revolutionsschwindel in allen ...stantischen Ländern mit gleicher Begeisterung und Dankbarkeit ...en wurde.

...eudig war in der Pfalz von den Gemeinden selbst die ...heit ergriffen worden, die allzulange bestandene Scheidewand ... beiden Confessionen, die sich schon längst in Frieden einan... ...stehen und vertragen gelernt hatten, nicht auf gewaltsame ... sondern in Stille und auf gesetzlichem Wege zu entfernen.

Bald nach der Jubelfeier hatten sich die Gemeinden Bergzabern, Dürkheim, Edenkoben, Kirchheimbolanden, Landau, Speyer, ...en u. s. w. für die Vereinigung erklärt, und diese ihre ... in besonderen Urkunden niedergelegt. Diese, in der Haupt... mit einander übereinstimmend, wollten den Grundsatz ...ter Glaubensfreiheit, auf welchem die ganze prote... Kirche beruht, als ein unveräußerliches Recht geltend ge... wissen.

In der hierauf erfolgten Entschließung der k. Regierung vom ... Januar 1818 heißt es: „Se. Königl. Majestät habe die zur Allerhöchsten Kenntniß gebrachten Erklärungen mehrerer Gemeinden ... besonderem Wohlgefallen aufgenommen. Das Consisto... solle, ohne jedoch auf irgend eine Weise befehlend ... überredend einzuschreiten, die Meinungen und Wünsche ... einzelnen Gemeinden erforschen, und wenn sich nach allgemein ... Anfrage ergebe, daß die Mehrzahl der Protestanten einer ... Vereinigung geneigt wäre, so solle eine General-Synode zu... berufen werden, welche, um alle künftige Irrungen zu ver... die Art der Vereinigung durch gegenseitige Uebereinkunft ... bestimmen, und deshalb auf die kirchliche Lehre, den Ritus, die Liturgie, den Schulunterricht, das Kirchenvermögen und die Kirchenverfassung Rücksicht zu nehmen, in allen die... Beziehungen die gemeinschaftlichen Beschlüsse aufzunehmen und der Allerhöchsten Bestätigung zu unterlegen hätte." —

Bei der durch Umschreiben des Consistoriums vom 2. Februar 1818 veranlaßten Umfrage ergab sich das Resultat, daß 40,167 Mitglieder der protestantischen Gemeinden sich für die Vereinigung und nur 539 dagegen erklärten. Sofort wurde eine General-Synode zusammenberufen und am 2. August 1818 in Kaiserslautern eröffnet. Dieselbe war zusammengesetzt aus den geistlichen Inspektoren und aus einer gleichen Anzahl von Pfarrern und weltlichen Mitgliedern.

Den Geist, welcher die General-Synode bei ihren Verhandlungen leitete, sprach der als k. Commissär ernannte Regierungs- und Consistorialrath Fliesen in seiner Eröffnungsrede mit den einfachen Worten aus: „Legen wir die heilige Schrift, das Evangelium, in den klaren, deutlichen Aussprüchen, ohne Grübelei, ohne allen Gewissenszwang und in ächt protestantischer Glaubensfreiheit zu Grunde; vermeiden wir sorgfältig alle theologischen Streitigkeiten, alle polemisch-dogmatischen Erörterungen über Dinge, welche der Spekulation überlassen bleiben können." —

Mit Ruhe und Ehrfurcht vor dem Gesetze ward nach und nach in fünf General-Synoden das Werk durchgeführt und vollendet, und nachdem es die Allerhöchste landesherrliche Genehmigung erhalten, mit allgemeinem Beifall der protestantischen Bewohner der Pfalz ins kirchliche Leben eingeführt.

Wir lassen nun die Vereinigungs-Urkunde selbst, wie sie durch die Allerhöchsten Reskripte vom 10. Oktober 1818, 3. August 1820 und 20. Juni 1822 genehmigt worden ist, in ihren Haupt-Grundsätzen folgen.

A. Allgemeine Bestimmungen.

§. 1. Inskünftige sollen die Protestanten des Rheinkreises fest und brüderlich vereinigt seyn und bleiben — als protestantisch-evangelisch-christliche Kirche.

§. 2. Sie erklären feierlich, daß der wirklichen Vereinigung beider Confessionen in Lehre, Ritus, Kirchenvermögen und Kirchenverfassung durchaus nichts Wesentliches im Wege stehe.

§. 3. Die protestantisch-evangelisch-christliche Kirche hält die allgemeinen Symbole und die bei den getrennten protestantischen Confessionen gebräuchlichen Bücher in gebührender Achtung, erkennt jedoch keinen andern Glaubensgrund noch Lehrnorm, als allein die heilige Schrift*).

B. Kirchliche Lehre.

§. 4. Die bisherigen streitigen Lehr-Punkte sind, nach wohlerwogenen Gründen, durch eine den klaren Aussprüchen des Evangeliums gemäße Ansicht beseitigt worden**).

§. 5. Diesem nach erklärt die protestantisch-evangelisch-christliche Kirche das heilige Abendmahl für ein Fest des Gedächtnisses an Jesum und der seligsten Vereinigung mit dem für die Menschen in den Tod gegebenen, vom Tode auferweckten, zu seinem und ihrem Vater aufgenommenen Erlöser derselben, der bei ihnen ist alle Tage bis an der Welt Ende. Die Protestanten des Rheinkreises erklären sich dabei öffentlich für seine Bekenner.

Die Früchte einer frommen und dankvollen Feier dieses Gedächtnisses sind in dem gläubigen Gemüthe des Christen: Schmerz über das Böse, Entschluß zu allem Guten, Ueberzeugung von der durch Christum erlangten Vergebung der Sünde, Liebe zu den Brüdern und Hoffnung auf ein ewiges Leben.

§. 6. Da die protestantisch-evangelisch-christliche Kirche mit dem Worte Beichte keinen andern Begriff verbindet als die im I. Korinth. 11, V. 28 für nothwendig erkannte Selbstprüfung vor dem Genusse des heiligen Abendmahls, und die alsdann dem gebesserten, oder sich bessern wollenden Christen durch den Diener der Kirche aus dem Worte Gottes zugesicherte Vergebung der Sünden, so nimmt dieselbe dafür den Ausdruck: Vorbereitung.

§. 7. Hinsichtlich der früheren kirchlichen Lehren von Prädestination und Gnadenwahl gründet die protestantisch-evangelisch-christliche Kirche auf die Worte des neuen Testaments I. Joh. 4, V. 16, I. Timoth. 2, V. 4. 5. 6 und II. Petri 3, V. 9 ihre Ueberzeugung, daß Gott alle Menschen zur Seligkeit bestimmt hat und ihnen die Mittel nicht vorenthält, derselben theilhaftig zu werden.

§. 8. Die protestantisch-evangelisch-christliche Kirche nimmt keine Nothtaufe an, beschränkt aber keineswegs die Freiheit christlicher Eltern, die Taufe ihrer neugebornen Kinder so viel nöthig zu beschleunigen, jedesmal aber solche durch den ordentlichen Diener der Kirche verrichten zu lassen.

(Fortsetzung folgt.)

---

*) In dieser Fassung erhielt der §. 3 unterm 20. Juni 1822 die kgl. Sanktion. In seiner ursprünglichen Fassung hatte dieser Hauptsatz folgendermaßen gelautet: „Die vereinigte protestantisch-evangelisch-christliche Kirche erkennt außer dem Neuen Testamente nichts Anderes für eine Norm ihres Glaubens. Sie erklärt ferner, daß alle bisher bei den protestantisch-christlichen Confessionen festehenden, oder von ihnen dafür gehaltenen symbolischen Bücher abgeschafft seyn sollen, daß endlich die Kirchen-Agende und andere Religionsbücher wenn sie die jetzigen Grundsätze der protestantischen Kirche aussprechen, der Nachwelt nicht als unabänderliche Norm des Glaubens dienen und die Gewissensfreiheit einzelner evangelisch-protestantischer Christen nicht beschränken sollen. —

**) Die Lutheraner standen ab von der Transsubstanziations- und die Reformirten von der Prädestinations-Lehre. —

Das Kapitel vom Essen und Trinken

ist bekanntlich ein gar interessantes und wichtiges, auch wenn der große Mann Unrecht haben sollte, welcher behauptet: der Mensch ist, was er ißt. Ein geistvoller Politiker, den die 48ger Stürme aus Deutschland nach England getrieben hatten, und der jetzt nach Deutschland zurückgekehrt ist, stellt in der Berl. Nat.-Ztg. allerlei interessante Vergleiche zwischen den auf etwas gespanntem Fuße stehenden Stamm-Verwandten in Deutschland und England an, z. B. vom Schlafen und Waschen, und endlich vom Essen und Trinken.

„Kommt das Frühstück, in Deutschland Kaffee und Semmel, in England Fleisch, Fisch oder Eier, Brod und Thee; in Deutschland auf irgend einer freien Ecke irgend eines freien Möbels irgend einer Stube servirt, in England auf einem gedeckten Tische, in beschränkter Haushaltung dem Eßtisch, in einer normal gegliederten Wohnung auf dem Frühstückstisch, der in der Frühstücksstube steht, die in einem freistehenden Hause nach Morgen liegen muß. In England ist das Frühstück eine Mahlzeit, die von der Familie gemeinschaftlich eingenommen und über der die Pläne für den Tag festgestellt werden; in Deutschland ein einsamer Imbiß, stehenden Fußes, oder neben der Arbeit genossen. In England ißt man Fleisch und Brod und trinkt Thee dazu; in Deutschland trinkt man Kaffee und ißt eine Semmel dazu, oder raucht eine Cigarre. Kaffee giebt das Gefühl der Sättigung, man kann dazu nicht essen mit dem „herzlichen“ Appetit der Engländer; Thee zehrt. Kaffee verlangt nach Tabak, dem der Thee widersteht. Welches der beiden Getränke ist das gesündere? Wahrscheinlich hat auch mit der Frage das Klima etwas zu thun; denn es ist Thatsache, daß in England der Thee nicht nur den Durst löscht, sondern an einem schwülen Sommerabend, nach einer heftigen Anstrengung das beste Mittel ist, den Durst und die innere Hitze los zu werden. Die Frage mag viel wichtiger seyn, als wir ahnen. Man sagt mir hier, ich sey in England frischer, gesünder geworden; welcher Ursache ist der Erfolg zuzuschreiben? nicht vielleicht den 8030 Portionen Thee, die ich, das Schaltjahr ungerechnet, zu mir genommen, und den 8030 Portionen Kaffee Morgens und nach Tische, die ich nicht genossen habe? Mit den Thieren machen wir die sorgfältigsten Fütterungsversuche; auf dem Londoner Weihnachtsmarkt sehen wir, lebendig und zerlegt, Ochsen, die mit Wurzeln, und Ochsen, die mit Oelkuchen gemästet sind, Hammel, die auf Kalkboden, und Hammel, die auf Moorland gegrast haben: wären wir selber nicht derselben Sorge werth?

Mit ihrem englischen Frühbrod gehen Viele bis 5 oder 6 Uhr; Andere helfen um 2 Uhr mit einem Imbiß nach, den der Geschäftsmann in fünf Minuten, neben der Arbeit, abmacht, und das dem Körper eine schwere Verdauungsarbeit nicht zumuthet. Wenn wir des Morgens in das Geschirr gehen, so bedürfen wir längerer Zeit, ehe wir ordentlich anziehen, in den Trab kommen; allmählich, wie die Sonne steigt, steigt die Spannung unserer Kräfte, die Leichtigkeit der Arbeit; wenn die Sonne kulminirt, sind sie am größesten. In diesem Zustande trabt der Engländer noch vier bis fünf Stunden weiter; der Wagen, einmal im Schusse, rollt von selbst. Der Deutsche spannt ungefähr um die Mitte des Tages aus, füttert, muß verdauen, ein wenig dämmern, um nicht zu schlafen, und hat, wenn er nach einigen Stunden wieder an die Arbeit geht, einen neuen Anlauf zu nehmen. Alles dies gilt vorzugsweise für Personen, die mit dem Kopfe arbeiten, also dem Sozialisten nicht als „Arbeiter“ gelten. Der Handarbeiter speist auch in England früh. Ich will nicht sagen, daß in Deutschland weniger Kopfarbeit gethan werde, als in England, ich glaube, mehr; aber ein zu großer Theil davon fällt auf die Nacht, und darunter leidet, wenn nicht die Arbeit, so doch gewiß der Arbeiter. Was wir am Tage thun und denken ist realistischer, und der Schlaf gesunder und erquickender, wenn wir durch Erholung oder leichtere Arbeit zu ihm übergehen. Die Nachtluft in England ist anders; Sie erinnern sich der Aengstlichkeit und Vorsicht, mit der wir den Rath englischer Aerzte befolgten, bei offenen Fenstern zu schlafen; der allmählig fortschreitenden Versuche, durch die wir endlich dahin gelangten, auch im Winter das Fenster eine Hand breit auf zu haben. Die deutschen Aerzte sagen, das sey Rheumatismus, Blindheit, Tod. Liegt es vielleicht an der Nachtluft, daß in England der Leib frischer bleibt? Oder an der Küche? oder daran, daß man in England nicht „kneipt?“ Und welche Wirkungen und welche Ursachen hat das Kneipen?“

Eine Legende aus dem Thierleben.

In der Mitte einiger hohlen Bäume, in der Nähe des altehrwürdigen Schlosses Tyrol saßen im vertraulichen Kreis einige Nachteulen. Rings umher war schwarze einheitliche Finsterniß und so weit das Auge reichen konnte, sah man nichts. Die heilige Stille wurde nur hie und da durch ein leises Hu! Hu! unterbrochen, wodurch ein oder die andere Eule ihre gemüthliche Stimmung ausdrückte. „Ach, flüsterte endlich eine Schleiereule, wie herrlich ist doch die Nacht, wo man nirgends geblendet und durch kein Sonnenlicht geärgert wird!“ — „Und wie angenehm, fügte eine schön gezeichnete Ohreneule hinzu, wie angenehm ist diese Stille, wo man nichts hört, als höchstens uns!“

Da machte ein alter Schuhu ein paar schaukelnde Bewegungen, spreizte einen Flügel aus, zog ihn wieder ein und nachdem er mit seinem Schnabel ein paar Mal geknallt hatte, hub er an: „Was diesen Punkt betrifft, nämlich die Stille, so wollte ich in diesem Betreff schon lange einen Vorschlag machen. Jedermann kennt den unsinnigen Lärm, den die sogenannten Singvögel unter Tags verursachen: dieses Zwitschern, Trillern, Pfeifen und Schreien möchte einem die Ohren zerreißen. Der eine krakehlt hoch, der andere tief, es ist kein Takt, keine Symmetrie, kurz gar nichts in dem ganzen Spektakel. Einige angebliche Naturfreunde behaupten: das sey schön und verleiten dadurch die Leute zu romanhafter Schwärmerei und falscher Sentimentalität. Ja man vermißt sich sogar zu der blasphemistischen Aeußerung, daß die Vögel durch ihren Gesang Gott preisen. Hört es, liebe Mit-Eulen: Gott soll dadurch gepriesen und den Spaziergängern gleichsam der Kirchenbesuch erspart werden!“ — Ein allgemeines Hu! Hu! bezeichnete den tiefen Eindruck, welchen diese Worte bei der entsetzten Versammlung hervorriefen. „Aus diesem Grunde, fuhr der würdige Schuhu fort, glaube ich, daß es sehr zweckmäßig und verdienstlich wäre, an die Regierung die Bitte zu richten, daß alle Gattungen sogenannter Singvögel aus Tyrol verscheucht und ausgerottet werden. Sollte aber in unserer aufgeklärten und demokratischen Zeit eine solche Maßregel nicht räthlich erscheinen, so soll wenigstens verordnet werden, daß keinerlei auswärtige Singvögel sich in Tyrol ansiedeln dürfen. Man hat nichts dagegen, wenn hie und da solch' ein Gast einen Ort besucht, aber ein Nest darf er nicht bauen. Nur so, wenn es nämlich außer uns keine anderen Vögel gibt und geben darf, wird unserm glücklichen Land das kostbare Gut der Gesanges-Einheit erhalten bleiben, welches in dem übrigen vielstimmigen Deutschland leider schon längst verloren gegangen ist.“ Rauschender Beifall und enthusiastisches Schnabelgeknall begleitete diesen Vortrag und es wurde sogleich beschlossen, die Petition abzufassen und durch ein paar der angesehensten Uhus nach Wien bringen zu lassen. Während sich die Versammlung noch unterhielt und in ihren Grundsätzen gegenseitig bestärkte, ertönte von der Ferne der bekannte Ruf eines Haushahns. Gleichzeitig fingen einige Bergspitzen an rosenfarb zu erglühen, ein herrlicher Contrast zu dem schwarzen Dunkel, das zu ihren Füßen lagerte. Die Versammlung der Eulen aber ging stille auseinander und jede suchte ihr Felsenloch. Nur ein kleines lustiges Käuzchen sagte beim Abschied zum Uhu: „Es ist recht fatal, daß, wenn auch alte Singvögel unterdrückt und ferne gehalten sind, der Hahnenschrei doch nicht abgeschafft werden kann!“

Gemeinnütziges.

Das Aufblühen der Zwiebelblumen zu befördern, wird neuerdings auf ein Mittel aufmerksam gemacht, das indeß wohl nicht ganz neu, jedoch noch nicht allgemein bekannt seyn dürfte. Man füllt eine Glasflasche mit Regen- oder Flußwasser und löst in diesem 8 Loth Salpeter, 2 Loth Kochsalz und 1 Loth Potasche auf. Von dieser Auflösung gießt man von der Zeit an, wo die Blumenzwiebeln im Zimmer zum Treiben gebracht werden (was erst geschehen darf, nachdem sie gehörig Wurzel geschlagen haben), jedes Mal, wenn dieselben frisches Wasser bekommen, 10 bis 12 Tropfen entweder in das Glas, in welchem die Zwiebeln sich befinden, oder in den Untersetzer, in dem der Blumentopf steht. Es ist unglaublich, welche gute Dienste dieses Mittel zur Beförderung der Vegetation leistet. Sobald aber die Blüthenknospen sich färben und aufbrechen wollen, muß man damit nachlassen, sonst geht der Flor zu schnell vorbei. Auch bei anderen Blumen, die im Winter gezogen werden, soll dieses Mittel mit demselben guten Erfolge anwendbar seyn.

Kleinigkeiten.

Ein paar alte Weiber. Kurz vor der Einnahme der Stadt Königsberg durch die Franzosen reiste die Gräfin v. W. in einem Wagen mit dem General K. schleunig von dort ab. Der Schall der Kanonen und der Lärmen des Gefechts kamen dem Fuhrwerke immer näher; dieß beunruhigte den General; er beugte sich häufig mit dem Kopfe über die Wagenthür hinaus und sah rückwärts. — „Aber so sitzen Sie doch stille“, sagte die würdige charakterfeste Frau. — „Ja mein Gott, die Franzosen! — wenn uns die Franzosen kriegen!“ — erwiderte der General. — „Nun, was wäre es denn weiter?“ fuhr sie fort; „dann bekämen die Franzosen ein paar alte Weiber!“

Der fortgesetzte Verlust.

Bedienter: „Jetzt weiß ich nit, thut mir's mein Herr mit Fleiß, oder kennt er den Biersatz gar nit: schenkt mir da schon zweimal an Sechser und sagt: „Da Johann, da trink er a Maß Bier auf mei Wohl.“ — Und ich verlier Allemal zwei Kreuzer dabei.“

Canon.

Trinke nie ein Glas zu wenig,
Denn kein Pfaffe oder König
Kann von diesem Staatsverbrechen
Deine Seele ledig sprechen.

Lieber eins zu viel getrunken,
Etwas schwer in's Bett gesunken
Und darauf in stiller Kammer
Buße thun im Katzenjammer!

Zimmerspruch,

gesprochen beim Aufrichten der Sängerhalle in Nürnberg den 13. Juni 1861.

Die Sängerhalle steht aufgericht't:
Der Zimmermann zu Ihnen spricht
Den Spruch, wie sich's geziemet auch,
Dieweil's ein guter alter Brauch.

Oft perlte uns auf der Stirn der Schweiß,
Wenn wir geschafft mit regem Fleiß;
Denn wenn uns ein Werk soll recht gelingen,
So müssen wir Beile und Aexte schwingen,
Und dieses haben wir treulich gethan,
Wie's immer gebührt dem Zimmermann;
Doch jetzt steht sie da in stolzer Pracht,
Daß Einem das Herz im Leibe lacht, —
Ein Tempel der deutschen Einigkeit,
Erbauet mit Lust und Freudigkeit.

Laßt d'rin nun erklingen die deutschen Lieder,
Und lasset mit Jubel die Sängerbrüder,
Die Deutschland lieben als einz'gen Hort,
Einander begrüßen von Süd und Nord.

* * *

So sehen wir freudig die Tage nahn,
Wo ziehen die Sängerschaaren heran,
Da wollen wir halten die Freude fest,
Daß sie uns recht lange nicht mehr verläßt;
Auf Dieses hin will ich zum Glase greifen
Und jedwede Sorge heut niederstreifen.

Das erste, es sey unserm König geweiht,
Er strebt, wie wir, nach deutscher Einigkeit;
Auch ihn erfreut, wie uns, das deutsche Lied,
Er hat für's Schöne ja Herz und Gemüth;
D'rum bleibe er lange dem Lande erhalten
Und Segen verbreite sein ferneres Walten!

Doch jetzt muß vor Allem ich fragen genau:
Herr Baurath, befinden Sie gut unsern Bau?

(Herr Baurath Solger beantwortet die Frage mit einem Ja.)

Laßt, Brüder, ein donnernd Hoch nun erschallen,
Weil unser Werk hat dem Meister gefallen,
Dies Glas, auf sein Wohl will ich es leeren,
Auf ihn, den wir Alle so hoch verehren.

Nun heb' ich das dritte Glas in die Höh'
Und bring's dem verehrlichen Comité,
Das keine Mühe, noch Kosten gescheut
Für Das, was die Herzen der Menschen erfreut,
Und unserer Stadt wie ein Heiligthum
Hat wieder bewahret den alten Ruhm.

Das vierte bring' unserm Meister ich dar,
Der früh und spät mit bei der Arbeit war;
Und euch, ihr rüstigen Zimmergesellen,
Die ihr immer wißt, euren Mann zu stellen.
Der Meister, er bau' noch manch stattliches Haus
Mit uns; dieses Glas trink ich darauf aus!

Das fünfte bring' ich Dir, gute Stadt,
Die so viel biedere Bürger hat,
Dir, liebes Nürnberg, das jederzeit
Behält die alte Gemüthlichkeit;
O strahle noch hell, wie ein Demantstein,
Wie jetzt in manches Jahrhundert hinein!

Das sechste, das weih' ich dem Vaterland,
Daß fest es umschlinge der Eintracht Band,
Und daß es erstarke und bleibe frei,
Und dulde gar nie eine Tyrannei. —
Deutsch soll es und muß es immer bleiben,
Wie auch die Wogen des Schicksals treiben,
Und seinem Banner, das schwarz-roth-gold,
Dem bleiben wir Alle auf ewig hold.

Das letzte Glas leere ich darauf aus
Und schleud're es weit in's Freie hinaus,
Und rufe mit wahrer Begeisterung noch:
Das einige Deutschland, es lebe hoch!!! E. Weiß.

Auf den Tod eines Mannes.

Geschlossen ist die Gruft, und in dem kalten
Gesteine ruht, der nimmer Ruhe fand:
Der Mann, der frei und groß sein Vaterland
Gemacht durch seines kühnen Geistes Walten.

Das Auge starr, das in den tiefsten Falten
Des Dämons List durchdringend, sie gebannt;
Und todesschlaff die Hand, die einz'ge Hand,
Die SEINEN Lauf vermochte einzuhalten.

Schon hört man glücklich preisen SEIN Geschick,
Daß „endlich ER befreit von diesem Manne
Und wieder Herr der eignen Politik!"

Wer hält IHN fürder noch in seinem Banne?
Der Mann ist todt, dem solche Macht war eigen;
Die Andern leben, und — — der Rest ist Schweigen!

Politische Rundschau-Reimerei.

Gaëta, das ist über, und Rom liegt an der Tiber,
Und an der Tiber Rom, der Ré heißt Galantuom',
Und Galantuom' der Ré, Venedig küßt die See;
Die See, die küßt Venedig, Herr Vincke ist sehr gnädig;
Sehr gnädig Herr von Vincken, die Spree thut öfters stinken;
Es stinkt manchmal die Spree, die Läus' sind keine Flöh';
Die Flöh' sind keine Läuse, ein Pole ist kein Preuße,
Ein Preuße ist kein Pol, zum Reich gehört Tyrol;
Tyrol gehört zum Reiche, ein Thor macht dumme Streiche,
Und dumme Streich ein Thor, in München geht was vor:
Es geht was vor in München, man braucht gar große Sümmchen.
Auch geht was vor im Inland, Herr Rüder ist kein Heiland,
Kein Heiland ist Herr Rüder, was z'viel ist das schlägt nieder.
Rothschilde sind Gebrüder, Gebrüder sind die Rothschild',
Der Franke, der sagt: Oui, und Oui, so sagt der Franke,
Der Deutsche spricht: „Ich danke." Ich danke, spricht der Deutsche,
Die Knute gleicht der Peitsche, der Peitsche gleicht die Knuten,
Herr Ungar haut die Juden, die Juden haut Herr Ungar,
Bewegung machet Hunger, und Hunger macht Bewegung,
O zarte Freiheitsregung, o rege Freiheitszähren,
Kurhessen liegt auf Erden, auf Erden liegt Kurhessen,
Es gibt auch viel Maitressen; Maitressen gibt es viele,
In Bädern hat man Spiele, und Spiele in den Bädern,
Philister, die sind ledern, und ledern die Philister,
Herr Beust ist ein Minister, Minister ist Herr Beust,
Zwickauer sagt: Wie heußt? Wie heußt? sagt der Zwickauer,
Der Dän' das ist ein schlauer! Ein schlauer ist der Dän',
Der Bundestag ist schön, schön ist der Tag des Bundes,
Der Schlaf ist was Gesundes, Gesundes ist der Schlaf,
Herr Borries ist ein — Graf; ein Graf, der Borries ist er,
Ein Kalb frißt keine Putzscheer, ein Putzscheer frißt kein Kalb,
Den Deutschen drückt der Alp; der Alp, der drückt uns Deutsche,
Der Louis nimmt die Peitsche, die Peitsche nimmt der Louis,
Der Beobachter schreit Pfui! Pfui schreit der Beobachter,
Obgleich kein Kostverachter, speist er doch gerne Klöse,
D'rum komm Herr, und erlöse,
Uns von allen Kriegsministern,
Und allen schlechten Lüstern.

Rechnungs-Aufgabe.

Ein Segelschiff und ein Dampfboot fahren zu gleicher Zeit stromaufwärts; — das Segelschiff braucht zur Erreichung des beiderseitigen Zieles 18 Stunden; das Dampfboot fährt stromaufwärts 5 Mal so schnell und abwärts 10 Mal so schnell als das Segelschiff, und hält sich vor der Rückfahrt 4 Stunden am Bestimmungsorte auf. Nach wie viel Stunden begegnen sich die beiden Schiffe wieder?

Auflösung der „Schach-Aufgabe 4" in Nro. 24 der Sonntags-Beilage vom 16. Juni 1861.

Weiß.	Schwarz.		Weiß.	Schwarz.
1) T. D5-D6	K F5-E5	oder	1)	K. F5-G5:
2) L. G5-F4 †	K. E5-F5		2) S. E5-F7 †	K. bel.
3) E3-E4 Matt.			3) T. H6 oder E3-E4 Matt.	

	Weiß.	Schwarz.
oder	1)	F4-E3:
	2) S. E5-F7	E3-E2
	3) T. D6-F6 Matt.	

Richtige Auflösungen gingen ein von: K. R. — Dr. v. W. — R.

Sonntags-Beilage
zum
Augsburger Anzeigblatt.

Nummer 26. 30. Juni 1861.

Die Huberbäuerin.

(Fortsetzung.)

„Mein, laßt's mich geh'n, ihr g'schupften Buben," sagte sie mit einem schwachen Lächeln. „Ich hab mich eben um meine Haut gewehrt und das ist Alles. Laßt's mich aus, ich muß noch zu meiner Gothen nach Altenerding 'nüber und wenn Ihr mich versäumt, komm' ich vor Nachts nicht wieder heim."

Zu dem Kreise der Zuhörer hatte sich auch Hans eingefunden und stand unbeachtet von Allen Rosel gegenüber, doch so hinter den Leuten verdeckt, daß sie ihn nicht wahrnehmen konnte. Das Blut schoß ihm bei ihrem Anblick ins Gesicht, sein Herz schlug hörbar und vor den Augen zog es ihm feucht vorüber, wie wenn man in den Regen hinausschaut. Als die Erzählerin ihren schlichten Bericht schloß und die Zuhörer unter einander verwundert plauderten, benutzte sie die Gelegenheit, sich der allgemeinen Aufmerksamkeit zu entziehen, und schlüpfte gegen den dunklen Eingang der Fässerhalle zu, in welcher Musik und Tanz eben eine Pause machten.

Hans hatte ihre Absicht bemerkt, er folgte ihr, ohne selbst klar zu wissen, was er that, und an einer halbdunklen, augenblicklich menschenleeren Stelle trat er ihr unerwartet entgegen.

Sie stieß einen leisen Laut schmerzlicher Ueberraschung aus und machte eine halbe Bewegung nach dem Herzen, während es wie Wiederschein einer fernen Beleuchtung röthlich über ihre Züge flog — dann standen sich beide eine Sekunde lang lautlos und ohne Regung gegenüber.

„Grüß' Dich Gott, Rosel," brachte Hans endlich hervor.

„Grüß' Dich Gott, Hans," erwiderte sie ruhig und fuhr, da er nichts weiter hinzusetzte, fort: „Willst Du mir was?"

„Ja," sagte Hans, ohne die Augen aufzuschlagen. „Es leidet mir's nicht länger mehr . . . ich muß Dir's sagen, daß ich's einseh', wie schlecht ich an Dir gehandelt hab' . . . daß es mich reut, so viel ich Haar' auf den Kopf habe . . . und daß ich Dich um Verzeihung bitten will . . ."

„Ich trag' Dir nichts nach," sagte Rosel nicht ohne Bewegung, „meinetwegen brauchst Du Dich nicht zu kränken — ich wünsch' Dir alles Gute."

„Ja, Du bist alleweil die gute Stund' selber gewesen," seufzte Hans aus tiefster Brust, „aber ich . . . ich! O Rosel, Rosel, ich wollt, ich wär' nie auf den Huberhof kommen!"

„Der Ort macht's nicht aus, Hans. Der Huberhof ist das rechtschaffenste Haus weit' und breit — es wird uns schon so aufgesetzt gewesen seyn, daß wir auseinander haben kommen müssen."

„Nein, nein, es hat nicht so seyn müssen," rief Hans wieder, „ich allein bin dran schuld, daß es so geworden ist . . . aber ich wollt' ja gern Alles thun, wenn's wieder werden könnt', wie damals!"

„Ja, wenn man das könnt', erwiderte Rosel und verbarg die Thräne nicht, die sie sich aus den Augen wischte. „Aber die Lieb' ist nicht wie ein Gemüspflanzl, das allemal wieder anwurzelt, wenn man's versetzt . . . wenn die einmal ausg'rissen ist, dann gehn die Wurzeln ein und verdorren für alle Zeit . . ."

„Und ist das Pflanzl ganz ausg'rissen in Dein Herz? Und kann's net wieder Wurzel treiben?"

Rosel weinte, aber sie schüttelte heftig und bestimmt den Kopf.

Hans gerieth in immer heftigere Aufregung. „Rosel," rief er und seine Stimme zitterte fieberhaft, „sag' nicht, daß es so ist! Sag's nicht und wenn's Dir selber nit so um's Herz wär! Lüg' mich lieber an — es ist der einzige Strohhalm, an den ich mich noch halt' . . . Rosel, ich geh' zu Grund' an Leib' und Seel, wenn Du Dich nicht um mich erbarmst . . ."

„Sprich nit so," entgegnete sie weinend, „so arg wird Dich der liebe Gott nicht verlassen. Ich merk' freilich wohl, daß bei Dir nit Alles ist, wie's seyn soll, aber wie soll ich Dir helfen können?"

Sie wollte noch mehr hinzufügen, aber die Musik regte sich, die Tanzlustigen näherten sich wieder und scheuchten das Paar auseinander. Rosel drückte sich seitwärts in die Ecke, Hans verschwand nach der andern Seite. Beides aber konnte nicht so schnell geschehen, daß es nicht von dem zuerst eintretenden Tänzerpaare bemerkt worden wäre.

Dieses Paar war ein ungewöhnliches und sehr ansehnliches, denn die Tänzerin war Niemand anders als die schöne Huberin, der Tänzer aber der große, kahlköpfige Gerichtsdiener. Die Bäuerin war eben ganz stattlich angefahren gekommen und der galante Mann, seit Kurzem Wittwer, hatte ihr sogleich beim Aussteigen die Ehre angethan, sich ihre Hand auf einen Ländler zu erbitten. War es ihr auch nicht sehr angenehm, so mußte sie es doch als eine Ehre ansehen, denn der Herr Kriegelsteiner war, was man gewöhnlich einen gemachten Mann nennt, reich und als die rechte Hand des Landrichters von nicht geringem Ansehen. Er war in der Seele vergnügt, daß er der Erste war, der mit der schönen Frau zum Tanze ging; stolz schritt er mit ihr am Arme dahin, mit der andern Hand den Schnurrbart drehend oder über den kahlen Kopf streichend, als wenn es ihm dort zu heiß würde. Er sprach eifrig mit ihr und ließ dazwischen jenen grunzenden Ton hören, der ihm statt des Lachens diente. Nicht so gut gelaunt war die Bäuerin; sie war wortkarg und als sie vollends das gestörte Pärchen bemerkt hatte, ließ sie sich jedes Wort abnöthigen und klemmte unmuthig die Unterlippe zwischen die Zähne.

Als sie einen Ring umgetanzt hatten und wieder in der Reihe anstanden, begann sie gleichwohl selbst das Gespräch. „Ich muß immer lachen," sagte sie, „wenn ich daran denk', wie vorhin die Zwei auseinander gefahren sind. Die haben wir in der besten Unterhaltung gestört!"

Herr Kriegelsteiner grunzte. „Ich weiß doch nicht," sagte er dann, „ob die Zwei sich gerade gut mit einander unterhalten haben. Kanntet Ihr sie denn nicht? Der Bursche war ja Euer Oberknecht Hans . . ."

„So," sagte die Bäuerin mit erkünstelter Gleichgültigkeit. „Ich habe so genau gar nicht hingeschaut . . . Und wer war denn das Mädel? Hab' doch niemals gehört, daß der Hans eine Bekanntschaft hat . . ."

„Er hat auch keine mehr," erwiderte der Gerichtsdiener. „Das Mädel war die Blumhuber Rosel, die beim Brandl als Unterdirn' dient. Ihr kennt sie wohl, die Leute reden jetzt viel von ihr, denn sie hat ja heut' Nacht beim Einbruch auf dem Brandlgut mit dem rothen Hannickel gerauft und hat ihn versprengt . . ."

Die Bäuerin bemeisterte nur mit Mühe die zornig wilde Bewegung, die in ihr aufloderte. „Die Blumhuber Rosel!" fragte sie dann mit kaum merklich bebender Stimme. „Ich hab' sie früher gekannt, aber sie hat sich stark verändert. Wenn ich gewußt hätt', was sie für eine merkwürdige Person ist, hätt' ich sie schon besser angeschaut."

„Die war's," entgegnete der Gerichtsdiener, „sie hat den Hans zum Schatz gehabt, aber seit ein paar Jahren ist's aus damit. Sie sind seitdem an einander vorbeigegangen, als wenn sie sich gar nicht kennten und werden heut' wohl noch eine übrig gebliebene Heimlichkeit von dazumal auszumachen gehabt haben."

Die schöne Bäuerin biß sich fast die Lippe wund. „Wie Ihr nur das Alles so wißt!" sagte sie mit gezwungenem Lachen.

„O," entgegnete er selbstzufrieden, indem er wieder zum Tanze mit ihr antrat, „ein Gerichtsdiener muß Alles wissen! Man weiß nie, ob man es nicht einmal brauchen kann!"

Der Tanz ging bald zu Ende und Herr Kriegelsteiner führte seine Partnerin mit der Miene eines siegreichen Feldherrn an den Platz, wo sie von ihrem Mann erwartet wurde, der in der kurzen Zeit schon so viel und so schnell getrunken hatte, daß seine ausdruckslosen Augen noch starrer und glanzloser wurden. Der galante Tänzer benutzte den Weg, um noch einige Schmeicheleien und halbverdeckte Liebeserklärungen anzubringen, die ihm längst auf der Zunge gebrannt hatten.

„Ihr solltet mir das nicht anthun," sagte die Bäuerin, deren steigender Unmuth nach einem Auswege suchte. „Solches Gered' ist eine Beleidigung für eine ordentliche, ehrbare Frau!"

„Ach warum seyd Ihr eine Frau!" jammerte der Gerichtsdiener. „Warum seyd Ihr nicht auch frei und ungebunden, wie ich! Ich ließe nicht nach, bis wir ein Paar wären!"

„Mein Mann", sagte die Bäuerin in rückhaltslos spitzem Tone, „mein Mann ist ein guter Lapp, dem ich ein recht langes Leben wünsche. Und wenn ich auch Wittib wär', that's doch mit uns zwei nichts werden, mein' ich. Ihr taugt nicht zu einem Bauern, und in's Amtshaus zu den Schergen und Spitzbuben ging' ich nicht — dazu steht der Huberin die Nase zu hoch!"

Damit wendete sie sich ab und ließ den Verblüfften stehen, der dann hastig davoneilte, wilde Flüche vor sich hinmurmelnd.

„Huber," sagte die Bäuerin zu ihrem Manne, „mir ist nicht recht wohl auf, ich will heim."

Der halbtrunkene Bauer richtete sich auf und wollte eine rauhe Ablehnung vorbringen. Wie er aber den Mund öffnete, begegnete sein Blick dem fest auf ihn gerichteten seines Weibes und er verstummte. Wie gebannt von diesen unheimlich funkelnden Augen stund er vollends auf und wankte dem Wägelchen zu, das auf der Straße von einem Knechte mit den Pferden gehalten wurde. Er war willenlos, wie man von den kleinen Thierchen erzählt, welche eine große Schlange so lange mit den giftigen Augen anstiert, bis sie sich ihr selbst in den aufgesperrten Rachen stürzen. Die Umstehenden merkten es wohl, stießen einander auch mit den Ellbogen an und brummten, „die Huberin habe ihren Mann gut gezogen und führe ein strenges Kommando —", man gab ihr aber nicht Unrecht, denn bei dem Halbsimpel und Bruder Saufaus mochte das wohl nothwendig seyn.

Die Bäuerin dagegen schritt mit freundlichen Grüßen an den Leuten vorüber und trat eben an den Wagen, als auch Rosel die Einfahrt herabkam, um ihre unterbrochene Wanderung fortzusetzen. Sie sah nicht links noch rechts und wollte unbeachtet vorüberschlüpfen, aber die Bäuerin rief sie, schon auf dem Wagen sitzend an.

„Wie, Rosel!" sagte sie, „ist das auch recht, daß man an den alten Bekannten so vorbeigeht, als wenn man sie sein Lebtag nicht gesehen hätt'?"

Rosel blieb stehen. „Ich hab' nicht geglaubt, Huberbäuerin, daß Du noch an die Zeit denkst, wo wir nebeneinander Dienstboten g'wesen sind. Aber es freut mich, daß Du nicht hoffärtig bist und so sag' ich Dir von Herzen: grüß' Gott!"

(Fortsetzung folgt.)

Die unirte Kirche in der Pfalz.

(Fortsetzung.)

C. Ritus und Liturgie.

§. 9. Tauf-Ritus. Nach genauer Meldung bei dem Pfarrer muß die Taufhandlung innerhalb sechs Wochen nach der Geburt des Kindes stattfinden. —

Bei der Taufhandlung selbst erklärt eine kurze Einleitung den Zweck der Taufe und berührt die Hauptmomente des protestantisch-evangelisch-christlichen Glaubens, wobei die Einsetzungsworte, das apostolische Symbolum und das Unser Vater zu sprechen sind. Hierauf folgt das Gebet. Auf die Frage des Geistlichen erklären die Taufzeugen in ihrem und der Eltern Namen ihr Verlangen, das Kind durch die Taufe in die protestantisch-evangelisch-christliche Kirche aufgenommen zu sehen. Einer derselben hält das Kind über das Taufbecken, während der Geistliche unter Aussprechung der Worte Matth. 28, V. 19: „N. N.! ich taufe dich in dem Namen Gottes des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes" — den Kopf des Kindes dreimal aus hohler Hand mit Wasser begießt und hernach mit Auflegung der Hand einen kurzen Segensspruch hinzufügt, worauf dann die Feierlichkeit mit Gebet und dem gewöhnlichen Segen beschlossen wird. —

§. 10. Abendmahl-Ritus. Zur Austheilung des heiligen Abendmahles wird einfaches weißes Brod genommen, welches durchgängig in einer und derselben Gestalt geschnitten, die Länge von zwei, die Breite von einem und die Dicke von einem halben Zoll erhält, und zwar so, daß jedes einzelne Stück in zwei gleiche Theile gebrochen und zweien Communikanten zugleich dargereicht werden kann. Das Brod wird jedesmal am Tage vor der Austheilung gebacken.

Sowohl das gebrochene Brod als der Kelch wird dem Communikanten in die Hände gegeben; das erstere mit den Worten Luk. 22, V. 19: Christus spricht: „Nehmet hin und esset, das ist mein Leib, der für euch gegeben wird, das thut zu meinem Gedächtnisse;" — der Kelch mit den Worten des folgenden 20. Verses: Christus spricht: „Das ist der Kelch, das neue Testament in meinem Blute, das für euch vergossen wird" — xc.

§. 11. Predigt-Ritus und Liturgie. — — — In Ansehung der Predigt-Texte wird, im Allgemeinen, ein dreifacher Turnus von Evangelien, Episteln und freien Texten beobachtet, wobei es jedoch den Predigern freistehen soll, nach eigenem Ermessen zuweilen von dieser Ordnung abzuweichen.

— — — Hinsichtlich der Beerdigung ist keine besondere Verordnung nothwendig. Es bleibt der Amtsklugheit der Pfarrer überlassen, diese Amtshandlung nach den Gewohnheiten und Lokalverhältnissen so zweckmäßig als möglich einzurichten.

In Ansehung der Konfirmation findet das Nämliche statt; sie ist durch die bereits erschienenen Verordnungen geregelt. Die Pfarrer werden nach Kräften bemüht seyn, dieser wichtigen Handlung die möglichste Feierlichkeit zu geben. —

Im Betreffe der Trauung ist pünktliche Beobachtung einer, wo möglich mit der bürgerlichen Bekanntmachung zusammentreffenden zweimaligen Proklamation in der Kirche festgesetzt. — Die Form der Trauung ist durch die eingeführte oder noch einzuführende Kirchenordnung bestimmt.

— Hinsichtlich der Liturgie ist festgesetzt, daß ein von der General-Synode gewählter Ausschuß beauftragt werden soll, bis zur Zusammenkunft der nächsten allgemeinen Synode die Zusammentragung und Abfassung einer eigenen, für den Rheinkreis bestimmten Kirchenagende zu besorgen, um derselben alsdann seine Arbeit zur Beurtheilung und Annahme und durch das Consistorium dem k. Oberconsistorium zur Prüfung und Bestätigung vorgelegt zu werden. Bis dahin bleibt es der Amtsklugheit der Pfarrer überlassen, bei ihren Amtsverrichtungen jede ihnen gefällige, zweckmäßige Kirchen-Agende, welche den von der General-Synode ausgesprochenen Grundsätzen gemäß ist, zu gebrauchen. Hiezu wird die an den meisten Orten bereits eingeführte neue churpfälzische Kirchenordnung vorzugsweise empfohlen. — — —

Hinsichtlich des einzuführenden Gesangbuches wird angeordnet, daß solches, wie die Agende, von einem besonders bestimmten Ausschusse ausgewählt, verfaßt und der nächsten allgemeinen Synode vorgelegt werden soll. — Die Lieder selbst sollen nach dem eigentlichen Zwecke des Gebrauchs zur Gottesverehrung mehr von lyrischem als didaktischem Inhalte gewählt werden. — — —

Für die Auswahl oder Abfassung eines Katechismus ist ebenfalls wie bei der Agende und dem Gesangbuche ein besonderer Ausschuß gewählt worden, welcher bei seiner Arbeit die Glaubenslehren der protestantisch-evangelisch-christlichen Kirche des Rheinkreises und die Bedürfnisse des Jugendunterrichts in den protestantischen Schulen genau zu berücksichtigen hat. Bis dahin sind das neue Lehrbuch der Kirche zu Zweibrücken und der in vielen Gemeinden eingeführte Leitfaden zum Unterrichte in der Religion zum Gebrauche vorzüglich zu empfehlen. — — —

D. Religiöser Schulunterricht.

§. 12. Von nun an wird bei Besetzung protestantischer Schulstellen durchaus nicht mehr auf den ehemaligen confessionellen Unterschied, sondern allein auf die Fähigkeiten, Kenntnisse, Geschicklichkeit und Würdigkeit der vorzuschlagenden Subjekte Rücksicht genommen.

Der schrift- und vernunftmäßige Religions- und Sittenunterricht soll in allen protestantisch-evangelisch-christlichen Schulen mit großer Sorgfalt gepflegt und hauptsächlich von den Pfarrern selbst ertheilt werden. — — —

Der Unterricht in den Sonntagsschulen ist, besonders zur allgemeinen religiösen Fortbildung der erwachsenen Jugend, zweckmäßig zu benützen. —

(Schluß folgt.)

Die Stubenfliege.

Ich füttere mir jeden Winter einige Winterfliegen, die sich recht dankbar der gastlichen Stubenwärme erfreuen und mich selbst bei Schneegestöber an den sonnigen Frühling erinnern. Wir wollen eine meiner wohlgenährten Winterfliegen zum Modell nehmen und uns ihre Außenseite durch das Vergrößerungsglas betrachten. Welches wunderbare Gefüge, welche interessante Bildung hat die Natur diesem Zweiflügler gegeben! Der große Kopf nimmt ein Drittheil des ganzen Körpers ein; daher mag jene ärgerliche Consequenz kommen, sich trotz des Wegjagens immer wieder auf denselben Fleck zu setzen. Ein tiefer Einschnitt trennt ihn vom Leibe, und wenn die behaarten Vorderfüße ihn putzen, erstaunt man über die Beweglichkeit desselben. Aber das Wunderbarste daran sind die beiden großen Augen mit mehr als 4000 sechseckigen Facetten, welche ihn zum Argus der Insektenwelt machen. Bei einer solchen Construktion wird es erklärlich, daß selbst passionirte Fliegenfänger, wie Kaiser Franz I. beim Haschen manchen Fehlgriff thun, weil die nahende Hand von Hunderten von Spiegeln verrathen wird. Nicht weniger interessant ist der borstige Rüssel mit seinem Saugapparate, der den Menschen und Thieren das Blut aus den Poren zieht, ohne zu stechen. Sechs Füße, zwar dünn, aber mit vier elastischen Gliedern und unzählbaren feinen Härchen versehen, vermitteln das Gangwerk der Fliege und tragen die zarten Flügel derselben, welche die Natur mit feinen Rippen und Goldglanz in eckigen, durchsichtigen Figuren schuf.

Die Fortpflanzungs-Fähigkeit eines Fliegenpaares ist unermeßlich; das Weibchen legt bis zu 100 Stück Eier. Die Wahl der Orte, denen sie diese Fortpflanzung ihres Geschlechtes anvertraut, gehört dem Miste oder ähnlichen unappetitlichen Gebieten an. Schon nach 24 Stunden entschlüpfen diesen Eiern augenlose, lange kegelförmige Maden, welche sich schnell in dunkelrothe Puppen verwandeln, aus denen nach 14 Tagen die Fliege ihre netzförmigen Schwingen entfaltet.

Eine gute Fliegenmutter pflegt jährlich vier Wochenbette zu halten, und da die Kinder aus dem ersten bei der schnellen Zeugungsfähigkeit, die dem Geschlechte verliehen ward, drei, aus dem zweiten zwei und aus dem dritten eine Brut zu Wege bringen, so hat ein altes Fliegenpaar die Freude, in einem Jahre mehrere Millionen Nachkommen zu erleben.

Bei einer solchen Fruchtbarkeit würde die Menge der Fliegen noch größer seyn, wenn nicht Menschen und Thiere sie zu vertilgen bemüht wären.

Wer sich aber auch zu einem Feldzuge gegen sie bewogen finden mag, möge einen offenen Kampf, wie die Vögel, gegen sie führen oder zu humanen Mitteln seine Zuflucht nehmen. Er tödte sie

menschlich durch Quassia oder im Zweikampf, aber nicht durch Leimruthen. Jeder, selbst der kleinste Gegner hat Anspruch auf eine humane Vernichtung seines Daseyns, und der Mensch entehrt sich, wenn er seine Mitgeschöpfe mit Qualen tödtet.

Richard Glaß.

Stand der ältern Planeten im Juli 1861.

Merkur, (☿), am 7. im Aphel, wird am 9. Nachmittags um 4 Uhr vom Mond erreicht und bedeckt, ist bei ♀ am 10., bei ♂ am 12. in unterer ☌ ☉ am 22. und in der größten südlichen Breite am 27. Abends.

Venus (♀), dem unbewaffneten Auge noch unsichtbar im ♌, ist am 9. ☌ ♂ und ☾, und erreicht am 21. die größte nördl. Breite.

Mars (♂), im ♌ und ♍, unsichtbar, wird am 9. Vormittags 11 Uhr 17 Min. vom Mond erreicht.

Jupiter (♃), in ♍ 3 bis 5°, verschwindet in den Strahlen der Abenddämmerung. Wird in Südwesten am 11. um 7 Uhr 47 Min. Morgens vom Mond erreicht.

Saturn (♄), in ♍ 11 und 12°, ist noch kurz nach Sonnen-Untergang am westlichen Horizont zu bemerken, und ist am 12. Morgens 1 Uhr 12 Min. beim Mond.

Uran (♅), in ♊ 13°, kann mit bewaffnetem Auge aufgefunden werden, wird am 5. Nachmittags vom Mond erreicht.

Witterungsbericht nach dem 100jähr. Kalender.

Juli.

Fängt mit kühlem Wetter an; den 9. und 12. heißes Wetter; die Nächte sind kühl; den 13., 14. und bis zum Ende große Dürre.

Landwirthschaftlicher Kalender.

Juli.

Feldgeschäfte: Ende Monats wird der Hanf gefimmelt (ausgerauft) und bei günstiger Witterung die Ernte des Wintergetreides begonnen. Schöner Frühlein kann gerauft werden. — Die Heuernte ist fleißig zu betreiben. — Je nach der Höhe der Stange muß man an Hopfenstöcken von unten 3 bis 8 Fuß hinauf alle Zweige und Blätter abschneiden, damit die höheren Nahrung erhalten.

Gartengeschäfte: Oculire auf's schlafende Auge nach einem warmen Regen. Sammle Steine und lege sie. Pflücke das Sommerobst wo möglich vor Sonnenaufgang, besonders Kirschen und Aprikosen. Siehe den Stämmen nach, die auf das treibende Auge oculirt sind und lüfte die Bänder, wenn es nöthig ist. Lasse das Erdmagazin umarbeiten. — Säe Carotten zum Herbstgebrauch, Herbstrüben, sobald ein Regen erfolgt. Winterrettig, Sommerendivien und Salat setze dünne, damit er nicht versetzt zu werden braucht; Rokette, Spinat, märkische Rüben, werden angetreten. Winterkohl. Pflanze Sellerie, Thymian, Majoran, Borre, Winterendivien, Kohlrüben, Blumenkohl, Braunkohl, Wirsing, Salat, aber feucht. — Nimm die Zwiebeln aus von Tulpen, Hyacynthen, Jonquillen, Tazetten, Ranunkeln, Iris ꝛc. Mache Ableger von Nelken. Nimm reifen Samen ab.

Wald-Verrichtungen: Die Forleule ist in der Verpuppung am Stamme begriffen, die Puppen der Nonne sind aufzusuchen. Auch zeigt sich die Blattwespe und die Kiefernspannraupe stärker, so wie auch die Raupen des Dämmerungsfalters und der Fichtenspinner bemerkbar werden.

Bienenzucht: Hängt ein Schwarm lange heraus, ohne zu schwärmen, so gebe man ihm einen Untersatz, daß er wieder arbeiten kann. Macht sich aber ein Schwarm in die Höhe und will davon fliegen, so schieße man ein blindgeladenes Gewehr los, und das Volk wird sich sogleich ansetzen. Dieß ist besser als alles Dengeln und Klopfen an Gießkannen ꝛc. — Anfangs Juli sind alle schweren Stöcke zu untersetzen. — Stöcke von altem Baue treibe man 18 bis 20 Tage nach dem Schwärmen in einen leeren Korb, wodurch nicht nur der Honig, sondern auch ein Schwarm gewonnen wird, der für den Winter noch einen gehörigen Honigvorrath sammeln kann.

Viehzucht: Das Stären (Paaren), Veredlen und Bracken (Ausmustern oder Ausmärzen) der Schafe findet jetzt statt. — Das Rindvieh hat täglich zweimal frisches Quellwasser zur Tränkung zu erhalten. — Die Schweine lasse man häufig schwemmen. — Die alten Gänse sind Ende des Monats zu pflücken.

Jagd. (Blatten-Monat.) Hirsche und Rehböcke werden geschossen, letztere laufen auf's Blatt. — Die junge Wildenten- und Riedschnepfenjagd wird jetzt hauptsächlich benützt. — Um und nach Jakobi werden in Gebirgsforsten die Krammetsvögel auf dem Herde mit Lockvögeln oder vorgestreuten Wachholderbeeren und Kirschen gefangen. — Die Gemsjagd beginnt und dauert bis November.

Fischerei. Man esse dieselben Fischarten wie im Monat Juni und Krebse.

Gemeinnütziges.

Feuergefährlichkeit gläserner Dachziegel. Der im vorigen Jahre gegen Abend in dem Dorfe Abbenrode bei Braunschweig entstandene bedeutende Brand, der nach mehrwöchentlicher anhaltender Sonnenhitze und dadurch entstandener Trockenheit sich sehr rasch verbreitete und selbst getrennt liegende Gehöfte und Gebäude ergriff, ist wahrscheinlich durch die in das Dach eines Pferdestalles an der Süd- und Westseite eingelegten linsenförmigen gläsernen Hohlziegel entstanden, indem die in und hinter dem Glase sich brechenden und sich sammelnden Sonnenstrahlen das auf dem Boden angehäufte, trockene im Brennpunkt liegende Stroh entzündeten. Man sieht daraus, wie sehr man bei Anbringung solcher Glasziegel Vorsicht zu beobachten und sie nur nach Osten und Norden in das Dach einzulegen hat.

Farrnkräuter als Küchengewächse. In Belgien hat man versucht, die Farrnkräuter als Küchengewächse zu benützen, und gefunden, daß dieselben, wenn sie ganz jung, ehe die Blätter sich noch völlig entwickelt haben, gekocht werden, wie Spargel schmecken. Ganz junge Brenn-Nesseln ersetzen schon längst den Spinat.

Staub gegen Erdflöhe. Ein französischer Landwirth wurde durch die Wahrnehmung, daß der Raps auf dem an einer Chaussee hinlaufenden Theil des Feldes, der ganz mit Staub bedeckt war, von den Angriffen der Erdflöhe verschont blieb, während dieselben auf dem anderen Theile des Feldes arg hauseten, veranlaßt, versuchsweise auch diesen Theil des Feldes mit Staub bestreuen zu lassen. Nach zwei Tagen waren auch hier die Erdflöhe fast ganz verschwunden.

Kleinigkeiten.

Die Presse. Wenn heute Archimedes und Pythagoras auf die Erde zurückkehrten und sähen die Werke des neunzehnten Jahrhunderts, welches Staunen würde sie ergreifen! Welches Räthsel für sie, wenn ein Zug Wägen an ihnen vorüberkeuchte, gezogen von einem mechanischen Ungeheuer, das Kohlen frißt, Feuer speit und Asche mistet! Wie würden sie sprachlos den Telegraphen, das Meisterstück unseres Jahrhunderts, anstaunen und ihre eigenen Wunderthaten, wie die Wunderwerke ihrer Zeit gering achten gegen die Erfindungen unserer Zeit! Wie würde es ihnen vorkommen, Schiffe jagen zu sehen von einem Gestade zum andern, ohne Segel und Mast, getrieben von innerer Kraft! Sie würden wähnen, übernatürliche Werke zu sehen. — Was ist es aber, was das Wissen im Fluge über den ganzen Erdkreis trägt, Wissenschaft und Kunst unter den Völkern rasch zu einem Gemeingute macht? Es ist die Presse! Mit größter Wucht wirkt diese Gestalt des Lebens und dessen Träger, die Presse, auf das politische Leben ein. Auch das Regiment des Staates wird zur Gleichhaltung im Schritte beständig gemahnt; es kann den Fortgang geistiger Entwickelung nicht durch Bremsen zum Stehen bringen.

(Geheime Instruktion Ludwigs XIV. an seinen Gesandten de Lorci unter dem 14. Mai 1709 zum Abschlusse des spanischen Successionskrieges.) „Sie werden hiemit aufs Förmlichste autorisirt, dem Herzog von Marlborough (welcher das Geld sehr liebte, aber trotz solcher glänzender Bedingungen in seinem Hasse gegen Frankreich unerbittlich blieb) zwei Millionen Livres zu versprechen, wenn er mir folgende Acquisitionen verschaffen will. Entweder Neapel und Sizilien, oder Neapel wenigstens allein für meinen Enkel; oder Dünkirchen mit seinem Hafen und Festungswerken für mich: oder Straßburg, wobei ich Kehl zurückgeben will; doch wird mir Neapel am liebsten seyn. Sie können dem Herzog aber drei Millionen Livres versprechen, wenn er außer Neapel noch zugleich Dünkirchen, oder statt dieses Platzes Straßburg und Landau mir verschaffen will. Ginge es mit Neapel nicht, so möchten es für die genannten drei Millionen doch wenigstens Straßburg und Dünkirchen seyn. Sie können endlich bis vier Millionen Livres geben, wenn ich Neapel und Sizilien für meinen Enkel, und Dünkirchen, Straßburg und Landau für mich bekommen kann; dieselbe Summe mögen Sie versprechen, wenn auch Sizilien wegfallen muß." — Glaubt man nach diesem Rückblicke noch, daß Victor Emanuel die Königskrone von Neapel dauernd tragen wird? —

Politisches Steckenpferd.

Um Oestreich ist es wirklich Schad':
Sein Steckenpferd ist's Concordat!
Das ihm sein bestes Futter frißt,
Doch sonst zu gar Nichts nütze ist.
O Oestreich! löse doch den Zweifel
Und jag' dein Steckenpferd zum ......!

Magistratssitzung in Kuhschnappel.

Das Gesuch der Salzstößler, auch Fleckschuhe führen zu dürfen, wurde vom Magistrat abgewiesen, auf erfolgte Berufung aber von der Regierung genehmigt. Es sind also bei den Salzstößlern Fleckschuhe zweiter Instanz zu haben. — Das Gesuch der Regenschirmmacher, bei fortdauernder schöner Witterung auch Rührmilch führen zu dürfen, wird abgewiesen. — Ein Obstler erhält die Bewilligung zum Verkauf junger Hunde. — Die Wirthe, denen zum Nachtheil des Publikums noch immer verboten ist, rohe Würste zu verabreichen, zeigen an, daß sie sich nunmehr mit ihrer Beschwerde an den Bundestag wenden wollen. Die liberalen Regierungen von Preußen und Baden haben bereits versprochen, für die unterdrückte Wurstfreiheit einzustehen. — Mehrere Gäste beim X-Bräu erhalten von der Regierung die Bewilligung, der dortigen freundlichen Kellnerin das Bier wieder mit neun Kreuzern bezahlen zu dürfen.

- Staats-Weisheit. „Gehe hin, mein Sohn," sagte der Kanzler Oxenstierna, „und siehe mit wie wenig Weisheit die Welt regiert wird!" Dieser Satz gilt leider auch heute noch in gar vielen Fällen. Wie oft werden die Handlungen einer Regierung aus tiefen machiavellistischen Beweggründen erklärt, während, wenn das geheime Spiel- und Räderwerk aufgedeckt wird, man oft erstaunt ist, die hohlste Frivolität, die armseligste Augenblickspolitik, die gröbste Unwissenheit und frappanteste Stupidität zu finden. Staatsdiener, von denen man glaubte, sie kennten jedes Fältchen im Herzen der Gegner oder Nebenbuhler, entbehren manchmal der nothwendigsten Kenntnisse, auf die allein ein politisches Urtheil gegründet werden kann. Diese Lehre des alten Schweden findet auch gegenwärtig noch ihre Anwendung, besonders wenn man gewisse Maßregeln gewisser Herren in einer gewissen Sache betrachtet.

An die Adelssüchtigen.

Um einen Adel betteln? Arme Schelme,
Wie kläglich steht ihr da vorm Königsthrone!
Viel schwerer als die schwersten Wappenhelme
Wiegt eines braven Mannes Bürgerkrone.

Gesellen-Stammbuch. Der Buchbindergeselle Christoph Felber, der gegen Ende des dreißigjährigen Krieges und nach demselben von Wien aus bis nach Danzig und bis nach Konstantinopel wanderte, ahnte wohl schwerlich, daß nach zweihundert Jahren sein Stammbuch als ein „Beitrag zur Geschichte der deutschen Spruchpoesie und des deutschen Kulturlebens überhaupt" in einem zierlichen Bändchen in Druck erscheinen würde. (Ein denkwürdiges Gesellen-Stammbuch von Dr. Robert Keil. Lahr, Schauenburg, 1861.) Ein Spruch desselben, eingeschrieben von dem „Badt-Junger" Hans Jakob Mollert am Tage Philippi und Jakobi 1658, ist leider noch heute in Deutschland nicht veraltet:

Wan wir alle hetten einen glauben,
Gott vndt gemeinen Nuz vor Augen,
Ein Maß, ein gewicht, und guetes gelt,
So stündt es besser in aller Welt.

Goldkörner.

Um etwas Großes zu leisten muß man tief eindringen, scharf unterscheiden, vielseitig verbinden und standhaft beharren.
Kommt Schnelligkeit zum Guten, verdoppelt sich das Gute.
Aus Haß des Bösen, nicht aus Furcht thu' Gutes.

Auflösung der „Rechnungs-Aufgabe" in Nr. 25 der Sonntags-Beilage vom 23. Juni 1861.

Nach 8 Stunden 32⁸/₁₁ Minuten.

Richtige Lösungen unter vollständiger Ausführung des Rechnungsverfahrens gingen ein von: L. W. — Georg Schr....l. — Friedr. Kl. — G. Z.....

Neuester Wiener Ländler.

Die Wiener sind lustig, sind herrliche Leut',
Doch giebt's jetzt um's Möbel im Haushalt viel Streit.
Es handelt sich hier um den Staatskassenschrank,
Um den römischen Stuhl und die östreichisch' Bank!

Das hätt' wohl der Metternich nimmer gedacht,
Daß man so viel Umstand darüber jetzt macht.
Heut' macht's uns viel Kopfweh und Mancher ist krank
Weg'n dem römischen Stuhl und der östreichisch' Bank!

Im Reichsrath drum arbeitens' kräftig und frisch,
Und schlag'n in der Hitz mit der Faust auf den Tisch.
Und selbst oft im Wirthshaus giebts Hader und Zank
Um den römischen Stuhl und die östreichisch' Bank!

Wir hab'n unsern Kaiser und die Kais'rin so gern,
Auch Schmerling und Maager sind prächtige Herrn.
Manch Andrer in Wien verdient längst schon den — Dank
Um den römischen Stuhl und die östreichisch' Bank!

Wir beten beständig: „Gott schütz' unser Land,
Erleuchte die Hofburg, gib Jedem Verstand!
Und tröst' alle Herzen, die innerlich krank,
Weg'n dem römischen Stuhl und der östreichisch' Bank!

Perkéo. *)

Das war der Zwerg Perkéo im Heidelberger Schloß,
An Wuchse klein und winzig, an Durste riesengroß.

Man schalt ihn einen Narren, er dachte: „liebe Leut,
Wärt Ihr wie ich doch Alle feuchtfröhlich und gescheut!"

Und als das Faß das große mit Wein bestellet war,
Da ward sein künftiger Standpunkt dem Zwergen völlig klar.

„Fahr wohl, sprach er, o Welt, du Katzenjammerthal,
Was sie auf dir hantiren, ist Wurst mir und egal!

Um lederne Ideen rauft man manch heißen Kampf,
Es ist im Grund doch Alles nur Nebel, Rauch und Dampf!

Die Wahrheit liegt im Weine. Beim Weinschlurf sonder End
Erklär' ich alter Narre fortan mich permanent."

Perkéo stieg zum Keller; er kam nicht mehr herfür
Und sog bei fünfzehn Jahre am rheinischen Malvasier.

Wars drunten auch stichdunkel, ihm strahlte inneres Licht,
Und wankten auch die Beine, er trank und murrte nicht.

Als er zum Faß gestiegen, stands wohlgefüllt und schwer.
Doch als er kam zum sterben, klangs ausgesaugt und leer.

Da sprach er fromm: „Nun preiset ihr Leute des Herren Macht,
Die in mir schwachen Knirpse so starkes hat vollbracht:

Wie es dem kleinen David gegen Goliath einst gelang,
Also ich arm Gezwerge den Riesen Durst bezwang.

Nun singt ein de profundis, daß das Gewölb erdröhnt,
Das Faß steht auf der Neige, ich falle siegekrönt."

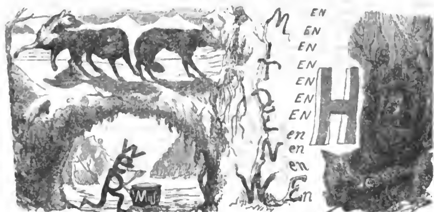
* * *

Perkéo ward begraben. — Um seine Kellergruft
Beim leeren Riesenfasse weht heut noch feuchte Luft,

Und wer als frommer Pilger frühmorgens ihr genaht:
Weh ihm! Als Weinvertilger durchtobt er Nachts die Stadt!

*) Aus dem „Allgemeinen deutschen Commersbuche." Beim Heidelberger Preissingen wurde die Composition dieses Liedes von Referendär Grawe in Burgsteinfurt bei Münster mit einem Preise gekrönt.

Rebus 6.



Räthsel.

Ich künde Dir, was längst gewesen,
Mit Klängen aus vergangner Zeit,
Der Erdengröße Nichtigkeit
Laß ich auf Marmortafeln lesen;
Der sank ins Meer der Ewigkeit,
Dem als Bezeichnung ich geweiht.
Ein Zeichen weg. — Von Wasserwogen —
Mit nacktem oder grünem Strand,
Bewohnet oder unbekannt —
Erblickest Du mich rings umzogen;
Froh hebt der Schiffer seine Hand,
Wenn er nach Sturmes Noth mich fand.
Zum Ufer endlich hingetragen,
Das vom empörten Element,
Vom sichern Untergang ihn trennt.
Wird bebend seine Lippe sagen
Das Wort, das meine Letzte nennt,
Das er als Heimath anerkennt.

Sonntags-Beilage
zum
Augsburger Anzeigblatt.

Nummer 27. 7. Juli 1861.

Die Huberbäuerin.

(Fortsetzung.)

Rosel reichte die Hand hin, in welche die Bäuerin hastig einschlug und sie derb schüttelte. „Warum sollt' ich hoffärtig seyn," lachte sie, „aber Du kannst leicht stolz werden, weil Du so ein Heldenstück aufgeführt hast mit dem rothen Hannickel. Du mußt mich einmal heimsuchen und mußt mir das auf's Haar erzählen, was er gethan und was er geredt hat und wie er ausschaut! Möchtest wohl nicht in Dienst zu mir? So resolute, kräftige Leut' kann ich brauchen!"

„Ich hab' keine Klag' beim Brandl," sagte Rosel, „die alten Leut' sind an mich gewöhnt, ich möcht's ihnen nit anthun, daß ich wegging'.

„Dann mußt Du mich so einmal besuchen und in Heimgarten zu mir kommen; ich mein', wir hätten allerhand zu plaudern mit einander," erwiderte die Bäuerin, indem sie das Mädel mit einem eigenthümlich lauernden Blicke maß. „Du siehst nicht darnach aus, man sollt's nicht meinen, daß Du so stark bist . . ."

„Es ist auch nicht so fürchterlich mit der Stärk'," lachte Rosel, „aber die Noth gibt halt Kräften. Ich will schon sehen, wenn ich einmal frei hab', daß ich Dich heimsuchen kann."

Während des Gesprächs waren die muthigen Pferde immer unruhiger geworden, daß der Bauer sie kaum zu bändigen vermocht hatte. Jetzt waren sie nicht mehr zu halten, sie rannten fort und die Unterredung war abgeschnitten. Die schöne Huberin wandte sich noch einmal im Wagen um und rief Rosel mit angestrengter Stimme, um über das Wagengerassel hinaus verstanden zu werden, einen Gruß zu. „B'hüt' Dich Gott," schrie sie, „wir treffen schon noch einmal zusammen!"

Fort rollte der Wagen, Rosel aber that einen lauten Schrei und mußte sich an der Stiegenwand halten, um nicht umzusinken. In den letzten Worten hatte sie die Stimme des Räuberhauptmanns wieder gehört, die ihr noch von der Nacht her im Ohre klang. „Der rothe Hannickel!" flüsterte sie, indem es ihr schwarz vor den Augen ward. Eben so schnell aber war die Anwandlung der Schwäche wieder überwunden, als die Leute herbeieilten und sie mit frischem Wasser bestreichen wollten.

„Laßt mich nur," sagte sie abwehrend, „es ist schon wieder vorbei."

Damit ging sie eilig weiter, aber in der Richtung nach ihrer Heimath zu, bestürmt von den widerstreitenden Empfindungen, Erinnerungen und Gedanken, welche die letzten Stunden und Augenblicke in ihr wachgerufen.

Der Abend auf dem Huberhofe war außerordentlich still. Der Bauer hatte sich kurz nach der Heimkehr auf's Bett gelegt und war aus dem Zustande thierischer Trunkenheit in einen gleichen Schlaf versunken, woraus ihn nichts aufzurütteln vermochte. Die Knechte waren mit schweren Köpfen nach Hause gekommen, hatten die Arbeit in Stall und Scheune beschickt und dann auch ihr Lager gesucht, denn am andern Morgen mit Sonnenaufgang begann das Tagwerk wieder, das ausgeruhte Kräfte verlangte und hellgeschlafene Augen. In der Stube, wo sonst alle Hausgenossen zum Abendessen zusammenkamen, fanden sich außer den Mägden nur Paul und Hans ein, während die Bäuerin in Besorgung ihrer Geschäfte abwechselnd ab und zuging. Die Unterhaltung war lahm, denn die beiden Bursche nahmen keinen Theil daran und überließen es den Mägden, die Lustbarkeiten des verlebten Feiertages zu zergliedern. Paul setzte sich gleich Anfangs auf die breite, um den Ofen laufende Bank und stellte sich, als ob er schlafen wollte, im Grunde aber that er es nur, weil er die Bäuerin ohne Auffallenheit im Auge behalten und jede ihrer Bewegungen verfolgen konnte.

Hans aß nur wenig; sobald das laute gemeinschaftliche Tischgebet vorüber, griff er nach dem in der Nische stehenden Oellämpchen, um es anzuzünden. „Wenn Du nichts mehr schaffst, Bäuerin," sagte er, „so geh' ich auch. Gute Nacht."

„Warte noch, Hans," erwiderte die Bäuerin, „es fällt mir eben ein, daß morgen in die Mühl gefahren werden muß. Da wird's wohl nothwendig seyn, daß Du noch das Viertelstündchen hinüber laufst und bei dem Haselmüller ansagst."

Hans zögerte einen Augenblick wie unentschlossen; ehe er antworten konnte, trat Paul vor und sagte: „Den Gang kann ich auch machen, Bäuerin, wenn's Dir gleich ist."

„Ich hab' nichts dawider," erwiderte diese. „Richte dem Müller einen schönen Gruß aus und richte mir wieder aus, was er gesagt hat. Ich werd' heut' doch noch lange nit zum Schlafen kommen."

Paul ging, die Mägde folgten, indem sie gute Nacht wünschten, sich bei der Thür aus dem dort angebrachten Kesselchen mit Weihwasser sprengten und bekreuzten. Hans machte sich auf einen Augenwink der Bäuerin noch mit seinem Lämpchen zu schaffen, bis sie Alle aus der Stube waren.

„Was willst Du noch von mir?" fragte er.

„Ich hab' den Paull nur in die Mühl' geschickt, um ihn wegzubringen," antwortete das Weib. „Ich hab mit Dir noch zu reden, weil ich wissen muß, wie ich daran bin mit Dir! Hab' heute recht schöne und auferbauliche Sachen von Dir gesehen und gehört. Hast ja recht herzbrechenden Abschied genommen von Deinem alten Schatz, der Blumhuber-Rosel? Oder hast wohl gar auf's Neue angebandelt mit ihr? Ihr seyd ja recht rührend neben einander gestanden alle zwei und ist nichts ab'gangen, als der Maler, der Euch abgezeichnet hätt' . . ."

Hans sah finster vor sich hin. „Spöttle nur," sagte er dann, „Du hast ganz recht! Warum bin ich so ein Narr g'wesen und hab geglaubt, ich könnt' noch einmal umkehr'n und wieder der Mensch werden, der ich einmal g'wesen bin!"

„Es ist nur gut," sagte die Bäuerin, „daß ich Dich nicht in's Brandlgut hinein mitgenommen hab', sondern draußen aufpassen ließ . . . wenn Dir das liebe Schatzl drinn' begegnet wär', wärst Du ihr am End um den Hals gefallen und hätt'st uns Alle verrathen!"

„Sag mir nichts mehr davon!" rief Hans wild. „Es ist vorbei, für ewige Zeiten vorbei und ich gehör' wieder ganz Dein und dem Teufel!"

„Höflich bist Du grad nicht," lachte das Weib, „aber mir ist's recht, daß Du Dich besonnen hast. Es soll Dein Schaden nicht seyn und ich will Dir was Wichtig's sagen dafür."

„Ich kann mir's schon einbilden . . ." murmelte der Knecht finster.

„Vielleicht auch nicht," entgegnete sie. „Hör nur."

Das Gespräch war bisher schon nur halblaut geführt worden, jetzt sank die Stimme der Bäuerin zum leisen Flüstern herab.

„Wir sind jetzt bald am Ziel", sagte sie, „bald haben wir so viel, daß wir den rothen Hannickel nicht mehr brauchen. Ich hab' drum unser Geld alles schon zusammengethan und an einen sichern Ort gebracht. Nur einen einzigen Brocken gibt es noch zu holen, den fettesten von allen. Ich habe die ganze Gelegenheit ausgekundschaftet, denn der Bauer, dem wir einen Besuch machen wollen, hat mich selbst im ganzen Haus herumgeführt und hat mir seine versteckten Schubladen voll Kronenthaler gezeigt. Am Mittwoch geht's los. Du weißt den alten Marterstock im Schwarzbühel. Da gehst Du heute noch hin und steckst den Zettel da hinter das Armenseelenbildl, das daran genagelt ist. Es ist die Bestellung für Mittwoch Nachts. Wir kommen bei dem Wetterkreuz auf der Sandriß zusammen, sobald es im Dorf drunten elf g'schlagen hat. Hast Du mich verstanden und willst gehn?"

„Ich gehe," sagte Hans, den Zettel nehmend, „aber versprichst Du mir auch, daß es das letzte Mal ist, daß ich einen solchen Gang machen muß?"

„Ist's Dir denn gar so zuwider?" fragte sie höhnisch. „Siehst Du, Hans, ich hätt ein Mannsbild werden sollen! Mir ist ganz anders, mir ist's leid, wenn ich daran denk', daß das Alles aufhören soll! Huberbäuerin kann jede dumme Gans seyn, aber die Unterhaltung und die Abwechslung und die Spannung, die beständige Gefahr und doch die Gewißheit, daß man mir nicht ankann und daß ich die ganze Welt an der Nas' herumführen kann, das ist mehr werth als der Huberhof! Das wird mir hart abgehn — aber," setzte sie mit einem zweideutigen Seitenblick hinzu — „ich versprech' Dir's, daß das der letzte Gang ist, den Du machst."

„Dann will ich mich auch gleich auf den Weg machen, sagte Hans. „Bis zum Marterstöckl im Schwarzbühel ist eine Glockenstund' . . ."

„Ja — und der Weg geht nicht weit vom Brandlgut vorbei . . . wie leicht, daß Du da aufg'halten werden könntest!"

„So gib mir Wegzehrung mit, daß ich nicht in Versuchung komm'," flüsterte Hans und wollte sie an sich ziehen. Sie wehrte ihn aber mit einer Art Schauer von sich ab. „Jetzt nicht," sagte sie, „wir sind hier nicht allein, aber morgen sollst Du's einbringen, oder wenn Du wieder kommst."

Er ging und bald verhallte sein Tritt in der dunkel hereingebrochenen Nacht.

Nach dem Weggange des Knechtes Hans setzte sich die Bäuerin an den Tisch und nahm eine Näharbeit vor, von Zeit zu Zeit horchend, ob Paul noch nicht zurückkomme.

Als er endlich in die Stube trat, nahm sie seine Nachricht über die Bestellung in der Mühl ganz gleichgiltig auf und beugte sich tief über ihre Arbeit. Manchmal, als ob sie sich einen Augenblick vergessen hätte, seufzte sie tief auf oder fuhr gar mit der Hand über die Augen, wie wenn sie eine Thräne abwischen wollte.

Keine dieser Bewegungen ging Paul verloren, der wieder den Sitz auf der Ofenbank eingenommen hatte. Jede wirkte wie ein elektrischer Schlag auf ihn und mehrte die verderbliche Gluth, die in ihm loderte, denn die Scherze seiner Dienstgenossen hatten nur zu sehr die Wahrheit gesagt. Paul liebte seine schöne Dienstfrau mit allem Feuer einer ersten Neigung und war bemüht, ihr eine Art bäuerischer Ritterlichkeit zu erweisen, die dieser nicht entging, wenn sie es auch nicht zu erkennen gab. Durch diese versteckte Duldung erhitzte sich Pauls Eifer immer mehr und er lechzte nach einer Gelegenheit, seine Liebe durch eine recht entscheidende offene That zu zeigen.

Nach einer kurzen Pause, die Paul die Brust zusammenschnürte, versuchte er schüchtern ein Gespräch anzuknüpfen.

„Du bist heut' nicht guten Humors, Bäuerin," sagte er.

„Ich hab's auch nicht Ursach'," erwiderte sie anscheinend kurz, innerlich aber über die Anrede erfreut.

„Was ist's denn, das Dir auf dem Herzen liegt?" fragte Paul muthiger wieder. „Darf man's wissen?"

„Wozu? Du hilfst mir doch nicht."

Das Gesicht Pauls überlief es glühend heiß; der Athem wurde ihm zu kurz, daß er nur halblaut zu murmeln vermochte. „Wenn's einer kann, Bäuerin, so kann ich's."

Er wollte mehr sagen, aber die Bäuerin, ihre beendigte Arbeit zusammennehmend, war aufgestanden und unterbrach ihn.

„Ein guter Freund könnt' helfen — aber wo soll ich den hernehmen?"

Das war zu viel für Paul; unfähig zu reden sprang er auf und stellte sich vor die Bäuerin, als wolle er ihr durch den Augenschein den Freund zeigen, den sie suche.

„Du?" sagte sie wie staunend, indem sie ihn mit einem weichen, halb zärtlichen Blick ansah, der ihm durch alle Nerven zuckte. „Ich weiß, Du bist ein guter Bursch', der was auf mich hält . . . aber würdest Du Alles thun, was ich von Dir verlange?"

„Alles!"

„Verstehst Du mich auch wohl — Alles? . . . Wenn ich nun einen Feind hätte, der mich so beleidigt hätt', daß ich zu Grund' geh'n muß, wenn ich mich an ihm nicht rächen kann . . ."

„Sag' wer ist es, Bäuerin," rief Paul außer sich, „und ich steh' Dir gut dafür, daß er dich nicht mehr beleidigt!"

„Wie, Du wolltest? . . . Aber wenn der Mensch ein gewandter, starker Bursch' wär . . . Du bist noch gar so jung!"

„Sorg' nicht — ich hab nicht umsonst schon manchem Hirsch oder Bock eins auf's Blatt hinauf gesetzt."

„Das wär' freilich das Beste und Sicherste! Aber," fuhr sie scheinbar einlenkend fort, indem sie etwas näher trat, „so gefährlich soll's nicht herunter geh'n — ich hab' Dich nur probiren wollen. Wenn Du also Alles thun willst, was ich Dir sage . . ."

Paul machte eine heftige Gebehrde der Ungeduld.

„Nun ja, ich glaube Dir schon," sagte sie, „ich hab' es doch schon lang merken müssen, daß Du mich gern hast und wenn Eins nicht wäre und wenn ich wüßte, daß Du schweigen kannst, wer weiß, was vielleicht geschäh' —"

„Das Eine" rief Paul, „sage mir das Eine!"

„Ich will's versuchen. Thu', als ob Du zu Bette gingst; komm' in einer halben Stunde wieder, aber leise, daß Dich Niemand hört . . . und dann — . . . Du kannst immer Deine Büchse herrichten. Du mußt heut Nacht noch einen Gang machen für mich — da kann's in keinem Fall schaden, wenn Du sie zur Hand hast."

Sie stocherte dabei an der Kerze herum, die sie, zum Gehen bereit, in der Hand hielt und es war wohl mehr als Zufall, daß sie darüber erlosch. Im Augenblick fühlte sie sich von kräftigen Armen umschlungen, ein sengender Kuß brannte auf ihren Wangen und mit einem halblauten „Ich komme" war Paul verschwunden.

(Fortsetzung folgt.)

Die unirte Kirche in der Pfalz.

(Schluß.)

E. Kirchenvermögen.

§. 13. Das gesammte Kirchenvermögen beider bisher getrennt gewesenen Konfessionen ist durch die Vereinigung ein gemeinschaftliches Gut geworden, das der protestantisch-evangelisch-christlichen Kirche gehört, jedoch ohne daß dadurch die Rechte der einzelnen Kirchen-Gemeinden können verletzt werden 2c.

F. Kirchenverfassung.

§. 14. Kirchenvorstand und Presbyterium. In jeder Pfarrgemeinde befindet sich ein einziges Presbyterium, in der Regel aus vier bis acht Mitgliedern bestehend, welche in größeren Pfarreien nach Anzahl der dazu gehörigen Orte vermehrt werden können.

Das Presbyterium besorgt die Aufsicht über die Rechnungen und hat zur Befestigung des moralisch-religiösen Zustandes der Gemeinde beizutragen, weswegen ihm die Befugniß zusteht, den Pfarrgenossen brüderliche Ermahnungen zu ertheilen, und für die Beförderung des religiösen Schulunterrichts zu sorgen. —

Der Pfarrer ist beständiger Präses des Presbyteriums. Er beruft zu außerordentlichen Sitzungen, und entscheidet bei Stimmengleichheit, so wie er auch die Ordnung der Geschäfte festsetzt. —

§. 15. Diözesan-Synode. Die Pfarreien einer Inspektion machen den Distrikt einer Diözesan-Synode aus. Die Geistlichen der Inspektion, sowie eine Anzahl von weltlichen Mitgliedern, welche sich zu jenen wie eins zu zwei verhalten, und im ganzen Sprengel gewählt werden, bilden diese Synode.

Die Synode versammelt sich gewöhnlich alle Jahre den ersten Montag nach der Pfingstwoche, und außerordentlich auf jedesmaliges Berufen der kompetenten Behörde. — Der Inspektor des Distrikts führt den Vorsitz, hat entscheidende Stimme, ordnet den Gang der Geschäfte, führt die Korrespondenz 2c. —

§. 16. Konsistorium. Durch die allerhöchsten Edikte und Verordnungen ist die Kompetenz des Konsistoriums bereits genau bestimmt worden.

§. 17 Allgemeine Synode. Die allgemeine Synode wird mit Ausnahme des Vorstandes aus dem Inspektor und einem Pfarrer und einem weltlichen Mitgliede eines jeden Diözesan-Synoden-Sprengels zusammengesetzt. Der Inspektor ist von Amtswegen ein Mitglied derselben; die Pfarrer aber und weltlichen Mitglieder werden durch die Diözesan-Synode gewählt.

Die allgemeine Synode versammelt sich alle vier Jahre, den 1. Sonntag des Monats September, sowie außerordentlich auf jede Aufforderung der kompetenten Behörde, sammt den Räthen des Konsistoriums, unter Leitung eines Mitgliedes des Oberkonsistoriums und in Gegenwart eines k. Kommissärs protestantischer Religion. —

Die von der gegenwärtigen Generalsynode festgesetzten und von Sr. königl. Majestät genehmigten Bestimmungen über Lehre, Ritus, Liturgie, religiösen Schulunterricht, Kirchenvermögen und Kirchenverfassung können auf keine Art ohne die Zustimmung der künftigen Synode des Rheinkreises Abänderungen erleiden, noch kann etwas denselben Entgegenlaufendes verordnet werden. —

G. Kirchenzucht.

§. 18. Disziplin gegen Geistliche. Der allgemeinen Synode, dem Consistorium, den Inspektoren, sowie den Diözesansynoden liegt es besonders ob, eine ernste Aufsicht über das Betragen der Geistlichen auszuüben und darüber zu wachen, daß ein strengsittliches und untadelhaftes Betragen die Beamten des geistlichen Standes auszeichne.

In Ansehung der von der höchsten geistlichen Behörde auszuübenden Oberaufsicht und der Disziplinarstrafen gegen Geistliche werden die bereits hierüber bestehenden Verordnungen, insoweit solche nicht durch die später gegebene Constitution des Königreichs modifizirt oder aufgehoben worden sind, ihre Anwendung finden. —

Der Distrikts-Inspektor ist ermächtigt, bei leichteren Verstößen oder Unterlassungen im Dienste, den Geistlichen mit brüderlichen Ermahnungen, mit Verweisen, selbst mit Androhung der Stellung vor die höhere Behörde zu bestrafen — 2c.

§. 19. Kirchen-Disziplin in Bezug auf die protestantisch-evangelisch-christlichen Pfarrgenossen. Die Strafen der Kirche gegen ihre Gläubigen können nicht in das Gebiet des eigentlichen bürgerlichen Strafrechts übergehen; sie bestehen daher nur in reingeistlichen Anwendungen, als z. B. in brüderlichen Ermahnungen, Entfernung vom heiligen Abendmahl, interimistischer Ausschließung aus der Kirchengemeinde und in der Exkommunikation. —

Der Pfarrer darf einem jeden Kirchspielsgenossen angemessene Ermahnungen und Verweise geben, jedoch mit Berücksichtigung der bestehenden allerhöchsten Edikte, besonders jenes vom 26. Mai 1818. Im Falle, daß diese fruchtlos waren, ist der Fehlende vor das Presbyterium zu stellen. Nach Beschaffenheit der Umstände kann das Presbyterium temporäre Ausschließung aus der Kirchengemeinschaft verhängen. Die Exkommunikation steht nur dem Konsistorium zu. —

§. 20. Kirchen-Visitationen. Die Kirchen-Visitationen sollen jährlich von den Inspektoren vorgenommen werden.

Sie sollen zum Gegenstande haben:

a) den sittlichen und religiösen Zustand der Gemeinde zu erforschen;

b) das Verhalten des Pfarrers, des Presbyteriums und der Kirchendiener in Hinsicht ihrer Amtsführung und ihres sittlichen Betragens genau kennen zu lernen;

c) sich über die zweckmäßige Einrichtung und die glücklichen Fortschritte des religiösen Schulunterrichts Rechenschaft ablegen zu lassen;

d) die ökonomische Lage der kirchlichen Gemeinde, den Zustand ihrer Güter und Gebäulichkeiten, sowie ihres Vermögens überhaupt sorgsam zu untersuchen;

e) die Pfarr-Registratur und die Kirchenbücher einzusehen und zu deren Erhaltung das Nöthige anzuordnen.

§. 21 (letzter §). Eintheilung der Diözesen oder Inspektionen. In der Regel wird in jedem Land-Kommissariate des Rheinkreises eine Inspektion errichtet oder beibehalten, insoferne die Anzahl der Pfarreien nicht zu groß ist. In letzterem Falle kann, nach Umständen, ein Landkommissariat auch mehrere Inspektionen umfassen. — — —

Dieß sind die Hauptgrundsätze einer Kirchen-Verfassung, die im Geiste des Evangeliums von den Geistlichen, den Vorstehern und den Gemeinden der beiden protestantischen Konfessionen in der Pfalz beinahe einstimmig gewählt und ohne den geringsten Zwang angenommen wurde, und nur auf dem unerschüttlichen Grundsteine gegründet ist, den Christus selbst gelegt hat. —

Die Frauen vor Gericht.

„Das schwache Geschlecht, das schöne Geschlecht, die edlere Hälfte des Menschengeschlechts!" So ruft die männliche Galanterie, mit Großmuth vergessend, daß durch das Weib die Sünde und der Tod in die Welt gekommen. Daß die Frauen nicht verdienen, das schöne Geschlecht genannt zu werden, dies hat Winkelmann eben so geistreich als schlagend dargethan; daß sie aber auch das schwache Geschlecht mit Unrecht genannt werden, darüber kann demjenigen, der die Frauen in entscheidenden Augenblicken, in Lebenskrisen zu beobachten Gelegenheit hatte, kein Zweifel bleiben. Sie vergießen allerdings leichter Thränen und fallen geschwinder in Ohnmacht, als die Männer, aber sie stehen auch über Ohnmachten und Thränen, sie hantiren so zu sagen damit, und sehen sie nur erst, daß sie damit nichts ausrichten, so werden sie kehr um die Hand aus weinenden oder bleich und geschlossenen Auges in sich zusammengesunkenen Reumüthigen gefährliche Gegnerinnen, welche trockenen Auges den scharfen Witz eben so geschickt zu handhaben wissen, wie die rührende Klage.

Wer dies recht deutlich zu beobachten wünscht, der gehe in den Gerichtssaal. Jede Frau benimmt sich, sey sie nun als Zeugin oder Angeklagte daselbst erschienen, vernünftig, ihrer Lage angemessen und vorsichtig. Ihr gegenüber findet der Richter sich in den allerseltensten Fällen veranlaßt, den Ruf: „zur Sache!" auszusprechen. Hat sie eine Thatsache zu erzählen, so geschieht das einfach, schmucklos, gemeinverständlich und anschaulich, hat sie sich zu verantworten, so thut sie dies ohne Uebereilung; was nicht abzuleugnen ist, gesteht sie ohne viele Umschweife; erfindet sie zu ihren Gunsten, so behält sie die Wahrscheinlichkeit im Auge, und betrog sie mit Grazie, so weiß sie auch mit Verstand zu lügen. Darin sind sich alle Frauen gleich, seyen sie nun jung und frisch, oder alt und welk, der Sinn für das Schickliche, der ihnen an- und eingeboren ist, macht sie der ganzen Männerwelt überlegen. Und es ist wohl manchem Richter das Menschliche geschehen, daß die feine Frage einer Zeugin ein Resultat erzielte, das er lang vergeblich auf Umwegen zu erreichen sich bemühte.

Haben sie aber einen günstigen Erfolg erzielt, so hüten sie sich wohl, plump ihre Freude zu äußern oder zu triumphiren — Ausnahmen gibt es freilich, es ist dies ja bekanntlich bei jeder Regel der Fall, — meist aber begnügen sie sich, wenn ihre Unschuld wider alles Vermuthen zu Tage gekommen, mit einer Art rührenden Gottvertrauens zu sagen: „Der Himmel verläßt die nicht, welche auf ihn bauen", oder etwas Aehnliches.

Erfahrene Richter ziehen sich nicht selten den Vorwurf der Härte zu, da sie recht gut wissen, daß im Allgemeinen das Gefühl, dem die Thräne ihr Entstehen verdankte, nicht länger währt, als die Luft braucht, um den schimmernden Tropfen aufzusaugen, und da ihnen im Laufe ihrer langjährigen Praxis nicht verborgen bleiben konnte, daß das weibliche Geschlecht die Thränendrüsen mit demselben Eifer, wie der Acrobat die Streck- und Ziehmuskeln, von Kindheit an übt und in Thätigkeit erhält. Wenn in irgend Etwas, sind die Frauen in Thränen und Ohnmachten an Spontaneität den Männern überlegen. Sie leisten darin Unglaubliches; wir erinnern uns eines Falles, während dessen der Vertheidiger auf Vertagung antrug, weil die Mitangeklagte in Thränen gebadet aus einer Ohnmacht in die andere fiel. Der Gerichtshof war schon entschlossen, auf diesen, durch Rücksichten der Humanität gebotenen Antrag einzugehen, als der Mann der Thränenreichen in rauhem Tone sagte: „Ich ersuche den hohen Gerichtshof, sich durch all' das nicht rühren zu lassen, sie wird das überstehen, sie wird es ganz sicher überstehen."

Als dem Barbar von Seite der Vertheidigung mit sichtlicher Entrüstung diese Rohheit vorgehalten wurde, sagte der Mann: „Sie urtheilen nach dem Schein, ich aber sage Ihnen, ich habe sie zehn Jahre hindurch, wöchentlich ein oder zwei Mal, diese Musik machen und dabei gedeihen sehen."

In der That fehlte der Frau, um schön zu seyn, nichts weiter, als daß sie sich das Uebermaß von Fülle, das sie verunzierte, abgekränkt hätte; daß dies bei der Leichtigkeit, ihr Herz durch eine Fluth von Thränen zu entlasten, nicht anging, war wohl Jedem klar, der die Scene gesehen.

So reich die Frauen an Thränen, ebenso reich sind sie, wie gesagt, an listigen Auskunftsmitteln und Reden. Zwei Frauen, die sich vor Gericht gegenüberstehen, bieten daher denjenigen, welche an der Bethätigung von Schlauheit Gefallen finden, ungefähr dasselbe Interesse, welches zwei mit einander kämpfende Fechter für den Verehrer des Degens oder Hiebers haben.

Den Besuchern der öffentlichen Verhandlungen beim Wiener Strafgerichte dürfte wohl jener pikante Incidenzfall noch im Gedächtniß seyn, in Folge dessen eine als Zeugin vorgeladene Frauensperson durch das einfache mit entsprechender Betonung verlautbarte Wörtchen „Sie" in Untersuchung gezogen wurde.

Die Zeugin hatte nämlich, ohne daß dies besonders nöthig erschienen wäre, erklärt, sie habe der Angeklagten, die einiger Diebstähle, bei galanten Abenteuern verübt, geständig vor den Schranken stand, längst vorausgesagt, wohin sie ihr Leben führen würde.

Die Angeklagte entgegnete nur „Sie", aber so ausdrucksvoll, so mit Entrüstung durchtränkt, daß die Richter sich veranlaßt sahen, auf dieses „Sie", das würdig war, dem „Quoi" der Rachel an die Seite gesetzt zu werden, die Zeugin scharf zu inquiriren, wobei denn schließlich ein neuer Fall, und zwar derjenige herauskam, der vor nicht allzulanger Zeit mit der Ausstellung auf der Schandbühne geahndet wurde.

Die Frauen sind nicht so hülflos, als sie sich anstellen, und aus Thränen und Schwäche verfertigen sie ihre stärksten Waffen.

Gemeinnütziges.

Petersilien-Oel als Beruhigungsmittel für Pferde. Die „pharmazeutische Zeitung" gibt folgendes Beispiel an, wie böse Pferde, welche sich unbändig beim Beschlagen benehmen, durch den Einfluß von ätherischen Oelen leicht beschlagen werden können. Der Reitknecht eines Kavallerie-Offiziers sah kürzlich an einer Schmiede Pferde beschlagen; eines derselben war sehr wild, hatte sich noch nie beschlagen lassen und auch der jetzige Versuch mißlang gänzlich. Da trat der Reitknecht näher und versprach gegen 1 Rthlr. Belohnung das Pferd, ohne allen äußern Zwang, sofort dahin zu bringen, sich ruhig beschlagen zu lassen. Dies bewilligt, trat er nun vor das Pferd, hielt seine beiden Hände, in denen er blos sein Schnupftuch hatte, an die Nase des Pferdes, und siehe da, letzteres stand wie ein Lamm und ließ sich ruhig beschlagen. Man hatte jedoch bemerkt, daß der Knecht sich zuvor mit dem Inhalte eines Fläschchens Hände und Schnupftuch benetzt hatte: das Gläschen wurde aufgefunden und der Inhalt als ätherisches Petersilienöl erkannt. Weiter angestellte Versuche, wo mit circa 2 Drachmen desselben Oeles ganz ähnlich verfahren wurde, gaben bei den bösesten Pferden dasselbe erwünschte Resultat. Diese, von glaubwürdiger Seite zugegangene Notiz glaubt man, obgleich die Beobachtung, daß verschiedene ätherische Oele zur Besänftigung wilder Pferde beitragen, auch von Anderen gemacht worden, doch als etwas nicht allgemein Bekanntes veröffentlichen zu dürfen.

Conservirung des Hopfens. Bekanntlich hat sich das General-Comité des landwirthschaftlichen Vereins seit mehreren Jahren mit Versuchen beschäftigt, den Hopfen in solcher Weise zu präpariren und zu verpacken, daß er wo möglich einige Jahre lang seine ursprüngliche Qualität und Brauchbarkeit behält. Im vorigen Jahre wurden in Gegenwart einer Commission mehrere Ballen und Blechbüchsen geöffnet, welche nach verschiedener Weise präparirten Hopfen von der Ernte des Jahres 1855 enthielten. Der Münchener Bierbrauer Hr. Gabr. Sedlmayr entschloß sich, von einer jeden Sorte des luftdicht verschlossenen Hopfens je einen Sud von 20 bayer. Scheffeln Sommer- oder Lagerbier zu erzeugen, und es hat sich, wie das neueste Heft der Zeitschrift des landwirthschaftlichen Vereins berichtet, dargethan, daß Hopfen, welcher geschwefelt, nach dem Schwefeln gedörrt, dann gepreßt und luftdicht verschlossen aufbewahrt wurde, selbst nach mehreren Jahren noch mit gutem Erfolge in den Bierbrauereien verwendet werden kann. Diese Erfahrung ist sowohl für den Hopfen-Producenten als für den Bierbrauer von großer Wichtigkeit, weil nun die Mittel an die Hand gegeben sind, den großen Schwankungen der Hopfenpreise entgegenzuwirken. Nachdem nun durch die Wissenschaft festgestellt worden ist, daß geschwefelter Hopfen dem damit erzeugten Biere keine der Gesundheit schädliche Eigenschaft ertheile, nachdem ferner das Schwefeln des zur unmittelbaren Ausfuhr in das Ausland bestimmten Hopfens unter gewissen Modalitäten gestattet wurde, so dürften gegenüber dem unterm 20. März 1830 erlassenen Verbote des Hopfenschwefelns weitere Erleichterungen zu erwarten seyn, welche die Benützung der wissenschaftlichen Erfahrungen möglich machen.

Verbesserung in der Fabrikation von wasserdichtem Leder. Um Oberleder wasserdicht zu machen, wird dasselbe, nachdem es gegerbt, mit einer aus Gummi-elasticum oder Guttapercha und Schwefel bestehenden Lösung bestrichen, dann auf die gewöhnliche Weise vulcanisirt. Ein solches Leder soll vollkommen weich, biegsam, wasserdicht und in jeder Beziehung dem besten Glanzleder gleich seyn, ohne wie letzteres Risse und Sprünge zu bekommen.

Michel über'm Meer.

Und daß der Sklavenhalter nicht
Den freien Staat bezwinge,
Nicht seiner Kette Schwergewicht
Ihn tausendfach umschlinge:
Wer hat dem schnöden Plan gewehrt?
Der Deutsche und sein gutes Schwert,
Sein Herz und seine Ehre,
Neudeutschland über'm Meere!

Und daß der Freiheit hoher Baum
Den Stürmen nicht erliege,
Daß einstmals doch den Erdenraum
Sein Banner überfliege:
Wem dankt er das? dem deutschen Geist,
Der alle Schranken niederreißt,
Durch Wort- und Thaten-Schwere
Vorkämpft der neuen Lehre.

Altdeutschland, fasse frischen Muth,
Und laß die böse Sitte,
Zu peinigen dein eigen Blut
Mit spött'schem Hundetritte!
Dein Michel ist ein andrer Mann,
Wo seyn er darf, was seyn er kann.
Europa's Schild er wäre,
Wär's hier wie über'm Meere.

Der Köhler und der Teufel.

(Eine Volkssage.)

Ein Köhler saß vor seinem Thor
Und pflegte dort der Ruh:
Der Teufel plötzlich kam hervor
Und winkt ihm lockend zu.

Und ruft: „He, Köhler, komm mit mir!
Du bist so schwarz wie ich;
Ich weiß ein tauglich Plätzchen dir,
Das räum' ich ein für dich.

Denn gleich und gleich gesellet sich,
Du kennst das Sprüchlein auch,
Der rechte Mann wärst du für mich,
Scheu'st weder Hitz' noch Rauch."

Der Köhler aber schüttelt 's Haupt,
Er lächelt schlau und spricht:
„Ich hätt' dich pfiffiger geglaubt;
Doch sieh! Du bist es nicht.

Kennst nicht einmal den Unterschied,
Der zwischen uns besteht;
Die Schwärze, die mich überzieht,
Auch wiederum vergeht.

Mich schwärzet meines Standes Pflicht; —
Schwarz schuf dich böses Thun;
Ich kann mich waschen, du dich nicht;
D'rum pack' dich, laß mich ruhn."

Der Teufel schnitt ein schief Gesicht,
Er sah es gar wohl ein:
„Daß sich in Ewigkeiten nicht
Das Böse waschet rein."

Kleinigkeiten.

Der schädliche Einfluß der Ehen unter Blutsverwandten. Einer Familie gehörten zwei Söhne und vier Töchter an, sämmtlich gesund und kräftig, und ein hohes Alter erreichend; von diesen sechs Individuen gingen drei Ehen mit Blutsverwandten und drei Ehen mit fremden Personen ein. Das Schicksal der Nachkommenschaft dieser sechs Ehen stellt sich in folgender Tabelle dar.

I. Blutsverwandte Ehen.

a) 1. Tochter	11 Kinder,	davon starben früh	11.
b) 1. Sohn	8 „	„ „ „	6.
c) 2. Tochter	5 „	„ „ „	3.
	24 Kinder	davon starben	20.

II. Gekreuzte Ehen.

d) 2. Sohn	6 Kinder,	davon starben früh	1.
e) 3. Tochter	7 „	„ „ „	0.
f) 4. Tochter	6 „	„ „ „	1.
	19 Kinder	davon starben	2.

Die meisten Kinder starben an Hydrocephalus (Wasserkopf).

Geschichtliche Aufgabe.



Gracchus findet seinen Tod zu derselben Zeit vor Christus, zu welcher nach Christus Derjenige, den obiges Porträt vorstellt, regierte. Wie hieß Letzterer und in welchem Zeitraume herrschte er?

Mathematische Aufgabe.

Welches ist die höchste Anzahl der geschlossenen Figuren, die man mittels zehn gerader Linien darstellen kann?

Auflösung des „Rebus 6" in der Sonntags-Beilage Nro. 26 vom 30. Juni 1861.

Wer unter Wölfen ist, muß mit den Wölfen heulen.

Richtige Auflösungen gingen ein von: Thekla B. — Fanny Rh..n. — P. W. — Gg. Schreitmüller in Donauwörth. — Franz Xav. Waltzmann in Donauwörth. — Hel. und Friedr. Wiedemann. — Fr. Do...r. — L. Buchschuster. — Gg. Z....r. — J. M. Fink. — Pep. Scherer. — J. B.-t. — Jos. Mayer. — K. E. — J. G. und G. G. — Pet. Kopp. — Ign. Spiegel. — Ferd. Burkas. — Lina Sch. — Vater Plattlinger. — Lolo. — G. H....d.

Auflösung des „Räthsels" in Nro. 26 der Sonntags-Beilage vom 30. Juni 1861.

Welland, Eiland, Land.

Richtige Auflösungen gingen ein von: Fanny Rh..n. — Lolo. — Thekla B. — P. W.

Viktualien-Preise in Augsburg im Monat Juni 1861.

	fl.	kr.	pf.	bis fl.	bis kr.	bis pf.
1 Pfund feine Rollgerste	—	14	—	—	—	—
1 Pfund mittlere Rollgerste	—	12	—	—	—	—
1 Pfund grobe Rollgerste	—	10	—		—	—
1 Vierling Erbsen	1	12	—	—	—	—
1 Vierling Linsen	1	30	—	—	—	—
1 Vierling Hirsen	2	8	—	—	—	—
1 Vierling Hanfkörner	—	18	—		—	—
1 Vierling Haferkern	2	[illegible]	—	—	—	—
Bei dem k. Salzamte dahier						—
Kochsalz, 1 Fässel zu 150 Pfund	9	39	—	—	—	—
Kochsalz 1 Sack zu 134 Pfund	8	29	2	—	—	—
Kochsalz 1 Pfund bei den Huckern	—	4	—	—	—	—
Viehsalz 1 Centner	2	9	—	—	—	—
Viehsalz, 1 Fässel zu 250 Pfund	5	22	2	—	—	
Dungsalz, 1 Fässel zu 650 Pfund	7	15	—	—	—	—
1 Centner nasses Unschlitt	26	30	—	—	—	—
1 Centner ausgelassenes Unschlitt	36	30	—	—	—	—
1 Pfund gegossene Lichter	—	27	—	—	—	—
1 Pfund gezogene Lichter	—	25	—	—	—	—
1 Pfund Seife	—	16	—	—	—	—
1 Centner Heu	1	28	—	—	—	—
1 Centner Ohmet	1	21	—	—	—	—
1 Centner Roggenstroh	1	12	—	—	—	—
1 Centner Gerstenstroh	—	—	—	—	—	—
1 Centner Haberstroh	—	55	—	—	—	—
1 Maaß unabgerahmte Milch	—	4	—	—	—	—
1 Maaß abgerahmte Milch	—	2	—	—	—	—

	fl.	kr.	pf.	bis fl.	bis kr.	bis pf.
1 Metzen weiße Rüben	—	—	—	—	—	—
1 Vierling bayer. Rüben	—	20	—	—	24	—
1 Metzen weiße Kartoffel	1	6	—	1	12	—
1 Metzen rothe Kartoffel	—	—	—	—	—	—
1 Pfund gedörrte Zwetschen	—	[illegible]	—	—	—	—
1 Pfund gedörrte Kirschen	—	14	—	—	—	—
1 Pfund Hechte	—	30	—	—	—	—
1 Pfund Karpfen	—	18	—	—	—	—
25 Stück Frösche	—	9	—	—	12	—
1 Pfund Krebse	—	24	—	—	36	—
1 Pfund geräuchertes Fleisch	—	32	—	—	—	—
1 Pfund Kernel	—	20	—	—	—	—
1 Pfund Schmalz	—	27	—	—	30	—
1 Pfund Schweizer-Butter	—	30	—	—	32	—
1 Pfund Land-Butter	—	26	—	—	28	—
9 Eier	—	8	—	—	—	—
1 Spanferkel	—	—	—	—	—	—
1 Gans in Federn	1	—	—	1	6	—
1 gerupfte Gans	1	18	—	1	24	—
1 Gansjung	—	14	—	—	15	—
1 Ente in Federn	—	30	—	—	33	—
1 gerupfte Ente	—	33	—	—	36	—
1 Entenjung	—	3	—	—	4	—
1 Indian	2	24	—	2	42	—
1 alter Hahn	—	18	—	—	24	—
1 alte Henne	—	20	—	—	30	—
1 Huhn	—	15	—	—	21	—

	fl.	kr.	pf.	bis fl.	bis kr.	bis pf.
1 Paar Tauben	—	14	—	—	16	—
Eine Maaß Kirschenwasser	—	48	—	1	—	—
Eine Maaß guter Fruchtbranntwein	—	20	—	—	—	—
Eine Maaß geringer Branntwein	—	16	—	—	—	—
Eine Maaß Weinessig	—	12	—	—	—	—
Eine Maaß Bieressig	—	4	—	—	—	—
Eine rohe Zunge	1	30	—	1	36	—
Eine geräucherte Zunge	1	36	—	1	48	—
1 Pfund Hirschwildpret	—	—	—	—	—	—
1 Pfund Rehwildpret	—	12	—	—	24	—
1 Pfund Schwarzwildpret	—	—	—	—	—	—
1 Fasan	—	—	—	—	—	—
Eine Wildente	—	—	—	—	—	—
1 Rebhuhn	—	—	—	—	—	—
Eine Schnepfe	—	—	—	—	—	—
1 Haase mit Jung	—	—	—	—	—	—
1 Haase ohne Jung	—	—	—	—	—	—
1 Pfund feiner Flachs	—	30	—	—	32	—
1 Pfund mittlerer Flachs	—	24	—	—	26	—
1 Pfund Werg	—	10	—	—	12	—
1 Pfund Schafwolle	—	48	—	—	54	—
1 Klafter Buchenholz	19	36	—	—	—	—
1 Klafter Birkenholz	17	3	—	—	—	—
1 Klafter Föhrenholz	13	57	—	—	—	—
1 Klafter Fichtenholz	11	39	—	—	—	—
1 Zuber weiche Kohlen	3	48	—	—	—	—
1000 Stück Torf	2	3	—	—	—	—

Sonntags-Beilage
zum
Augsburger Anzeigblatt.

Nummer 28. 14. Juli 1861.

Die Huberbäuerin.

(Fortsetzung.)

Etwa eine gute Stunde später stand Paul mit der Flinte bewaffnet im Walde auf einer buschigen Anhöhe, von der man eine schmale Waldblöße überblickte. Er stand an einer hohen Tanne und spähte mit glühendem Gesichte vor sich hin, das die kalte Nachtluft nicht abzukühlen vermochte. Alle seine Sinne waren im gewaltigsten Aufruhr; wie im Fieber schlugen seine Pulse und die Gedanken und Bilder rannen ihm unklar und nebelhaft zusammen.

Die Nacht hatte inzwischen begonnen sich zu lichten, denn der Mond sollte bald aufgehen und sandte bereits über die Tannenwipfel seine bleiche Dämmerung voraus. Desto schwärzer hoben sich die finsteren Bäume selbst von dem Nachthimmel ab wie eine gespenstige Versammlung, die rings aufgestellt war, das Kommende zu belauschen. Hie und da rauschte und knickte es in dem todtenstillen Walde, dann fuhr Paul nach dem Gewehre, ließ es aber immer wieder sinken, denn es war entweder ein spätes Wild, das durch die Zweige brach, oder eine Eule, die sich kreischend von ihrem Sitze erhob. Endlich aber wurde ein bestimmtes Geräusch hörbar, sich immer gleich wiederholend und immer näher kommend; es waren die Tritte eines Menschen.

„Er ist's," murmelte Paul, spannte leise den Hahn und lauerte dann, den Kolben an's Gesicht gedrückt, auf die jetzt vom vollen Mondlicht beschienene Waldblöße hin.

Aus den Bäumen trat allmählich die dunkle Gestalt eines Mannes hervor und kam den Waldpfad heran, aber nicht wie Jemand, der Eile hat, sondern bedächtig und zögernd, als wäre das Herz nicht bei dem Wege, den die Beine gingen.

Es war Hans.

Schon zuckte Pauls Finger an dem verhängnißvollen Drücker — da erklang aus weiter Ferne, halb verweht, aber noch deutlich hörbar, das feine Glöckchen herüber, das im Dorfner Kloster die Mitternacht anläutete. Es war, als ob mitten im einsamen Walde eine Menschenstimme wach geworden wäre und zu den Beiden sprach, die sich so nahe gegenüber standen.

Hans stand eine Sekunde still, nahm den Hut ab und bekreuzte sich — Paul aber ward es dunkel vor den Augen, der Gewehrlauf senkte sich unwillkürlich und Hans ging seines Weges, nicht ahnend, wie nahe ihm der Tod gewesen.

In wahnsinniger Aufregung stürzte Paul durch das Gehölze fort, pfadlos dem Huberhofe zu.

Jetzt trat Hans aus dem Walde hervor und vor ihm lag die ganze Gegend im hellen Mondlicht da. In der Tiefe zwischen den Hügelreihen hin, ruhte der Nebel wie ein weißes, breites Gewässer, auf dem Moorgrunde, die Hügelreihen zu beiden Seiten aber ragten in voller Klarheit daraus hervor und jedes Fenster der Höfe und Häuser auf ihnen war zu erkennen.

Unwillkürlich wendete Hans seine Augen nach dem Brandlhofe, der so ruhig da lag, als wäre es nur ein Traum gewesen, was seinen sichern Frieden erst vor so kurzer Zeit und so furchtbar unterbrochen hatte. Lange blickte er hinüber, die Gedanken flogen mit den Blicken zu Rosel und es kam ihm vor, als wäre eines der Fenster noch beleuchtet. Das mußte Rosels Fenster seyn — sie war also so spät noch wach; sie weinte und trauerte — vielleicht seinetwegen, denn das hatte sie nicht zu verstecken vermocht, daß auch sie ergriffen gewesen war bei dem letzten Gespräch. Wenn er hinüber eilen würde, — es war ja nur eine kurze Strecke und zu dem unglückseligen Bildstock im Schwarzbühel kam er immer noch früh genug! Vielleicht konnte er sie sehen und noch einmal mit seinen Betheuerungen bestürmen, vielleicht . . .

Ehe er sich den Entschluß selbst klar gemacht hatte, waren auch die Füße den Augen und Gedanken gefolgt: er schritt die Anhöhe hinan und stand bald unter der großen Linde vor dem Brandlgute, gegenüber den Fenstern, wo sich nach der gewohnten Einrichtung die Schlafkammern der Dienstboten und also auch Rosels befinden mußten.

Rosel hatte ihr Nachtgebet schon geraume Zeit beendet, das Gebetbuch der Mutter geschlossen und den Wachsstock ausgelöscht — aber die Ruhe und der Schlaf wollten nicht kommen. Was sollte sie thun? Sie mußte sich selbst auslachen, wenn sie dachte, daß sie einen Augenblick hatte glauben können, die schöne Huberin, eine kreuzbrave Person, ein Weibsbild, sey der gefürchtete Räuberhauptmann! Welch ein Unheil könnte sie anrichten, wenn sie einen solchen Gedanken laut werden ließ! Und doch, wenn sie sich den Ton zurückrief, womit ihr die Bäuerin dieselben Worte zugerufen, wie der Räuber, dann fühlte sie es bestimmt, daß sie sich nicht täuschte! War es denn nicht doch möglich, daß die Bäuerin und der rothe Hannickel eine und dieselbe Person waren? Und sollte sie nun ihren Verdacht verschweigen und dadurch vielleicht schuld seyn an weiteren Unglücks- und Frevelthaten? Warum hatte Hans es so bitter bereut, daß er auf den Huberhof gekommen war? Es war offenbar, daß er etwas Schweres auf dem Gewissen hatte — vielleicht wußte er um die Schandthaten der Bäuerin, war vielleicht selbst einer von den Räubern . . . sie konnte damit nicht in's Reine kommen.

„Ich will einmal darüber schlafen," sagte sie zuletzt, „und morgen, wenn's Tag ist, hinübergehen zum Herrn Pfarrer. Das ist ein gescheidter, freundlicher alter Herr, der wird wohl einen Rath für mich haben."

Sie trat noch einen Augenblick an das geöffnete Fensterchen und sah beruhigtern Gemüthes in die taghelle, schweigende Mondnacht hinaus. Da kam ihr wieder Hans in den Sinn. „Es ist recht schade", sagte sie still hin, „daß wir nicht haben ausreden können! Wer weiß, was er mir gesagt hätt', denn weh ist ihm um's Herz gewesen — bitter weh — das hab' ich wohl gesehen — und ganz vergessen hat er die Rosel auch noch nicht . . . Aber vielleicht hat er sich auch nur so gestellt! Er ist ein gewandter leichtsinniger Bursch' und ich bin ein dummes Ding, daß ich noch an ihn denk'! Die schönen Worte sind bei den Mannsleuten wohlfeil und wenn's ihm so ernst wär', wüßt' er mich wohl zu finden . . ."

Rosel brach in diesem Selbstgespräch plötzlich ab und mußte mit Gewalt an sich halten, um nicht aufzuschreien. Regte sich nicht dort etwas unter der großen Linde? Kam nicht ein Bursch' aus dem Schatten des Baumes halb heraus aus dem Mondschein? Also hatte sie sich doch nicht getäuscht; er kam wirklich, ihr sein bedrängtes Herz auszuschütten — es war Hans.

Bald schwand auch der letzte Zweifel, denn sie hörte ganz deutlich, wie er leise ihren Namen rief. Sie schwieg, aber sie schloß das Fenster nicht; das war nach dortiger Sitte das Zeichen, daß sie den Besuch des Burschen, der zu ihr „zum Fensterl'n" gekommen war, nicht zurückwies.

Hans wußte das auch wohl zu deuten, denn schon im nächsten Augenblick war er an dem Holzvorrathe, der unter dem Fenster aufgeschichtet lag, emporgeklettert. Er stand ihr nun so nahe, daß er mit ausgestrecktem Arme bis zum Fenster empor reichen und Rosels Hand fassen konnte, wenn sie ihm selbe durch das Gitterkreuz entgegen gereicht haben würde.

„Was willst Du noch bei mir?" fragte Rosel nach einer kurzen Pause beiderseitiger Befangenheit.

„Du weißt es, Rosel," erwiderte Hans leidenschaftlich. „Ich hab' Dir's heute schon gesagt, aber Du bist mir die Antwort darauf schuldig geblieben."

„Ich hab' Dir Alles gesagt, was ich sagen kann! . . ."

„Also ist's aus auf ewige Zeiten? Du stoß'st mich ganz von Dir? Du willst es haben, daß ich zu Grund geh' für Zeit und Ewigkeit?"

„Red' nicht so lächerlich! Wie soll ich das wollen . . . Du liebe Mutter von Oetting, ich wünsch' ja nur, daß es Dir recht gut gehen soll!"

Dann mußt Du mich auch anhören, Rosel . . . Mußt mir mir wieder gut seyn . . . o mein blutiger Heiland, wenn Du Alles wüßtest . . ."

Rosel schrack zusammen, eine Sekunde lang hatte sie vermocht, alle ihre Sorgen und Befürchtungen zu vergessen. Sie schlug die Hände zusammen und rief schmerzlich: „Hans, Hans, ich fürcht' alleweil — ich weiß schon mehr, als gut ist! Deine Bäuerin . . ."

„Hast Du's errathen, Rosel?" rief Hans mit zitternder Stimme. Und als Rosel nicht gleich antwortete, frug er dringender: „Rosel, Du weißt es, aber sag', wie ist das möglich gewesen?"

„Ich hab' sie heut wieder erkannt an der Stimm' . . . Es ist also wirklich wahr, sie ist der rothe Hannickel? Und Du, Hans . . . Du weißt davon? Du bist vielleicht selbst einer von ihren Raubgenossen?"

Hans vermochte nicht zu sprechen, aber sein Schweigen war nicht minder verständlich. „O Du liebe Mutter von Oetting," wimmerte das Mädchen, ein Thränenstrom brach aus ihren Augen

und benetzte die Eisenstangen des Gitters, an das sie die heißen Wangen drückte.

„Du glaubst es nicht, was sie für ein Weib ist," sagte endlich Hans, „sie hat mich verblendt' und verführt . . . sie ist kein Mensch wie ein Anderer — sie ist der leibhaftige Teufel! Aber jetzt, wo Du Alles weißt, jetzt sag' mir, hilf mir, rathe mir, was ich thun soll, wie ich mich losmachen kann, wenn's nicht schon zu spät ist . . ."

Rosel lag mit dem Gesicht auf ihren thränenübergossenen Armen und brauchte geraume Zeit, ehe sie sich fassen konnte. „Zum Umkehren und Besserwerden ist's nie zu spät!" sagte sie endlich. „Aber was Du thun sollst? Der Weg überall hin ist ein gar bitterer! Ist's denn möglich — Du, der liebe gute Hans, der keinem Kind was zu Leid' hätt' thun können, Du bist so ein schrecklicher Mensch geworden? Ist's denn möglich, daß Dich der liebe Gott so arg hat verlassen können? . . ."

Sie weinte von Neuem, so schmerzlich, daß es Hans in die tiefste Seele schnitt und doch that ihm diese Theilnahme unendlich wohl. Sie weinte ja um ihn, den Verstoßenen, den Verbrecher, der sich selbst schon verloren gegeben hatte! Er war ihr also nicht ganz gleichgiltig, sie liebte ihn noch — das webte ihn an, wie die erste Hoffnung der Verzeihung; die Thränen fielen auf sein Gemüth gleich den Tropfen eines warmen Frühlingsregens und schmolzen vollends die Eisrinde, die sich um sein Herz gebildet hatte.

Endlich ermannte sich Rosel. „Mit dem Flennen ist da nichts genutzt," sagte sie, „da muß ausgepackt werden. Ich will Dich nit verstoßen, armer Hans, aber Du mußt mir versprechen, daß Du thust, was ich von Dir verlang'."

Sie streckte die Hand aus dem Fenster; Hans ergriff sie begierig und drückte sie zum Zeichen seines Gelöbnisses.

„Dann gehst Du morgen in aller Früh' nach Erding, meldest Dich beim Herrn Landrichter und erzählst und gestehst ihm Alles haarklein . . ."

Hans fuhr zurück. „Zum Landrichter? Aber denkst Du auch . . . er wird mich fest halten, in's Loch stecken, wird . . ."

„Das wird er freilich thun," entgegnete Rosel traurig, „aber es muß seyn. Du mußt Dein Recht leiden von der weltlichen Obrigkeit, wenn Du im Himmel wieder angenommen werden willst als der verlorne Sohn."

„Aber Rosel, — könnt' ich denn nicht . . ."

„Davon geh'n, meinst Du? Und das schlechte Gewissen herumtragen in der weiten Welt? Und schuld seyn, daß hier noch mehr Unheil geschieht? Und einmal hinfahren als ein verstockter und verstockter Sünder? — Nein, Hans, es muß seyn, wie ich sag' . . ."

„Dann bin ich doch ein verlorner Mensch," jammerte Hans. „Wer weiß, welche Straf' sie mir zusprechen!"

„Das weiß ich auch nicht, aber das Gericht und der König wird's Dir gewiß anrechnen, wenn Du von freien Stücken kommst und Ursach' bist, daß dem Unheil ein End' gemacht wird!"

„Und wenn sie's auch thun, ich muß doch in's Zuchthaus, wer weiß auf wie lang und wenn ich je wieder heraus komm', was ist's dann mit mir? Dann deuten die Kinder mit den Fingern auf mich, Niemand will von dem Zuchthäusler, von dem Sträfling was wissen und Alle weichen vor mir aus, wie vor dem bösen Feind?"

„Alle, Hans?" sagte Rosel innig. „Nein, Alle nicht! Und wenn Dich Alles verstoßt, ich werd's nicht thun. Ich will morgen den sauren Gang zum Gericht mit Dir machen; aber ich will mich Deiner auch nicht schämen, wenn Du in der Straf' bist. Ich komm' zu Dir, so oft es seyn darf und tröst' Dich, damit Du nicht verzweifelst und so recht bereust', was Du verbrochen hast. Und wenn sie Dich wieder frei lassen, dann wird die Rosel am Zuchthausthor steh'n und sich Deiner wieder nit schämen, sondern bei Dir bleiben und mit Dir aushalten, was kommt!"

„Rosel . . . o Du leibhaftiger Engel," schluchzte Hans erschüttert. „Rosel . . . das wolltest Du thun?"

„Ich versprech' Dir's, Hans, so g'wiß, als ich einmal mit mein' guten Mutterl im Himmel z'sammen kommen will! Im Land, wo Dich Alles kennt, können wir dann freilich nicht bleiben . . . aber dann geh'n wir miteinander fort. Es wird schon ein Platzl geben in der weiten Welt, wo wir uns verbergen und unser Bissel Brod verdienen können . . . Willst Du?"

„Ich will," sagte Hans, „aber was mach' ich nun mit dem Zettel da? Den soll ich unter das Armenseelenbild stecken am Marterstöckl im Schwarzbühel . . . es ist die Bestellung für die andern zu einem neuen Einbruch . . ."

„Herr Gott im Himmel!" rief Rosel, „den Zettel gib mir, Du aber, versprich mir's, Du gehst ruhig heim, red'st mit keinem Menschen ein Wort und morgen um sieben Uhr wart' ich auf Dich, wo die Sempt aus dem Moos herauskommt — dann gehen wir miteinander — Du weißt wohin."

„So muß ich halt fort von Dir," sagte Hans, „ich kann Dir gar nit sagen, mir wird's auf einmal so schwer um's Herz . . . ich wollt' ich könnt' da bleiben — mir geht's vor, ich seh' Dich nit wieder!"

„Nimm Dich zusamm', Hans," erwiderte Rosel, gleich ihm erweicht, „mach's herzhaft durch, was seyn muß. Der liebe Gott sieht Dein Herz, er wird's ja machen, daß Alles recht wird."

Zögernd nur entschloß sich Hans zu gehen. Als er den Holzstoß herabgeklettert war, rief er noch ein wehmüthiges „B'hüt Dich Gott, Rosel," hinauf — dann verschwand er langsam, noch oft zurücksehend und winkend, in dem angrenzenden Gehölz.

Nach einigen Sekunden schlüpfte auch Rosel geräuschlos aus dem Haus. Sie war in leichter Nachtkleidung, hatte nur ein großes Tuch über den Kopf geworfen und eilte in entgegengesetzter Richtung dem Walde zu.

Inzwischen war Paul längst am Huberhofe angekommen. Er wollte in seine Kammer, aber sein böser Engel, die schöne Huberin, hatte am Fenster seine Zurückkunft belauscht. Leise rief sie ihn heran, als sie aber erfuhr, daß die ihm aufgetragene That nicht geschehen war, gerieth sie außer sich. Sie schlüpfte aus der Kammer und ließ den halb wahnsinnigen Burschen in die verlassene Stube des Erdgeschosses ein. Unter den leidenschaftlichsten Klagen zog sie den Verwirrten an sich und verschwendete alle Liebkosungen, alle Künste der Ueberredung, bis er das Versprechen erneute und noch einmal forteilte, den dem Tode Geweihten auf dem Rückwege zu morden.

Die schöne Huberin stand lange am Fenster, unbekümmert um den frischen Morgenwind, der ihr frostig um Stirne und Nacken blies. Schon leuchtete im Osten ein grauer Streifen auf — da hallte vom düstern Walde das Echo eines schwachen Schusses herüber.

Kaltblütig schloß sie nun das Fenster, indem sie vor sich hinmurmelte: „Gott geb' Dir die ewige Ruhe, Hans — Du wirst mich nicht verrathen — aber ich hab Dir doch Wort gehalten, daß das der letzte Gang war, den Du gemacht hast!"

(Fortsetzung folgt.)

Die Bienenschlacht zu Erbach.

Es war im Jahr 1626. Die Schlacht am weißen Berge hatte der kurzen Herrlichkeit des zum König von Böhmen erwählten Kurfürsten von der Pfalz ein schnelles Ende gebracht, der Kaiser hatte ihn in die Acht erklärt und die Ausführung derselben dem Herzog von Bayern und der Krone Spanien übertragen, in Folge dessen spanische Truppen unter Spinola und Bayern unter Graf Tilly in die Pfalz einrückten und ein Schreckensregiment sonder Gleichen mit sich brachten. Die Leiden des armen geplagten Volkes waren zu einer Höhe gestiegen, wo eine Steigerung fast nicht möglich schien, als sich die Nachricht verbreitete, daß der aus Böhmen vertriebene Graf Mansfeld sich erboten habe, die wilden Schaaren der Liga aus der Pfalz wieder zu vertreiben und gleichzeitig auch der Markgraf von Durlach-Baden ein Heer rüste, um Mansfeld in seinem Beginnen zu unterstützen. Wirklich erreichte diese Combination ihren Zweck, die Spanier und Bayern, zur Zeit ohne Aussicht auf Zuzug, wandten dem ausgesogenen und ausgeplünderten Lande den Rücken und die Mansfelder zogen ein. Doch bald sollten die Pfälzer die Erfahrung machen, daß sich nur der Name der Blutsauger geändert habe, denn die Schaaren des Grafen von Mansfeld verfuhren nicht säuberlicher mit dem Gute und Leben der Bewohner des Landes, obgleich sie als Freunde ihres Fürsten und Befreier des Landes sich angekündigt hatten. In dem kleinen Städtchen Erbach, dem Hauptorte der gleichnamigen, reichsunmittelbaren Grafschaft vernahmen die Bewohner die Kunde von den Gewaltthätigkeiten, denen sich auch die mansfeldischen Truppen hingaben, mit um so größerem Entsetzen, als sie zugleich hörten, daß auch ihnen ein solcher Besuch bevorstehe. Bisher hatte das Städtchen nämlich seine fern vom Kriegstheater befindliche Lage und zugleich der Einfluß ihres Grafen am kaiserlichen Hoflager in Wien vor einem Besuche der Exekutionstruppen bewahrt. Dies sollte jetzt anders werden. Die Bürger der Stadt beriethen sich daher, was unter solchen Umständen zu thun sey und kamen endlich zu dem Beschluß, der zu erwartenden Einquartierung zwar Alles bereitwillig zu gewähren, was sie zu fordern berechtigt sey, aber jeder Gewaltthat sich wo möglich mit aller Gewalt zu widersetzen, denn, meinten sie, wenn die Geduldigen und Frommen die Soldateska zu keinem Mitleid bewogen hätten, so könne vielleicht eine energische Haltung auch zu keinem größern Uebel führen. Die Grafen von Erbach bestätigten sie in diesem Entschlusse, nahmen bereitwillig die besten Schätze der Bürger in ihr festes Schloß, und versprachen ihnen im Nothfall möglichste Unterstützung. Noch in derselben Nacht, wo dieser Beschluß von der Bürgerschaft gefaßt worden war, näherte sich ein Fähnlein mansfeldischer Reiter den bereits geschlossenen Thoren der Stadt und begehrte Einlaß. Es wurde ihnen abgeschlagen und für den folgenden Morgen versprochen, für den der Oberst der ganzen für das Städtchen bestimmten Truppenabtheilung angemeldet war. Schon dieser Bescheid ergrimmte den Rittmeister Rößler, der die Reiterschaar befehligte, und er nahm sich vor, wenn irgend möglich, sein Müthchen an den Bürgern zu kühlen. Zu seinem Quartier wählte er das Haus eines wohlhabenden Bierbraues List, von dem er in Erfahrung gebracht hatte, daß er eine schöne Enkelin und einen wohlgepflegten Weinkeller habe, zwei Dinge, die er für sein Wohlseyn als unerläßlich hielt. Doch auch List hatte von den Lieblingslastern gehört und beschloß noch am Abend nach dem Einzuge der Truppen, sein schönes Enkelkind, das er im Hinterhause verborgen hielt, auf das Schloß zu retten. Um die Person seiner Enkelin bei diesem abendlichen Gange möglichst zu sichern, hatte er einige Nachbarn und Freunde eingeladen, ihr das Geleit zu geben, wozu sich diese auch gerne bereit zeigten. Rittmeister Rößler mußte aber auch von diesem Vorhaben seines Wirthes Kenntniß erhalten haben,

denn am Abend ließ er das Haus von seinen Leuten umstellen und jedem Bewohner desselben den Ausgang verweigern. Rathlos standen die Freunde List's in dessen Wohnzimmer und überlegten, was nun weiter geschehen solle, als der Rittmeister gewaltsam Einlaß begehrte, und da dieser ihm verweigert wurde, die Thür einschlagen ließ. Es kam zum blutigen Handgemenge und vielleicht würde der Sieg, trotz der kräftigen Gegenwehr der Pfälzer, sich doch auf die Seite der Soldaten geneigt haben, wenn nicht plötzlich der Oberst erschienen wäre und dem Kampf ein Ende gemacht hätte. Der Rittmeister, dessen gewaltthätiges Benehmen sein Chef recht gut kannte, ward auf die Hauptwache in Arrest geführt, das Mädchen glücklich aufs Schloß gebracht und die Sache schien abgemacht. Leider erhielt der Oberst noch in der Nacht den Befehl, mit dem größeren Theil seiner Truppen weiter vorzurücken und nur den Rittmeister mit seinen Reitern als Besatzung zurückzulassen. Im Besitz der entscheidenden Gewalt gedachte jetzt Rößler eine auffallende Rache an den Bürgern zu nehmen und sich zugleich in den Besitz des ihm entrissenen Mädchens zu setzen. Während er daher in die nahe liegenden Ortschaften Boten sendete, um Verstärkung an sich zu ziehen, forderte er zugleich die Grafen von Erbach auf, ihr Schloß seinen Truppen zu öffnen und eine Besatzung einzunehmen. Das Gesuch ward abgeschlagen, ein Ueberfall des Schlosses mit Waffengewalt vereitelt, denn auch die Bürger hatten Zuzug aus den umliegenden Ortschaften erhalten und einen Theil davon ins Schloß geworfen, wohin sich auch Weiber, Kinder und Greise gerettet hatten; ein Theil der übrigen Bürger war mit der fahrenden Habe und dem Vieh in's Gebirge gezogen während des Gefechts am Schlosse. Der Rittmeister verwünschte das fehlgeschlagene Unternehmen und mußte jetzt die Verstärkung abwarten. Am dritten Tag traf diese ein, aus einer Freischaar bestehend, welche an Zügellosigkeit ihres Gleichen suchte und deshalb den Namen der Croaten erhalten hatte. Der Kampf begann sofort von neuem und da Rößler seine wie die herangezogenen Truppen lüstern auf die großen im Schlosse geborgenen Schätze gemacht hatte, mit einer Heftigkeit und einem Nachdrucke, der ihnen einen baldigen Sieg verhieß. Schon waren die Stürmenden am Schloßthore und suchten dieses mit Axtschlägen zu erbrechen, da warfen die Belagerten eine Anzahl Körbe herab, die aber so leicht waren, daß sie nur das Hohngelächter der andringenden Soldaten erregten. Doch bald schwieg dasselbe, eine Verwirrung, die sich den Reihen der Stürmenden bemächtigte, ward immer sichtbarer. Sie schienen mit einem unsichtbaren Feinde zu kämpfen, den sie vergeblich von sich abzuwehren suchten. Der Angriff auf das Schloß ward immer schwächer und hörte am Ende ganz auf, denn die ganze Schaar wendete sich in hastiger Flucht, so daß in dem ganzen Städtchen kein Soldat mehr zu finden war, als die zahlreichen Todten und Verwundeten. Und wer war der unsichtbare Gegner, gegen den weder Schwert noch Kugel schützte? Man hatte Bienenkörbe auf die Stürmenden herabgeschleudert und die Inwohner derselben hatten sich mit allem Grimm über die gestörte Ruhe auf die Massen geworfen, hatten die Fliehenden erbarmungslos verfolgt und sie vernichtet. Die Chroniken jener Zeit melden ausdrücklich, daß zahlreiche Leichname aufgefunden wurden, die nur den Stichen der Bienen erlegen seyn konnten, weil sie keine andern Wunden trugen. Sie waren dick aufgeschwollen und alle Zeichen deuteten darauf hin, daß sie martervollen Tod gefunden. Das war die Bienenschlacht zu Erbach, die Jahre lang von den Bewohnern jenes Städtchens mit einem heitern Fest gefeiert wurde.

An alle Freunde der Natur.

Die Freunde der Natur beklagen mit Recht die seit den letzten 30 Jahren so auffallende Verminderung der Vögel, indem der Schaden, den das Ungeziefer an manchen Orten durch Verheerungen in Wäldern, Feldern und Gärten anrichtet, unermeßlich ist. Hier unten, wo von dem Nutzen des Staares die Rede ist, wird in einem überzeugenden Beispiele nachgewiesen werden, daß, wenn einmal zwischen der Vermehrung der Insekten und der Verminderung der Vögel ein Mißverhältniß entstanden ist, der Menschenhand es unmöglich wird, die Insektenheere in gehörigen Schranken zu halten, und daß nur durch natürliche Mittel, die Vögel etwa, das Gleichgewicht im Haushalte der Natur wieder hergestellt werden kann. Dem Naturforscher Dr. Lenz verdankt man sehr praktische Vorschläge, wie insbesondere durch angeschlagene Nistkästchen die Vermehrung von 12 — 14 nützlichen Vogelarten, die nur in Baumhöhlen zu nisten pflegen, bewirkt werden kann. Den Thierschutzvereinen wird dadurch ein offenes Feld geboten, mit geringen Geldmitteln großen Nutzen für die Land- und Forstwirthschaft zu stiften. Die Forstleute werden bereit seyn, über Frevel an den Nistkästchen zu wachen und allenfallsige Strafen müßten gleichfalls wieder dem Zwecke der Sache dienen. Belehrung und Erweckung eines milden Sinnes der Jugend für die anmuthigen und nützlichen Vögel bleibt aber die Hauptsache. Reden wir vorerst vom Nutzen einiger Vögel!

Der Naturforscher Montagu hat beobachtet, daß ein Pärchen Goldhähnchen täglich 16 Stunden lang im Durchschnitt jede Stunde 36 Mal den Jungen Futter brachte, welches aus Kerbthieren besteht. Man kann annehmen, daß eine Schleiereule jeden Tag wenigstens 10 Mäuse verzehrt, macht jährlich 3650. Auf ein Steinkäuzchen müssen täglich vier Mäuse gerechnet werden, beträgt jährlich 1460 Mäuse. Konservator Martin hat in mäusereicher Zeit etwa 100 Busaare geöffnet und in diesen allen nur Mäuse gefunden. Rechnet man auf jeden Busaar im Durchschnitt täglich 10 Mäuse, so macht das Jahr für Jahr 3650 Stück, so daß man ihn zu den nützlichsten Vögeln zählen muß. Nicht selten wird der Busaar, der uns zum Theil im Winter nicht verläßt, aus Unkenntniß statt wirklich schädlicher Raubvögel geschossen.

„Bei keinem Vogel“, sagt Dr. Lenz, „läßt sich so bequem beobachten, wie viel Nutzen er schafft, wie bei'm Staare, keiner läßt sich durch menschliche Kunst so leicht vermehren, daher müssen wir ihn ganz besonders in's Auge fassen.“ Lenz hat an Staaren, welche dicht vor seinen Fenstern (in 42 Nistkästchen) nisteten, beobachtet, daß ein Pärchen mit seinen Jungen täglich 364 Schnecken verzehrt oder statt deren ein Aequivalent an Heuschrecken, Borkenkäfern, Raupen, Eichenwicklern, Kieferneulen u. dgl. — Ist die zweite Brut ausgeflogen, so besteht die Familie aus 12 Stück, welche täglich 840 Schnecken vertilgt. Lenz im Schnepfenthal, und ein Förster zu Friedrichsroda haben die Staare im Gothaischen, wo dieselben seit einem halben Jahrhundert nur einzeln vorkamen, in zwei bis drei Sommern durch Nistkästchen von richtiger Gestalt so vermehrt, daß sich die Zahl auf 180,000 Stück berechnete, welche täglich mindestens 12,600,000 Schnecken zur Nahrung bedurften. — In Heyer's Forstzeitung berichtet der Oberforstmeister Dietrich zu Grünheim im sächsischen Erzgebirge, daß auf seinem Bezirk zwei Rüsselkäferarten, Curculio pini und ater, vom Jahre 1852 bis 1857 großen Schaden gethan, und daß in diesen Jahren 1079 preußische Thaler verausgabt worden, um diese Feinde durch Menschenhände zu vernichten. Nach allen Ausgaben und allen Mühen dauerte jedoch der Schaden in vollem Maße fort, und so beschloß der Oberforstmeister, die Käfer durch Staare vertilgen zu lassen. Diese Vögel hatten bis dahin jene Gegend nicht bewohnt. Nun wurden aber in der Nähe der Fichtenpflanzungen, zum Theil auf Höhen von 3000 und mehr Fuß, 121 Brutkästchen angeschlagen. Diese bevölkerten sich bald mit Staaren, welche das Futter für sich und ihre Jungen auf den Pflanzungen suchten; und wie nun der Oberforstmeister in Gesellschaft eines Oberförsters und zweier anderer Forstleute Ende Mai's eine Anzahl junger, fast flügger Staare untersuchte, fand er ihre Magen mit den genannten Rüsselkäfern vollgepfropft und allen Käfern hatten die sorgfältigen Alten die Rüssel abgebrochen. Ein alter Staar, welcher ebenfalls in Untersuchung genommen wurde, hatte gar Nichts als Rüsselkäfer gefressen.

Den weichen Kirschen und Weinbeeren gehen die Staare auch nach, sind aber durch Klappern und andere Scheuchmittel leicht zu vertreiben. Harte Knorpelkirschen sind vor den Staaren, den (mißkannten) Sperlingen und andern Vögeln ziemlich sicher. Altenburg, liefert einen so hohen Ertrag an Feldfrüchten, wie wenige Länder der Welt. Es mag denselben zum Theil den Staaren verdanken, für welche daselbst die Staarenkästchen allgemein verbreitet sind. Aehnlich verhält es sich mit Holstein und der Lombardei, wo man allenthalben die Eulen schützt und mit Brutkästen versorgt. Solche sind aber leicht herzustellen und findet man in vielen Gegenden Frankens solche auf hohen Stangen.

Gemeinnütziges.

Salz als Reinigungsmittel der Schornsteine. Das Fegen der Schornsteine kann gänzlich vermieden werden, wenn bei dem Bau derselben der Mörtel mit Salz vermischt wird. Da das Salz bei feuchtem Wetter zerfließt, so fällt der Ruß mit herab. Ein Hausbesitzer in Sachsen, der dieses Verfahren schon vor dreißig Jahren anwendete, hat seitdem nicht nöthig gehabt, seine Schornsteine fegen zu lassen.

Unterseeische Bilder. Dem englischen Photographen Thompson ist es nunmehr wirklich gelungen, vollständig das Problem zu lösen, den Grund des Meeres in der Weymuth-Bai in einem photographischen Bilde aufzunehmen. Die Camera war in einen Kasten gestellt; dieser hatte vorn eine Thüre, welche sogleich sich öffnet, sobald das Ganze in das Meer versenkt, beim Anlangen und Aufstoßen auf dem Meeresboden erschüttert wird. Aus einem Boote wurde der Kasten mit der Camera, in welcher sich die zubereitete Kollodiumplatte befand, herabgelassen. Der Apparat verblieb auf dem Meeresboden zehn Minuten lang und wurde dann wieder heraufgezogen. Man fand, daß das Bild der unterseeischen Felsen und Pflanzen deutlich aufgenommen war. Wissenschaft und Praxis hoffen viele Vortheile von der Kenntniß, wie die Berge und Felsensäulen unter Wasser gestaltet sind, zu erlangen.

Das beste Schmieröl erhält man nach Angabe des Elsässers Roth aus Mülhausen dadurch, daß man das Oel mit reinem Bleihyperoxyd kocht, wodurch das Oel die Beschaffenheit eines dicken Teiges annimmt; hierauf wird Schieferöl beigesetzt, welches vermöge des darin enthaltenen Benzoe's das Oel wieder dünnflüssig macht und überhaupt auch bei der Anwendung sich bildendes Harz wieder auflöst.

Sommernachtsträume.

Ich lag, in dumpfem Schlummer hingestreckt,
Gefesselt von der sommernächt'gen Schwüle,
Da ward ich plötzlich aus dem Traum geweckt —
Ein muntrer Bursche stand an meinem Pfühle.

„Auf, auf, geschwind, mein lieber Freund, ich will
Euch jetzt in drollige Gesellschaft leiten!
Ich bin der Eulenspiegel, bin der Till,
Kommt mit, wir haben gar nicht weit zu schreiten!"

Nun führt' er mich zu einem großen Haus,
Umschlossen dicht von starken Pallisaden;
Er schellte dort, der Pförtner guckt heraus:
„Nur schnell herein! Ihr findet drin Kamm'raden!"

Wir traten in den Hof. Da stand ein Mann,
Der grub und grub und streute dann den Samen
Mit reger Hast, und sah uns gar nicht an,
Als wir ihm bei der Arbeit näher kamen.

„Was treibt Ihr hier?" — Da blickt er auf entsetzt,
Als wollt' mit seinem Blick er uns vernichten.
„Was stört Ihr mich? Hab' große Eile jetzt!
Zu Deutschlands Flotte pflanz' ich hier die Fichten!" —

„Verzeiht, Herr Till, der Mann ist wohl verrückt?" —
„Still!" — sprach der Till — „Kommt dort zu jener Zelle!"
Da saß ein Mann, das greise Haupt gebückt
Auf eine riesig große Zahl-Tabelle.

„Was treibt Ihr hier?" — „Laßt mich, ihr Herrn, ich bitt',
Ich rechne jetzt" — so sprach der greise Zähler —
„Gefunden hab' ich schon das Deficit,
Nun such' ich nur den großen Rechenfehler.

Zehn Jahr schon such' ich jetzt; doch find' ich ihn,
Stimmt jeder Posten dann in dem Register,
Dann melde ich mein Glück sofort nach Wien,
Und werde sicher dann — Finanzminister!"

Jetzt schritten weiter wir zu einem Saal
Mit goth'schen Bogen und von Riesengröße;
Viel kahle Köpfe saßen dort zumal
Vertieft in Bücher und in Actenstöße.

Doch Andre liefen in dem Saal herum,
Ein grausig Lächeln in verzerrten Zügen,
Als ob sie eine Welt von Spotte stumm
In ihren Herzen tief verschlossen trügen.

Und Andre wieder schrie'n und tobten hier
Und fuchtelten mit Händen und mit Armen,
Und schimpften laut — es war ein Anblick schier
Zum Lachen fast, doch mehr noch zum Erbarmen.

„Was treibt dies Volk? O sprich es ohne Scheu!" —
„Erlaube" — sprach der Till — „daß ich's erkläre:
Was du hier siehst, das ist ein Bild gar treu
Von unsres Deutschlands General-Misère.

Die Männer dort, die auf den Tisch gebeugt
Sich plagen mit der Weisheit Anfangsgründen,
Sind Diplomaten; ihre Platte zeugt
Von Altersschwäche oder — Jugendsünden.

Auch Professoren siehst du hier vereint,
Die ihre Schädel weidlich abgeschunden —
Gar kluge Männer; denn ein Jeder meint,
Daß er den Stein der Weisen hab' gefunden.

Dort jene Stummen sind hier festgesetzt
Von nah und fern, so Wiener als Berliner,
Einst Demokraten und noch mehr, doch jetzt
Verdammt zum Schweigen als Zwangsjackobiner.

Die Wilden sind — o glaube meinem Wort —
Geschaart aus Deutschlands fernsten Regionen:
An Größen-Wahnsinn krankt der Bayer dort,
Der von Hannover krankt an Visionen.

Tiefsinnig schleicht der Hesse dort dahin —
Er ist am Preußen leider irr' geworden;
Der Holste dort, er schwelgt mit krankem Sinn
In meerumschlungnen Vaterlands-Accorden." —

„Und jene Männer voll Vertrauensbrunst,
Die auf die bessre Zeit in Wahnsinn harren?" — —
„Gothaer sind's!" — „Nein, Freundchen, mit Vergunst:
Es sind und bleiben" — „Was denn?" — „Deutsche Narren!"

Auflösung der „Geschichtlichen Aufgabe" in Nr. 27 der Sonntags-Beilage vom 7. Juli 1861.

Hadrianus Aelius regierte von 117 bis 138 nach Chr.; Gracchus fand seinen Tod im Jahre 121 vor Chr.

Richtige Auflösungen gingen ein von: J. M. Fink. — J. Kl.

Kleinigkeiten.

(Einhunderter Sänger-Noten.) Daß die Sänger kein Recht zur Noten-Ausgabe, wie Staatsregierungen und Hr. Kossuth sich herausnehmen, besitzen, beweist folgender Fall: Einige Theilnehmer des Kremser Sängerfestes kamen auf die Idee, ihre Abschiedskarten an die Kremser in Form der Hundertnoten herauszugeben. Das Blatt, auf Banknotenpapier gedruckt, zeigt an den oberen beiden Enden die Zahl 100 wie die Banknoten, nur daß es „100 Grüße" heißt, in der Mitte oben halten zwei Engel eine Lyra; die beiden Seitenfiguren stellen die Muse des Gesanges und einen deutschen Sänger vor. Die Worte „Oest." — „Lebe" sind den beiden Figuren mit rothen Buchstaben eingedruckt. Unten in der Mitte erscheint Mozart's Büste mit musikalischen Emblemen umgeben. Auf der Karte steht zu lesen:

100 Grüße. 100 Grüße.

Viribus unitis.
Zur Erinnerung
an das erste östreichische
Sängerfest.
Es knüpft das deutsche Lied, ein unauflöslich Band
Uns fest an unser Volk,
an unser Vaterland.
Lied wird That, früh oder spat.
Lied macht reich Lied erhebt,
Und alle gleich, Beseelt, belebt.
Wo man singt, da laß dich ruhig nieder.
Böse Menschen haben keine Lieder.
Treue, Würde, Harmonie,
Fühle, froher Sänger, sie.
Krems, am 30,6,1861.

So wenig Verwandtes nun das Ganze mit einer Banknote hat, so glaubte man doch, daß auf dem Lande eine oder die andere „Einfalt vom Lande" leicht einem Betruge zum Opfer fallen könnte. Es wurde demnach die Konfiskation der bereits gedruckten Karten, von denen nur erst einzelne ausgegeben waren, angeordnet.

Würfelspiel-Aufgabe.

Man werfe drei Würfel, stelle sie sodann in gleicher Linie neben einander, — z. B. wie folgt:



Jemand dem es unmöglich gemacht war, die geworfenen Augen zu sehen, soll diese gleichwohl bestimmen. Welches Verfahren ist nun, z. B. zur Errathung obigen Wurfes, nothwendig?

Räthsel.

Zweisilbig.

Ich bin ein ernstes, inhaltsschweres Wort
Und rufe Dir auf Deines Lebens Wegen
Oft ein gebieterisches Halt entgegen;
Nur der Gedanke reißet kühn mich fort,
Der nimmermehr zu knechten und zu hemmen,
Mag man mich mächtig ihm entgegenstemmen.
Bald eine Schutzwehr, bald der Freiheit Hort,
Bin ich doch häufig im Tyrannensold,
Bin sichtbar — unsichtbar; aus Eisen — Gold.

So starr und fest Du mich bis jetzt gesehn,
So schwach und biegsam lernest Du mich kennen,
Wirst Du den Kopf von meinem Rumpfe trennen,
Nicht ohne Stütze kann ich aufrecht stehn,
Muß schmeichelnd mich um einen Stärkern schlingen,
Ihm dafür Schmuck, erneute Jugend bringen;
Doch mag er dann im Tode selbst vergehn,
Stets werde ich den Leichnam treu umziehn,
Der mir im Leben Stab und Schutz verliehn.

Und wiederum bin ich ein fester Halt,
Wirst Du am End' mein erstes Zeichen lesen,
Bin es in Bild und Wirklichkeit gewesen,
Jahrtausende ist die Bedeutung alt.
Wenn auf dem Meer — im Leben Stürme toben,
Ergreift man mich — erfleht man mich von Oben.
Ehrwürdig in symbolischer Gestalt
Erhebe ich aus Erdennacht und Leid
Getröstet Dich zu der Unendlichkeit.

Auflösung der „Mathematischen Aufgabe" in Nr. 27 der Sonntags-Beilage vom 7. Juli 1861.

Sechsunddreißig Figuren.

Man bildet durch zwei Linien einen rechten Winkel und läßt die übrigen acht sich dermaßen kreuzen, daß von einem Schenkel des Winkels nach dem andern ein nach dem Schenkelpunkt converes Kreissegment entsteht.

Richtige Auflösungen gingen ein von: K. Schr. — Franz.

Sonntags-Beilage
zum
Augsburger Anzeigblatt.

Nummer 29. 21. Juli 1861.

Die Huberbäuerin.

(Fortsetzung.)

Hastig wie ein verscheuchter Vogel strich Paul querfeldein durch Thau und Gras. Es war die erste Stunde des erwachten Morgens; sein Bote, ein frischer Luftzug rauschte durch die Haselbüsche am Wege und schüttelte brausend die Tannenwipfel des Waldes, in welchem das Blut des Ermordeten noch warm zum Himmel rauchte. Der Morgen wurde immer glorienhafter, aber Paul sah nichts von aller Schönheit der wieder auflebenden Natur; seine Seele war außer dem mechanisch forteilenden Körper, von Entsetzen geschüttelt, erschreckt von dem rauhen Schrei eines aufflatternden Raben, gescheucht von dem Rauschen der Zweige, das ihm klang, wie das letzte Röcheln aus der Brust seines Opfers.

Auch jetzt erwartete ihn die Huberbäuerin. Sie hatte sich nach dem Schusse ganz befriedigt noch zur Ruhe gelegt, allein nur der kräftige Körper sank in Schlaf, die Seele blieb stürmisch bewegt und warf wilde, blutige Bilder wirr und entsetzlich durcheinander. Stöhnend und schreckhaft sprang sie empor, denn es war ihr vorgekommen, als stehe Hans vor ihr, blutend, verwundet, aber nicht todt und hätte drohend die Hand gegen sie erhoben. Fieberisch strich sie die losgegangenen Flechten des reichen schwarzen Haares von der Stirn zurück und fühlte sich zum erstenmale in ihrem Leben von den Zwangschrauben der Angst gefaßt. — Wenn Paul ihn gefehlt oder nur verwundet hatte, dann war sie verloren, dann hatte sie von seiner Rache Alles zu fürchten!

Schon begann es im Hause sich zu regen, da sah sie Paul über das Feld herankommen. Rasch eilte sie ihm entgegen, nur nothdürftig gekleidet, damit er Niemand vor ihr begegne, damit Niemand irgend einen Argwohn schöpfe. Mehr todt als lebend wankte der Bursche heran — nicht mehr das Bild voller, blühender Jugend wie noch gestern, nein, eine von wenigen Stunden verwüstete und gezeichnete Jammergestalt.

„Nun," rief sie ihm mit rohem Scherz entgegen, der auch darauf berechnet war, ein allenfalls verborgenes Lauscherohr zu täuschen, „nun, ist's jetzt die Zeit, heimzugehen? Dir sieht man ja die Freinacht auf zehn Schritt' an . . . ist der Tanz endlich einmal aus?"

„Es ist Alles aus," sagte der Bursche und die Bäuerin athmete hoch auf, als wenn ihr eine Centnerlast von der Brust genommen wäre. „Du bist ja ganz verwirrt," sagte sie dann leiser, indem sie mit ihm in's Haus trat. Nimm Dich zusammen, es ist jetzt einmal nicht anders, also laß Dir nichts anmerken! Bis morgen ist's überstanden und Du denkst nimmer dran. Aber jetzt leg' Dich nieder und schlaf. Du kannst den ganzen Tag liegen bleiben, daß Du Dich ganz erholst. Später kommst Du dann zu mir, wie gestern und erzählst mir erst genau, wie Alles gegangen ist . . . Oder reut's Dich etwa schon, was Du mir versprochen hast? Hast schon vergessen, was ich gethan hab' für Dich . . ."

„Ich will mich niederlegen," erwiderte Paul, „vielleicht vergeht mir dann der Zustand! Mir ist, als wenn mir das Blut den Kopf zersprengen wollt'! Ich komm' dann . . ."

„Halt!" rief ihm die Bäuerin nach, als er gehen wollte, „noch Eins! Du hast ihn doch . . .?" fragte sie mit einer ausdrucksvollen Handbewegung, die das Einscharren des Leichnams bedeutete.

„Nicht?" schrie sie entsetzt, als Paul stumm verneinte. Du hast den Todten liegen lassen? So wird er gefunden und wir sind mit einander verloren!"

„Ich hab' ihn in's Gebüsch hineingezogen, wo das Steingeröll ist," erwiderte düster der Mörder, „da findet ihn so leicht Niemand!"

„Die Jäger mit ihren Spürhunden kommen überall hin, die finden ihn, eh' der Tag vergeht! Nein, das ist nichts, Du mußt nochmals hinaus und mußt ihn verscharren, so tief es geht!"

„Das kann ich nicht!" rief Paul mit einer abwehrenden Geberde des Entsetzens und bebend vor tiefem innerlichen Schauder, „ich geh' nicht wieder hin!"

„Und warum nicht?"

„Ich kann nicht," wiederholte Jener, „er ist auf den Schuß zusammengestürzt wie ein Stück Holz und hat keinen Laut mehr von sich gegeben — nur ein paarmal gestreckt hat er sich und mit der Hand in die Luft gegriffen. Wie er sich dann nicht mehr rührte, bin ich hinzugeschlichen und hab' ihn hereingezogen vom Gangsteig weg in's Gebüsch und hab' das Blut am Platz zugedeckt mit Erde und Blättern. Dann hab' ich ein tiefes Loch gegraben . . . aber ich hab' ihn nicht hineinlegen können, denn wie ich wieder hinzuging, da wars schon so dämmrig hell geworden, daß man wohl was unterscheiden konnte. Da ist er dagelegen mit weit offenen Augen und die haben so fest hingeschaut auf mich . . . es kam mir vor, als wenn er anfangen wollt' zu reden und sich wieder zu rühren. Da — da hab' ich Alles hingeworfen und bin davon gelaufen . . . und dahin . . . nein, um Alles in der Welt geh' ich nicht wieder dahin!"

Die Bäuerin sah ihn kopfschüttelnd an, und ein höhnisches Lächeln zuckte um ihren Mund. „Ihr seyd mir saubere Leut', Ihr Mannsbilder," sagte sie, „auf Euch kann man sich verlassen! Aber geh' nur, ich seh' wohl, daß Du nit kannst . . . leg' Dich nieder und schau, ob Du bis auf die Nacht Deine fünf Sinn' z'samm klauben kannst. Ich muß halt auf was Andres denken, denn so liegen bleiben darf er um keinen Preis."

Paul entfloh der Scheune zu und vergrub sich in den äußersten Winkel des Heulagers, wohl vor den Leuten, aber seine qualvollen Sorgen wühlten sich mit ihm hinein.

Die Bäuerin trat nach kurzem Besinnen in's Schlafzimmer, wo ihr Mann noch tief schlafend im Bette lag. Eine Weile betrachtete sie ihn mit demselben Ausdrucke des Hohns, wie er so ungeschlacht und plump dalag, eine geistlose Masse Fleisch. „Auch ein schönes Muster von einem Mannsbild," murmelte sie, „aber sie sind im Grund Alle gleich, und ich weiß nit, ob mir nicht zuletzt der Simpel noch der Liebere ist — der folgt mir doch wie ein Hund!" Sie faßte den Arm des Schlafenden und rüttelte ihn so kräftig, daß er erschrocken auffuhr und sie mit verschlafenen Augen verblüfft anglotzte. „Steh' auf, Huber," sagte sie, „und hör' mir zu — es ist etwas ganz Besonderes passirt."

Der Blöde richtete sich halb empor und sah sie erwartend an.

„Antworte mir erst," begann die Bäuerin wieder, „weißt Du noch, wie ich in Dein Haus gekommen bin?"

„Wie sollt' ich das nicht mehr wissen," grinste er, „für so dumm mußt Du mich doch nicht halten! Ich weiß es noch gar wohl, wie Du auf den Hof gekommen bist, als eine arme Magd und Dein Päckl unterm Arm."

„Und wie Du mir nachgegangen bist auf Schritt und Tritt, und nicht geruht hast, bis ich Ja g'sagt hab'? Und was Du mir damals versprochen hast, daß ich's gethan, weißt Du das auch noch?"

Der Bauer schwieg, denn er wußte nicht, wo die Bäuerin hinaus wollte mit ihrer Frage.

„Du hast mir versprochen," fuhr sie fort, „daß ich Herr seyn soll im Haus, daß Du mir nichts einreden willst, daß Du blindes Vertrauen zu mir haben und mich nicht mit Eifersucht plagen willst, und wenn Du auch meinst, Du hättest Ursach dazu! Und wie hast Du Dein Wort gehalten? — Meinst Du, ich hab's nit gemerkt, wie Du mich überall scheel angeschaut hast wegen dem Oberknecht, dem Hans, daß die andern Dienstboten die Köpf' zusammenstecken und einander mit dem Ellbogen anstoßen? Ich hab' Dich wohl geseh'n, wie Du mir gestern früh nachgeschlichen bist in die obere Stub'n und hast spionirt wie ein Spitzbub'!"

Der Bauer war verlegen, sich ertappt zu wissen, und sah dumm lächelnd vor sich hin.

„Ich bin die Person nicht," fuhr die Bäuerin fort, „die so mit sich umgehen läßt. Ich kann mir aber schon einbilden, wer Dir das in den Kopf gesetzt hat — es wird's wohl der Hans selber gewesen seyn! Wer weiß, was er gered't und geprahlt hat, weil ich ihn vielleicht einmal freundlich ang'schaut hab' . . . . Drum hab' ich g'sorgt, daß er Dir und mir nimmer im Weg umgeht!"

„Hast ihn fortgeschickt?" fragte tückisch der Bauer.

„Dummheiten! Warum nit gar! Daß er mich ausschreit und in's Gered' bringt bei den Leuten? Nein, ich hab ihm's Maul g'stopft, daß er's gewiß nit wieder aufmacht."

„Versteh'st mich nit?" fuhr sie fort, da der Bauer sie fragend anstierte. „Ich hab' ihn durchthun lassen — draußen im alten Steinbruch im Schwarzbühelholz liegt er erschossen!"

Der Blöde hörte zu, wie Jemand, der wohl etwas vernimmt, aber es nicht begreift; erst allmählich schien ihm das Verständniß aufzudämmern, seine starren Augen funkelten und eine wilde, unheimliche Freude zog über sein Gesicht, das dadurch dem eines wilden Thieres noch ähnlicher wurde. „Ist das wahr?" rief er lachend, „der Hans ist hin?"

„Hin," entgegnete kaltblütig die Bäuerin, „das hab' ich Dir zu lieb gethan, damit Du siehst, daß ich ein braves Weib bin und daß Du mir nit wieder so Unrecht thust! Aber jetzt ist's an Dir — jetzt zeig', daß Du ein solches Weib verdienst. Geh' hinaus in den Steinbruch — wenn Du nicht willst, daß Dein treues Weib Deinetwegen in Ketten und Banden kommt, so scharr' ihn ein, daß ihn Niemand find't und dann komm' wieder und sag' mir's!"

Der Bauer bedurfte keiner weiteren Ueberredung oder Aufforderung — mit wildem Sprunge war er aus dem Bett, warf sich unordentlich und hastig in die Kleider und eilte mit der Hast eines beutegierigen Raubthieres, das Fraß wittert. „Sey vorsichtig," mahnte die Bäuerin, „geh' beiseit', daß Dir Niemand begegnet, und wenn Dir doch wer in den Weg kommt, so sag', Du gehst in unsern Schlag hinaus und willst einen Wassergraben aufwerfen."

Er hörte kaum die Mahnung, die übrigens auch unnöthig war, denn instinktmäßig wählte er einen Umweg durchs Moor, wo ihm nicht leicht Jemand entgegen kam, und von wo er nur einen Büchsenschuß weit in den Wald hatte. Er sprang mehr als er ging, indem er manchmal wilde unverständliche Worte vor sich hinbrummte, manchmal die über die Schulter liegende Grabschaufel wie eine Keule über'm Kopf schwang. Bald war er im Wald und hatte gleich einem Spürhunde schnell die Blutstelle aufgefunden. Mit wildem Hohngelächter sprang er auf die Leiche zu, als er sie erblickte, und riß sie aus dem Gesträuche heraus; dann setzte er sich gegenüber auf einen Baumstumpf, stützte sich in die beiden Hände und sah eine Zeit lang mit wilder Freude in die starren Augen und die verzerrten Züge des Todten.

Dann sprang er auf und zerrte den Leichnam in die von Paul schon bereitete Grube und schaufelte und grub wie wüthend mit aller Kraft, daß sie in wenigen Minuten eingefüllt und der arme Hans ein paar Klafter tief verscharrt war. Boshaft stampfte er dann noch auf der lockeren Erde herum und holte kriechend aus dem Gebüsche allerlei Moos, abgefallenes Laub und Gestrüpp herbei, um der Stelle das Ansehen des gewöhnlichen Waldbodens wieder zu geben. Mit dem Ausdrucke wohlgefälliger Verschlagenheit überblickte er sein Werk und eilte nach Hause.

Als die schöne Huberin ihn kommen sah, athmete sie hoch auf, denn jetzt wußte sie sich sicher. Sie lachte laut auf in übermüthigem Trotze und veränderte keine Miene, als einer der Knechte mit der Botschaft herankam, daß der Oberknecht Hans nirgends im ganzen Hause zu finden sey und der jüngste Knecht Paul wie betrunken im Heu liege. „Das muß wahr seyn," rief sie in verstelltem Zorn, „gut versehen bin ich mit meinen Leuten! Der Eine kommt die ganze Nacht nicht heim und der Andere ist am hellen Tag noch nicht nüchtern — aber ich will nicht die Huberbäuerin seyn, wenn ich nicht Ordnung bring' in die Bursche!"

Während das auf dem Huberhofe geschah, saß die traurige Rosel schon lange auf einem Straßenrain an der Brücke, wo die Sempt aus dem Moose hervorkommt. Längst hatte es auf den Kirchthürmen des nahen Städtchens sieben Uhr geschlagen; Viertelstunde um Viertelstunde schlich dahin, ohne daß Hans erschien, um mit ihr den verabredeten Gang zum Gerichte zu machen. Rosel wollte sich fast die rothgeweinten Augen ausschauen nach ihm, aber er war nirgends zu erblicken. Jetzt schlug es auf der Hauptkirche schon acht Uhr; der tiefe, ernste Glockenton schwebte so recht feierlich durch die stille Gegend hin und drang mahnend an des Mädchens Ohr und Herz.

„In Gottes Namen," sagte sie endlich aufstehend, „er kommt nicht! Ich kann's nicht glauben, daß er sein heiliges Versprechen nicht halten sollt', also kann er wohl nicht kommen und sie haben ihm gar ein Leid's angethan! . . . Wie's aber auch ist, ich muß hinein, muß Alles sagen was ich weiß — mag es ihm und mir dann gehn, wie's will!"

Plötzlich blieb sie horchend stehen und glühende Röthe stieg ihr in's Gesicht. „Das wird er seyn," sagte sie, „ich höre geh'n" . . . Er war es aber nicht; ein wildfremder Mensch schritt achtlos an ihr vorüber. „O mein lieb's, gut's Mutterl," seufzte sie in das Taschentuch hinein, „steh' Du mir bei auf dem schweren Gang" — dann schritt sie ruhiger dahin, dem Gerichtsgebäude zu.

Der Abend des zweiten Tages war gewitterhaft zu Ende gegangen und hatte einer undurchdringlich finsteren Nacht Platz gemacht. Die ganze Gegend lag todesstill, Ruhe war in und über allen Häusern und Hütten, denn nichts von dem Vorgefallenen hatte verlautet. Nur in der Richtung gegen eine am Waldsaume befindliche, halb übergraste Sandgrube, an deren Rand ein verwittertes Wetterkreuz emporragte, war es in geheimnißvoller Weise lebendig. Dunkle, bewaffnete Männer schlüpften in den Wald hinein und zwischen den Bäumen blitzte es hie und da wie ein Gewehrlauf oder eine Bajonnetspitze. Allmählig jedoch war es auch hier ruhig und bald war nichts hörbar, als das Rauschen der Bäume, die sich den Stößen des Gewitterwindes beugten.

Schon ging es nahe auf eilf Uhr, als hie und da eine verdächtige Gestalt über die Felder heranstrich und ihren Weg zu dem finster aussehenden Wetterkreuz richtete. Stillschweigend sammelten sie sich dort und schon war eine ansehnliche Schaar beisammen, als vom Kirchthurme aus der Tiefe herauf die elfte Stunde schlug. Da kam Leben in die unheimliche Gesellschaft und bald bewegte sie sich wie ein dunkler Knäuel gegen den Hügelabhang vorwärts.

Da blitzten plötzlich ringsum verborgen gehaltene Fackeln und Lichter empor und von allen Seiten scholl den Räubern ein donnerndes Halt entgegen. „Teufel, wir sind verrathen!" schrie der Anführer mit der schwarzen Maske und dem bekannten rothen Bart. „Schlagt Euch durch, Buben! Haut die Schergenknechte zusammen!" Instinktmäßig folgten die Männer und drangen auf ihre Gegner mit den Beilen, womit sie bewaffnet waren, ein, auch einzelne ziellose Flintenschüsse krachten, aber die militärisch geleiteten Angreifer hatten sich so schnell im Kreise geordnet und zusammengezogen, daß ihnen von allen Seiten eine undurchdringliche Reihe von Bajonnetten entgegenstarrte. Heulend warfen einige der Männer die Waffen weg, fielen in die Kniee und schrieen in verzweifelter Entmuthigung um Gnade, andere drangen auf die Soldaten ein und suchten einen blutigen Ausweg zu erzwingen, aber die Uebermacht war zu groß, schwer verwundet mußten sie bald von dem vergeblichen Versuche ablassen. Zu den letztern gehörte der Anführer der Bande, der sich mit solcher Wuth auf die Feinde stürzte, als könne er es nicht ertragen, ihnen lebendig in die Hände zu fallen, und suche den Tod. Diese aber, ihres Fanges sicher, schonten ihn sichtbar und trachteten, ihn lebend und unversehrt der Gerechtigkeit zu überliefern. Endlich gelang es ihnen auch, ihn unter wuthschäumenden Flüchen und Lästerungen nieder zu ringen und zu binden.

Der Ueberfall war vollständig gelungen, acht Räuber mit dem rothen Hannickel lagen geknebelt am Boden, von den Gerichtsdienern mit gezogenen Säbeln bewacht, während die Soldaten die Gewehre zusammenlehnten und die Ankunft der Wagen zum Transport der Gefangenen abwarteten.

Der Assessor, welcher mit dem Hauptmanne das Ganze geleitet hatte, begann indeß seine richterliche Thätigkeit, indem er in einer nahe gelegenen Streuhütte den Vorfall zu Protokoll nahm und die Persönlichkeit der einzelnen Räuber feststellen ließ. Die meisten waren Bauernbursche aus den anliegenden Gerichtsbezirken, vielfach nicht zum Besten bekannt, einzelne auch von tadellosem Ruf. Zuletzt ward auch von dem Anführer der rothe Bart und die Maske abgenommen und wenn noch ein Zweifel möglich gewesen, ob darunter wirklich die schöne Huberin verborgen seyn könne, so war er jetzt gelöst.

Todesbleich stand sie da, aber aufrecht und keck wie immer, und ihre funkelnden Augen machten mit dem Ausdrucke des wildesten Hasses die Runde unter den Umstehenden. Auch Rosel war darunter, denn da das Gericht nothwendig ihre Anzeige prüfen mußte, hatte man sich ihrer Person versichert und sie zu dem nächtlichen Streifzug mitgenommen.

„Also Dir hab ich's zu verdanken!" knirschte die Huberin, als sie das Mädchen erblickte, „jetzt begreif ich Alles — aber es geschieht mir ganz recht, warum hab' ich mich auf den Weiberlapp von einem Burschen verlassen!"

„Das brave Mädchen," sagte der Beamte mit gebieterischer Würde, „hat seine traurige Schuldigkeit gewissenhaft gethan, und ihr seht, daß ich doch Recht hatte, als ich vor ein paar Tagen Euch zurief, es sey nichts so fein gesponnen, es kommt an die Sonnen."

Trotzig schwieg das Weib und ließ sich abführen, als die Wagen angekommen waren, sie mit ihren Genossen in's Gefängniß zu bringen.

Als der Zug das nächste Dorf erreicht hatte, strömte ihm, obwohl noch kaum der Morgen graute, Alt und Jung daraus entgegen; denn schon als die Wagen geholt worden waren, hatte sich das Gerücht verbreitet, der rothe Hannickel und seine ganze Bande sey gefangen, die schöne Huberin sey der Räuberhauptmann gewesen und so gerieth, wie bei einem plötzlich entstandenen Brande, das ganze Dorf und bald die ganze Umgegend in Allarm. Wüthend drängte sich das Landvolk in dichten Schaaren um die Wagen, Drohungen und Verwünschungen erschallten von allen Seiten und hätte nicht die Eskorte von Soldaten sie umgeben, so wäre sicher wenigstens die schöne Huberin das Opfer der allgemeinen Erbitterung geworden. Sie aber blickte kalt und lachend auf die tobende Menge hin und der in jeder Ortschaft sich steigernde und wiederholende Empfang schien ihrem wilden Stolze zu schmeicheln.

(Schluß folgt.)

Die ausgestopfte Katze.

„Der alte Lumpensammler ist todt!" hieß es eines Tages in einer abgelegenen Straße von Paris, wo man seit vielen Jahren gewohnt gewesen, einen alten Mann, Hacke und Korb tragend, Morgens seiner elenden Dachkammer entsteigen, Abends dahin zurückkehren zu sehen.

Man sah ihn nicht mehr; der alte Lumpensammler war todt. Weiter bekümmerte sich aber Niemand viel darum, denn der alte Mann hatte mit Keinem verkehrt, Keinen geliebt und um sich gehabt, als eine Katze, die er selbst nach ihrem Tode ausgestopft und gleich einem Schatze bewahrt hatte. Nur von Zeit zu Zeit war eine Nichte — seine einzige Verwandte — zu ihm gekommen, den armen alten Onkel mit ihren geringen Mitteln zu unterstützen; wahrscheinlich der einzige Grund der den Sonderling bestimmte, diese Besuche zu dulden.

Zu dieser Nichte entschloß sich denn endlich einer der Nachbarn zu gehen und sie von dem Tode des alten Lumpensammlers zu benachrichtigen. Susette, so hieß das Mädchen, diente bei einer Ge-

müsehändlerin, stand aber im Begriffe, sich mit dem Gehilfen eines Bäckers zu verheirathen. Sobald sie den Tod ihres Onkels erfuhr, ließ sie ihren Verlobten rufen und theilte ihm mit, daß sie ihre Hochzeit verschieben müßten, da sie die zum Ankauf ihres Brautkleides ersparte Geldsumme für das Begräbniß des alten Mannes verwenden müsse. Ihre Herrin, welche bei diesem Gespräche gegenwärtig war, erklärte ihre Ansicht für eine Ueberspanntheit und rieth ihr, die Bestattung des Lumpensammlers der öffentlichen Wohlthätigkeit zu überlassen. Susettens Verlobter trat dieser Meinung bei, und es entspann sich, da das brave Mädchen sich entschieden weigerte, dem ertheilten Rathe gemäß zu handeln, ein Streit, welcher für Susette die ernstesten Folgen hatte, nicht nur ihren Dienst, sondern auch ihren Bräutigam zu verlieren. Dennoch blieb sie standhaft bei dem, was sie für ihre Pflicht hielt, und eilte nach der Dachkammer, in welcher ihr Oheim verschieden, dort mit Aufwendung ihrer ganzen Baarschaft ein anständiges Begräbniß anzuordnen.

Nachdem das Liebeswerk, dem sie so viel geopfert, vollbracht, der alte Mann bestattet war, saß sie allein in der kahlen, traurigen Kammer, nachdenkend, was sie für ihre Zukunft beginnen solle.

Ein leises Klopfen an der Thüre schreckte sie aus ihrem Sinnen; aufblickend sah sie zu ihrem Erstaunen den Meister ihres ungetreuen Verlobten — einen wackern jungen Mann — eintreten.

„Sie haben Ihren Dienst verloren, Susette," redete er sie an, „die Veranlassung dazu ist eine so ehrenwerthe, daß ich hieher gekommen bin, Ihnen ein anderes Unterkommen, und zwar für das Leben anzubieten. Wollen Sie meine Frau werden?"

„Ich? Sie scherzen, mein Herr!"

„Ich spreche in vollem Ernste. Schon seit längerer Zeit habe ich die Absicht gehabt, mich zu verheirathen; ich bin überzeugt, ich kann keine bessere Frau bekommen."

„Aber ich bin blutarm, man wird Ihnen allgemein diese Heirath verdenken."

„Das lassen Sie meine Sorge seyn. Wenn Sie weiter kein Bedenken haben, so schlagen Sie getrost ein. Kommen Sie mit mir zu meiner Mutter, die meinen Entschluß kennt und billigt und Sie mit offenen Armen erwartet."

Nach dieser Erklärung zögerte Susette nicht länger; sie wollte jedoch den Ort nicht verlassen, an welchem ihr Onkel so viele Jahre eines traurigen Daseyns verbracht, ohne ein Andenken an ihn mitzunehmen. Nur aus wenigen Stücken bestand das Mobiliar, die Wahl konnte daher keine schwierige seyn; sie fiel auf die neben dem Bett stehende ausgestopfte Katze. Dieselbe in die Höhe hebend war Susette nicht wenig über ihre ungewöhnliche Schwere erstaunt. Der junge Mann trat hinzu, öffnete das Thier — und ein Goldregen fiel der Erstaunten entgegen.

Der Körper der Katze war angefüllt mit einer Summe von tausend Goldstücken, die der alte Geizhals viele Jahre hindurch zusammengespart, während er mit dem Anscheine der äußersten Armuth lebte und selbst am Nothwendigsten Mangel litt. Ein glücklicher Zufall — oder besser das Walten Gottes — hatte das Geld in die Hände der rechten Erbin gelangen lassen, als eine Belohnung ihres Edelmuthes und der Uneigennützigkeit ihres Bewerbers.

Der gute alte Schlendrian.

Es war einmal ein tolles Jahr — voll Schrecken, Angst und voll Gefahr, — es gingen in dem ganzen Land — die Dinge außer Rand und Band, — und unten lag was oben stand. — Da fing denn auch Herr Schlendrian — wie mancher andre Ehrenmann — zu zittern und zu beben an. — Denn wo er sich nur blicken ließ, — man wüthend ihn zu Boden stieß; — ja eines schönen Tages hieß — es überall beim Morgenroth: — der alte Schlendrian ist todt!

Allein, allein, allein, allein, — es floß viel Wasser in den Main; — doch floß gar wenig Menschenblut, — und das war edel, das war gut! — Ob du schwarz-weißt, — ob du schwarz-gelbst, — lieb' deinen Nächsten wie dich selbst!

Und dieser Lehre streng ergeben — ließ man auch Schlendrian am Leben; doch war gar übel ihm zu Muth — er schwor bei seinem Gut und Blut, — er wolle wacker um sich sehn — und mit dem Zeitgeist vorwärts gehn, — wenn ihm nichts würde angethan! — Der gute, alte Schlendrian!

Und siehe da, und siehe da, — bald waren andre Zeiten nah; — und ehe man sich's noch versah, — war Schlendrian auch wieder da; — saß wieder fromm, frei, fröhlich frisch — mit grauem Schopf am grünen Tisch, — und wähnte hinterm Aktenstoß — sich wieder vornehm, stolz und groß, — im Hirn und Herzen keine Spur — von seinem feierlichen Schwur, — ganz wieder in derselben Bahn. — Der gute, alte Schlendrian!

Und da er nicht gestorben ist — so lebt noch heut der brave Christ — und pflegt sich in der alten Ruh — schließt hellen Tags die Augen zu — und denkt wie andre brave Leut': — Ja, morgen, morgen, nur nicht heut! — Und spricht, tritt schlechtes Wetter ein: — Heut kann man doch nicht thätig seyn; — zur Arbeit braucht man Sonnenschein! — Und spricht, wenn nun das Wetter schön: — Nun ist es gut spazieren gehn! — Und wartet ruhig ab die Frist — bis einmal gar kein Wetter ist! — Bis dahin bleibt er träg und faul — und thut er auch mal auf das Maul — so fängt er nur zu gähnen an. — Der gute, alte Schlendrian!

So bleibt er im gewohnten Schritt, — macht keine neue Mode mit; — das Gute, was man neu erfand — hält er für große Sünd' und Schand', — und was die Menschheit setzt in Schwung — hält er für „üble Neuerung;" — wovon die ganze Welt ist voll — das nimmt er bloß zu Protokoll, — geht nach wie vor der Nase nach, — und was er thut, ist matt und schwach, — nur Unverstand und Bundestag; — an Geist und Herzen bankerott — lebt er nur noch zum Kinderspott!

Ihr lieben Leute sagt mir an, — wie lang sich wohl noch halten kann — der gute, alte Schlendrian?!

Gemeinnütziges.

Sicherer Schutz gegen Hasenschaden. Herr Kunstgärtner Fischer zu Wiesbaden hat in seinem an dem Sonnenberger Wege gelegenen Garten an seinen Obstbäumen nicht den geringsten Hasenschaden zu beklagen gehabt, obgleich derselbe ebensowenig, wie die Gärten seiner Nachbarn, deren Bäumchen vollständig geschält worden, gegen das Eindringen der Hasen geschützt war. Der Grund hiervon liegt darin, daß Herr Fischer die untern Stammtheile seiner Bäume und bei den Pyramiden auch die Aeste alljährlich mit Steinkohlen-Theer dünn überpinselt und dadurch auch den Frostnachtschmetterling abhält. Der billige Preis des Theeres ermöglicht Jedem die Anwendung.

Eine amerikanische Zeitung, die keineswegs Humbug treibt, enthält folgende Anzeige: „Strickmaschine. Es sollte in jeder Familie seyn: J. W. Ackers Familienstrickmaschine. Die Maschine ist einfach in ihrer Operation und strickt in 15 Minuten ein paar Socken. Sie leistet allerlei Arbeiten von Strickerei mit nämlicher Leichtigkeit. Jedes Kind kann daran arbeiten. Branson, Agent in Cincinnati." — Also auch noch Strickmaschinen! Welch schreckliche Nachricht für Damen, die bisher in Kränzchen und Sommergärten bei einem Glase Wasser mit dem unvermeidlichen Gestricke ihre Umgebung unterhielten.

Der letzte Tropfen Milch ist der butterreichste. Bei einer vom Professor Gildemeister vorgenommenen Probe hat sich ergeben, daß die aus allen vier Strichen einer Kuh gleichmäßig ausgemolkene erste Hälfte Milch 1,3 % Butter enthielt, während man aus der letzten Hälfte Milch derselben Kuh 4 % Butter, also mehr als das Dreifache gewann.

Kleinigkeiten.

Die Bevölkerung Londons beträgt, der neuesten Census-Aufnahme zufolge, 2,803,034 Köpfe, was in den letzten zehn Jahren eine Zunahme um 440,798 ergiebt. Die Einwohnerzahl der Hauptstadt kommt somit jener von zwanzig der bedeutendsten Provinzstädte gleich, deren jede nicht unter 70,000 Einwohner zählt: Bolton, Birmingham, Bradfort, Brighton, Bristol, Hull, Leeds, Liverpool, Manchester, Norwich, Newcastle, Nottingham, Oldham, Preston, Salfort, Portsmouth, Sheffield, Stocks-upon-Trent, Sunderland und Wolverhampton zählen nämlich zusammengenommen 2,963,045 Einwohner. Doch wächst in diesen Städten die Bevölkerung rascher als in der Hauptstadt, da die Zunahme in dieser blos 440,798, in jenen dagegen 591,058 beträgt, bei jener blos 18, bei diesen 25 Prozent. Die Zahl der Frauen ist jener der Männer in England um 544,021 überlegen, woran wohl zumeist die überwiegende Auswanderung der Männer Schuld seyn mag. Doch ist dieses Mißverhältniß der beiden Geschlechter kein allgemeines, denn in Derbyshire, Durham, Esser, Herefortshire, Kent, Hampshire, Staffordshire und Westmoreland überwiegt die Zahl der Männer.

Vielweiberei. Ludwig August Frankl sagt in seiner Schrift „Nach Jerusalem!" bezüglich der Vielweiberei im Vergleich zu der christlichen Ehe: „Nur einen poetischen Vortheil gewährt die Vielweiberei. Die Frau, weil sie durch keine Nebenbuhlerin verdrängt werden will, hört nicht auf, die Geliebte ihres Mannes bleiben zu wollen. Für ihn allein schmückt sie sich, und sucht ihn durch die liebenswürdigsten Aufmerksamkeiten fort und fort zu fesseln. Sie sagt ihm die süßesten Worte, sie kocht für ihn die wohlschmeckendsten Speisen, sie strebt, ihn durch eigenthümlichen Gang, der „Ghung" heißt, zu reizen. Aber sie ist auch die zärtlichste Mutter und Pflegerin seiner Kinder. Die Frau im Abendlande, im Bewußtseyn des unlöslichen oder doch schwer zu lösenden Bundes, trotzdem ihr viel höhere geistige und sittliche Mittel zu Gebote stehen, den Mann zu fesseln, läßt meist in ihrem Liebeseifer nach. Von hundert poetisch angeregten, idealen Jungfrauen werden neunzig völlig prosaische Weiber. Sie sollten aber bemüht seyn, ihren geistigen Reiz eben so sorgfältig zu bewahren, wie die Mohamedanerinnen ihren körperlichen."

Das größte Manufacturwaarengeschäft der Welt ist wohl ein kürzlich auf West-Broadway in New-York eröffnetes Verkaufslokal. Die Front desselben mißt 375 Fuß; es ist 80 Fuß tief, und die Höhe beträgt, außer den Kellern und Souterrains, fünf Stockwerke. Durch das Ganze führt eine 20 Schuh breite Straße, auf der die zu versendenden Waaren mittels colossaler Winden, die mit allen fünf Stockwerken in Verbindung stehen, auf Karren und Wagen geladen werden. Jedes Stockwerk ist zu einer Niederlage für eine besondere Waarenbranche eingerichtet. Zweihundert Commis und Verkäufer sind angestellt; die Zahl der Portiers beläuft sich auf vierzig Mann.

Das Junkerthum des 17. Jahrhunderts mag beurtheilt werden aus nachstehender interessanter Ordre vom Jahre 1624, betr. die Verhaltungsmaßregeln für die zu einer erzherzoglichen Tafel geladenen Junker (Fähndriche, die jüngsten Offiziere): „Sintemalen Ihre k. k. Hoheit geruhten, mehrere Offiziere an Höchstdero Tafel zu invitiren ꝛc., muß ich doch vorwegen den Junkern, so noch nicht ordentlich gehobelt sind, aufmerksam machen auf die mensure régulaire, als: 1) Item mit blanken Zeuge, saubern Rock und Stiefeln, und nicht antrunken Ihre k. k. Hoheit inkomplimentiren. 2) Item bei der Tafel den Stuhl nicht wackeln und die Füß nicht lang ausspreitzen. 3) Item nicht nach jedem Bissen trinken, alsdann man zu frühe voll wird, den Humpen aber nach jeder Speis nur einmal halbert ausleeren, vornhinein aber den Schnautzbart und das Maul sauber abwischen. 3) Mit der Hand nicht in die Vorlegschüssel langen oder die abgeleckten Beine zurück oder hinter den Tisch werfen. 5) Item nicht an den Fingern mit der Zunge schlecken, auf das Teller speien oder in das Tischtuch schneitzen. 6) Item zu letzterem nicht zu viehisch humpiren, daß man vom Stuhl fällt oder item nicht mehren gradweg gehen kann."

Rösselsprung-Aufgabe.

Deutschlands Freiwilligen vom Jahre 1813 in's Stammbuch.

lan-	Sän-	de	ner	Tren-	riesst	der	Her-
scha-	gend	ger	den	Freun-	zen	nung	du
ger,	be	Ste-	ger,	Sei-	der	dem	Aus
in	nen	Schwel-	in	ne	Tauch-	land,	Schmer-
Lie-	le	Drän-	Reih'n,	hielt	brach	bei-	wun-
Glück.	der	nicht	dein.	te,	ter-	zen —	es
Sturm	und	ge	tia	ruck	war	mit	lend
Ja-	Ging-	zu	Lied	Ba-	das-	Und	Und

Auflösung der „Würfelspiel-Aufgabe" in Nro. 28 der Sonntags-Beilage vom 14. Juni 1861.

Um die Augen dreier Würfel zu erfahren, ohne dieselben vorher gesehen zu haben, bedient man sich folgender rechnerischen Manipulation: Man läßt die Augen des ersten Würfels mit 2 multipliciren, hiezu 5 addiren, diese Summe dann mit 5 multipliciren, hiezu die Augen des zweiten Würfels addiren, das Produkt mit 10 multipliciren und dann die Augen des dritten Würfels addiren. Hierauf läßt man sich die herausgekommene Summe nennen, zieht 250 ab und die Lösung ist fertig; z. B. in vorliegendem Falle:

$$4 \times 2 = 8 + 5 = 13$$
$$13 \times 5 = 65 + 6 = 71$$
$$71 \times 10 = 710 + 2 = 712$$
$$712 - 250 = \mathbf{462}.$$

Die einzig richtige Lösung ging ein von: G. Z....r.

Auflösung des „Räthsels" in Nro. 28 der Sonntags-Beilage vom 14. Juli 1861.

Schranke. — Ranke. — Anker.

Richtige Auflösungen gingen ein von: Lolo. — Carl F. Arn. — Max Sch. — S.....t. — Hausmann. — Thekla B.

Wie steht's in Deutschland?

Mein Herz, ich will dich fragen:
Wie steht's in Deutschland? sag'!
„Viel Köpf' und kein Gedanke,
Viel Dämm'rung und kein Tag!"

Und sprich, was sagt denn Deutschland?
„Es saget nichts — es fragt!"
Und sprich, wie handelt Deutschland?
„Es handelt nicht — es zagt!"

Und wie steht's zu dem Dänen?
„Es harrt in trotz'ger Ruh'!"
Und wie zu Hessens Fürsten?
„Es wartet immerzu!"

Und worauf wartet Deutschland?
„Bis es erst einig ist!"
Und wann wird's einig werden?
„Das hat noch gute Frist!"

Was fehlt ihm zu dem Allen?
„Nur Wille und Entschluß!"
Und wann wird's endlich wollen?
„Es will erst, wenn es — muß!"

Und warum wollt's nicht eher?
„Ich weiß nicht, wie's geschah!"
Doch wenn's wird wollen müssen?
„Dann kommt's, und es ist da!"

Lied fahrender Schüler.

Wohlauf, die Luft geht frisch und rein,
Wer lange sitzt, muß rosten,
Den allersonnigsten Sonnenschein
Läßt uns der Himmel kosten.
Jetzt reicht mir Stab und Ordenskleid
Der fahrenden Scholaren,
Ich will zu guter Sommerzeit
Ins Land der Franken fahren.

Der Wald steht grün, die Jagd geht gut,
Schwer ist das Korn gerathen,
Sie können auf des Maines Fluth
Die Schiffe kaum verladen.
Bald hebt sich auch das Herbsten an,
Die Kelter harrt des Weines:
Der Winzer Schutzherr Kilian
Bescheert uns etwas Feines.

Wallfahrer ziehen durch das Thal
Mit fliegenden Standarten,
Hell grüßt ihr doppelter Choral
Den weiten Gottesgarten.
Wie gerne wär' ich mitgewallt! .
Ihr Pfarr' wollt mich nicht haben!
So muß ich seitwärts durch den Wald
Als räudig Schäflein traben.

Zum heil'gen Veit von Staffelstein
Komm ich emporgestiegen,
Und seh die Lande um den Main
Zu meinen Füßen liegen:
Von Bamberg bis zum Grabfeldgau
Umrahmen Berg und Hügel
Die breite, stromdurchglänzte Au . .
Ich wollt', mir wüchsen Flügel!

Einsiedelmann ist nicht zu Haus,
Dieweil es Zeit zu mähen,
Ich seh ihn in der Halde draus
Bei einer Schnitt'rin stehen.
Verfahrner Schüler Stoßgebet
Heißt: Herr gib uns zu trinken!
Doch wer bei schöner Schnitt'rin steht,
Dem mag man lange winken.

Einsiedel, das war mißgethan
Daß du dich hubst von hinnen!
Es liegt, ich seh's dem Keller an
Ein guter Jahrgang drinnen.
Hoiho! die Pforten brech' ich ein,
Und trinke, was ich finde . .
Du heil'ger Veit von Staffelstein,
Verzeih mir Durst und Sünde!

*) Aus dem „Allgemeinen deutschen Commersbuche." Beim Heidelberger Preissingen wurde die Composition dieses Liedes von Musikdirektor V. E. Becker in Würzburg mit einem Preise gekrönt.

Sonntags-Beilage
zum
Augsburger Anzeigblatt.

Nummer 30. 28. Juli 1861.

Die Huberbäuerin.

(Schluß.)

Allmählig und bei anbrechendem Morgen kam man dem Huberhofe näher und es mochten wohl Empfindungen eigener Art seyn, welche die Gefangene ergriffen, als das schöne Besitzthum so stattlich und friedlich herniedersah; sie schien einen Augenblick erschüttert, aber auch nur einen Augenblick, dann wandte sie sich ab — ihr scharfes Auge hatte schnell auch dort die bunten Farben von Uniformen und das Blitzen von Gewehren bemerkt.

Während der Streifzug zur Aufhebung der Bande abgegangen war, hatte gleichzeitig eine Abtheilung den Huberhof umstellt und verlangte Einlaß. Das ganze Haus wurde durchsucht, aber nichts Auffallendes gefunden, als die verborgen in den Heuboden eingebaute Kammer, welche durch den Wandkasten in die obere Stube führte. Wahrscheinlich wurde sie in der Regel als Versteck der Waffen, Masken und der Beute benutzt, doch wurde nicht das Geringste vorgefunden, was den Verdacht bestätigen konnte, das Nest war vollständig ausgeräumt. Dagegen ergab die Durchsuchung etwas, was man nicht vermuthete, denn die sinnlose Gewissensangst Pauls und der Schrecken des Bauers, als sie die Gerichtspersonen erblickten, führten zur Entdeckung des an Hans verübten Mordes. Der hier thätige Beamte säumte nicht, ihre Bekenntnisse festzuhalten und in ihrer Begleitung die Ausgrabung der Leiche vorzunehmen.

Vom Walde mit den beiden Gefangenen zurückkehrend, begegnete der Zug der großen militärischen Eskorte mit der Huberin und den übrigen Räubern. Paul lag halb bewußtlos auf dem Wagen, der Bauer stierte stumm auf seine mit Ketten belasteten Hände — die Bäuerin richtete nicht einen Blick auf sie. Sie sah, daß Alles entdeckt war und dachte nur darauf, wie es möglich seyn könnte, der Untersuchung und Strafe zu entgehen. Ohne ein Zeichen innerer Erregung, fest und kalt, sah sie auf die Volksmenge, die sich in dem Städtchen vor dem Gefängnisse Kopf an Kopf drängte — sie schien es gar nicht zu bemerken, als ihr am Eingange desselben der große Gerichtsdiener mit grimmig aufgedrehtem Schnurrbart entgegentrat und ihr höhnisch zurief: „Ei, ei, steht der Frau Huberin jetzt die Nase nicht mehr zu hoch, daß sie in's Amthaus kommt zu den Schergen und Spitzbuben?"

Tags darauf wurde Hans auf dem nächsten Dorfkirchhofe begraben, unter ungeheurem Zulauf und zu Rosels größtem Trost, mit kirchlichen Ehren. Alle ihre Angaben bei Gericht hatten sich so vollkommen als wahr erwiesen, daß man ihr auch Glauben schenkte, daß Hans die Absicht gehabt habe, sich dem Gericht zu stellen und daß er also als ein Bereuender hinübergegangen war.

Rosel hatte vom ersten Augenblicke an gefürchtet, daß es Hans durch die Bäuerin unmöglich gemacht worden war, zu kommen; die Bestätigung hatte sie zwar tief erschüttert, aber nicht gebrochen. Es lag sogar etwas Beruhigendes in dem Gedanken, daß ihn der Tod mitten in guten Vorsätzen ereilt hatte und daß er aller irdischen Schande und Strafe entzogen sey. Sie hatte sich ausgeweint und folgte ihm thränenlos zum Grabe und kniete noch lange betend an demselben, als alle Begleiter den Kirchhof bereits verlassen hatten. Dann ging sie gefaßt hinweg nach dem Brandlgute, packte ihre Sachen zusammen und nahm Abschied von den alten Leuten, denen sie lieb geworden war. Sie wollte nicht in der Gegend bleiben, wo alle Augen auf sie gerichtet waren und wo Alles ihr so bittere Erinnerungen hervorrief. Standhaft und mit einer Art Entrüstung hatte sie auch jede Belohnung ausgeschlagen, die ihr dafür geboten worden war, daß sie die Entdeckung und Gefangennehmung der Räuber veranlaßt und möglich gemacht hatte. Ohne ihren rasch ausgeführten Entschluß, den Bestellungszettel selbst an das Marterstöckl zu heften, wäre Beides, oder doch die Ueberführung, viel schwieriger, wo nicht unmöglich gewesen.

„Haltet mich nicht auf und red't mir zu," sagte sie, indem sie sich anschickte zu gehen, „es ist besser so. Ich geh' hinein in's Gebirg', wo mich Niemand kennt und wenn Ihr mir eine Freundschaft thun wollt, so gebt manchmal dem Grab von mein' guten Mutterl ein Weihwasser, bet't ein Vaterunser davor und auch vor dem andern Grab . . . Ihr wißt schon, welches ich mein'!"

— Innerhalb der Mauern des Gefängnisses begann nun das damals noch in tiefes Geheimniß gehüllte Werk der Untersuchung; draußen war die Bewegung in einigen Monaten verhallt, man erfreute sich der wiedergekehrten Ruhe und Sicherheit und erzählte sich bald das Geschehene mit allerlei Ausschmückungen, wie der Aberglaube und der romantische Sinn des Volkes sie erzeugt und liebt. Es gab Viele, die es sich nicht nehmen ließen, daß die schöne Huberin Alles, was sie gethan, nicht mit natürlichen Dingen zuwege gebracht habe, und daß sie nothwendig eine Hexe seyn müsse.

Jahre vergingen, eh' nach dem damaligen Verfahren die Akten geschlossen waren und eh' der endgiltige Spruch erfolgte. Das Benehmen der Bäuerin hatte die Sache auch verzögert, denn trotz der Geständnisse Pauls, des Bauern und einiger Genossen leugnete sie die gegen sie erhobenen Anschuldigungen, und hatte mit vieler List ein Mährchen ersonnen, an dem sie hartnäckig festhielt. Darnach bestand ihre Schuld darin, daß sie Hans geliebt und aus Liebe zu ihm dessen räuberische Unternehmungen geduldet und nicht angezeigt habe. Er war der Räuberhauptmann und nur das letzte Mal, als er zur bestimmten Zeit nicht nach Hause gekommen, hatte sie der Versuchung nicht widerstehen können, aus Neugierde seine Vermummung anzuziehen und an den ihr benannten Sammelplatz zu gehen, wo sie ganz unschuldig mitgefangen wurde. Sie beklagte unter bitteren Thränen, daß er nicht mehr am Leben sey, denn er würde gewiß die Wahrheit sagen und sie nicht in dem Unglücke stecken lassen. Seine Ermordung war ohne ihr Wissen von Paul aus eigenem Antriebe der Eifersucht geschehen.

So abenteuerlich die Erfindung klang, so fand sie doch Jemand, der ihr nach und nach Glauben schenkte, das war Herr Kriegelsteiner, der schnurrbärtige Gerichtsdiener. Durch die mehrere Jahre andauernde Haft kam er mit ihr täglich und so oft in Berührung, daß der schwache Mann dem Eindrucke ihrer Schönheit in die Länge nicht widerstand. Sie wußte auch gegen ihn die leidende Unschuld mit großer Schlauheit zu spielen und den Unmuth, womit er sie empfangen hatte, allmählig zu entkräften. Bald hatte sie ihn ganz in ihr Netz gezogen und befand sich insgeheim durchaus nicht als Gefangene, sondern genoß alle möglichen Erleichterungen und Annehmlichkeiten.

Das Eintreffen des Endurtheils änderte die Sache. Paul wurde zum Tode, die Huberin nebst den meisten ihrer Genossen auf Lebensdauer in die Ketten verurtheilt. Die Todesstrafe konnte nach den bestehenden Gesetzen nicht gegen sie erkannt werden, weil ihr Bekenntniß fehlte. Der Bauer kam mit geringer Freiheitsstrafe davon, man hatte seine volle Zurechnungsfähigkeit bezweifelt.

Der Tag der Vollstreckung kam heran. Paul, von der Folter seines Gewissens und der langen Haft zu einem Skelet herabgeflecht, erlitt renig und ergeben die Strafe, die sein Leben wohl nur um wenige schmerzliche Wochen verkürzte.

Tags darauf sollte die schöne Huberin in's Zuchthaus abgeliefert, vorher aber eine Stunde auf dem Pranger öffentlich ausgestellt werden. Eine unabsehbare Volksmenge wogte und drängte auf dem Platze, wo der Schandpfahl errichtet war, und der Assessor, dem manches graue Haar gewachsen über der Riesenarbeit, die zu bewältigen war, erschien im Gefängnisse, die Verbrecherin zum letzten Akte abzuholen und damit seine Thätigkeit zu beschließen.

Aber die Ankunft derselben verzögerte sich von Minute zu Minute . . . dagegen erscholl aus den obern Gängen des Gefängniß-Gebäudes, wo die Keuche der Huberin war, verworrenes Geschrei und Durcheinanderlaufen. Besorgt eilte der Beamte hinauf und stand mit den verblüfften Gerichtsdienern vor der — leeren Zelle. Die Huberin war verschwunden auf die räthselhafteste Weise, denn weder Thür und Schloß, noch Fenster und Gitter waren verletzt und geradezu unbegreiflich, wie sie zu entkommen vermocht hatte. Wer allein Aufschluß geben konnte, schwieg weislich und wenn ihn auch mancher bedenkliche Blick traf, fehlte es doch an Anhaltspunkten, ihn geradezu zu beschuldigen.

Die Bäuerin ward nie mehr gesehen und nie eine Spur von ihr angetroffen. Nur an der hintern Ecke des Huberhofes fand man eine frisch aufgebrochene, früher Niemand bekannte Nische in der Mauer. Wahrscheinlich hatte sie dort ihre Beute verborgen gehabt und auf der Flucht geholt.

Als sich das lärmende und schreiende Volk verlief, war wenigstens um die Hälfte mehr zu dem Glauben bekehrt, daß die schöne Huberin eine Hexe gewesen.

• • •

Nach einigen Jahrzehnten hatte die stille Sehnsucht und Schwermuth ihres Gemüths auch Rosel in die Gegend zurückgeführt, wo ihr alle Freuden und Leiden des Lebens begraben lagen. Die dankbare Gemeinde gab ihr ein Stübchen zur Wohnung, wo sie, ein vergessenes altes Mütterchen, von ihrer Ersparniß und leichter Handarbeit lebte.

Ihre Hauptbeschäftigung aber war das Gebet und jeden Tag kniete sie auf dem Dorfkirchhofe vor zwei Gräbern, die nicht einmal mehr mit Kreuzen bezeichnet waren. Ob der Sommer die unscheinbaren Hügel neu übergrast oder der Winter eine Schneedecke darüber geworfen hatte, ob die Sonne sich freundlich in dem blanken Kreuze des Kirchthurms spiegelte, oder Sturm und Regen durch die Grabkreuze fuhr — sie fehlte nicht zur gewohnten Zeit und betete eine Stunde lang.

Auch der Erzähler, auf einer Fußwanderung vom Unwetter überfallen und genöthigt, unter dem vorspringenden Kirchenportale Schutz zu suchen, hat sie noch knieen gesehen. Als das Gewitter rasch vorübergegangen, suchte er ein Gespräch mit ihr anzuknüpfen und der guten Alten, um deren Kummer und Gebet wohl schon lange Niemand mehr gefragt haben mochte, schien die Theilnahme wohl zu thun. Sie erzählte, was ihr begegnet war, einfach und schmucklos, wie es hier wieder gegeben ist. Als der Erzähler das Jahr darauf gerade zu der Stunde wieder vorüberfuhr, in der die Beterin sonst am Grabe zu knieen pflegte, war der Platz leer und sie war wohl auch in der Ecke hingelegt worden neben die, welche sie geliebt und für die sie gebetet hatte im Leben.

Jagden auf Spitzbergen.

Kein anderes Volk der Erde besitzt so viele Jäger, die ihr Wild in fernen Welttheilen aufsuchen, wie das englische. Kaum läßt sich ein Jagdrevier der Erde nennen, auf dem sich nicht ein kühner englischer Schütze heimisch gemacht hätte. In der Regel hat jeder dieser abenteuerlichen Männer seine Spezialität: der eine schießt Tieger, der andere wilde Elephanten, ein dritter beschäftigt sich mit dem Rhinoceros oder dem Hippopotamos. Selbst das Crocodil findet seine Liebhaber und über ein Kleines hoffen wir von Gorilla-Jägern zu hören, die ausdrücklich nach dem äquatorialen Afrika gehen, um diesen gefährlichen Affen nachzustellen. Blos zu Jagdzwecken eine Fahrt nach Spitzbergen zu unternehmen, daran hatte bis jetzt kein Engländer gedacht. Lord David Kennedy und James Lamont haben im Sommer das Wagestück vollbracht und ihre Erfahrungen der Welt durch ein Buch Lamont's: Seasons with de Seahorses mitgetheilt. Ihr Jagdtagebuch zählt lauter Thiere auf, die in den Listen gewöhnlicher Jäger fehlen: 46 Wallrosse, 88 Seehunde, 8 Eisbären, einen weißen Wallfisch und 61 Rennthiere.

Die Jagd auf Wallrosse war für die Reisenden die interessanteste. Das erste Begegnen mit diesem Wild schildert Lamont in lebhaften Farben. Vom Mastkorbe aus war eine große Heerde gesehen worden, und die Jäger bestiegen zwei Boote, die mit Matrosen und je einem Harpunier bemannt waren. „Wir hatten," erzählt Lamont, „eine hübsche Fahrt in ruhigem, ziemlich eisfreiem Wasser, und wurden während der letzten Hälfte der Fahrt durch das Bellen und Schnauben einer großen Zahl von Wallrossen erfreut. Bald erblickten wir eine lange Linie niedriger und flacher Eisfelder, die von Wallrossen bedeckt waren. Es gab mindestens zehn solcher Felder und an einigen Stellen lagen die Wallrosse doppelt über einander. Gewiß dreihundert dieser Thiere sahen wir mit einem Male, aber sie waren scheu, und obgleich wir bei jeder Truppe unser Heil versuchten, kamen wir doch nie so nahe, daß wir ein einziges Wallroß hätten harpuniren können. Obgleich viele von ihnen schliefen, blieben einige stets in Bewegung, welche ihre schlafenden Gefährten durch Schläge mit den Vorderflossen erweckten. Ein Trupp nach dem andern sprang in's Meer, oft nur eine Sekunde früher, als die todbringende Harpune geschleudert wurde. Wenn so viele beisammen sind, hat man die beste Aussicht, einige zu erlegen, wenn man in der Richtung, die sie beim Untertauchen genommen haben, so schnell wie möglich fortrudert. Sind Kälber in der Heerde, so schwimmen sie höchstens so schnell wie das Boot und kommen auch häufiger, als die Alten zum Luftschöpfen an die Oberfläche. Nach diesen jungen Thieren richtet sich die ganze Heerde in ihrer Geschwindigkeit. Bei allen meinen Jagden empfand ich nie etwas, was der wilden Aufregung einer solchen Bootfahrt glich. Fünf Paar Ruder, mit der größten Kraftanstrengung gehandhabt, lassen das Boot durch das Wasser fliegen, während vor und rings um uns eine Fläche von der Größe eines Ackers durch hundert bellende, blasende, schnaubende und platschende Wallrosse in eine Schaummasse verwandelt wird. Der Harpunirer steht im Vordertheil des Boots und hält seine lange Waffe zum Stoß bereit, indem er den Ruderern zuruft, welche Richtung sie einschlagen sollen, da er in Folge seiner aufrechten Stellung die Wallrosse unter dem Wasser häufig sieht. Die Heerde hält sich gewöhnlich eng zusammen und die Gleichzeitigkeit, mit der sie taucht und wieder zum Vorschein kommt, ist merkwürdig. Einen Augenblick lang sieht man hundert grimmige Köpfe und lange blendend weiße Zähne über den Wellen. Alle spritzen einen Wasserstrahl aus, nehmen ein Maul voll frische Luft und im nächsten Augenblick sieht man hundert braune halbrunde Rücken, noch einen Moment später hundert Paar Hinterflossen rudern und dann sind sie alle unter dem Wasser verschwunden. Das Boot fliegt weiter, so rasch Ruder es fortzutreiben vermögen, wieder kommen die Wallrosse empor, und ehe sie Athem schöpfen können, sind wir mitten unter ihnen. Die Harpune schwirrt, ein junges Wallroß ist „fest". Sofort greift die Mutter das Boot an. Ihre Augen flammen, sie schnaubt vor Wuth, doch eine Kugel bringt in ihr Gehirn, eine Lanze in ihren Rücken und leblos hängt sie an der Leine. Jetzt beginnt das Junge ein klagendes Grunzen auszustoßen und innerhalb einer Sekunde umringen fünfzig wüthende Wallrosse das Boot, schnaubend und blasend, mit der halben Brust aus dem Wasser, als wollten sie uns alle in Stücke reißen. Zwei dieser Helfer werden ihrerseits harpunirt, worauf die andern etwas zurückweichen. Da will es das Unglück, daß das verwundete Junge stirbt. Von seinem kläglichen Geschrei nicht länger angelockt ziehen die andern sich in ihre vorsichtige Entfernung zurück und die Jagd ist verdorben.

Bei solchen Jagden kommen durch verwundete Wallrosse Unfälle vor. Bei einer Gelegenheit warf sich ein altes Männchen auf ein Boot, stürzte dasselbe um, hieb den Harpunirer mit seinen langen Zähnen fast in zwei Stücke. Die übrige Mannschaft rettete sich dadurch, daß sie auf Eisschollen kletterte. Gegen das Ende des August, wenn die meisten Walfischfänger die Gewässer von Spitzbergen verlassen haben, sammeln sich die Wallrosse in großen Schaaren und liegen in einer sandigen Bucht oder auf einer felsigen Insel mehrere Wochen in einer Art von Halbschlaf. Im August 1852 entdeckten zwei kleine Sloops auf einem Eislande eine solche schläfrige Heerde von 3000—4000 Stück. Sechszehn Matrosen schlichen mit Lanzen an's Ufer und begannen unter den Wallrossen zu metzeln. So gewandt und gefährlich diese Thiere im Wasser sind, so plump und hilflos sind sie auf dem Lande. Die Matrosen metzelten so lange, bis sie ermüdeten und 300 Wallrosse todt dalagen. Ihre Sloops waren zum Theil beladen und konnten die Masse Thiere nicht aufnehmen. In der Hoffnung, mit andern Schiffen zurückkehren zu können, segelten die Matrosen ab. Als sie aber die Insel wieder erreichten, hatte sich Treibeis meilenweit vor die Küste gelegt, und die ganze Beute war verloren.

Auf Spitzbergen leben wenige Thierarten, aber diese haben zahlreiche Vertreter. Von den Vogelschwärmen dieser arktischen Region scheinen die beiden Jäger keine Notiz genommen zu haben. Rennthiere fanden sie in jedem Thale, das nicht von Pflanzen entblößt war, in kleineren oder größeren Heerden. Das Rennthier Spitzbergens hat nicht das schöne Geweih des zahmen lappländischen und ist auch nicht so groß, doch wiegt ein ausgewachsenes Exemplar seine dreihundert Pfund. Ein schwarzer Fuchs zeigte blos seinen Pelz, der in England mit 20 Pfd. Sterling bezahlt worden seyn würde, und empfahl sich sodann. Ein Paar junge Bären wurden gefangen und lebendig nach England gebracht. Hier war der Markt mit der Waare so überfüllt, daß sie sich nicht absetzen ließ. Endlich erbarmte sich der Pariser Pflanzengarten der jungen Bären und nahm sie in seine Pflege.

Das Ghetto in Rom.

Wandelt Ihr von der Engelsbrücke abwärts am schlammigen, kaillosen Ufer der Tiber, welche sich langsam dem Meere zuwälzt, weiter hinunter, dann stoßt Ihr auf's Ghetto, die Judenstadt, auf der einen Seite vom Flusse, auf der andern von der rohesten Volksklasse Rom's begrenzt. Mit Ave Maria (Abendglocke) wird der Ein- und Ausgang des Judenviertels verschlossen und verriegelt. Wie eine Heerde eingepfercht, die Pforten militärisch besetzt, ist den armen Insassen der Verkehr mit den übrigen Stadttheilen nach Sonnen-Untergang abgeschnitten. Schwillt die Tiber an, dann steigt sie in die Häuser der Juden, mit Schlamm und Feuchtigkeit hinterläßt sie Krankheiten: Augenentzündungen und Wechselfieber. Die Malaria kehrt jährlich in's Ghetto und holt da ihre Opfer, die Cholera hält reiche Ernte auf dem für sie ergiebigen Boden. Gelb, wie das Wasser des Stromes, ist die Gesichtsfarbe der Ghettobewohner. Seit vielen, vielen Jahrhunderten sitzen sie in dunklen, dumpfen Löchern mit der Erinnerung der häufigen Judenverfolgungen, mit dem Bewußtseyn, daß sie von ihren ungebildeten Nachbarn gehaßt, verfolgt und mißhandelt werden.

Wenn der Papst in der gegenüberliegenden Peterskirche „urbi et orbi", der ganzen Welt seinen Segen ertheilt, so sind sie davon ausgeschlossen, für sie ist er ein Fluch. Wenn der christliche Kanzelredner den Text zu seinen Predigten aus der Leidensgeschichte Christi wählt, so sind seine oft fanatischen Worte ein neuer Sporn zu Judenverfolgungen. Vor ihren Augen auf dem jenseitigen Ufer ragt das Inquisitionsgebäude mit seinen schaudererregenden Kerkern, mit seinen Marterwerkzeugen für Juden, Ketzer und Ungläubige, empor. Jährlich wird eine Anzahl Juden in die christkatholischen Bekehrungs-Predigten getrieben.

Wie die Zinnen und Mauern Jerusalems, so liegt auch das alte Rom in Schutt und Asche, seine Götter sind von den Altären gestürzt. Tempel und Paläste, welche der Eroberer Titus erbaut, sind von der Erde verschwunden. Das Monument, welches er zum Andenken an die Schmach der Juden und an den Fall des Salomonischen Tempels errichtet, es steht noch unversehrt da. Darauf prangen noch die Reliefs von gefesselten Juden, die Siegeszeichen des mächtigen Kaisers. Stolz zog er unter diesen Triumphbogen hindurch, von vielen Gefangenen gefolgt, welche er an seinen Siegeswagen spannte und als Sklaven nach Rom führte. Es waren die Ahnen der heutigen Juden in Rom. Das Kolosseum, diesen Wunderbau

mit 100,000 Sitzplätzen, worin zum Ergötzen der alten Heiden die Sklaven und Christen den wilden Thieren vorgeworfen wurden — die Hände der Juden mußten ihn unter Titus vollenden helfen. Trotz aller Mißhandlungen und Grausamkeiten, welche dieser Kaiser an den Juden verübt, müssen sie es dulden, daß die für sie gefühllose Geschichte ihn wegen seiner Menschlichkeit und Gerechtigkeitsliebe rühmt und preist.

Schon 18 Jahrhunderte ragt dieser Triumphbogen als Denkmal ihrer Schmach vor ihren Augen empor, und sie dürfen nicht Hand daran legen, ihn nicht zerstören. Eines aber thuen sie, sie wandeln nicht unter diesem Bogen hindurch, sondern wenden mit Abscheu ihre Schritte lieber auf Umwege.

Von den römischen Kaisern als Sklaven, von den Päpsten nicht viel besser behandelt, bewohnen sie seit 18 Jahrhunderten die ewige Stadt, haben aber kein Recht da zu wohnen. Jedes Jahr, wenn sich Rom zu Fest und Freuden schmückt, wenn Frohsinn und Narrethei in bunten Karnevalsspielen durch die Straßen tollen und toben — dann muß eine Deputation der Juden für ihre Glaubensgenossen vom römischen Senate auf dem Kapitol die Gnade erflehen und theuer erkaufen, noch ein Jahr länger in der Hauptstadt der katholischen Christenheit geduldet zu werden. Knieend müssen sie darum nachsuchen und mit Begleitung eines Fußtritts wird ihnen die Bitte gewährt. Das war bisher die übliche Form, wurde aber im Jahr 1847 gemildert, wo es den Juden erlaubt wurde, das Ghetto Tag und Nacht zu verlassen. Das Thor ward nicht mehr, wie sonst, verriegelt und verschlossen, und Juden selber hielten in Bürgerwehr-Uniform Wache davor. Juden waren Mitglieder der ersten Gesellschaft (des Circolo Romano) und ein Jude, Namens Fuligno, war zum Direktor der damals projektirten Eisenbahnen des Kirchenstaates ausersehen. Die Reaktion brach aber bald wieder über Rom herein, die Eisenbahnen blieben nur ein Projekt, Fuligno wurde nicht Direktor derselben, der Circolo Romano wurde aufgelöst, die Bürgergarde ebenfalls und die Juden leben nach wie vor in ihrem finstern Ghetto. Doch was frommte die blinde Verfolgungswuth, was der Jahrhunderte und Jahrtausende lange Druck, womit man die Juden und ihren Glauben aus der Welt zu tilgen wähnte? Sie wurden verschiedene Male im Morgen- und Abendlande in Gefangenschaft geschleppt, in Fesseln geschlagen, für vogelfrei erklärt. Sie mußten für ihren Glauben bluten und auf dem Scheiterhaufen braten — sie mußten, wie das Vieh in engen Wohnungen und Straßen eingepfercht leben — und was frommte es? Sie haben die Verfolgungen erduldet und meist ihre Verfolger überlebt, sie haben sich aus der Finsterniß und dem Koth der alten Judengasse herausgearbeitet, und zu den höchsten Stellungen im Verkehrsleben, in Kunst und Wissenschaft, emporgeschwungen. Die päpstliche Gewalt bricht in Scherben, nur mühsam wird sie durch fremde Bajonete aufrecht erhalten. Die Juden bauen dem Papste die Eisenbahnen, Juden (von Rothschild) leihen dem armen Papste Geld. — Als Gegenleistung rauben römische Geistliche einem jüdischen Vater seinen geliebten Sohn, halten das unmündige Kind im Kloster eingesperrt und machen es seinem Glauben und seiner Familie abtrünnig.

Stand der ältern Planeten im August 1861.

Merkur, (☿), wird am 5. beim Mond im ♌, am 11. in der größten westlichen Ausweichung, am 15. im ☊, am 20. im Perihel und am 30. in der größten nördlichen Breite seyn.

Venus (♀), durchläuft ♌ und ♍, wird am 8. um 2 Uhr Nachmittags vom Mond erreicht, ist noch unsichtbar.

Mars (♂), in ♌ und ♍ unsichtbar, ist am 7. Morgens 4 Uhr 27 Min. ☌ ☾, am 26. im Aphel und am 27. Vormittags ☌ ☉.

Jupiter (♃), in ♍ von 5 bis 8°, unsichtbar, am 1. Vormittags 8 Uhr 40 Min. ☌ ♀, am 8. Früh 1 Uhr ☌ ☾ und am 31. Morgens 4 Uhr 34 Min. ☌ ☉.

Saturn (♄), in ♍ 12 und 13°, unsichtbar, wird am 8. Nachmittags vom Mond erreicht.

Uran (♅), in [illegible] 13°, ist am 2. und 29. beim Mond.

Witterungsbericht nach dem 100jähr. Kalender.

August.

Fängt an mit warmem Wetter; darnach unfreundlich bis zum 11.; dann schön bis zum 30.; hierauf ungestüm.

Landwirthschaftlicher Kalender.

August.

Feldgeschäfte: Die Repssaat ist in der ersten Hälfte dieses Monats zu beendigen. — Geschnitten werden Mohn und Hülsenfrüchte, welch letztere aufzustellen sind. — Die Bewässerung der Wiesen wird fortgesetzt; ebenso das Auszweigen und Ausblatten des Hopfens. Auf die Hopfenreife ist wohl zu achten, und die Reben alsbald abzuschneiden und abzupflücken, wenn die gelbgrünen Dolden dunkelgelb, die grasgrünen lichtgrün werden, und einen gewürzhaften Duft verbreiten und die Hand gelb färben. Allgemeine Felderbestellung zur Wintersaat.

Gartengeschäfte: Oculire bis in die Mitte des Monats. Siehe nach allen veredelten Stämmen. Drücke an jungen Bäumen und Zwergbäumen alle überflüssigen Augen weg. Vertilge die Stammraupe. Lege Steinobst. — Säe Kohlarten, englischen Spinat, Rapunzen, Carotten zum Herbstgebrauch. Spinat für Herbst, Winter und Frühjahr. Sommerendivien, Herbstrüben, märkische Rüben, Winterkresse, Zwiebeln und Winterzwiebeln für's Frühjahr. Pflanze Erdbeeren, Kohlarten, Gewürzkräuter aller Art. Wähle Artischocken zu Samen. Säe Winterlevkojen.

Wald-Verrichtungen: In Kiefernwaldungen ist darauf zu sehen, ob der Kiefernspinner sich vermehrt hat. Auch das Aufsuchen der Forleule, der Kiefernspannraupe, der Dämmerungsfalter und der Fichtenspinner wird noch fortgesetzt.

Bienenzucht: Kurzsichtige Bienenväter tödten Stöcke mit altem Bau mit Schwefel ab, was aber nur grausame undankbare Menschen thun können. Das Vereinigen soll zu einer Zeit stattfinden, wo der Stock noch Nahrung sammeln kann (Juni oder Juli). Man verfahre dabei so: Man setze einen reinen Korb von der Weite des alten auf letztern, und stelle beide, den neuen obenan, in den Mittagsstunden auf den Boden, umbinde sie mit einem Tuche am zusammenstoßenden Theile mit einander und klopfe darauf mit zwei Hölzern auf allen Seiten des untern Korbes, worauf sich die Königin mit ihrem Volk in den obern Stock flüchten wird. Will das Volk nicht hinaufziehen, was zuweilen geschieht, so muß man sich mit Wasser helfen. — Volkreiche Stöcke erhalten im vorhergehenden und in diesem Monat Untersätze, besonders wenn die Honigtracht gut ist. Diese dürfen aber nicht zu groß seyn und 3 bis 4 Zoll hohe Strohringe eignen sich am besten dazu. Man untersetzt in den hohen Mittagsstunden, indem man den Ring auf ein Flugbrett legt, es neben den Korb stellt, den man untersetzen will, und denselben sachte über den Ring zieht. Das zurückgelassene Brett nimmt man unten hinweg und schiebt den Korb wieder an seine alte Stelle.

Viehzucht: Die Hitze ist den Schafen schädlicher als die Kälte; man lasse sie daher in den Schatten treiben, um sie vor der Drehkrankheit zu schützen. — Das Rindvieh kann auf die Stoppeln zum Abweiden getrieben werden, das Brack- (ausgemusterte oder ausgemerzte) Vieh dagegen auf Fettweiden, womit die Mast desselben beginnt.

Jagd. (Feist-Monat.) Die Hirschen und Rehböcke werden gebirscht, letztere laufen noch auf's Blatt. — An Laurenti fängt man an Dachse zu schießen. — Jugenten, Becassinen und junge Hasen werden geschossen. — Der Vogelfang fängt auf dem Herde und in dem Geschnait an. — Die Wachteln und Rebhühner werden jetzt geschossen. — Die Wildtauben werden in den Fruchtfeldern besonders in Wicken auf dem Anstand geschossen. — Die Lerchen liegen in der Mauserzeit und werden sowohl tirassirt, als auch mit Tag- und Nacht-Netzen gefangen. — Alte und junge Raubvögel werden geschossen und in Eisen gefangen.

Fischerei. Man esse alle Fischarten; besonders wohlschmeckend sind: Aesche, Forelle, Hecht, Huche, Waller und Krebse.

Gemeinnütziges.

Die **Eigenschaft des Strohes, elektrische Körper zu entladen**, ist seit längerer Zeit wissenschaftlich festgestellt. Die häufigen elektrischen Wetter-Erscheinungen des laufenden Jahres waren daher ganz geeignet, Versuche anzustellen, und da sich dieselben bewährt haben, wegen leichter Anwendung auch gewiß vielseitige Beachtung verdienen, so mag nachstehende Notiz von allgemeinem Interesse seyn: An einem Stab von welchem Holze wird ein Strohhalm der Länge nach mit Messingdraht befestiget und an das Ende desselben eine Kupferspitze angebracht. Diese einfache Construktion soll hinreichenden Schutz gegen den Blitzstrahl gewähren. Französische Journale versichern, daß 20 Hektaren Grund durch Aufstellung derartiger Blitzableiter vollkommen gegen elektrische Witterungseinwirkung gesichert waren. Da die Kosten einer solchen Vorrichtung kaum nennenswerth sind, so möchten wir sie zur Nachahmung empfehlen.

Einfaches Mittel gegen Gift. Gifte jeder Art, welche absichtlich oder zufällig verschluckt worden sind, können beinahe augenblicklich unschädlich gemacht werden durch bloßes Einnehmen von zwei Eßlöffeln voll süßen Oels.

Mittel zur Vertilgung der Feldmäuse. Man mache einen Teig aus 1 Pfund Gerstenmehl, 1/2 Pfund Honig, 1/4 Pfund gepulverter weißer Nießwurz, 8 Loth Läusekrautsamen (Pedicularis palustris) und so viel Milch als nöthig ist, damit der Teig weich werde, zerschneide diesen Teig in bohnengroße Stücke, rolle diese in Gerstenmehl zu Kügelchen und streue solche bei trockenem Wetter des Abends auf solche Felder und Wiesen, wo sich die besagten Thiere aufhalten, welche dann davon begierig fressen und sterben.

Zentralgewalt und Parlament.

(Eine Stimme aus Süddeutschland.)

Zentralgewalt und Parlament!
So schallt's durch Deutschlands Gauen,
Seitdem das welsche Element
Die Welt erfüllt mit Grauen.

Das deutsche Volk ist auf der Hut,
Es kennt wohl die Gefahren,
Für die der Väter Gut und Blut
Eest floß vor fünfzig Jahren.

Es weiß, es kann, ist es vereint
Jedweden Feind besiegen,
Und daß, wenn es getrennt erscheint
Im Kampf es muß erliegen.

Das deutsche Volk, es kennt die Noth,
Es kennet seine Schwäche.
Schreibt, Fürsten, aus das Wahlgebot,
Daß kein „Zu spät" sich räche! —

Das Parlament beruft sofort,
Es ist die stäekste Wehre.
Noch liegt in Eurer Hand der Hoet,
Liegt Deutschlands Ruhm und Ehre:

Helft schaffen die Zentealgewalt
Die uns allein kann retten,
Die mit der Liebe Allgewalt,
An Euch das Volk wird ketten.

Denn nur die Liebe zum Gesetz,
Das es sich selbst gegeben,
Um's ganze Volk schlingt sie ein Netz
Von zukunftreichem Leben.

Ein Volk, das streitet, weil es muß
Für seiner Fürsten Kronen,
Und weiß, Vergessenheit zum Schluß
Wied seinen Muth belohnen:

Solch' Volk geht ungern in den Kampf,
Kämpft nur fürs Land der Väter.
Es denkt, es hofft im Pulverdampf
Auf bess're Zeit, auf später! —

Ganz anders kämpft ein Volk vereint
Durch Liebe mit den Fürsten.
Pflicht wird ihm was Gehorsam scheint,
Stets wird nach Ruhm es dürsten.

Es zieht mit Freuden in den Krieg.
Es weiß, es schütze sein Alles,
Den Fürst, das Recht! — Sein schneller Sieg
Nicht ist er leeren Schalles.

Den Rang erstürmt's in heißer Schlacht,
Der ihm von Gott beschieden.
Sein Sieg, der Zeuge seiner Macht,
Er bürgt füe langen Frieden.

Löst, Fürsten, d'rum in zwölfter Stund'
Den Bund der sich gerichtet.
Den nie geliebten, lockern Bund
Der Großes nie verrichtet.

Entfesselt kühn den deutschen Aar!
Schnell wie sein Flug zum Lichte,
Entsteht ein Reich wie keines war
So stark in der Geschichte.

Zentralgewalt und Parlament!
Ruft's Volk in Deutschlands Gauen,
Gebt, Fürsten, sie! Dies Element
Wird Deutschlands Einheit bauen.

Ihr werdet groß im Volke stehn
Und groß an seinen Spitzen!
Und wenn zu Rath die Völker gehn
Wird Deutschland oben sitzen.

Kleinigkeiten.

Ueber die Abnahme des Podagra in unserer Zeit. Das Podagra, nach den Ueberlieferungen der alten Aerzte, der Geschichte und Literatur, im Alterthum bei Hebräern, Griechen, Römern, im Mittelalter und noch in den ersten Jahrhunderten des neueren Zeitalters eine der häufigsten Krankheiten, ist jetzt ohne Zweifel eine viel seltenere Plage der Menschheit gewoeden. Als Ursache dieser Abnahme bezeichnet Professor Alphons Corradi in Modena die vollkommene Umwälzung in dee Ernährungsweise der civilisieten Völker. Während nämlich in früherer Zeit Fleisch und Brod fast den ganzen Küchenzettel ausmachte, bildet jetzt die Pflanzenkost einen großen Theil derselben. Für diese Thatsachen sprechen die vom Verfasser angestellten, höchst interessanten Nachforschungen über die Ernäheungsweise in den verschiedenen Geschichtsepochen.

Anfeage. Will denn Niemand aus Gefälligkeit für mich in diesem Jahre ein Bißchen Krieg führen? Ich verliere sonst meine ganze Bedeutung — daß ich Unglück verkünde.

Der Komet von 1861.

Antwort. Der Bundestag soll in diesem Jahre keine Ferien haben! Ist das etwa noch kein Unglück?

In den gegenwärtigen Hundstagen

wird dee rühmlichst bekannte ameeikanisch-englische Niagarafallstrickspringer und Schlappseilstelzenläufee Blondin auf einem 500 Millionen Fuß langen Steicke, der von der höchsten Spitze des wiener Stephansthurms bis zum letzten Knopf des straßbueger Münsters 800,000 Fuß vom Meeresspiegel entfernt ausgespannt ist, folgende bisher unmögliche Produktionen zu geben die Ehre haben:

1) Wied er 80 Centner geschriebene und gedruckte Bundestags-Maculatur in einem Karren hin- und herfahren und den Karren alsdann in einer unsagbaren Masse stecken lassen.
2) Wird er die schwersten Veeläumdungen süddeutscher Kabinete auf der Nasenspitze balaneiren, ohne darüber aus den Wolken zu fallen.
3) Wird er, ohne sich anzuhalten, sämmtliche würzburger Reden und Erkläeungen lesen und zwischen jeder einen Purzelbaum schlagen.
4) Wird er in wahrhaft desperater Weise irgend etwas aus der Luft greifen und es gegen Preußen schleudern, ohne legend welche Gefahr zu laufen.
5) Wird er im durchlöcherten Gewande frommen Eifers durch eine nicht neue aber durchaus geistlose Verdächtigung der deutschen Nationalpartei sich coram populo den Hals brechen und seinen Staub in alle Winde streuen.

Man muß es sehen, um es zu glauben!

Preise bekannt. Schauder und Entsetzen umsonst.

Perlen.

Ausschweifender Genuß der Feeude gleicht den glänzenden Farben, welche das Gesicht an sich ziehen, bald aber das Auge ermüden, indeß die reinen stillen Vergnügungen dem lieblich grünen Kleide der Natur gleich sind, welche das Auge gerne sieht und worauf der Blick allezeit mit einer angenehmen Empfindung zurückkehrt.

Meide üble Launen. Gibst Du ihnen keine Nahrung, so zehren sie sich am Ende selbst auf.

Rebus 7.

Genre-Bildchen.



Schranke — Ranke — Anker.

(Verspätet eingegangene Auflösung des „Räthsels" in Nr. 28 der Sonntags-Beilage vom 14. Juli 1861.)

Von Feiedeich Schönwetter in Kaufbeueen.

Die Schranke ist's, die, hemmend muntern Lauf,
Uns oft entgegen tritt im ird'schen Leben;
Doch steigt des Geistes Flug an ihr hinauf,
Nicht ird'sche Scheanke hemmt dann sein Bestreben!
Nur wer bedacht nicht, was er keck gethan,
Der findet Schranken bald auf seiner Bahn. —
Wohl besser ist's, sich selber Schranken setzen, —
Nur fester Glaube mag dein Herz ergötzen!

Die Ranke ist's, die sanft und leicht sich biegt,
An ihren Stab, den du ihr hast gegeben;
Die an die Laube sich so traulich schmiegt;
Ihr ähnlich sey dein ganzes innres Leben! —
„O schling' dich fest an Gottes Willen an,
„Folgst diesem du, dann ziehst du himmelan!
„Weih' ihm, dem Höchsten, deine schönsten Triebe,
„Und schenke ihm ein Herz voll reinee Liebe!"

Der Anker ist's, der hier das Schifflein hält,
Wenn es die Wellen und der Sturm umtoben;
Doch weh' dem Menschen, dem der Halt hier fehlt,
Der nicht in Freud' und Schmeez blickt froh noch Oben!
Doch Jenem Heil, dem Glaub' und Liebe bleibt,
Dem freundlich Gott den Hoffnungs-Anker beut;
Der steueet muthig seiner Heimath zu,
Den führt die Hoffnung ein in's Land der Ruh'! —

Auflösung der „Rösselsprung-Aufgabe" in der Sonntags-Beilage Nro. 29 vom 21. Juli 1861.

Vaterland, du riefst den Sänger,
Schwelgend in der Tage Glück.
Blutig hassend deine Deänger,
Hielt nicht Lied und Liebe länger
Seiner Seele Sturm zurück.
Und er brach mit wundem Herzen
Aus der Freunde schönen Reih'n,
Tauchte in der Teennung Schmerzen —
Und war dein.

Richtige Auflösungen gingen ein von: Fanny Rh..n. — J. Bl. — G. Z....r. — August Lelner.

Sonntags-Beilage

zum

Augsburger Anzeigblatt.

Nummer 31. — 4. August 1861.

Nur ein Schafhirt.

Die Vorbereitungen zu der Schlacht, welche auf Jena's Höhen einen für ganz Deutschland so unheilvollen Ausgang nehmen sollte, waren getroffen. Es war am 12. Oktober 1806. Das preußische Corps unter Hohenlohe, das mit allen Verstärkungen, die ihm Rüchel zugeführt hatte, nicht 40,000 Mann überstieg, stand in dichten Massen auf einer nördlich sich hinziehenden Höhenkette, rechts von der Straße von Jena nach Weimar, zwischen der Ilm und der Saale. Seine Vorposten standen auf dem Landgrafenberge, einem steilen Berge zwischen seiner Stellung und der Stadt Jena, von dessen Gipfel das preußische Heer völlig übersehen werden konnte und über welchen der einzige Weg führte, um seine Stellung von vorne anzugreifen.

Die Armee des Königs von Preußen, unter dem unmittelbaren Befehle des Herzogs von Braunschweig, war über 65,000 Mann stark, etwas über eine Stunde im Rücken von Hohenlohe, in der Nähe von Weimar aufgestellt. So befand sich die ganze preußische Armee, aus etwas mehr denn 100,000 Mann bestehend, mit 18,000 trefflichen Reitern und 300 Kanonen, auf einem Schlachtfelde, wo ihre berühmte Taktik vollkommenen Spielraum zur Entwickelung hatte.

Trotz ihrer Unglücksfälle beim Beginn des Feldzuges konnte sie immer noch mit dem Schwert in der Hand das Glück wieder gewinnen, und eine muthige, begeisterte Zuversicht erfüllte die Herzen der preußischen Krieger. Außerdem war ihre Stellung eine gute und trefflich concentrirte, und wollte Napoleon sie in derselben angreifen, so hatte er mit außerordentlichen örtlichen Schwierigkeiten zu kämpfen, die die Entwickelung seiner besten Kräfte, der Reiterei und Artillerie, fast ganz verhinderten. Zwar war die Armee des Herzogs von Braunschweig von all' ihren Magazinen abgeschnitten, und der Mangel stellte sich schon in ihr ein, allein ein einziger Tag des Glücks konnte alles Verlorene und noch mehr wiedergeben.

In Jena stand Lannes; Ney und Augereau hatten sich bei Roda und Kahla in seiner unmittelbaren Nähe aufgestellt, und Soult rückte mit einem starken Corps gleichfalls gegen Jena vor, während Davoust und Murat nach Naumburg rückten, um sich in den Besitz der dortigen großen Magazine zu setzen.

Noch ließ sich der Ausgang des folgenden Tages nicht voraussehen; dem Anscheine nach neigte sich die Wagschale des Glücks sogar den Preußen zu, denn sie hatten unbestreitbar die bei Weitem bevorzugtere Stellung inne, obschon ihnen ein kampfgeübtes Heer von über 100,000 Mann unter Napoleon selbst gegenüberstand. Daß eine gewaltige, entscheidende Schlacht bevorstand, ahnte ein Jeder. Schwer, drückend lag dies Gefühl auf der ganzen Gegend. — Gleichviel auf welche Seite sich das Glück neigte, der weite Kampfplatz selbst war einem sichern Verderben geweiht, und wer konnte ermessen, wie weit dieses sich ausdehnte?

Noch wurden erst die Vorbereitungen zur Schlacht getroffen, und doch waren die Dörfer dieser Gegend schon so gut wie geplündert. Viele von den Einwohnern hatten sich mit einem Theile ihrer Habe und ihres Viehes auf die bewaldeten Höhen jenseit der Saale geflüchtet, die meisten hatten indeß zurückbleiben müssen.

Schon jetzt sah es in Jena's Umgebung wie auf einem Schlachtfelde aus.

In Unordnung hatten die Preußen diese Gegend geräumt, in unglückseligem Zerwürfniß zwischen Preußen und Sachsen hatten sie sich geplündert. Gepäck und Munitionswagen waren von ihren Führern verlassen und lagen zerstreut umher. Auf den Wegen und Feldern erblickte man Wagen, Waffen und Cuirasse. In die kaum frei gewordenen Stellungen rückten die Franzosen sogleich wieder ein und nahmen mit frechem Uebermuthe, was die Preußen und Sachsen übrig gelassen hatten.

An einem Bergabhange des linken Saalufers stand am Nachmittage dieses Tages ein Mann, den Kopf auf einen Stab gestützt und hinabschauend in das Thal, wo die Straße von Jena nach Weimar sich hinzieht. Es war ein buntes, wirres Leben auf ihr. Soldaten, Pferde, Wagen drängten einander. Starr, gedankenvoll ruhte sein Auge auf diesem Treiben. Neben ihm weideten wenige Schafe.

Die Kleidung des Mannes, ein einfach blauer langer Rock, ein großer, breitkrämpiger schwarzer Hut und eine lange Weste — seine ganze Erscheinung verrieth auf den ersten Blick, daß er ein Schafhirt war. — Nur zuweilen warf er einen Blick auf die vier oder fünf Schafe neben ihm, und ein trauriges Lächeln zuckte um seinen Mund. Noch vor kurzer Zeit hatte er für seinen Herrn eine große und zahlreiche Heerde hier geweidet — diese wenigen Thiere waren Alles, was ihm davon geblieben war. Sie waren sein Eigenthum, hierher hatte er sich geflüchtet.

Der Abhang war steil und er durfte hoffen, daß hieher die Soldaten nicht dringen würden. Unten im Thale, in dem Dorfe, besaß er ein Haus Aber in ihm hatten sich die Franzosen einquartirt und hatten ihn selbst daraus vertrieben. Die Wintervorräthe für seine Familie und seine Thiere hatte man gewaltsam genommen — was sollte er noch im Dorfe? Das Treiben des Feindes in der Nähe ansehen — er konnte es nicht. Er war allein, aber dann und wann ballten sich unwillkürlich seine Hände zusammen, und er stieß den Schäferstab fest auf die Erde. Er dachte an den Uebermuth und die Frechheit der Feinde — da schwoll ihm das Herz vor Unmuth, und seine dunklen Augen blickten unter den buschigen, aber bereits ergrauten Brauen wild und leuchtend hervor.

Wär' er zwanzig Jahre jünger gewesen, er würde nicht dort gestanden haben, aber seine Haare waren zu weiß für die Soldatenmütze.

Zwei Söhne von ihm standen auf der Hochebene in dem Heere, und auch zu ihnen eilten seine Gedanken.

Ein Mann kam schräg an dem Bergabhange daher und eilte auf ihn zu. Er hörte ihn nicht, bis der neben ihm sitzende Hund anschlug.

Schnell wandte der Hirt den Kopf; kaum hatte er den Kommenden indeß erblickt, so zogen sich seine Brauen noch finsterer zusammen.

„Nun, Born!“ rief der Herankommende, ein Mann von ungefähr fünfundzwanzig bis dreißig Jahren, dessen kleine stechende Augen und scharf hervorstehende Backenknochen seinem Gesicht einen unangenehmen Ausdruck gaben. „Nun, Ihr steht hier so ruhig, als ob nichts im Werke wäre! Das ist ein Leben und Treiben ringsum, daß man Gott danken sollte, man wär' mit heiler Haut daraus.“

„Wer hindert Euch daran?“ warf der Schäfer ein.

„Eure Söhne stehen dort oben unter den Preußen?“ fragte der Fremde.

Born nickte bejahend.

„Und Eure Frau und Tochter?“

„Sie sind drüben,“ erwiderte der Hirt, mit der Hand auf die Berge jenseit der Saale zeigend.

„Und denkt Ihr, daß sie dort in Sicherheit sind? Dorthin wird der Feind auch dringen.“

„Es kommt vielleicht nur noch auf einen Tag an, und die Fremden müssen wieder zum Lande hinaus, wie sie hereingekommen sind!“

„Ha, ha!“ lachte Sielert, so hieß der Mann, „denkt Ihr denn, daß die Preußen siegen werden? Ich komme heute von Kahla und Jena und habe gesehen, wie zahlreich die Franzosen sind; es sollen viel über 100,000 Mann seyn, die lassen sich nicht so leicht zum Lande hinausjagen!“

Born blickte ihn scharf und finster an.

„Ihr scheint Euch auf die Seite des Feindes geworfen zu haben,“ sprach er langsam.

„Nein — nein! Aber Napoleon versteht den Krieg!“

„Und seine Reiter und Kanonen wird er doch nicht an diesen Bergen in die Höhe schaffen!“ erwiderte Born. „Es giebt nur einen Weg, auf dem es möglich wäre, und den kennt er nicht und wird er auch nicht finden.“

„Und Ihr kennt ihn?“ erwiderte Sielert fast hastig.

„Ich kenne ihn,“ erwiderte Born ruhig. „Doch wohin führt Euch Euer Weg?“

„Nach Naumburg wollt' ich,“ erwiderte Sielert. „Auf der Heerstraße ist nicht durchzukommen vor allen Soldaten, Pferden und Wagen — ich muß deshalb Nebenwege einschlagen! Lebt wohl!“

Lange blickte der Schafhirt ihm nach, und in seinem Auge lag ein finsterer Ausdruck.

Langsam trieb er seine Thiere auf ein kleines Gehölz zu, welches in geringer Entfernung sich an dem Bergabhange hinzog. Dort sollten sie die Nacht über bleiben, und er selbst wollte in dem Gehölze die Nacht zubringen. Wohl waren die Nächte schon kalt und feucht; aber an Wind und Wetter von Jugend auf gewöhnt, fürchtete er sie nicht, denn schon in kälterer Zeit hatte er manche Nacht im Freien zugebracht.

Je mehr der Abend hereinbrach und je stiller es wurde, um so lauter schallte das Geräusch von dem Treiben im Thale zu ihm herauf, das dumpfe schwere Rollen der Kanonen und Proviantwagen,

der Hufschlag der Pferde, dazwischen laute Stimmen, Trommelschlag und Musik. Schon dies Geräusch schreckte ihn ab, in das Thal zurückzukehren, und lange hielt es ihn wach, bis er endlich sitzend, mit dem Rücken an einen Baum gelehnt, dicht neben sich seinen Hund und seine wenigen Thiere, einschlief.

Der 13. Oktober brach heran, einer der wichtigsten Tage in Deutschlands Geschichte, denn an ihm und nicht am folgenden Tage wurde das Geschick der Schlacht zum Voraus entschieden.

Der Herzog von Braunschweig, besorgt um die für sein Heer so nothwendigen Vorräthe in Naumburg, welche von Davoust, Bernadotte und Murat bedroht wurden, und hoffend, daß Napoleon nicht sogleich, und zumal nicht auf diesem für ihn so ungünstigen Terrain eine Schlacht liefern werde, hatte seine Armee getheilt, und der Haupttheil derselben zog mit dem Könige an der Spitze mit Tagesanbruch nach Sulza und kam am Abende desselben Tages auf den Höhen von Auerstädt an.

Hohenlohe blieb als Nachhut auf den Berghöhen zwischen Jena und Weimar zurück. Er selbst gab die Vortheile seiner Stellung, die ihn mächtig machten, unbegreiflicher Weise auf. Statt sein Corps nach dem Abzuge des Herzogs von Braunschweig noch mehr zu concentriren, um die Hauptpunkte dieser Stellung gehörig besetzen und vertheidigen zu können, dehnte er dasselbe über einen Raum von sechs Stunden aus, ohne in dieser langen, schwachen Linie wirklich bedeutende Stützpunkte zu haben. Und den wichtigsten und höchsten Punkt der ganzen Stellung, den Landgrafenberg, gab er ganz auf.

Kaum hatte Napoleon diesen Fehler bemerkt, so bestieg er selbst den Berg, und bald darauf war er von Lannes' ganzem Corps besetzt.

Zu spät sah Hohenlohe seinen Fehler ein, er wollte den Hügel wieder nehmen, wurde aber zurückgeworfen. Von diesem Hügel aus konnte Napoleon die ganze Stellung des preußischen Heeres beobachten, und die weite Ausdehnung der feindlichen Linie ließ dasselbe größer erscheinen als es war. Für den folgenden Tag hatte er einen Schlachtplan entworfen.

Lannes' ganzes Corps hatte er bereits auf der Anhöhe, noch fehlte ihm aber die Reiterei und die Artillerie, und ohne Beide konnte er keine Schlacht wagen. Vergebens war Alles aufgeboten, sie an den hohen und steilen Abhängen des Landgrafenberges hinaufzuschaffen; es war unmöglich, ohne die Zeit von einigen Tagen zu verlieren. Hatte doch selbst die Infanterie die größte Mühe, auf den schmalen, den Berg hinanführenden Pfaden hinaufzuklimmen.

Der Morgennebel hatte sich verzogen, und erst jetzt wurde Hohenlohe gewahr, was für eine bedeutende Macht des Feindes, die während der Nacht auf die Anhöhe gebracht war, ihm gegenüber stand.

Um dieselbe Zeit stand auch der Schafhirt wieder an dem Bergabhange, seine Thiere zu weiden. Sein erster Blick war in das Thal hinab gewesen, und aus seinen Augen glühte ein begeistert freudiges Feuer, als er die zahlreichen Geschütze und Munitionswagen im Thale aufgefahren sah und aus den großen Massen Reiterei erkannte, daß es noch nicht gelungen war, diese den Berg hinaufzuschaffen.

„Teufel!" rief es unwillkürlich in ihm. „Wenn er den Weg wüßte, der auf jene Höhe führt! Er selbst wird ihn nimmer finden, es kennen ihn überhaupt nur Wenige und vielleicht Niemand so genau als ich. Es sieht nicht aus, als ob es möglich wäre, ihn zu passiren, und doch bin ich selbst früher mehr als einmal auf ihn geritten."

Wieder kam der Mann, der ihn am Tage zuvor überrascht hatte, vom Berge herab zu ihm.

„Ihr sagtet gestern, daß Ihr nach Naumburg wolltet?" fragte Born.

„Das war allerdings meine Absicht, alle Wege sind indeß so gut wie versperrt, es ist fast unmöglich hindurch zu kommen. Ich habe übrigens gestern noch ein gutes Geschäft gemacht, von dem ich schon eine Zeit lang leben kann. Schaut!" fügte er hinzu, indem er einen Geldbeutel empor hielt, in welchem mehrere Goldstücke glänzten. — „Seht, es sind schlechte Zeiten, Handel und Arbeit stocken, es hält schwer, Geld zu verdienen, und man weiß noch nicht, welche Schicksale uns bevorstehen. Mit diesem Gelde will ich wieder einen kleinen Handel beginnen. Hört, wie ich mir das ausgesonnen habe."

„Ich verstehe von Eurem Handel nichts, und es geht mich auch nichts an," unterbrach ihn der Hirt, der mit diesem Menschen nicht länger etwas zu schaffen haben mochte.

„Nun, was habt Ihr?" fragte Sielert beruhigend.

„Ich habe Euch dazu nöthig — hört mich ruhig an. Seht, den Landgrafenberg und die ganze Höhe dort haben die französischen Fußvölker besetzt, wie Katzen sind sie den Berg hinaufgeklettert. Da oben giebt's wenig, wie Ihr wißt, es traut sich auch Niemand zu den Franzosen; ich fürchte sie nicht. Nun möchte ich gern mit einem kleinen Wagen Wein und Bier dort hinauf schaffen, man wird es mir gut bezahlen, aber wie soll's hinaufkommen? Seht, Born, ich schenke Euch eins von diesen Goldstücken, wenn Ihr mir den Weg zeigt, von dem Ihr gestern spracht. Wollt Ihr?"

Mit steigender Spannung hatte Born ihm zugehört, forschend ruhte sein Auge auf seinem Gesichte.

(Schluß folgt.)

Die Negerkirche Zion in New-York.

Jedermann weiß, daß es in New-York Negerkirchen gibt und doch nehmen so wenige Europäer sich die Zeit, hinzugehen und des fremden Anblicks und des seltsamen Eindrucks zu genießen, welcher sich mit nichts von allem Dem vergleichen läßt, was wir jemals in der alten Heimath gesehen haben. In Churchstreet, Ecke von Leonardstreet, liegt die Methodistenkirche Zion, und nur wenige Schritte vom Broadway fühlt man sich hier in eine andere Region versetzt. Der Schmutz liegt hier so hoch, daß es ein bedenkliches Unternehmen scheint, die Straße zu kreuzen; die elenden Baracken zeigen an, daß es nicht die begünstigten Klassen der Gesellschaft sind, die hier ihren Wohnplatz aufgeschlagen haben, und die schwarzen und farbigen Gesichter bilden die Mehrzahl. Als ich die Kirche besuchte, fand eines der sogenannten protracted meetings statt, welche eine bestimmte Zeit im Jahre hindurch jeden Abend im Erdgeschoß gehalten werden. Vier nackte weiße Wände, ein großer Ofen am Eingang, der eine südliche Hitze verbreitete, die nöthige Gasbeleuchtung, Bänke zu beiden Seiten und die Tribüne des Predigers ist alles, was sich hier findet und einen recht nüchternen Anblick bietet. Die Kirche war gedrängt voll, die Frauen rechts, die Männer links, Hunderte von dunkeln Gesichtern in allen Schattirungen, vom glänzenden Schwarz bis zu jenem lichten Kolorit, welches kaum noch die afrikanische Abstammung erkennen läßt, und immer mehr darkies strömten herzu und drängten sich, Platz suchend, summend durch einander, so lange die Bänke noch die Späterkommenden zu fassen vermochten. Der eigenthümliche Anblick wird für das ungeübte Auge des Fremden noch dadurch erhöht, daß er fast keinen Unterschied in den Gesichtern wahrzunehmen vermag; ein Neger sieht aus, wie der andere, eine Negerin wie die andere, die platten Nasen und die dicken Lippen sind Allen eigen, und selbst das Alter, welches dem Weißen so unerbittlich sein verrätherisches Siegel aufdrückt, bringt bei den Schwarzen bis zu einem gewissen Zeitpunkt fast gar keinen Unterschied hervor, und da sie gewöhnlich erst sehr spät graues Haar bekommen und die schönen weißen Zähne ihnen auch bis ins Alter zu bleiben pflegen, kommt es dem „Grünen" vor, als wenn Kinder und ältere Leute fast ganz gleich aussähen. — Als ich eintrat, stand ein Mulatte auf der Kanzel, furchtbar brüllend, und einmal über das andere mit der Faust auf das Geländer schlagend, wozu die Gemeinde nicht ermangelte, durch Scharren mit den Füßen, Händeklatschen und Ausrufungen des Beifalls das Accompagnement zu liefern. Manche nickten auch gleich Pagoden unaufhörlich mit den Köpfen, und besonders waren es die Frauen, die sich auffallend unruhig und geräuschvoll zeigten. Der Text der Predigt war: „Seyd Ihr bereit ins Himmelreich zu gehen?" mit dem der Redner, gleich so vielen Hunderten oder Tausenden europäischer und außereuropäischer Prediger, wenn ihm die Gedanken ausgingen, förmlich Fangball spielte, und an jeden Satz wußte er den Refrain anzuhängen: „Are you ready to go to Heaven?"

Nachdem er sich eine Weile in Gemeinplätzen bewegt und den darkies ihre Gleichgültigkeit vorgeworfen hatte, stieg er plötzlich auf die Erde herunter und sagte: „Jede Sorge nimmt Euch mehr in Anspruch als der Himmel und zieht Euch davon ab. Wenn Ihr auf einmal hörtet, morgen Mittag um 2 Uhr käme die Königin von England, um Euch einen Besuch zu machen, welche Anstalten und Vorbereitungen würdet Ihr nicht treffen, um sie würdig zu empfangen! Welch ein Scheuern, Waschen, Putzen, Weißen, Bürsten, Kehren, Kochen, Braten und Baden würde das nicht geben; und doch ist sie nur eine Frau, wenn auch gegenwärtig die erste in der Welt; aber wenn der Herr der Herren, wenn unser Herr Jesus käme, würdet Ihr bereit seyn, ihn zu empfangen? Wenn er käme und würde bei Euch anklopfen und klopfen und klopfen und klopfen (der Redner verfehlte nicht, zur Verstärkung des Eindrucks wohl zwanzig Mal auf das Geländer vor ihm zu klopfen), wäret Ihr bereit, ihn zu empfangen?"

Nach diesem anschaulichen Gleichniß ging er zu allen den Uebeln über, welche die Brüder darkies vom Himmel abzögen, und hob darunter besonders den Branntwein mit allen seinen verderblichen Folgen hervor. „Da steht ein Haus", sagte er, „Ecke von Houston- und Thompsonstreet, Nr. — — (ich habe sie vergessen, aber der Prediger gab sie mit der Genauigkeit eines Adreßbuches an), ein Branntweinhaus, in dem auch ich bisweilen eingesprochen habe. Gewiß, ich hätte besser gethan, wenn ich zu Hause bei Frau und Kindern geblieben wäre und etwas Nützliches geschafft hätte; doch ich ging hin und verzehrte neun sixpence; allein was ist das gegen die Ausschweifungen, die ich dort sah?!" Mit grellen Farben schilderte er dieselben, sowie das Elend, welches sie nach sich ziehen, erzählte, wie viele Dollars er dort verschwenden sah, und ging dann zu dem andern Unglück der Schwarzen, zu der Sklaverei über.

„Obgleich Ihr hier frei seyd," fuhr der schwarze Prediger fort, drohen Euch doch Gefahren und Verfolgungen und niemals werdet Ihr hier in Ruhe und Sicherheit leben können. Das Sklavenauslieferungsgesetz bedroht nicht nur die Flüchtlinge, sondern auch Euch, die darkies in den freien Staaten, und gerade jetzt, da der Sommer bevorsteht, steigen die Gefahren, vor denen ich Euch bei Zeiten warnen will. Ihr wißt, daß alsdann die Fremden aus allen Gegenden hier zusammenströmen, und unter ihnen besonders auch unsere Feinde, die Sklavenbesitzer aus dem Süden, und vor ihnen nehmt Euch in Acht! Sie werden Euch sehen, mancher kräftige junge Mann unter

Euch, manches schöne Mädchen wird ihnen gefallen; sie schwören, Ihr wäret ihnen entlaufen und man wird Euch ausliefern. Darum Brüder darkies, seyd vorsichtig! geht ihnen aus dem Wege, so viel Ihr könnt, oder besser noch, geht nach Canada! Canada ist ein schönes Land; ich selbst bin dort gewesen und kenne es genau. Dort seyd Ihr als Brüder und Gleichberechtigte angesehen, man empfängt Euch freundlich und reicht Euch die Hand, und niemand verachtet Euch Eurer Farbe wegen! — Außerdem ist das Leben dort wohlfeiler; für die Miethe, die Ihr hier vierteljährlich bezahlen müßt, könnt Ihr dort ein ganzes Haus auf ein Jahr haben. Das Fleisch, von dem das Pfund hier 18 Cents kostet, habt Ihr dort für 9 Cents, und das indianische Korn und die süßen Kartoffeln sind gleichfalls viel wohlfeiler. Ich weiß wohl", fuhr er fort, „was Viele von Euch vom Fortgehen abhalten wird; Ihr habt hier Eure Liebsten (sweethearts), von denen Ihr Euch nicht trennen wollt, allein da kann nichts helfen; die Liebsten müssen sich schon entschließen, Euch zu begleiten, und an denen, die sich weigern, ist auch nichts verloren, denn ich sage Euch, in Canada findet Ihr sie eben so gut und besser wieder!" Nur der feste Entschluß, den armen darkies unter keiner Bedingung den mindesten Anstoß zu geben, konnte meinen Ernst aufrecht erhalten; dieses Durcheinander des Himmels und der trivalen Wirklichkeit machte einen unendlich komischen Eindruck, wiewohl ich im Grunde doch zugeben mußte, daß der Mann besser that, seinem Auditorium Rathschläge in Bezug auf das tägliche Leben zu geben — den Werth seiner Empfehlung Canada's ganz bei Seite — als sie mit Gemeinplätzen über den Himmel, von dem keiner etwas weiß, abzuspeisen; und selbst der ungenirte triviale Ton erschien mir gerechtfertigt, wenn ich den Grad der Bildung und Intelligenz des größern Theils des Auditoriums erwog. Nachdem er schließlich noch die Brüder darkies eingeladen hatte, ihn nächstens zum Thee zu besuchen, wurde ein Gesang, der in der Disharmonie fast die religiösen Gesänge der Shaker erreichte, abgekreischt und gebrüllt. Wie dort schien man einem beliebigen Gassenhauer irgend einen beliebigen Text unterlegt zu haben.

Als der Lärm übermäßig lang gedauert hatte, erschien ein anderer Prediger, ein „kohlpechrabenschwarzer Mohr", wie Struwelpeter sagt, ein sogenannter exorter, der aber dermaßen brüllte, donnerte und „bullerte," daß es schwierig war, die ganze Rede zu verstehen. Er sprach von der ewigen Gerechtigkeit, von dem Tage der Vergeltung, auf den er die darkies vertröstete. „Der Tag", sagte er, „wird kommen, an dem wir mit dem Fuße auf dem Nacken der Sklavenhalter stehen werden! Und von allen Seiten erhob sich ein Grunzen, Seufzen, Lachen, Weinen, Schreien und Kreischen der Zustimmung und Freude, so daß mir, mit meinem einzigen weißen Gesicht, trotz des Bewußtseyns der besten wohlwollendsten Wünsche für die farbige Race fast unheimlich wurde. Aber die darkies haben keinen Haß gegen ihre Unterdrücker; für das geringste Zeichen des Wohlwollens von Seiten der Weißen sind sie dankbar und anhänglich, und ist ihnen nicht alle Lebenslust genommen, so sind sie vergnügt und zufrieden. Gutmüthigkeit, Genügsamkeit, Anhänglichkeit und Dankbarkeit aber sind nicht die Eigenschaften, durch die ein Volk jemals eine selbstständige Bedeutung erlangt und die armen Farbigen mit ihren Illusionen, in die sie sich auf Augenblicke selbst versetzen, unterstreichen in dem mitfühlenden Weißen nur die Empfindung des Mitleids für sie und die der Empörung über den schwarzen Fleck eines freien Landes.

Die Gefahren des Kirschkern-Verschluckens.

(Eine Warnung für Eltern und Erzieher.)

Von Dr. Ripps.

Man hört so oft von Eltern und so häufig von gebildeten Eltern sagen: „Was kann es einem Kinde schaden, wenn es die Kirschen mit den Kernen hinunter ißt; wir Alle haben dieß in unserer Jugend ebenfalls gethan, haben nie einen Schaden davon gelitten und auch nie gehört, daß Andere irgend welchen Nachtheil davon gehabt hätten; die Kerne gehen wieder ab und reinigen noch obendrein den Magen!"

Diese etwas eigenthümliche Erklärungsweise klingt zwar recht harmlos und beruhigend, aber leider ist schon gar mancher Fall vorgekommen, der zwar nicht zu den Ohren des größeren Publikums gelangte, sondern zumeist nur in ärztlichen Kreisen bekannt wurde, wo ein einziger Kirschkern den Tod unabwendbar nach sich zog, und da auch beinahe kein Jahr vergeht, in welchem die Kirschenzeit nicht ein Opfer fordert und dieß erst in diesen Tagen wieder geschehen ist, so ist es vielleicht den Lesern dieses Blattes nicht ganz uninteressant, wenn sie über die Gefährlichkeit des Kirschkern-Verschluckens einige Aufklärung erhalten.

Vor Allem ist es eine gänzlich irrige und mit den Verhältnissen der Verdauung völlig unverträgliche Ansicht, wenn man glaubt, die Kirschkerne reinigten und putzten den Magen; sie thun dieß durchaus nicht, im Gegentheil, sie bewirken bei Vielen recht lebhafte Unannehmlichkeiten und es giebt keinen beschäftigten Arzt, der nicht schon oft genug zu kolikähnlichen Leibschmerzen sowohl der Kinder als der Erwachsenen gerufen wurde, welche durch das Vorhandenseyn von Kirschkernen im Magen und Darmkanal bedingt waren. Aber diese Koliken bewirken doch im Allgemeinen keine absolute Lebensgefahr, weil es immer noch in der Möglichkeit liegt, das veranlassende Objekt mittelst abführender Mittel zu entfernen; es ist etwas ganz Anderes, was das Verschlucken der Kirschkerne so gefährlich macht. Bei dem menschlichen wie thierischen Darmkanal ragt nämlich aus dem sogenannten Blinddarm, welcher etwa in der Gegend des rechten Hüftbeins seine Lage hat, ein enger cylindrischer, blind endender Fortsatz von 2 bis 6 Zoll Länge und 2 bis 3 Linien Durchmesser, der Wurmfortsatz, hervor, welcher ganz dieselben Gewebselemente, wie der Darm, besitzt, seiner engen Beschaffenheit wegen aber nicht im Stande ist, einmal in ihn gedrungene und dort fest gekeilte Körper, wie etwa Steinobstkerne, wieder heraus zu schaffen. Diese Kerne bleiben oft längere Zeit, ohne eine Wirkung zu äußern, stecken — öfter aber und in der Regel bewirken sie schon nach einigen Tagen, namentlich bei Kindern, eine Entzündung des Wurmfortsatzes, die auf den Darm und das benachbarte Bauchfell übergeht. Da das ursächliche Moment der Entzündung — hier also der Kirschkern — nicht entfernt werden kann, so wird sie derart gesteigert, daß Brand daraus entsteht. Die Stelle, wo der Kirschkern steckt, bricht durch, der Darm entleert seinen Inhalt in die freie Bauchhöhle, und jetzt ist der Tod unvermeidlich. Der Patient geht an Durchlöcherung des Darmes und deren Folgen zu Grunde.

Allerdings bedingen nicht alle Durchbohrungen des Darmes den Tod, namentlich diejenigen seltener, wo in Folge eines glücklichen Zufalls der Durchbruch nicht in den offenen Bauchfellsack, sondern durch Verwachsung des Wurmfortsatzes mit einer benachbarten Darmschlinge in diese erfolgt, so daß der Kirschkern wieder in den Darm geschafft wird und dann durch diesen entleert werden kann. Bedenkt man aber, wie wenig häufig diese günstigen Verwachsungen vorkommen und wie sie stets als ein großes Glück betrachtet werden müssen, so ist es eine fest begründete Thatsache, daß wir es hier mit einer der lebensgefährlichsten Krankheiten des menschlichen Körpers zu thun haben.

Deßhalb ist es für Eltern und Erzieher rathsam, die Jugend auf die großen Gefahren des Kernverschluckens aufmerksam zu machen, denn was hier von Kirschkernen gesagt ist, gilt zugleich von allen übrigen Steinobstkernen; kleineren Kindern aber sollte man das Obst nie anders als entkernt überlassen.

Gemeinnütziges.

Ueber Kochgeschirre von verzinntem Gußeisen. Schon seit vielen Jahren werden in den meisten Haushaltungen gußeiserne Geschirre verwendet, deren Gebrauch sich dadurch vollständig rechtfertigt, daß sie, der höheren Preise ungeachtet, durch ihre Haltbarkeit sich dennoch wohlfeiler und zweckmäßiger erweisen, als die ungleich billigeren irdenen Geschirre.

Den nachtheiligen Eigenschaften der rohen Gußgeschirre, welche deren Anwendung häufig verbieten, suchte man durch das Emailliren derselben zu begegnen.

Allein dieß ist nur sehr unvollständig gelungen. Die im ungebrauchten Zustande zwar sehr sauber aussehenden emaillirten Kochgeschirre verlieren nicht nur schon nach kurzer Benützung das gute Aussehen, sondern lassen auch durch Abspringen einzelner Stücke der Emaille noch größere Uebelstände erkennen, indem die darin gekochten Speisen einen üblen Geschmack und ein trübes, unklares Aussehen bekommen.

Bei dem verzinnten gußeisernen Kochgeschirre sind dagegen diese Mängel vollständig beseitigt. Dasselbe ist sehr dauerhaft, indem es, auch selbst wenn die Verzinnung durch langen Gebrauch dünner geworden ist, ohne nachtheilige Folgen im Gebrauch erhalten werden kann; zudem läßt sich die Verzinnung wieder erneuern.

Ueberdieß bieten die verzinnten Töpfe noch einen weiteren sehr beachtenswerthen Vortheil. Das Zinn ist nämlich, wie bekannt, ein bedeutend besserer Wärmeleiter als die Emaille, und erfordert daher das Kochen in verzinntem Geschirr viel weniger Zeit und somit auch weniger Brennmaterial, als in emaillirten Töpfen.

Die Fabrikation dieser verzinnten Gußgeschirre, die schon längst in England heimisch ist, wurde auch in Deutschland, und zwar in Stuttgart mit Erfolg eingeführt. Die Geschirre, welche die Fabrik von G. Gutbrod daselbst liefert, stehen dem englischen Fabrikate weder an Schönheit noch an Dauerhaftigkeit nach, und erfreuen sich auch bereits bedeutender Nachfrage. Bei den so wichtigen Vorzügen dieser Kochgeschirre, die nur unbedeutend höher als die emaillirten zu stehen kommen, verdienen dieselben gewiß auch in den deutschen Haushaltungen dieselbe allgemeine Verwendung, die sie in England längst gefunden haben.

Mittel gegen Blattläuse u. s. w. bei zarten Pflanzen. Schwefelwasser ist das beste, oder eine Auflösung von bitterer Aloe, womit die Blumenpflanzen gewaschen werden sollen. (Das ist ein werthvoller Rath für Blumisten.)

Kleinigkeiten.

Mechi über Baron Liebig. In der Sitzung des Central-Farmer-Clubs in London am 11. Februar d. Js. hielt Mechi einen Vortrag über die Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft der englischen Landwirthschaft, aus dem wir folgende Stelle über Liebig entnehmen: „Wenn wir eine genaue Berechnung über die Menge und den Werth der durch Liebigs Entdeckungen mehr produzirten Nährstoffe hätten, so würde die Welt dankerfüllt gegen ihn seyn und ihn als einen großen Wohlthäter verehren. Die Strahlen seines Genies haben schnell die Dunkelheit verscheucht, die in Betreff der Ernährung der Pflanzen und Thiere in der Landwirthschaft herrschte. Gleich einem großen Zauberer hat er uns gelehrt, Knochen und Apatit in Milch, Käse, Hammel- und Rindfleisch zu verwandeln. Er hat uns gelehrt, daß die Erde, auf der wir wandeln, einen unerläßlichen Theil des thierischen und pflanzlichen Gerüstes bildet. In dem vorbeiströmenden Lufthauche entdeckt er das Fett und die Muskeln unserer Leiber. Die längst erschöpften Weiden des Cheshire's verdanken ihm erneute Fruchtbarkeit, und jeder Chesterkäse sollte dankbar ein Erinnerungszeichen an diesen Mann tragen. Ein ausgezeichneter Chemiker sagte mir einstens: „er habe all' die alten Regeln über den Haufen geworfen," wobei er die alten irrigen landwirthschaftlichen Lehren im Sinne hatte. Liebig hat sie ersetzt durch unvergängliche Wahrheiten. Er hat uns gezeigt, warum eine Messerspitze Guano mit dem großen Dunghaufen rivalisirt. Er hat überzeugend nachgewiesen, daß die Fortschwemmung unserer Sekrete durch unsere Wasserleitungen einer kolossalen Ausfuhr von Korn und Fleisch gleichkommt, ohne daß wir den Werth dafür wieder empfangen. Ich glaube fest an seine Mineral-Theorie. Die Landwirthschaft wird in künftigen Zeiten ihm ein Monument zum Gedächtniß errichten, als dem Sir Isac Newton der landwirthschaftlichen Entdeckungen."

Lebensmittel-Verbrauch in Wien. Nach einer vor Kurzem gemachten statistischen Berechnung verzehren die Bewohner Wiens jährlich im Durchschnitte 350,000 Eimer Wein, 1 Million Eimer Bier, 98,000 Stück Rindvieh, 140,000 Kälber, 100,000 Schafe, Hammel, Ziegen, Lämmer, Spanferkel und Frischlinge, 100,000 Schweine, 330,000 Gänse, Kapaunen, Enten, Truthühner, 1,300,000 paar Hühner und Tauben, 6000 Hirsche, Wildschweine, Rehe und Gemsen, 180,000 Hasen, 50,000 Fasanen, Schnepfen und Birkhühner, 70,000 Rebhühner und Wildtauben, 20,000 Centner Fische aller Art, 16,000 Centner Reis, 1,200,000 Centner Mehl, 280,000 Centner Brod, 300,000 Centner Obst, 55,000 Centner Fett und 60 Mill. Stück Eier.

Rechnungs-Aufgabe.

Zwei Schiffe gehen zu gleicher Zeit aus dem Hafen von Lissabon ab. Das eine segelt gerade westlich mit einer Geschwindigkeit von 32 Meilen pro Tag; das andere südwestlich 25 Meilen pro Tag. Wie weit werden sie nach fünftägiger Fahrt von einander entfernt seyn?

Logogryph.

Es grüßet mich der Mensch mit heißen Thränen;
Wenn ich ihm nahe, seiner unbewußt.
So lang er mich besitzet hebt ein Sehnen,
Ein Wünschen, Hoffen, Streben seine Brust;
Ich bin das höchste Gut, von Himmelshöhen
Dem Erdgebornen mild herabgesandt,
Und dennoch lernt er nie mich ganz verstehen,
So lang er weilt in diesem Prüfungsland.
Ich bin ein stetes Kämpfen, stetes Jagen,
Bin hohes Glück und tiefer, bittrer Schmerz,
Bin oftmals leicht und oft recht schwer zu tragen;
Doch liebt mich innig jedes Menschenherz,
Und Keiner mag je gerne von mir scheiden,
Obgleich er als geliehnes Gut mich kennt
Und mich verzweiflungsvoll in schweren Leiden
Verwünscht und eine harte Last benennt.

Wirst Du nun rückwärts meine Zeichen lesen,
Bin ich ein Schleier, der Natur umhüllt,
Sie mit geheimnißvollem Zauberwesen,
Mit schattengleicher Düsterheit erfüllt.
Doch lassen erst der Sonne Feuerstrahlen
In einen harten Kampf mit mir sich ein,
So muß ich sinkend mit dem Tode zahlen,
Vergehend vor der Sonne hellem Schein.

Auflösung des „Rebus 7" in der Sonntags-Beilage Nro. 30 vom 28. Juli 1861.

Ein Schelm, der's besser macht, als er kann.

Richtige Auflösungen gingen ein von: Ferdinand von Plattling. — M.r..n. — Fanny Rh..n. — A. L....r. — Ahasverus. — G. — August Jung.

Rodensteins Auszug*).

Es regt sich was im Odenwald
rum plum!
Und durch die Wipfel hallt's und schallt
rum plum plum!
rum plum plum bidiwum!
rum plum plum!
Der Rodenstein zieht um!

Vom Rhein her streicht ein scharfer Luft
rum plum plum!
Der treibt den Alten aus der Gruft
rum plum plum!
rum plum plum bidiwum!
rum plum plum!
Der Rodenstein zieht um!

Ein rostig Stahlwamms ist sein Kleid
rum plum plum!
Ein rostig Schlachtschwert hangt zur Seit'
rum plum plum!
rum plum plum bidiwum!
rum plum plum!
Der Rodenstein zieht um!

Der Schmied von Kainsbach steht am Heerd
rum plum plum!
Mein Schmied, putz blank das lange Schwert!
rum plum plum!
rum plum plum bidiwum!
rum plum plum!
Der Rodenstein zieht um!

Jedweder thu, was seine Pflicht!
rum plum plum!
Der Wind vom Rhein, der g'fällt mir nicht!
rum plum plum!
rum plum plum bidiwum!
rum plum plum!
Der Rodenstein zieht um!

O römisch Reich, du bist nicht mehr!
rum plum plum!
Doch reit' ich noch zu Deiner Ehr
rum plum plum!
rum plum plum bidiwum!
rum plum plum!
Der Rodenstein zieht um!

Ich reit' und reit' und such' einen Mann,
rum plum plum!
Der meinen Flammberg führen kann,
rum plum plum!
rum plum plum bidiwum!
rum plum plum!
Der Rodenstein zieht um!

*) Aus dem „Allgemeinen deutschen Commersbuche." Beim Heidelberger Preissingen wurde die Composition dieses Liedes von Musikdirektor C. Hering in Berlin mit einem Preise gekrönt.

Die Feuerwehr.

Was drängt sich durch die Straßen
Das Volk in finstrer Nacht?
Der Thürmer hat geblasen,
Die Trommel hat Lärm gemacht.

Aus jenes Hauses Zinnen
Eine Flamme steigt empor,
Das Feuer wüthet innen,
Schwarz quillt der Rauch hervor.

Doch in des Volkes Mitte
Von Männern eine Schaar
Zieht hin mit schnellem Schritte
Zur Stelle der Gefahr.

Die blanken Helme blitzen
Im hellen Flammenschein,
Die Wucht der Feuerspritzen
Beschließt die langen Reih'n.

Schon springt in hohen Bogen
Die aufgejagte Fluth
Und zischen Wasserwogen
Im Kampf mit Feuers Gluth.

Laut jammert mit ihrem Kinde
Ein Weib am Fensterstab:
Sie klettern hinauf geschwinde
Und holen sie herab

Die Axt bedräut die Flammen,
Daß das Gebälk erkracht,
Nun bricht der First zusammen,
Da sinket Feuers Macht.

Kein Lärmen ist und Stören,
Sie löschen ruhig fort,
Signal nur läßt sich hören
Und das Kommandowort.

Und wie sich vor dem Morgen
Allmählig neigt die Nacht,
Da ist ein Ziel der Sorgen
Und Alles wohl vollbracht.

Wer hat so unermüdet
Mit Arbeit ernst und schwer
Die Stadt vor Noth behütet?
Es war die Feuerwehr.

Sonntags-Beilage
zum
Augsburger Anzeigblatt.
Nummer 32 11. August 1861.

Nur ein Schafhirt.

(Schluß.)

„Ich soll Euch den Weg zeigen?“ rief Born. „An die Feinde wollt Ihr ihn verrathen!“

Sielert lächelte verschmitzt.

„Seyd kein Thor, Born! Und wenn dies nun wirklich meine Absicht wäre? He! Kommt, wir wollen das Geschäft zusammen machen, ich unterhandle mit den Franzosen, ich stelle eine Forderung und ich verspreche Euch, daß sie uns so viel geben sollen, daß Keiner von uns Beiden in seinem Leben wieder zu arbeiten braucht.“

Des Hirten Wangen hatten sich geröthet, die Adern auf seiner Stirn waren angeschwollen, in seinem Inneren gährte ein Unwetter, aber noch brach es nicht los.

„Nun sprecht, Born,“ drängte Sielert.

„Ich — ich soll den Franzosen den Weg verrathen?“ rief Born, der noch immer nicht Luft für seinen Zorn bekommen konnte.

„Nun weshalb nicht, wenn es gut bezahlt wird? und dafür steh' ich!“

„Schuft!“ unterbrach ihn der Hirt heftig, indem er ihn an der Brust erfaßte. — „Schuft Du! Mein eigenes Vaterland, das Leben meiner Söhne soll ich für Geld verrathen? Da, fahr' hin!“ und mit überlegener Kraft, trotz seines Alters, stieß er ihn den Abhang hinab.

Mehrere Male stürzte der Verräther kopflings über, dann raffte er sich auf und drang wuthschäumend auf den Alten ein. Dieser hatte seinen Schäferstab erhoben und sah nicht aus, als ob er zögern werde, zuzuschlagen.

Sielert wagte sich nicht an ihn heran.

„Das sollt Ihr büßen!“ rief er wüthend, und eilte den Berg hinab.

„Denk an Dein eigen Leben, das endet am Galgen!“ rief ihm der Alte nach.

Sein einfach schlichter Sinn vermochte solche Schändlichkeit nicht zu fassen. Er setzte sich nieder und stützte das Haupt auf die Hand.

Wie war es möglich, daß Jemand an seinem eigenen Vaterlande zum Verräther werden konnte? Er dachte seiner Söhne, seiner Tochter und Frau. Seit langer Zeit hatte er sie nicht gesehen. Noch waren sie ungefährdet, denn jenseits der Saale erblickte er noch keine Feinde, die dortigen Höhen waren noch frei. Aber was sollte aus ihnen Allen werden, wenn die Franzosen wirklich siegten? Es konnte und durfte nicht seyn!

Länger denn eine Stunde hatte er sinnend dagesessen. Nahende Schritte schreckten ihn auf. Mehrere französische Soldaten näherten sich ihm. Da erblickte er auch Sielert in einiger Entfernung. Eine bange Ahnung stieg in ihm auf. Erschreckt sprang er auf. Sollte er fliehen? Seine alten Beine würden ihn nicht weit getragen haben. Sollte er sich zur Wehre setzen? Fest, fast krampfhaft erfaßte er seinen Stab — auch dies wäre Thorheit gewesen! Scheinbar ruhig blieb er stehen. Die Soldaten traten heran, und einer von ihnen forderte ihn in gebrochenem Deutsch auf, ihnen zu folgen.

„Wohin?“ fragte Born, dessen Ruhe und Fassung zum großen Theile zurückgekehrt waren.

„Zum Marschall,“ lautete die Antwort.

Born zögerte. Was wollte man von ihm? Sollte seine Befürchtung wirklich wahr seyn?

„Hat Euch Der hierher geführt?“ fragte er weiter, auf Sielert zeigend.

Seine Frage wurde bejaht. Jetzt war kein Zweifel mehr — er sollte den geheimen Weg verrathen. Ihm schwindelte fast. — Sollte er sich weigern zu folgen? Sein Arm war noch kräftig! — es war Thorheit! — Schweigend und mit ahnungsvoll bangem Herzen folgte er den Soldaten. Rasch schritten sie die Anhöhe hinauf. Sielert wartete auf sie, bis sie ihn eingeholt, dann ging er mit ihnen.

„Ich habe versprochen, daß ich Euch heimzahlen will,“ sprach er zu Born. „Man wird Euch den Mund schon öffnen, um den Weg zu erfahren!“

Der Alte schwieg, er hörte diese Worte kaum. Eine innere Stimme rief ihm zu:

„Dies ist ein schwerer Gang für Dich. Nenne den Weg, oder Du stürzest Dich und die Deinen ins Unglück! Nenne ihn, ehe man Dich durch Gewalt und Härte dazu zwingt!“

Und er selbst sagte sich dann wieder:

„Man kann Dich nicht zwingen! Die Gewalt kann Dir den Mund öffnen, aber nicht das Geheimniß aus Deiner Brust heraufholen!“

Als er den Landgrafenberg erstiegen, führten ihn die Soldaten in das Hauptquartier vor den Marschall Lannes selbst.

Dieser ließ einen Augenblick sein Auge forschend auf ihm ruhen und fragte ihn dann, ob er, wie er zu Sielert gesagt, einen Weg auf diese Anhöhe wisse, auf dem Pferde und Geschütze hinaufgeschafft werden könnten.

„Ja,“ sprach Born ruhig.

„So zeigt ihn uns, und Ihr sollt eine reichere Belohnung haben, als Ihr ahnt.“

Born schwieg.

In ihm stürmte und wogte es. Er durfte nicht zum Verräther werden!

„Wollt Ihr uns den Weg zeigen?“

„Nein!“ erwiderte der Hirt bestimmt. „Ich würde schlecht gegen meine Landsleute handeln!“

„Ihr wollt also nicht?“ rief der Marschall. „Glaubt Ihr, daß wir nicht auch ohne Euch den Weg finden werden? Es liegt mir nur daran, ihn heute noch zu erfahren.“

„Ich verrathe ihn nicht,“ entgegnete Born.

„Ihr wollt nicht?“ fuhr der Franzose auf. „Ihr wagt mir zu trotzen? Glaubt Ihr, daß ich Euch nicht zwingen kann?“

„Mich kann Niemand dazu zwingen.“

„Nicht? Ich werde Dir's zeigen! Nicht von Deinem Willen soll der Ausgang einer ganzen Schlacht abhängen! Du erhältst eine reiche Belohnung, wenn Du uns den Weg zeigst — weigerst Du Dich — so stirbst Du! Nun entscheide Dich!“

Born schwieg.

„Es ist mein Ernst! Du stirbst, wenn Du mir zu trotzen wagst!“

Das Gesicht des Alten war merklich blässer geworden. Er zitterte leise, und einen Augenblick lang drohten seine Kniee zusammen zu brechen — er dachte an sein Weib und seine Kinder — dann erlangte er seine volle Fassung wieder und sprach fest:

„Ich bin kein Verräther!“

„Du willst nicht?“ rief der Marschall heftig.

„Nein!“

„Führt ihn fort!“ befahl der Marschall in heftigster Aufregung einem Offizier. — „Führt ihn fort! Gebt ihm noch eine halbe Stunde Zeit zum Besinnen, und wenn er dann noch zu trotzen wagt, so laßt ihn erschießen!“

Er wandte sich ab, und Born wurde fortgeführt. Vergebens trat Sielert, dem durch des Alten Tod ein Gewinn entging, zu ihm und suchte ihn zu bewegen, den Weg zu zeigen, nur seine Richtung zu bezeichnen. Vergebens suchte auch der Offizier ihn zu bereden, Born schwieg.

Mit gefesselten Händen wurde er an den Abhang der Anhöhe geführt. Vor seinen Augen luden drei Soldaten ihre Gewehre, er wandte sich ab. Eine halbe Stunde Zeit war ihm noch vergönnt, sich zu besinnen. Schweigend setzte er sich nieder und richtete den Blick starr in das Thal und auf die fernen Berghöhen. Seine Wangen waren bleich. Welche Gefühle mußten in ihm kämpfen! — Eine Thräne trat in sein Auge — er drängte sie zurück.

Die gegebene Frist war verflossen. Der Offizier trat zu ihm und fragte, ob er den Weg zeigen wolle. Er antwortete nur mit einem Schütteln seines Kopfes. Die Augen wurden ihm verbunden, er wurde an einen Baum gestellt, und die Soldaten traten zum Schusse ab. Nochmals wiederholte der Offizier die Frage, ja zum dritten Male, als der Hirt aber auch jetzt noch verneinend das Haupt schüttelte, erschallte das Commando:

„Feuer!“

Drei Schüsse hallten zugleich an den gegenüberliegenden Bergen wieder, und ohne einen Laut sank der Hirt zusammen. Er war gut getroffen, keine Muskel seines Gesichtes zuckte mehr. Die Soldaten ließen den Leichnam liegen, es war ja Krieg, bis er zwei Tage später mit Hunderten von Preußen und Franzosen gemeinsam in die Erde gebettet wurde.

Kein Geschichtsbuch enthält diesen Heldentod eines einfachen schlichten Schafhirten! — — nur einzelne Landleute in der Gegend von Jena wissen noch davon zu erzählen.

Napoleon erschien selbst wieder auf dem Gipfel des Landgrafenberges, unwillig über die unüberwindlichen Schwierigkeiten, welche

die steilen Bergabhänge für seine Reiterei und Geschütze darboten. Da trat ein Offizier zu ihm und meldete ihm, daß in einem Wirthshause in Jena, in dem an der Saale gelegenen Geleitshause, ein Prediger aus Wenigen-Jena die Aeußerung gethan habe, es gebe einen Weg, um Pferde und Geschütze auf die Anhöhe zu schaffen, er selbst kenne ihn. Sofort gab der Kaiser Befehl, den Prediger zu verhaften und zu ihm zu führen, und nicht eine Stunde war vergangen, so stand der erschrockene Prediger vor ihm. Unvorsichtig hatte er gegen einen Bekannten die Aeußerung gethan, welche der Offizier zufällig gehört hatte.

Er war bleich, zitterte und vermochte vor Angst kaum ein Wort hervorzubringen, als der Kaiser ihn aufforderte, den Weg zu zeigen. Er besaß nicht den Muth und die Kraft sich zu weigern. Von einem Offizier geführt, von dem Kaiser selbst und einigen höheren Offizieren begleitet, zeigte er ihnen den Weg, der durch das von einem Gießbache durchströmte, von Felsen beengte und mit Wald bewachsene Raubthal führt. Das Bett des Baches bildete den Weg und mit scharfem Auge erkannte Napoleon die Möglichkeit, auf ihm seine Geschütze auf die Anhöhe zu führen. Zwar mußten hier und dort Bäume gefällt und den Weg allzusehr beengende Felsen gesprengt werden, allein diese Schwierigkeiten ließen sich überwinden, und sofort ertheilte er den Befehl das Werk mit allen Kräften zu beginnen, um den Weg fahrbar herzustellen.

Der Prediger, der ohne bösen Willen und durch Unvorsichtigkeit und Schwachheit diesen Weg verrathen, wurde bis zum folgenden Morgen auf dem Landgrafenberge zurückgehalten. Eine als Belohnung angebotene Geldsumme schlug er aus. Mit unendlichen Mühen wurde der einzig mögliche Weg durch dieses Thal fahrbar gemacht. Um acht Uhr Abends war er fertig, und mit denselben Mühen wurden nun die Pferde und Kanonen auf ihn hinaufgeschafft. Napoleon selbst führte die Aufsicht und legte mit Hand an, um seine Soldaten anzufeuern. Halb getragen, halb gezogen, waren gegen Morgen die meisten der Geschütze auf die Anhöhe gebracht. Nun erst legte sich der Kaiser, in seinen Mantel gehüllt, für kurze Zeit auf dem Gipfel des Landgrafenberges nieder.

Der Morgen des 14. Oktober war neblig und naßkalt. Ehe der Nebel verschwand, stand das französische Heer zum Kampfe geordnet da, während die Preußen in der festen Zuversicht, daß dieser Tag ein Ruhetag seyn werde, und durch einen Brief Napoleons an den König von Preußen im Glauben eines Waffenstillstandes befestigt, sich der größten Ruhe überließen. Erst als die Sonnenstrahlen den Nebel scheuchten, als ihre angegriffenen und zurückgeworfenen Vorposten Allarm schlugen, wurden sie gewahr, daß Napoleon ihnen eine Schlacht bot.

Die Schlacht von Jena war in diesem Augenblicke fast schon entschieden.

Wie mag dem Manne, der den Weg durch das Raubthal verrathen, das Herz geschlagen haben, als die erste Kunde von der verlornen Schlacht sein Ohr traf!

Nun — auch er ist längst todt wie der Schafhirt. Ob auch er so ruhig wie dieser gestorben, wer weiß es? So schön war sein Tod sicher nicht! — —

Die Auswanderung nach Brasilien.

Je gewisser die herrschenden Zustände in Nordamerika die Auswanderung dahin bedenklich machen, desto leichter könnte es geschehen, daß sich der Zug derselben Brasilien zuwendet, und daß die Agenten die günstige Gelegenheit ergreifen, aufs Neue dieses Land anzupreisen. Eine Hinweisung auf das was die Auswanderer dort zu gewärtigen haben, dürfte daher recht an der Zeit seyn, und diese Hinweisung entnehmen wir dem Berichte, welchen die Commission des preußischen Abgeordnetenhauses für Handel und Gewerbe über einen Antrag des Deputirten Harkort und Genossen der Kammer am 25. Mai erstattet hat.

Brasilien, fast so groß wie Europa, hat nur etwa 8 Mill. Einwohner und bietet daher in seinen fruchtbaren Stromgebieten und Urwäldern für die Arbeitskraft von Millionen Einwanderern ein weites und reiches Feld dar. Um diese Arbeitskraft zu gewinnen, erhielt die brasilische Regierung von der Landesvertretung die Summe von mehr als 4 Mill. Thlrn., womit sie große Aktiengesellschaften unterstützte, indem sie denselben für jeden Einwanderer eine bestimmte Prämie zahlte. Dies geschieht noch. Die Einwanderer erhalten nun von den Agenten dieser Gesellschaft baare Vorschüsse, um die hohen Kosten der Ueberfahrt zu bestreiten: sie müssen sich aber und zwar nicht bloß familienweise, sondern nach ganzen Verbänden zur solidarischen Haft für diese Vorschüsse verpflichten, d. h. wenn Einer von den Colonisten arbeitsunfähig wird, oder stirbt, so müssen die Uebrigen die Schuld desselben auf sich nehmen! Es ist daher den Agenten gleichgültig, wenn arbeitsunfähige Leute mit einwandern, sie erhalten die Regierungsprämien nach der Kopfzahl und die Tüchtigen müssen für jene mithaften. Dabei besteht das berüchtigte Trucksystem, d. h. die Colonisten bekommen für ihre Produkte kein baares Geld, sondern müssen Waaren und zwar über den Werth annehmen. Vertragsmäßig müssen sie die Hälfte des Ertrags der angebauten Ländereien an die Regierung oder die Privatgrundbesitzer abgeben; — man nennt das Proceria, Theilung; — bei der Theilung aber wird in betrüglicher Weise gegen die armen Colonisten verfahren, und diese als Fremde finden nicht einmal Recht, da die Verfassung nur dem Staatsbürger Recht und Freiheit sichert. So wächst die Schuldenlast der Familien und der Gemeinden so hoch an, daß Viele in das Elend einer gesetzlichen Leibeigenschaft gerathen. Dazu gelten die Ehen der Protestanten nur als Concubinat, und die Kinder derselben haben, da sie als außereheliche angesehen werden, kein Erbrecht!

Auf den Nachweis dieser Zustände gestützt, überwies das Haus den Antrag Harkort's der Staatsregierung zur Berücksichtigung. Derselbe ging dahin: Das Staatsministerium möge die gesetzlichen Bedingungen in Preußen gegen die Auswanderung nach Brasilien streng aufrecht erhalten, so lange die brasilische Regierung nicht durch Staatsvertrag jene Uebelstände abstelle. Noch ist das nicht geschehen; wer also nicht ins Elend rennen will, der hüte sich vor der Auswanderung nach Brasilien, die Lockvögel mögen so schön pfeifen, wie sie wollen.

Die Kometen.

Da seit Anfang des Monats Juli ein schöner Komet zu sehen ist, der gegen Mitte des Monats in der (scheinbaren) Nähe der Schwanzsterne des großen Bären (oder der Deichselsterne des Heerwagens) steht, so möchte es nicht uninteressant seyn, Einiges über die früher erschienenen bedeutenderen Kometen mitzutheilen. Der vorige Komet (der Donatische genannt) war eine prächtige Erscheinung, viel schöner als der jetzige; sein Schweif war, als er hier, tief am nordöstlichen Himmel, Anfangs September 1858 gesehen wurde, schon 5 bis 6 Grade lang, d. h. 2 Millionen Meilen, oder die 40malige Entfernung des Mondes von der Erde. Später verlängerte sich der Schweif dieses Kometen ungemein und nahm fast ein Drittel der Breite der nördlichen Halbkugel des Himmels ein, an welchem er Anfangs Oktober schon die Höhe des Sternes Arktur (im Bootes) erreicht hatte, und dann noch den ganzen Oktober hindurch gesehen wurde. Dieser Komet war indessen der angekündigte sogen. 300jährige nicht, von dem die Abergläubigen den Untergang der Welt oder wenigstens der Erde fürchteten und voraus sagten, so daß Manche Hab und Gut verpraßten, weil es ihnen nachher doch nichts mehr nütze. Indessen — den italienischen Krieg hatte er nach der Meinung der Abergläubigen doch zur Folge, denn dieser Krieg brach ja im folgenden Jahre aus, und das ist doch bereits genug? Wäre selbiger Komet 1859 erschienen, so hätte er den König in Sicilien und Neapel 1860 bedeutet, sowie der jetzige Komet den Fall Napoleons oder des . . . . bedeutet, oder auch die politische Einheit Deutschlands; etwas folgt gewiß auf das Erscheinen des heurigen Kometen, wie auf den prachtvollen des Jahres 1811 der französisch-russische Krieg folgte. Dieser Komet von 1811 hat wohl seines Gleichen nicht gehabt, sowohl an Größe und Helle, als an Länge des Schweifes und des Sichtbarseyns. Wer von 1811 an gerechnet 3065 Jahre alt wird, kann ihn wieder sehen. Noch länger, nämlich 8814 Jahre und von jetzt an noch 8633 Jahre, muß man auf den furchtbar großen Kometen vom Jahre 1680 warten, obgleich derselbe in der Sonnennähe am 17. Dezember 1680 per Sekunde 53 Meilen (13mal mehr als die Erde) zurücklegte, wogegen er in der Sonnenferne kaum 10 Fuß (9600 mal weniger als die Erde) per Sekunde fortrückt, woran die in so weiter Ferne schwächer werdende Anziehung der Sonne und dagegen stärker wirkende anderer Weltkörper schuld ist, welche singen: „wir möchten ihn gerne haben", wogegen die Sonne singt: „ihr sollet ihn nicht haben." Denn da alle Weltkörper, mit alleiniger Ausnahme vielleicht der Central-Sonne*), im Weltraum kreisen, und zwar mit reißender Schnelligkeit**), und da der ganze Weltraum mit Luft (Aether) erfüllt ist, so muß das Dahinfahren von Millionen und Billionen Weltkörpern (die Zahl der unterscheidbaren Sterne der Milchstraße wird allein auf 18 Millionen geschätzt) ein Sausen und Brausen in hohen und tiefen Tönen, je nach der Größe und Dichtigkeit der Körper, hervorbringen (den Sphärenklang), obgleich wir solches nicht hören; wir spüren ja auch die Rotation und den Umlauf unserer Erde nicht. Die Kometen sind nicht, wie die Planeten entstanden; sie sind keine durch die Centrifugalkraft abgeschleuderten Stücke der Sonne, denn sonst müßten sie ihre Bahn in der Ekliptik haben, während sie kreuz und quer die Planetenbahnen durchschneiden, nicht wagrecht, sondern zum Theil fast senkrecht; ihre Bahn müßte ferner ein länglicher Kreis (Ellipse) seyn, wie die Bahn eines Planeten, welcher der fortrückenden Sonne, um sie einzuholen, gleichsam nachlaufen muß, während er sie umkreist, so daß die Planetenbahn je nach der Geschwindigkeit des Umlaufs des Planeten in seiner Entfernung von der Sonne, mehr oder weniger von der Kreisfigur ab-

---

*) Nach Mädler befindet sich solche oder der Centralschwerpunkt des Weltalls in den Plejaden (dem sog. Siebengestirn).

**) Nach des berühmten Astronomen Beßel Berechnung beträgt diese eigene Bewegung unserer Sonne gegen das Sternbild des Herkules, und dieselbe Bewegung des 61sten Sternes im Schwan (eines Doppelsterns) nicht weniger als 834,000 geogr. Meilen, vielleicht 1 Million Meilen täglich! Mädler nimmt die Fortbewegung der Sonne zu 7 Meilen per Sekunde an, was 604,800 Meilen per Tag und 220,752,000 Meilen per Jahr macht!

weicht; denn der langsamer und in größerer Ferne die Sonne umkreisende Planet muß seine Bahn länger ziehen, um der Sonne nach und (in der Sonnennähe) wieder vor sie zu kommen, um sie herum. Stünde die Sonne absolut fest im Raume, so wären die Planetenbahnen kreisrund. — Die Lockerheit der Kometen ist ein weiterer Beweis ihres eigenthümlichen Ursprungs, so daß man sie nur für, aus zerstreuten Ueberbleibseln des Weltstoffes sich sammelnde Körper ansehen kann. Durch die Kometen hindurch kann man die feinsten Sterne sehen. Auch bei dem 1680er, der bis zum 18. März 1681 sichtbar war, war dies der Fall. Wären die Kometen jedoch blos luftartig, so müßten sich die Lichtstrahlen der Sterne an ihnen brechen, was nicht der Fall ist. Noch stärker würde die Strahlenbrechung seyn, wenn, wie früher Manche angenommen haben, die Kometen eis- oder glasartig, sonach fest, obgleich durchsichtig, oder wenn sie flüssig wären; sie scheinen daher aus einer bloßen Anhäufung der einzelnen Theilchen (Atome*), die blos eine dichtere Lage bilden, ohne das durchgehende Licht zu hindern und zu brechen, zu bestehen.

(Schluß folgt.)

Sängerfest-Nachruf.

Den lieben Nürnbergern noch vom Sängerfest erzählen wollen, hieße Eulen nach Athen tragen. Das soll anderwärts geschehen, und da soll, so viel uns möglich, gerühmt und gepriesen werden von den unvergeßlichen Sanges- und Freudentagen, die die alte Noris ihren Gästen bereitet hat. Aber einen Dank für diese Tage dürfen wir wohl auch an unserer Stelle und gerade in diesen Blättern, die uns ihre Spalten so oft schon zur Schilderung fremder Feste geöffnet haben, darbringen. Sie waren wohl alle auch schön und sinnig, freuden- und lebensvoll, jene fremden; aber das Nürnberger Fest kommt ihnen doch gleich, ja hat sie vielleicht übertroffen. Eines aber hat es voraus vor allen: es hat kämpfen müssen für sein Werden und sein Seyn; und daß es sich einen solchen, einen so glänzenden Sieg, auch über widerstrebende Gemüther erkämpft hat, Das ist sein Ruhm. Es war Etwas von alter Reichsherrlichkeit in diesen Tagen über die alte Reichsstadt ausgegossen, die Zeiten alten großartigen, opferfreudigen Bürgersinnes schienen wieder erwacht, und der Gedanke, der Einem wohl aufsteigen mochte, war ein freudiger: ist eine deutsche Stadt Solches zu leisten für flüchtige Stunden, für Kunst und Freude fähig, die kann auch Großes thun, Opfer bringen, wenn es Ernstes gilt, wenn Freude nicht ersungen, sondern Friede erstritten werden soll. Man mag ein recht gedrücktes, an vaterländische Hoffnungen nicht mehr viel glaubendes Herz im Busen tragen: an einem solchen Feste muß es froh werden und wieder hoffen lernen; das Gepräge, das das Nürnberger Fest getragen, war ein Siegel deutscher Hoffnung, ein Angeld deutscher Zukunft. Singen und Reden besteht wohl nur in Worten, allein zu Zeiten kann es auch für eine That gelten, und so schien uns das Fest eine deutsche That. Es hat unser gesundes, kräftiges Volksleben wieder zu Ehren gebracht; es hat gezeigt, daß Stadt und Staat auch sicher seyn können, wenn einmal so ein Paar Zehntausende sich selbst in Schranken halten, daß ein freies Volk bei aller Freude und Lebendigkeit desto ruhiger und gesitteter sich bewegt, je weniger man es von Besorgniß und Bevormundung sehen läßt. Es brauchte nur einen Gang durch die menschengefüllten Straßen, draußen auf dem Festplatz unter den dichtbesetzten Buden und Gängen, und nicht nur des Tags, sondern auch in den spätesten Nachtstunden durfte man es wagen, so konnte, mußte man sich überzeugen, daß auch in Deutschland ein „Selfgovernment" möglich ist. Volksthümlich war das Fest durch und durch, und darum paßte es gerade nach Nürnberg hinein; es ist wie ein neues Kleinod in dieses Schmuckkästchen alter deutscher Kunst und Herrlichkeit eingelegt worden. Schritten wir durch die sinnig geschmückten Thore, durch die bewimpelten und bekränzten Straßen, an den alten, hochgegiebelten Häusern mit ihren steinblumenreichen Fenstern und Erkern vorüber, sahen wir sie dann mit den Schildereien, den Bildern alten Lebens und Treibens bemalt und dann wieder den mächtigen Zug unter ihnen sich hinbewegend, über ihm die tausend und aber tausend Menschenköpfe, das Tücherwehen und Blumenwerfen, dazwischen den hellen Sonnenschein und in ihm das theure, auch wieder so herrlich zu Ehren gekommene Banner flatternd: — da ging uns das Nürnberg von vordem und von heut, alte und neue Zeit gar merkwürdig ineinander. Draußen auf dem Festplatz, dem auch wohl von mancher andern Stadt beneideten, war's freilich blos die neue Zeit, die uns entgegentrat, denn nur neue Kunst und Poesie konnte eine solche Festhalle schaffen, wie sie da die Tausende barg. Wie war sie doch so zauberisch schön! ob schöner im vollen, hellen Sonnenlichte, wenn das in den hohen bunten Fenstern eines Münsters sich zu brechen schien, oder Nachts im glühenden Flammenmeer? Uns däuchte es am Maglischsten zu seyn in der Mitte zwischen Beiden, wenn noch die letzten Sonnenstrahlen durch die Halle zitterten, vielleicht noch in dem Strahl der Fontaine wiederschienen, und droben schon die Lichter entzündet wurden, so ein wunderbares Spiel zwischen Nacht und Tag entstand, die leichten Formen des schönen Baues bald sich verdunkelten, bald scharf gezeichnet vortraten, die große Weite sich noch mehr zu dehnen schien und die Phantasie mit all den Blumen und Wappen und Fahnen ein träumerisches Spiel beginnen konnte. Neue Meister sangen nun in dieser Zauberhalle auch der neuen Zeit; es war ein guter Gedanke, einen Sangeskünstler-Kongreß auch in dieser Weise zu versammeln. Jeder hat gewiß sein Bestes gegeben, deßwegen soll Jedem gleicher Ruhm bleiben, wenn auch Einzelurtheil und Einzelstimmung ihre Berechtigung haben mögen, wenn auch wir der schwung- und begeisterungsvollen Komposition Neeb's, dem stürmenden, den Sieg der Zukunft weissagenden Liede, den Preis zuertheilen möchten. Zum deutschen Volksleben draußen ist in der Halle die deutsche Kunst getreten, und wie ersteres dem Bunde mit dieser keine Schande gemacht hat, so hat diese auch geboten, was ihr nur Ruhm und Ehre bringen konnte. Dem Vaterland galten die meisten Gesänge; das Vaterland konnte stolz auf seine singenden Söhne seyn. Wir hätten's dem alten Vater Arndt gegönnt, sein herrlich Lied von dieser Begeisterung, mit dieser Gluth getragen zu hören! Doch die Lebenden haben auch der Todten gedacht. Eines von denen hätten wir noch gerne gedenken hören, Dessen, dem das letzte große deutsche Nationalfest gegolten hat. An dieses hätte ein letztes Wort an diesem zweiten passend angeknüpft. Es wäre schön gewesen und hätte wohl die Gemüther erhoben, wenn als Schlußmahnung und Schlußgelübde Schillers damals vor zwei Jahren oft gesprochenes Wort auch diesmal in die Herzen hinein gerufen worden wäre: „Seyd einig! einig! einig!"

(N. K.)

*) Deren Abstand von einander ist weit größer, als ihr Durchmesser und doch hängen sie aneinander.

Gemeinnütziges.

Pferdekraft bei Dampfmaschinen. Was man unter Pferdekraft bei Dampfmaschinen und z. B. unter dem Ausdruck: eine Maschine von 10 Pferdekraft versteht, beantwortet „Verein Vorwärts" folgendermaßen: Ursprünglich, als die Dampfmaschinen in Gebrauch kamen, verglich man die Leistung derselben mit der der Pferde, die zu derselben Dienstleistung früher benutzt wurden. Bei der allgemeineren Einführung der Dampfmaschinen wurde es aber nöthig, ihre Leistungen genauer auszudrücken. Watt nahm an, daß ein Pferd im Stande sey, in einer Sekunde 550 Pfd. einen Fuß hoch zu heben; eine Maschine also, die diesen mechanischen Effekt hervorbringt, hat eine Pferdekraft. Das englische Maß und Gewicht ist kleiner als das preußische, und es wurden daher für 550 Pfd. früher bei uns 510 Pfd. gerechnet. — Laut Circular-Verfügung des Handelsministeriums vom 6. Januar 1858 ist die Pferdestärke in Preußen zu 480 Sekunden — Fußpfund festgesetzt. Es würde demnach unter einer Maschine von 10 Pferdekraft zu verstehen seyn, daß eine solche in der Sekunde 10mal 480 Pfd. zu heben im Stande sey.

Kleinigkeiten.

Die Elephanten als Kindswärterinnen. Die ostindischen Elephantenbesitzer vertrauen, wenn sie vom Hause gehen müssen, nicht selten ihre kleinen Kinder dem Schutze und der Wartung dieser Riesenthiere an. Der Elephant wird mit einem Fuße an einem in die Erde gerammten Pfahl angekettet und das Kind vor ihm ins Gras gelegt. Ist das Kind eingeschlafen und fängt es an unruhig zu werden, so wendet es der Elephant sanft auf die andere Seite; hilft dieß noch nicht, so wiegt er es in seinem Rüssel, bis es zu schreien aufhört. Will das Kind, nachdem es aufgewacht, sich durch Kriechen von dem Elephanten entfernen, so hebt er es, sobald es seinen Bereich verlassen will, sanft auf und bringt es wieder in seine Nähe. Dabei merkt er beständig, ob sich etwas dem Kinde Gefährliches nähere, und mit seinem Leben würde er jeden Angriff auf dasselbe abwehren.

Zur Charakteristik der Mädchenbildung unserer Zeit. Ein Mädchen von ungefähr 15 Jahren, das eines der renommirtesten weiblichen Institute in der deutschen Residenzstadt München besucht, wurde bei Gelegenheit über Oberbayern gefragt, wußte aber gar nicht, was Oberbayern ist; — um den Rhein gefragt, erwiderte es: „diesen kenne ich nicht, denn wir lernen die Geographie nicht deutsch, sondern französisch!" — Und solche Mädchen sollen einst deutsche Frauen, deutsche Mütter werden, sollen Deutschlands Söhne erziehen!! Mit einer solchen Erziehung wollen die Eltern noch deutsches Gefühl, deutsche Sitten aufrecht halten!!

Soldaten-Ideal. „Und i sag' Dir, Stuhlmüller, und denk' an mich, daß es wahr is und daß ich recht hab: es ist nix beim Militär und wird nix beim Militär, bis nit jeder Soldat seinen Hausschlüssel hat."

Sprichwörter.

Wer den Lüsten nicht das Messer an die Kehle setzt, den bringen sie um.
Hör und sey taub,
Aber langsam glaub.
Was man nicht braucht, ist zu theuer, wenn es nur einen Heller kostet.

Was ist ein Turner?

Was ist ein Turner? sagt es mir,
Was deutet Turnen überhaupt?
Was ist des Turners schönste Zier?
Was richtet stolz empor sein Haupt? —
Ist es vielleicht der kühne Sprung?
Ist es vielleicht der ries'ge Schwung?
O nein, o nein,
Ein Turner muß was And'res seyn.

Ein Turner ist ein echter Mann,
Ein Mann im wahren Sinn des Worts,
Die Männerwürd' sieht man ihm an,
Im Haus, im Hof und allerorts.
Er ist nicht weichlich, weibisch-zart,
Er kennt nicht Putz und Modeart,
Er weiß, was er ertragen kann,
Er trotzt dem Schicksal — ist ein Mann!

Der Turner ist ein biedrer Mann:
Die Gastfreundschaft, die hält er werth,
Er reicht, was er nur reichen kann, —
Dem Heuchler er den Rücken kehrt.
Er ist ein Mann, der nimmer kriecht,
Der selten schwört und niemals lügt,
Der Alles brüderlich umschließt,
Dem Ehrenmann die Stirne küßt.

Der Turner ist ein frommer Mann:
Dem Nebenmenschen steht er bei,
Er betet Gott im Himmel an, —
Vom Afterglauben ist er frei.
Er ist kein finst'rer Muckerbold,
Der betend Gift und Galle zollt,
Er ist vernünftig-frommer Mann
Und glaubet, was er glauben kann.

Der Turner ist ein freier Mann:
Er kennt nur Wahrheit, kennt nur Recht;
Dies ist sein bester Talisman, —
Das Schlechte nennt er offen schlecht.
Er fragt nicht viel nach Fürstengunst,
Er läßt den Schranzen eitlen Dunst,
Er ehrt den Menschen, nicht den Stand,
Kennt keinen Adel, keinen Tand.

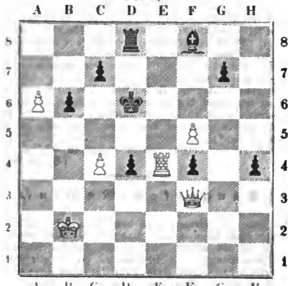
Der Turner ist ein treuer Mann:
Und ist ein Fürst ein wahrer Fürst,
Dann mag auch kommen, was nur kann, —
Der Turner stets beim Fürsten ist.
Und bräch' auch Krieg und Unheil ein,
Und schlügen tausend Wetter d'rein, —
Dann blinkt das Schwert in Turners Hand
Mit Gott, für Fürst und Vaterland!

Das ist ein Turner, dies sein Thun,
Kennt ihr wohl nun sein schönes Loos? —
Wär' Deutschland solch' ein Turner nun:
Wie herrlich stünd' es da, wie groß!
Wer würd' dann noch nach Eintracht schrei'n!
Wie stolz könnt' da der Deutsche seyn! —
Doch froh gehofft, daß bald und treu
Ganz Deutschland solch ein Turner sey!!

Schach-Aufgabe 3.

Weiß zieht an und giebt in vier Zügen Matt.

Schwarz.



Weiß.

Auflösung des „Logogryphs" in Nro. 31 der Sonntags-Beilage vom 4. August 1861.

Leben — Nebel.

Richtige Auflösungen gingen ein von: Aug. L....r. — J. B. — C. M....e. — Fanny Rh..n. — Friedr. Seifert. — G. Z....r. — Jos. Maier in Thannhausen. — Gg. Schreitmüller in Donauwörth. Ignaz Spiegel. — J. K. — Theresia Blank. — Lina Sch.—e. — P. W. — Ferner ging uns folgende poetische Bearbeitung zu:

Soll, Mensch! dein Leben hier auf Erden
Für dich und And're nützlich seyn,
So laß es deine Sorge werden,
Daß du dich magst der Tugend weih'n! —
Dann gleicht dein Leben hier hinieden,
Dem Frühlingstag mit seiner Pracht;
Dann gehst du ein zum ew'gen Frieden,
Wenn dich umschließt des Grabes Nacht!

Doch trüber Nebel wird umgeben,
Den Weg zum ew'gen Heimathland,
Reichst du in deinem Erdenleben
Dem Laster willig deine Hand! —
O dann umgibt dich Nacht und Leiden,
Kein freundlich Licht umstrahlt dich hier:
Und ernster Tugend Glück und Freuden,
Bleibt Schmerz und bitt're Reue dir! —
Friedrich Schönwetter in Kaufbeuren.

Auflösung der „Rechnungs-Aufgabe" in Nr. 31 der Sonntags-Beilage vom 4. August 1861.

Nach fünftägiger Fahrt waren die Schiffe 118,7371 Meilen von einander entfernt.

Die einzig correkte Auflösung ging ein von K. W.

Viktualien-Preise in Augsburg im Monat Juli 1861.

	fl.	kr.	pf.	bis fl.	kr.	pf.
1 Pfund feine Rollgerste	—	14	—	—	—	—
1 Pfund mittlere Rollgerste	—	12	—	—	—	—
1 Pfund grobe Rollgerste	—	10	—	—	—	—
1 Vierling Erbsen	1	12	—	—	—	—
1 Vierling Linsen	1	30	—	—	—	—
1 Vierling Hirsen	2	8	—	—	—	—
1 Vierling Hanfkörner	—	18	—	—	—	—
1 Vierling Haferkern	1	8	—	—	—	—
Bei dem k. Salzfaktorie dahier						
Kochsalz, 1 Fäßel zu 150 Pfund	9	39	—	—	—	—
Kochsalz 1 Sack zu 134 Pfund	8	29	2	—	—	—
Kochsalz 1 Pfund bei den Hucklern	—	4	—	—	—	—
Viehsalz 1 Centner	2	9	—	—	—	—
Viehsalz, 1 Fäßel zu 250 Pfund	3	22	2	—	—	—
Dungsalz, 1 Fäßel zu 650 Pfund	1	15	—	—	—	—
1 Centner nasses Unschlitt	26	30	—	—	—	—
1 Centner ausgelassenes Unschlitt	36	30	—	—	—	—
1 Pfund gegossene Lichter	—	27	—	—	—	—
1 Pfund gezogene Lichter	—	25	—	—	—	—
1 Pfund Seife	—	16	—	—	—	—
1 Centner Heu	1	25	—	—	—	—
1 Centner Ohmet	—	—	—	—	—	—
1 Centner Roggenstroh	1	15	—	—	—	—
1 Centner Gerstenstroh	—	—	—	—	—	—
1 Centner Haberstroh	—	45	—	—	—	—
1 Maaß unabgerahmte Milch	—	4	—	—	—	—
1 Maaß abgerahmte Milch	—	2	—	—	—	—
1 Metzen weiße Rüben	—	—	—	—	—	—
1 Vierling bayer. Rüben	—	20	—	—	24	—
1 Metzen weiße Kartoffel	—	—	—	—	—	—
1 Metzen rothe Kartoffel	—	—	—	—	—	—
1 Pfund gedörrte Zwetschgen	—	—	—	—	—	—
1 Pfund gedörrte Kirschen	—	14	—	—	—	—
1 Pfund Hechte	—	36	—	—	—	—
1 Pfund Karpfen	—	20	—	—	—	—
25 Stück Frösche	—	12	—	—	14	—
1 Pfund Krebse	—	24	—	—	36	—
1 Pfund geräuchertes Fleisch	—	32	—	—	—	—
1 Pfund Leinöl	—	20	—	—	—	—
1 Pfund Schmalz	—	27	—	—	30	—
1 Pfund Schweizer-Butter	—	28	—	—	30	—
1 Pfund Land-Butter	—	24	—	—	26	—
4 Eier	—	4	—	—	—	—
1 Spanferkel	—	—	—	—	—	—
1 Gans in Federn	1	—	—	1	6	—
1 gerupfte Gans	1	18	—	1	30	—
1 Gansjung	—	14	—	—	16	—
1 Ente in Federn	—	24	—	—	33	—
1 gerupfte Ente	—	30	—	—	36	—
1 Entenjung	—	3	—	—	4	—
1 Indian	2	24	—	2	48	—
1 alter Hahn	—	15	—	—	20	—
1 alte Henne	—	20	—	—	30	—
1 Huhn	—	15	—	—	18	—
1 paar Tauben	—	14	—	—	16	—
Eine Maaß Kirschenwasser	—	48	—	1	—	—
Eine Maaß guter Fenchelbranntwein	—	20	—	—	—	—
Eine Maaß geringer Branntwein	—	16	—	—	—	—
Eine Maaß Weinessig	—	12	—	—	—	—
Eine Maaß Bieressig	—	4	—	—	—	—
Eine rohe Zunge	1	30	—	1	36	—
Eine geräucherte Zunge	1	36	—	1	48	—
1 Pfund Hirschwildpret	—	—	—	—	—	—
1 Pfund Rehwildpret	—	12	—	—	24	—
1 Pfund Schwarzwildpret	—	—	—	—	—	—
1 Fasan	—	—	—	—	—	—
Eine Wildente	—	—	—	—	—	—
1 Rebhuhn	—	—	—	—	—	—
Eine Schnepfe	—	—	—	—	—	—
1 Haase mit Jung	—	—	—	—	—	—
1 Haase ohne Jung	—	—	—	—	—	—
1 Pfund feiner Flachs	—	30	—	—	32	—
1 Pfund mittlerer Flachs	—	24	—	—	26	—
1 Pfund Werg	—	10	—	—	12	—
1 Pfund Schafwolle	—	48	—	—	54	—
1 Klafter Buchenholz	20	3	—	—	—	—
1 Klafter Birkenholz	17	35	—	—	—	—
1 Klafter Föhrenholz	13	32	—	—	—	—
1 Klafter Eichenholz	11	43	—	—	—	—
1 Fuhre weiche Kohlen	3	48	—	—	—	—
1000 Stück Torf	2	6	—	—	—	—

Sonntags-Beilage
zum
Augsburger Anzeigblatt.

Nummer 33. — 18. August 1861.

Die Rosenkreuzer.

Aus dem Leben eines Achtzigjährigen.

Es ist schon länger als sechzig Jahre her, da lebte in meiner Vaterstadt ein alter seltsamer Mann, der von uns Kindern nie anders als der Doctor Kater genannt wurde, wahrscheinlich weil er nicht nur in seinen geschmeidigen, schleichenden Bewegungen mit diesem Thiere einige Aehnlichkeit haben mochte, sondern auch weil in seinen Augen ein so merkwürdiges, unheimliches Feuer glühte, daß man dabei unwillkürlich an den Blick einer Katze oder Eule erinnert wurde. Der Doctor wohnte vor den halbverfallenen Mauern unseres Städtchens, nahe der Scharfrichterei, und im Volke erzählte man sich, daß er dort haarsträubende Experimente mit Thieren vornehme und gemeinschaftlich mit dem alten Scharfrichter, Bindeisen hieß er, allerlei Tränke, Salben und Pflaster kochte, deren Hauptbestandtheil Menschenfett seyn sollte. Der gebildete Theil der Bewohner unseres Landstädtchens hatte zwar ganz genau dieselbe Scheu vor dem Alten, wie die niederen Schichten, denn noch spukte die Rosenkreuzerei in vielen Köpfen und man traute dem einsamen Arzte übernatürliche Kräfte zu, indessen hatte doch die Lust zu Gesundheit und Leben hier und da einen Vornehmen bestimmt, mit dem Alten zu verkehren, und man erzählte sich, er habe Wunderkuren ausgeführt. Die ganze ärztliche Behandlung aber erstreckte sich darauf, daß er den Kranken an einem heitern Tage Mittags zwölf Uhr in der untern Etage seines nur von ihm bewohnten Häuschens empfing, allerlei seltsame Proceduren mit ihm vornahm und dazu Sprüche murmelte, die sogar das Bedenken der Geistlichkeit erregten. Als er aber einstmals den gichtkranken Superintendenten, man sagte durch Frottiren mit einem frischen Knochen, heilte, ließ man den Alten in Ruhe.

Zu jener Zeit gehörte es noch zu den beneidenswerthen Vorzügen eines Ortes, die Gerichtsbarkeit über Hals und Hand ausüben zu dürfen, und dieses Recht besaß auch meine Vaterstadt. Als Beweis dafür stand nicht weit vom Thore der steinere Galgen und kaum fünfzig Schritte davon die Scharfrichterei nebst dem Häuschen des Doctor Kater. Der alte Galgen war im Jahre 1763, wo man einen Pferdedieb daran henkte, das letzte Mal gebraucht worden, aber von dem Leichnam keine Spur mehr übrig; jedoch klirrte an einem der Eisenarme, welche die drei Säulen verbanden, bei starkem Winde noch ein Stück der Kette, an welcher die Ueberbleibsel des Unglücklichen zum Schmause für Geier und Raben aufgehangen worden waren.

Eines Tages, es war im Spätherbste des Jahres 1795, wurde die Erinnerung an des Städtchens hochnothpeinliches Recht über Hals und Hand durch die Kunde geweckt, daß in den nächsten Tagen eine Exekution Statt finden werde und zwar für ein Vergehen, das nur durch militärische Nothwendigkeit so hart bestraft wurde. Ein preußischer Werbeoffizier hatte sich nämlich verlocken lassen, unsere Grenze zu überschreiten, um Rekruten aufzutreiben, war jedoch erkannt, verhaftet und nach unserm, der Grenze naheliegenden Städtchen gebracht worden. Die kurfürstliche, sehr strenge Verordnung gegen fremde Werber war kürzlich erst erschienen und so mußte man nothwendig ein Exempel statuiren. Außerdem befahl auch noch ein Cabinetsbefehl des Landesherrn, daß der Eindringling ohne Umstände in den nächsten vierundzwanzig Stunden nach Eintreffen der Depesche aufgehenkt werden sollte.

Die Sonne begann schon zu sinken, als man den Delinquenten zum Tode führte. Der Scharfrichter Bindeisen hatte mit Abräumung und Reparatur des Galgens so viel Zeit verbraucht, daß er erst in der letzten, also der gestatteten vierundzwanzigsten Stunde zum Werke schreiten konnte. Der Verurtheilte war ein großer, schöner, noch sehr junger Mann und erregte, als er durch die gaffende Menge schritt, allgemeines Mitleiden. Die preußische Uniform hatte man ihm ausgezogen und dagegen einen Leinwandkittel angelegt; trotz dieses ärmlichen Todtenhemdes aber schritt der Delinquent so keck und männlich in Mitten seiner Wächter, als gälte es nur einen Spaziergang.

Die Hinrichtung wurde vollzogen. Der alte Bindeisen selbst bestieg mit dem Verurtheilten die Doppelleiter, legte ihm die Schlinge um den Hals und zwei Minuten später hing der Körper starr und bewegungslos in der Luft. Die Zuschauer standen und gafften noch eine Weile, dann verliefen sie sich und auf der Stätte des Todes blieb außer dem Hingerichteten nur der Scharfrichter und sein Knecht zurück, um die sogenannte Henkerswache abzuhalten, welche dem Nachrichter auferlegte, den Körper des Gehenkten zu hüten bis die Sonne gesunken war.

Auch ich, damals ein kecker Knabe von dreizehn Jahren, war mit vor das Thor gelaufen, um die Exekution anzusehen; weil aber diese so gar spät Statt fand, schlenderte ich nach stundenlangem Warten nach der Scharfrichterei hinüber, in deren Nachbarschaft bekanntlich Doctor Katers Häuschen stand. Hier blickte ich durch die offene Gartenthür und sah den Doctor mit seinem mäusegrauen Rocke und dem dreieckigen Hütchen, wie er eben das Haus verließ und nach dem Stadtthore hinüberschritt. Eine solche Gelegenheit, einen Blick in die geheimnißvollen Räume zu thun, bot sich vielleicht nicht wieder. Die geschlossenen Fenster waren allerdings durch Gardinen verwahrt, aber oben, auf dem niedrigen Dache, stand eine Luke offen, die sich durch den nahestehenden dichten Birnbaum leicht erreichen ließ. Flink wie eine Katze kletterte ich den Baum hinauf und schwang mich auf das Dach und die Oeffnung.

Von dem Oberboden führte eine steile Treppe hinab nach der Hausflur. Mit zitternder Hand öffnete ich hier eine Thüre, stand aber auch sogleich wie von Donner gerührt. Das Gemach enthielt eine Menge Skelette von Menschen und Thieren, gräuliche getrocknete Reptilien hingen an den Wänden und in großen Gläsern saßen bleiche Kindergestalten und hockte seltsames Gethier. Zitternd schloß ich das unheimliche Gemach und wollte auf meinem Schlupfwege wieder zurückkehren; als ich aber eben vom Dachfenster mich nach dem Birnbaume zu schwingen beabsichtigte, sah ich mit Entsetzen durch die Gartenthür den Doktor schreiten, welcher schon wieder nach Hause zurückkehrte.

Am Birnbaume blieb Doctor Kater stehen und schaute aufmerksam hinüber nach dem Galgen, wo eben der Zug mit dem Verurtheilten angelangt war. Von meinem unfreiwilligen Standpunkte sah ich den ganzen Verlauf der Exekution mit an, diese aber war kaum vorüber, als der Doctor seine Hausthür aufschloß und langsam die Treppe zum Boden heraufstieg. Voller Schrecken flüchtete ich mich hinter ein daliegendes großes Bündel getrockneter Pflanzen, der Doctor aber ging nach der Dachluke, schloß diese und verwahrte sie mit einem Vorlegeschlosse. Ich war gefangen und in diesem Bewußtseyn perlte von meiner Stirne der kalte Angstschweiß, unten aber hörte ich den Doktor die Hausthüre verschließen und vernahm dann im Zimmer unter mir ein anhaltendes Poltern und Klirren, das mich nur mit noch größerer Angst erfüllte. Das Geräusch drang hauptsächlich durch eine, in der Ecke angebrachte, wahrscheinlich von einem frühern Rauchfange herrührende, handgroße Oeffnung zu mir herauf und mit ängstlicher Neugier kroch ich leise dorthin, um des unheimlichen Alten Treiben zu beobachten.

Der Doctor hatte den Rock ausgezogen, eine weiße Schürze vorgebunden und stand an einem mit seltsamen Apparaten und Retorten bedeckten Herde, auf dem über glühenden Kohlen ein Kessel dampfte. Ein hölzernes Gerüst, wie ein Streckbett geformt, stand in Mitten des Zimmers und daneben blitzten allerlei wunderliche Zangen, Messer und Nadeln, die in scheinbar geordneter Reihenfolge auf einem Tischchen lagen.

Bald wurde es dunkel und der Doctor zündete Licht an. Er trat jetzt bisweilen an das Fenster, schob die Gardine zur Seite und spähte offenbar unruhig hinaus. Endlich vernahm man draußen ein leises Pfeifen, schwere, langsame Tritte ertönten vom Garten her und der Doctor ging aus der Stube, um die Hausthür zu öffnen. Gleich darauf aber kehrte er in Begleitung des Scharfrichters Bindeisen und dessen Knechtes zurück, welche — die Leiche des Gehenkten trugen. Kaum vermochte ich einen Schrei der Todesangst zu unterdrücken!

Auf eine Weisung des Scharfrichters entfernte sich der Knecht, um vor dem Hause etwaige Späher zu verscheuchen, während nur einige Schritte entfernt ich unfreiwilliger Lauscher fast in Angst verging. Die Männer hatten den Todten auf das Streckbett gelegt, und der Arzt entfernte schleunigst dessen Kleider. Um den Hals war noch die verhängnißvolle, hanfene Schlinge gewunden.

Jetzt begann ein seltsames, aber fürchterlich anzusehendes Experimentiren, denn nachdem der Körper des Gehenkten heftig gerieben und mit verschiedenen der blitzenden Instrumente in Berührung gebracht worden war, wurde über die bläulichen Lippen eine Binde befestigt und der Gehenkte in sitzende Stellung gebracht. Rasch hob hierauf der Doctor eine der Retorten in eine Maschinerie, brachte den Mund des Todten mit derselben in Verbindung, hob dessen Haupt und drückte mit der linken Hand einen Kolben nieder.

Ganz deutlich sah ich, wie der Gehenkte jetzt zu zucken begann und die Brust sich convulsivisch hob. Die Augen des Doctors leuchteten

wie glühende Kohlen — vor Freude wahrscheinlich, denn offenbar kehrte in den scheinbar todten Körper Leben zurück. Nach kaum einer Viertelstunde saß der Verurtheilte, wieder völlig hergestellt und angekleidet auf einem Lehnstuhle.

Von dem Gespräche, welches zwischen dem Verurtheilten, seinem Henker und seinem Retter geführt wurde, ist mir trotz der seit jener Zeit dahingeschwundenen sechzig Jahre doch noch Manches im Gedächtniß geblieben.

„Es war ein Glück, Bruder, daß ich Dein Zeichen und Wort vernahm, als das hochnothpeinliche Halsgericht über Dich gehalten wurde," sagte der Doctor. „Rühme jedem Rosenkreuzer, was Du erfahren, es wird vielleicht Manchen vom falschen Tempelbau zu uns herüberleiten."

„Verdammt, mir ist es noch ganz rauh in der Kehle!" antwortete hüstelnd der Wiederbelebte. „Allerdings, Mann, es war ein vernünftiger Einfall von mir, mich meines Rosenkreuzerordens zu erinnern, als ich schon Hopfen und Malz verloren wähnte. Wie lange habe ich denn gehangen?"

„Genau eine Stunde;" antwortete der Arzt. „Es war übrigens die höchste Zeit, Dich abzuschneiden, denn die Tragriemen hatten nachgegeben und zehn Minuten später hätte Dich die Schlinge des Stricks eben so gewiß erwürgt, als sie dies schon bei tausend Anderen gethan hat."

„Hab Dank mein Bruder im Lichte der Kreuzrose!" sagte der Offizier. „Und auch Ihnen, Meister Scharfrichter, drücke ich die Hand, welche den albernen Pöbel so meisterhaft zu täuschen vermochte. Doch — ich kann nicht leugnen, daß ich mich in sichere Luft sehne — die Grenze ist nur eine Viertelstunde weit, also, bis auf Weiteres, lebt wohl!"

Begleitet von dem Arzte und dem Nachrichter schritt der Gehenkte durch den Garten nach der Hauptstraße hinüber, ich aber benutzte die Gelegenheit mich die Treppe hinabzuschleichen und aus der Thür zu entwischen. Mit einem Satze sprang ich über den Gartenzaun hinweg und rannte im Fluge dem älterlichen Hause zu, wo man noch wach und um mich in großer Sorge war. Wie ich meine späte Heimkehr entschuldigt haben mag, weiß ich nicht mehr.

Am nächsten Tage verbreitete sich das Gerücht, während der Nacht sey der Körper des gehenkten Werbers vom Galgen gestohlen worden. Jedermann fand dies ganz natürlich, ja man schien es sogar erwartet zu haben, denn der Verurtheilte gehörte einer angesehenen Familie an. Ich aber konnte nicht umhin, meinem Vater das erlebte nächtliche Abenteuer im Hause des Arztes anzuvertrauen.

„Um Gottes Willen, David, wenn Du nicht willst, daß wir Alle untergehen sollen, so schweige davon gegen Jedermann!" antwortete erschrocken der Vater. „Die Rosenkreuzer bilden eine Art Freimaurerbund, der mit geheimnißvoller Macht im Dunkeln wirkt, und Alles vernichtet, was ihm feindlich entgegentritt. Versprich mir's mit Mund und Hand, David, daß kein Wort über die Geschichte im Hause des Doctors von Deinen Lippen geht!"

Das Versprechen ward gegeben und ich habe es gehalten über sechzig Jahre lang.

* * *

Im Jahre 1858 war ich zur Zeit der Ostermesse nach Leipzig gereist und besuchte mit meinem Schwiegersohne, der dort als Kaufmann etablirt ist, und zwei Enkeltöchtern, von denen auch schon eine geheirathet hat, eine Conditorei in dem herrlichen Rosenthalwäldchen. Wir nahmen an einem der Tische Platz, wo schon ein alter Weißkopf, wie ich selbst, aber mit einem großen Schnurrbarte, Zeitungen las, und seine Cigarre rauchte. Der alte Herr war sehr eifrig in die Lectüre eines Blattes vertieft, so daß er kaum meinen höflichen Gruß erwiederte, und überhaupt gar nicht zu bemerken schien, wie noch vier Leute sich neben ihm niederließen und ein lebhaftes Gespräch begannen. Endlich warf er das Journal von sich, seufzte tief auf und strich, gleichsam wie in schmerzlicher Erinnerung, mit der Hand über die Stirn.

Wenn auch nicht gerade neugierig, griff ich doch, sobald es mit Anstand geschehen konnte, nach dem Journal. Es war das Illustrirte Familien-Journal mit der Erzählung „der Adept" und einem Bilde, wo zwischen bewaffneten Soldaten ein zum Tode verurtheilter junger Mann sitzt. Da ich selbst Abonnent dieser Unterhaltungsschrift bin, so kannte ich bis dahin die höchst interessante Erzählung und namentlich hatte sie für mich auch vielen Reiz wegen der darin ausführlicher beschriebenen Rosenkreuzerei, die mich immer wieder an mein Abenteuer aus den Kinderjahren erinnerte.

„Nun Großvater, so nachdenklich?" sagte mein Enkelkind, als ich offenbar tief in Gedanken versunken auf das Bild schaute. „Du scheinst Dich für den armen Gefangenen auf dem Papier da zu interessiren?"

„Für den Rosenkreuzer? Nun ja, er sieht just aus, wie Einer, den ich vor mehr als sechzig Jahren aufhängen und bald darauf wieder lebendig machen sah."

„Wie? O die Geschichte mußt Du erzählen!" riefen Alle im Chor.

Es half nichts, ich mußte den Wunsch meiner Kinder erfüllen und die bis jetzt als Geheimniß bewahrte Thatsache entfloh meinen Lippen. „So ging es damals zu," schloß ich meine Erzählung; „die Acteurs jenes Ereignisses sind aber außer mir wohl Alle todt!"

„Nicht Alle," flüsterte der alte Herr zu mir herüber, indem er mich fest am Arme packte. „Wohl glaub' ich, daß Sie mich nicht mehr kennen — ich bin der Gehenkte!"

„Herr — Sie wollen mich dupiren!"

„Weiß Gott nicht, mein Herr, dazu bin ich fünfundachtzigjähriger Bursche zu alt!" erwiderte der Schnurrbärtige. „Ich bin der Oberst und Rittergutsbesitzer von Klopp — die Geschichte aber passirte in Z...g." —

Ja, mein lieber Leser — es war wahrhaftig der Werbeoffizier, den Doctor Kater wieder lebendig machte! Es half nichts, am Abend mußte ich und mein Schwiegersohn in die Weinhandlung des hochgerühmten Friedrich Dähne in der Hainstraße soupiren, und da ist uns Mund und Herz wieder recht jugendlich aufgegangen, so daß wir beide alte Knaben erst um Mitternacht heimkehrten. Drei Tage später, wo ich nach Hause reiste, schenkte der Oberst mir beim Abschiede eine schöne silberne Tabaksdose, mit der Inschrift: „Seinem alten schweigsamen Zeitgenossen als Zeichen aufrichtiger Hochachtung" der Gehenkte.

Die Schlacht von Manasse,

die am 21. Juli von der Union Nordamerika's verlorene, geht uns Deutsche näher an, als wünschenswerth ist. Sie wird den Krieg drüben in die Länge ziehen, und derweilen werden bei uns viele fleißige Hände halbe oder ganze Feiertage haben. Es gibt für die Schlacht einen klassischen Zeugen, den Engländer Russel, den berühmten Berichterstatter der Times, der im Krimkriege und in dem noch gefährlicheren Aufstande in Indien die kämpfenden Heere begleitet und seine Berichte unterm Kugelregen auf dem Sattelknopfe oder auf der Trommel geschrieben hat.

William Russel war von Washington aus nach dem etwa 30 englische Meilen entfernten Kampfplatze zu Pferde geeilt und war den Kämpfenden so nahe, als es im Gedränge möglich war. Er hörte auf dem hügeligen, durchschnittenen und buschigen Terrain den Lärm der Schlacht in geringer Entfernung und sah die Bomben durch die Luft fliegen, ohne die Kämpfer selbst wahrzunehmen; er hörte den Siegesjubel, der sich Anfangs unter den zum Kampf nachrückenden Truppen verbreitete, und sah bald nachher, als das Blatt schnell und furchtbar — man weiß nicht genau wie! die Verstärkung des Feindes durch frische Truppen kann es nicht allein gewesen sein — sich gewendet hatte, die wirrste Flucht eines von panischem Schrecken ergriffenen ungeübten Milizheeres, die er ausführlich und nicht ohne Spott schildert. Das war Nachmittags. Schon am Morgen hatte er eigenthümliche Erfahrungen gemacht. Er sah z. B. ein Regiment pensylvanischer Infanterie anstatt vorwärts rückwärts marschiren, und als er einen Offizier nach dem Grund fragte, erhielt er die Antwort: Wir gehen heim, wir sind Freiwillige, haben uns zu drei Monat Dienstzeit verbindlich gemacht, und heute ist unsere Zeit um! In demselben Augenblick donnerten die Kanonen zum beginnenden Kampf!

Russel wurde mit den Flüchtigen fortgerissen; Artilleristen hatten ihre Kanonen in Stich gelassen und galoppirten auf den Pferden rückwärts, die Infanterie warf alles fort, was sie im Laufen hinderte, Umsonst suchten einzelne Offiziere die Truppen zum Stehen zu bringen. Die Cavallerie, rief man, ist uns auf den Fersen, wir werden in Stücke gehauen! und fort ging's unaufhaltsam, sogar noch viele Meilen rückwärts vom Schlachtfeld. Keiner wußte etwas Bestimmtes. Die Hälfte der Armee lief eher, als sie schießen gehört. Viele hatten schießen gehört nur vom Hörensagen. Vor wem fürchtet ihr euch? rief Russel einem fliehenden Offizier und seinem Haufen zu. Vor Dir nicht! rief der Mann und schlug sein Gewehr gegen ihn an. Zum Glück versagte es. — Hie und da fielen Schüsse, man wußte nicht, ob vom Freund oder Feind; Reiter verließen ihre Pferde, um zu Fuße rascher vorwärts zu kommen, d. h. rückwärts.

Kommandirender General war M. Dowell, unter ihm kommandirten die Obersten Heinzelmann und Hunter, der erstere mit Auszeichnung. Die deutschen Regimenter unter Blenker standen als Reserve bei Centreville und scheinen nicht oder zu spät in die Schlacht gekommen zu sein. Summa: die Unionstruppen waren müde und entmuthigt durch unnützes Hin- und Her-Marschiren und schlechte, planlose Führung, sie hatten kein Vertrauen zu den meisten Führern. — Die Führer der siegenden Truppen waren Davis und Bouregard, talentvolle Männer.

Adolph von Trützschler,

standrechtlich erschossen den 14. August 1849.

Wir glauben das Andenken an diesen Martyrer der Freiheit am besten zu ehren, wenn wir unsern Lesern die beiden Briefe mittheilen, die er wenige Stunden vor seinem Tode an Frau und Eltern schrieb.

Mannheim, den 13. August 1849, Abends ½9 Uhr.

Meine theuren Eltern!

Wenn Ihr diese Zeilen erhaltet, bin ich nicht mehr. Meine Frau wird Euch und meinen Kindern die letzten mündlichen Grüße

bringen, und es ist mir ein Trost, daß ich dies weiß, ein Trost, den sie mir nur durch ihre ungeheure Aufopferungsfähigkeit gebracht hat, da ich stets in sie drang, wegzugehen. Jetzt ist es mir lieb, daß sie geblieben ist. Ich weiß, daß Euer Herz gebrochen ist durch meinen Tod; aber nehmt die Ueberzeugung als Stärkung Eurer Kraft, daß ich geglaubt habe, recht zu handeln, und daß kein falsches selbstsüchtiges Motiv mich geleitet hat. Meine Frau müßt Ihr, wenn Ihr meinen letzten Wunsch erfüllen wollt, so stellen, daß das traurige Gefühl der Abhängigkeit sie nicht drückt; ich kenne sie: es hat nie ein aufopferungsfähigeres Weib gegeben und an mir hat sie gethan, was ihr nimmer vergolten werden kann; nichts auf Erden hat mich so bewegt, als der Abschied von ihr. Meine Kinder grüßt herzlich von mir; meine Frau wird ihnen den Segen ihres Vaters geben; dem Max bestimme ich meinen Siegelring, der Elisabeth die Uhr, die ich jetzt trage, dem Oskar die andere. Euch und meiner Frau gebe ich nichts zum Andenken: Ihr werdet mich so nicht vergessen; ich wünsche dringend, daß meine Kinder, wenn sie erwachsen sind, nach Amerika gehen; es ist besser, als hier sterben. Böhme, der sich mir als treuer Diener bewährt hat, verlaßt nicht: denn er war mir mehr wie Diener; er war mir Freund; unterstützt ihn so wie auch Marien; grüßt Senft's, meine Freunde und Bekannten, auch die alte Marthe recht herzlich von mir und verzeiht Eurem treuen Adolf."

Meine innig geliebte Gattin!

Ich habe an die Eltern geschrieben; Du erhältst den Brief; an Dich ist mir unmöglich, lange Zeilen zu richten. Ich bitte Dich, meinen Kindern den Segen zu bringen, Deine Eltern und Verwandten herzlich zu grüßen und meiner zu gedenken; ich habe Dir noch tausend Dank zu sagen für Deine aufopfernde Liebe, die Niemand genug erkennen kann. Lebe wohl! Dein Ring folgt mir in's Grab. Morgen früh noch eine Zeile vor der letzten Stunde von Deinem treuen Adolf." „So eben 3 Uhr werde ich geweckt, um den letzten Gang anzutreten; ich habe ruhig geschlafen und bin bereit und gefaßt und muthig wie immer; lebe wohl, noch einmal den Segen meiner Kinder; mein Herz denkt nur an Dich und Deine Zukunft. Es lebe Deutschland! es lebe die Freiheit! Gott mit Dir! Trützschler."

Zwei Stunden später zerrissen preußische Kugeln das edelste deutsche Herz, das je geschlagen. Doch sein Blut ist dem Volke nicht verloren! —

Die Kometen.

(Schluß.)

Ihre Ungefährlichkeit für andere Weltkörper ergibt sich hieraus von selbst, und nur schwache Geister können sich vor ihnen fürchten oder ihnen eine zerstörende Wirkung im Falle eines Zusammentreffens mit einem andern Weltkörper zuschreiben. Der sogenannte Lexell-Burkhardt'sche Komet von 1770 kam der Erde, die sogar in seinen Schweif gehüllt war, auf 6 Mondfernen, d. h. auf 311,000 geogr. Meilen nahe, ohne ihr das Mindeste zu schaden. Die Kometen-Bewohner, wenn es deren gäbe, hätten also keine Ursache sich vor einem Zusammentreffen, ja schon vor einem Nahekommen mit anderen Weltkörpern zu fürchten. So brachte es der kleine Planet Mars 1846 durch seine Einwirkung auf den ihm nahe gekommenen Bila'schen Kometen dahin, daß sich dieser in zwei Stücke theilte, die bei ihrer Rückkehr 1853 und 1860 (6 Jahre und 270 Tage Umlaufszeit) noch friedlich neben einander liefen, ohne sich anzuziehen; dem Mars schadete dies gar nichts. Derselbe Bila'sche Komet kann möglicherweise, weil sich ihre Bahnen kreuzen, mit dem Enke'schen Kometen zusammentreffen und sich mit diesem vereinigen, vielleicht nur 12 Millionen Meilen von der Erde entfernt, ohne jedoch derselben zu schaden. Dieser Enke'sche Komet hat eine Umlaufszeit von nur 3 Jahren und 115 Tagen, da er nicht die Jupiterbahn erreichte; er kommt überdieß der Sonne immer näher, und hat die Aussicht, einmal auf dieselbe zu fallen*), wenn ihn nicht vorher die zwei Bila'schen Kometen mit sich nehmen. Die Bahn der letzteren schneidet auch die Erdbahn (am 29. Oktober 1832 war dies der Fall), woraus aber nicht folgt, daß sie mit der Erde selbst zusammentreffen müssen, indem sich dieselbe zur Zeit der Bahn-Durchkreuzung auf einem weit davon entfernten Punkte befinden kann, wie 1832. Olber's Komet von 1815 hat eine 72jährige Umlaufszeit, der Halley'sche von 1835, der schon 1759 da war, eine 74- bis 76jährige, der Faye'sche von 1843 eine $7^{29}/_{100}$jährige. Letzterer läuft zwischen den Bahnen des Mars und Saturn und geht um die Sonne in solcher Nähe, daß er mit ihr einmal zusammentreffen kann. Weil die beiden Schenkel seiner Bahn sehr nahe beisammen sind, so kann er um die Sonne nicht weit ausweichen, sondern muß auch nahe um sie herum. Aus der fast 9000jährigen Umlaufszeit des 1680er Kometen ergibt sich von selbst, daß er sich sehr weit von der Sonne entfernt, und zwar 853mal so weit, als die Erde von der Sonne entfernt ist, also beiläufig 17,500 Millionen geographische Meilen, während er in der Sonnennähe nur 30,000 Meilen von der Sonne entfernt ist und von derselben 30,000mal mehr Licht und Wärme erhält, als die Erde. In der Sonnenferne war dieser 1680er Komet dagegen 700,000mal schwächer erwärmt und beleuchtet, als die Erde; die Sonne muß sich da auf ihm wie ein Johanniswürmchen bei uns Nachts ausnehmen, so klein und matt. — Es gibt aber wahrscheinlich noch viele Kometen, deren Entfernung die des 1680er Kometen noch übertrifft; letzterer selbst ist indessen immer noch mehr als 269mal in seiner Sonnenferne der Sonne näher, als der nächste Fixstern (der Stern im Centrum, nicht wie Kant und Bode annehmen, Sirius); dieser ist noch 4mal weiter von der Sonne entfernt, als Centauri. Welche ungeheure Weiten! Der entfernteste Planet ist der von Leverrier errechnete und von Galle am 23. September 1846 an der bezeichneten Stelle richtig aufgefundene Planet Neptun**), welcher 622 Millionen Meilen von der Sonne entfernt ist; und 28mal soweit, d. i. 17,416 Millionen Meilen entfernt sich der 1680er Komet von der Sonne; der nächste Fixstern aber ist, wie bemerkt, noch 269mal weiter entfernt, nämlich über $4^1/_2$ Millionen Meilen, und Sirius (auch ein Doppelstern) wieder 4mal weiter als Centauri, d. i. fast 19 Billionen Meilen. 12,394,000 Millionen Meilen beträgt die Entfernung des oben bemerkten 61. Sterns im Schwan. Eine Billion aber ist eine Million millionenmal. Der Schweif des Kometen von 1680 war 10 Millionen Meilen lang; eine Unzahl von Kometen hat Schweife bis zur Länge von 14 Millionen Meilen. Der 1840 von Bremiker und der 1845 von Cella entdeckte Komet scheinen eine 344-, resp. 240jährige Umlaufszeit zu haben (nach Galle). Es ist übrigens auch möglich, daß einige Kometen, insbesondere diejenigen, welche viele tausend Jahre zu ihrer Wiederkunft brauchen, unser Sonnen-System blos durchwandern und dann andere Sonnensysteme besuchen. Es sind die Bahnen von nur 197 Kometen berechnet, während es nach der Wahrscheinlichkeitsrechnung viele tausend Kometen gibt.

Aus all diesem ersieht man, daß von den Kometen im Ganzen noch wenig bekannt ist. Yrin.

---

*) Auch am Mond will man ein Näherrücken zur Erde beobachten. Da könnte es nach Jahrtausenden einen schönen Zusammenstoß geben. Fiele er in's Meer, so gäbe es durch dessen Verdrängung eine furchtbare (Sünd-) Fluth; aufs feste Land fallend, würde er alles dort Befindliche begraben und zermalmen.

**) Der Vorgang bei dieser Entdeckung ist zu interessant, als daß er nicht etwas ausführlicher mitgetheilt zu werden verdiente. Der Naturforscher Leverrier in Paris brachte nämlich durch des Astronomen Mädler Vermuthung veranlaßt, durch bloße Berechnung aus dem unregelmäßigen Umlaufe des bald schneller, bald langsamer um die Sonne kreisenden Planeten Uranus heraus, daß 600 Millionen Meilen von uns entfernt, ein den Uranus im regelmäßigen Laufe störender Planet vorhanden seyn müsse, welcher — das berechnete er auch gleich — in 60,238 Tagen und 11 Stunden um die Sonne kreise, und der $24^1/_2$mal schwerer sey als die Erde; zu einer bestimmten Stunde des 23. Septbr. 1846 müsse dieser Planet an einer bezeichneten Stelle am Himmel zu sehen seyn, und richtig fand ihn Galle in Berlin zur angegebenen Zeit am bezeichneten Orte.

Gemeinnütziges.

Mittel gegen die Kartoffelkrankheit. Die wenn auch nur sehr vereinzelt auftauchenden Gerüchte der Kartoffelkrankheit veranlassen uns zur Mittheilung eines einfachen und nach dem „Kosmos", dem wir es entnehmen, wirksamen Mittels. Um die Entstehung sowohl als das Umsichgreifen der Krankheit zu verhüten, treibe man die Schafe auf die Kartoffelfelder sogleich nach der Blüthe, täglich bis Ende August und während des Septembers noch einige Male, und lasse sie daselbst das erste Mal ungefähr zwei Stunden, jeden nächstfolgenden Tag eine Stunde. Der Schäfer hat dafür zu sorgen, daß sie über das ganze Feld treiben; somit können 100 Schafe ungefähr 16 Morgen Kartoffelfelder schützen. Dieses Mittel wurde fünf auf einander folgende Jahrgänge mit komplettem Erfolge angewandt, im sechsten Jahre jedoch, um diese Erfahrung sicherzustellen, unterlassen, und die Kartoffeln gingen zu Grunde. Im „Kosmos" wird auch Schafmist als guter Dünger für in die Gärten gepflanzte Kartoffeln empfohlen.

Kleinigkeiten.

Aus der Naturgeschichte des Menschen. Jeder Herzschlag des Menschen dauert eine Sekunde, folglich schlägt das Herz 3600 mal in einer Stunde und 86,400 in einem Tage. Bei jedem Herzschlage springen aus der linken Höhlung 2 Unzen Blut, um in die große Pulsader zu fließen. Weil also das Herz 3600 mal in einer Stunde schlägt, gehen in derselben Zeit 7200 Unzen Blut aus ihm hervor. Da nun erfahrungsmäßig die ganze Blutmasse, welche in dem Körper eines ausgewachsenen Mannes befindlich ist, gewöhnlich nicht 80 Pfund übersteigt, so geht diese Blutmasse in einer Stunde 25 mal durch das Herz. Um eine einzige Bewegung der Zusammenziehung zu bewerkstelligen und das Blut in die Pulsader zu treiben, braucht das Herz eine Kraftäußerung von 100,000 Pfund. Sind diese Funktionen im menschlichen Körper nicht die größten Wunder der Schöpfung? — Und welche kolossale Absurditäten sind dagegen die von Menschen erfundenen, und deren Gedankenlosigkeit als Wunder aufgedrungener Blödsinn?

Zur Grundsteinlegung von Jahn's Denkmal.

Gefesselt lag das deutsche Land
In wälscher Sklaverei,
Das Deutsche war verpönt, verbannt,
Verschwunden Ehr' und Treu.
Da büßten Viele ein den Muth,
Bei all' dem Zeug und Wahn;
Doch echtes deutsches Mannesblut
Pocht in der Brust von Jahn!

Er sah, im kräft'gen Leib nur kann
Ein freier Geist gedeihn;
Da fing er frisch zu turnen an,
Um Deutschland zu befrei'n.
Und sieh', die deutsche Jugend fühlt
Schon neue Stärke nah'n,
Fühlt, daß das Rechte bald erzielt
Auf rechtem Wege Jahn.

Der Tag bricht an, der Sturm bricht los,
Sie zieh'n zum Freiheitskrieg.
Begeist'rung macht das Häuflein groß,
Begeist'rung schafft den Sieg.
Sie kämpften ganz nach deutscher Art
Auf blut'ger Siegesbahn,
Mit freier Stirn und langem Bart
Führt sie der tapf're Jahn.

Am Boden lag der Riese todt,
Und doch ward es nicht Licht:
Was man versprochen in der Noth,
Man hielt's dem Volke nicht.
Und als sie, unter Sorg' und Müh'n,
Für's Volk ihn kämpfen sahn:
Sie warfen in den Kerker ihn,
Den treuen Volksfreund Jahn.

So kerkert seinen Leib man ein,
Der Geist ward nicht gebannt:
Es leuchtet hell sein Wiederschein
Weit auf durch's deutsche Land:
Er macht der Knechtschaft bald ein End. —
Tag wird's! — Schon kräht der Hahn! —
Gewählt in's deutsche Parlament
Ward Friedrich Ludwig Jahn.

Er ruft mit echtem deutschen Mark
Rings alle Deutschen wach,
Sein Geist ist frisch und jung und stark,
Ist auch sein Körper schwach.
So wirkt er noch durch Schrift und Wort,
Bis er den Tod fühlt nahn,
Da trug in's Grab man weinend fort
Den alten Vater Jahn.

Ihm einen Denkstein wollt ihr heut
Errichten hoch und hehr,
Ein Zeichen deutscher Dankbarkeit
Und Deutschland selbst zur Ehr!

Habt Bürgersinn und Bürgertreu,
Und thut, wie er gethan,
Seyd frisch, seyd froh, seyd fromm, seyd frei:
Das ist ein Stein für Jahn.

Das Lied von Adam und Eva.

Wohl Trauben gab's im Paradies,
Doch Wein war unbekannt,
Weil Adam sie verfaulen ließ,
Der's Keltern nicht verstand.
Ihm fehlte Liebe nicht und Sang,
Und dennoch war die Zeit ihm lang.
Es ward die Zeit ihm lang.
Chor. Ihm fehlte Liebe nicht und Sang.

Zur Eva sprach er: Liebe Frau,
Ein Kummer drückt mich schwer;
Dein Sang wird schal, dein Kuß wird flau,
Und Wasser thut's nicht mehr!
Ich armer, trock'ner Erdenkloß
Hab' einen Durst, der namenlos;
'Nen Durst, der namenlos!

Zur Schlange da Frau Eva schreit:
„Wie helf' ich meinem Mann?
Es mangelt ihm der Appetit,
Er fängt zu kränkeln an:
O schaffe doch, du kluges Thier,
Zu stärken ihn ein Tränklein mir —
Ein Tränklein schaffe mir!"

Die Schlange kroch voll Hinterlist
Auf den verbot'nen Baum
Und reichte, wie ihr Alle wißt,
Statt Wein ihm Apfelschaum;
Frau Eva that zuerst Bescheid,
Er that's ihr nach aus Höflichkeit,
Er that's aus Höflichkeit.

Zur Strafe ward aus Eden weit
Das Paar hinaus geschnellt;
Zu leicht jetzt war der Unschuld Kleid
Im Winterfrost der Welt;
Frau Eva schlich im Pelz heran,
Und einen Wamms zog Adam an.
'Nen Wamms zog Adam an.

Ihr lieben Frauen merkt die Lehr,
Versorgt das Haus mit Wein!
Und wird das Herz dem Manne schwer,
So schenkt ihm redlich ein!
Ihr seht, wenn Eva keltern ließ,
Noch heute ständ' das Paradies,
Noch ständ' das Paradies.

An die Prager.

Ein ein'ger Himmel überspannt
Die weite Welt!
Es ist nur Eine Vaterhand,
Die Alles hält.
Mit gleicher Liebe, gleicher Lust,
Nimmt Gott uns all' an seine Brust.
Wer es auch ist,
Jud' oder Christ.
Drum, Bruder, weg mit allem Spott,
Wir haben Alle Einen Gott,
Der ewig ist!

Nach Einheit bricht sich's allerwärts
In Deutschland Bahn.
Es hat im Land ein jedes Herz
Ein Recht daran.
Und Freiheit, Recht und Sonnenschein,
Das muß im Land gemeinsam seyn.
Wer es auch ist,
Jud' oder Christ.
Drum, Bruder, reich' mir Deine Hand,
Wir haben All' ein Vaterland,
Das Deutschland ist!

Und wird das Vaterland bedroht,
Heraus das Schwert!
Wir sterben Alle Einen Tod
Für unsern Herd.
Wir haben Alle Geistesgluth,
Wir haben Alle rothes Blut,
Wer es auch ist,
Jud' oder Christ.
Wir ziehen All' in Einen Krieg,
Wir wollen Alle Einen Sieg,
Der heilig ist!

Illustrirte Rechnungs-Aufgabe.



In einer Stadt befindet sich ein Brunnen, dem ein erzener Löwe das Wasser zuführt. Bekanntlich liebten es unsere Ahnen, räthselhafte Inschriften an öffentlichen Denkmälern anzubringen. Und so haben sie denn auch folgende Inschrift auf das Fell des Löwen eingemeißelt: „Wenn blos mein Rachen Wasser strömt, so ist in sechs Stunden der Brunnen voll; mein rechtes Auge braucht dazu zwei Tage und mein linkes drei Tage; fließt das Wasser durch meine linke Klaue, so braucht's zur Füllung vier Tage. — Man beantworte nun die Frage: „In welcher Zeit ist der „Brunnen voll, wenn aus allen vier „genannten Organen Wasser strömt?"

Siebensylbiges Räthselwort.

Die erste Sylbe bedeutet Etwas, was gewisse Insekten bereiten; durch die zweite und dritte wird ein Fluß bezeichnet, der sich im Hannover'schen findet; die vierte Sylbe bedeutet einen Theil von einem Gebäude; die fünfte und sechste ist der Name eines berühmten Geographen, und die letzte der Name eines großen Philosophen. Das ganze Wort bezeichnet den Besitzer eines industriellen Geschäfts.

Auflösung der „Schach-Aufgabe 5" in Nro. 32 der Sonntags-Beilage vom 11. August 1861.

Weiß.	Schwarz.
1) T. E4-E7.	K. D6-E7.
2) D. F3-E4†	K. E7-D6.
3) D. E4-D5†	K. D6-E7.
4) D. D5-E6 Matt.	

Richtige Auflösungen gingen ein von: N. B. — L.

Sonntags-Beilage

zum

Augsburger Anzeigblatt.

Nummer 34. 25. August 1861.

Der Narren-Zwanziger.

Von J. Kempf.

Im gepolsterten Lehnstuhl saß behaglich an einem Winterabend Wittwe Weilert, die freundliche, reiche Wirthin zur „goldenen Flasche;" neben ihr schlafend ein Mann, der seit ihres Ehegefährten seligem Hinschied an dessen Stelle mit den zahlreichen Gästen spaßen und spielen und außerdem ihr selber schöne Dinge sagen mußte, wofür er von ihr ernährt und gelegentlich mit Gelde zu allerhand sündhaften Irrfahrten unterstützt wurde. Diesmal aber war sein Verstand, wie schon oft, im Uebermaß zu viel getrunkenen Weines untergegangen, und verschiedene Viererjasse und Skarte mußten ohne seine Mitwirkung vor sich gehen. Die Wittwe war sich dessen von dem „Sauflubi," wie man in der Volkssprache derlei Nienüchterne nennt, gewöhnt, sie sah ihm aber alles Mögliche nach, weil er ihr immer Schmeichelhaftes, niemals aber Das sagte, was sie nicht hören wollte, nämlich die Wahrheit. Sie konnte ihm diesmal auch keine große Aufmerksamkeit schenken, denn sie hatte überaus zu thun, in die Stube oder Küche ihre Commandoworte zu ertheilen, wo ihre durch Natur und Kunst schönen Töchter ihre Befehle schleunigst vollzogen und im Vorbeiweg immer einige Zeit fanden, mit den Gästen zu scharmuziren, und namentlich bei Geneigtheit aufzubrechen, ihnen in den Rücken zu fallen und sie zu veranlassen, wieder feste Stellungen einzunehmen. Ueberdies war die Wittwe mit einem alten Geschäftsfreund vom Land in Unterhandlung über einen Kartoffelhandel: sie brauchte viel Branntwein. Der Verkäufer war zäh und sie fand sich genöthigt, sich mit ihm in ein einsames Zimmer zurückzuziehen, um seine Standhaftigkeit mit desto größerem Nachdruck und ungetheilterer Energie bekämpfen zu können. Mit Erstaunen sah der Bauer die Pracht ihrer Zimmer, den Reichthum der Möbel, die schönen Gemälde; er wußte, daß sie ihre Wirthschaft mit sehr geringem Kapital angefangen hatte, daß sie und ihre Töchter sehr großen Aufwand trieben und fragte ganz naiv: „Aber Frau Weilert, wo kriegen Sie dazu all' das grausam viele Geld her?"

Ueber das Gesicht der Frau Weilert flog eine Bewegung, ob lächelnd oder spöttelnd oder beides zugleich? indeß sie recht kreuzfidel antwortete: „Die Narren-Zwanziger, die bringen's!" und dazu noch einige weitere Erklärungen folgen ließ. Unglücklicher Weise hatte sie die Thüre halb offen gelassen und ein Handwerksmann, der verstohlen aus der Stube in die Pracht hinspekulirte, hörte ihre Erklärungen. Offenbar gingen sie ihm sehr zu Herzen. Er stellte sofort Vergleichungen an mit dem Wirthshaus und seiner eigenen Wohnung, mit den Wirthsleuten und seinen eigenen, mit den gerade anwesenden Gästen und sich selbst. Er kam allenthalben zu kurz, nur unter den Gästen waren doch einige, die er mit sich in die gleiche Linie stellen konnte.

Der Bauer hatte unterdeß ein Clavier entdeckt und fragte über dies Möbel nach. Frau Weilert kannte die Wirkung der Musik, sie rief ihre Tochter Malwina, welche durch Clavierspiel und Gesang das harte Gemüth des Verkäufers bearbeiten sollte.

Die Frage dieser an ihm Vorübergehenden, was er denn wünsche? weckten Meyer, so hieß der lauschende Handwerksmann, aus seinen Gedanken: „Für einen Zwanziger Bittern, Fräulein Malwina, und dann möchte ich auch gerne zuhören." Zugleich schlug er die Blühende mit dem Zollstock sanft auf die Wangen. „Gleich, Sie Schlimmer, das können Sie, warum nicht?" Er trank seinen Bittern, mit Musikbegleitung, und zahlte mit den Worten:

„Das wäre zwar kein rechter Narren-Zwanziger; es war nicht ganz unnöthig, aber dies ist dennoch der letzte Narren-Zwanziger, den ich auf lange Zeit auszugeben gedenke." Fräulein Malwina verstand diese Worte des traurig-ernst gewordenen Mannes nicht, und ahnte noch viel weniger, was in seinem Innern während ihres Musicirens vorgegangen war, und alle ihre Freundlichkeit vermochte ihn nicht zum Dableiben.

Meyer eilte nach Hause. Seine Frau und seine zwei kleinen Töchter saßen bei ihrer Arbeit, gar schmalbäckig und blaß, das Zimmer selbst war an sich unfreundlich; in den Ofen war so wenig Holz gekommen, daß man seine Wärme kaum spürte, dennoch mußte der oberflächlichste Beobachter über die Reinlichkeit und Nettigkeit des Zimmers und alles dessen, was darin war, staunen.

„Das ist in der That etwas Außerordentliches, Mädchen, heut' den lieben Vater so früh zu Hause zu sehen," sagte Frau Susanna Meyer, und sah dabei ihren Mann an, der an dem Tische stand und seine Augen bald auf das eine, bald auf das andere der Kinder richtete. Dann setzte er sich an den Ofen und sagte, indem er sich lächelnd daran lehnte:

„Nun, Maria und Lina, freut ihr euch nicht, mich zu sehen? Können die geschäftigen Finger nicht ein wenig ruhen, daß ihr auf einen Augenblick aufsteht und euern Vater begrüßt?"

„O ja, dazu haben wir Zeit," sagte eines der Mädchen, als Beide aufsprangen, die Frage thatsächlich zu beantworten. „Aber wir dürfen nicht viel Zeit verlieren, lieber Vater, denn diese Hemden sind die letzten von dem Dutzend, das wir für Herrn Mertens am Kornmarkt gemacht haben."

„Und da wir morgen die kranke Muhme besuchen," setzte Maria, die ihr Händchen in die Hand des Vaters gelegt hatte, ernst hinzu, „so arbeiten wir heute so fleißig, wie wir nur können, denn die Mutter hat versprochen, sie Montag Nachmittag abzuliefern."

„Entweder deine Augen sind heut' sehr schwach, liebe Frau," sagte Meyer, „oder du hast geweint. Ich fürchte, du arbeitest zu viel bei Licht."

Susanna lächelte und sagte, daß die Arbeit ihren Augen nicht schade und als sie redete, wandte sie sich um und winkte einem kleinen Knaben mit dem Finger.

„Wie, Heinrich, was seh' ich da?" sagte sein Vater. „Was machst du im Winkel? Komm' her, da dir die Mutter winkt; komm', sage mir, was hast du gethan?"

„Laß nur gut seyn, lieber Mann, wir wollen von dem Vorgefallenen nicht weiter reden."

„Gerne, aber ich muß es doch wissen," sagte er, indem er den kleinen Heinrich nahe an sich heranzog. „Komm', ich will es dir vergeben, aber sage mir, was ist geschehen?"

Heinrich war ein ganz offener Knabe; er nahte sich dem Vater, sah ihm frei ins Gesicht und sagte: „Der Bäcker wollte uns heut Abend kein Brod mehr geben, Mutter sollte erst die Schuld bezahlen, und obgleich er ärgerlich und grob gegen Mutter war, so sagte er doch, es wäre nicht ihre Schuld, und er wisse es wohl, daß Du alles Geld vertrunken hättest. Als Mutter nach Hause kam, weinte sie bei ihrer Arbeit, aber sie sagte nicht ein Wort. Ich wußte nicht, daß sie weinte, bis ich ihre Thränen tropfenweise auf ihre Hand und Arbeit fallen sah und dann schimpfte ich und Mutter stellte mich in den Winkel."

„Nun, Heinrich, bring' mir etwas Holz," sagte Susanna, „da ist noch ein guter Knuppen, den leg in den Ofen."

„Aber erst sage mir, Heinrich," fragte der Vater, „was hast Du denn eigentlich gesagt?"

Heinrich wurde roth, aber geradeweg, wie vorher, sprach er: „Ich sagte. Du wärest schlecht! Ich sagte: ein schlechter Vater."

„Und das war doch sehr unrecht," sagte Susanna ruhig, „aber es ist Dir vergeben, und nun lange das Holz."

Meyer sah seine Frau an und da er einen zärtlichen Blick in ihren sanften Augen gewahrte, kamen ihm selbst die Thränen ins Auge. Er stand auf und, indem er ihr Geld in die Hand drückte, sagte er: „Da ist mein Wochenlohn, Mutter. Komm, komm, halt' beide Hände auf, Du hast noch nicht Alles. So, nun hast Du es bis auf einen Zwanziger, den ich heut' Abend für einen Bittern bezahlte. Ich hoffe, dies ist der Anfang zum Besseren für mich und zu besseren Tagen für Dich und nun setze Deine Haube auf, ich will mit Dir gehen, den Bäcker zu bezahlen und das Nöthigste einzukaufen. Wenn wir wieder nach Hause kommen, will ich ein Kapitel aus der Bibel Dir und den Kindern vorlesen, während Ihr näht."

Susanna ging in die Kammer, sich anzuziehen, aber sie verweilte etwas länger, um an dem Orte niederzuknien, wo sie so oft im Gebet vor Gott gelegen hatte, — im Gebet, daß ihr himmlischer Vater zu seiner Zeit ihres Mannes Herz zu seinem Heilande, dann zu seinem Weibe und seinen Kindern wenden wolle, und daß er ihr unterdeß Geduld zum Warten, Glauben, zum Festhalten und Hoffen, zum Hinblick auf die Zeit geben wolle, die sie nun herbeigeführt sah. Jetzt kniete sie nieder, ihr Herz in Dank und Lobpreisung auszuschütten.

Der liebreiche Ton der Stimme ihres Mannes rief sie, zurückzukommen.

Meyer sagte an dem Abende, nachdem die Kinder zu Bette waren, seiner Frau: Als er bemerkt hätte, daß die Zwanziger der Armen dazu gedient, ein so schönes Haus einzurichten und die Frau und Töchter des Wirthes von der „goldenen Flasche" so schön zu schmücken und da er während dem Musiziren erst recht an seine eigene fleißige unverdrossene Susanna und an seine Kinder gedacht

hätte, die in Mangel, fast mit Lumpen bedeckt, sich befänden, während er alle Abend da säße und spiele und lumpe, mehr einem Thiere als einem Menschen ähnlich werde, seine Manneskraft schwäche, die köstlichste Gabe Gottes, die Gesundheit zerstöre, — da sey er von Trauer und Scham ergriffen worden.

Er faßte von nun an den Entschluß, in demüthiger und wachsamer Abhängigkeit von Dem, von welchem alle guten und alle vollkommenen Gaben kommen, fortbin ein neues Leben zu führen und — seinem Vorsatze ist er getreu geblieben.

Ueber ein Jahr später, nachdem Frau Weilert aus der „goldenen Flasche" ihren lange treuen Stammgast vermißt und schon oft verwundert gefragt hatte, was wohl aus dem hübschen Zimmermann geworden wäre — über ein Jahr später, an einem schönen Sommerabende, machte Frau Weilert einen Spaziergang und kam in die Gegend, wo Meyer wohnte. Er hatte ein kleines Gärtchen vor dem Hause und war mit seinen Kindern beschäftigt, zu pflanzen und zu begießen, und Alle waren gesund, glücklich und fröhlich.

Frau Weilert erkannte gleich ihren verlorenen Kunden wieder, und nachdem sie ihn begrüßt und ihre Freude über sein, seiner Kinder und seines Hauses gutes Aussehen zu erkennen gegeben hatte, äußerte sie ihre Verwunderung, daß sie ihn so lange nicht mehr in ihrem Hause gesehen habe, das er doch sonst so regelmäßig zu besuchen gepflegt.

„Frau Weilert," war die Antwort, „dazu habe ich guten Grund, weil ich einsehe, daß es mir und den Meinigen mit Gottes Hülfe so recht gut geht. Ich bin Ihnen viel Dank schuldig für einige Worte von Ihnen, durch die mir die Augen über mein thörichtes und sündliches Leben aufgingen. Meine Frau und Kinder waren halb nackt und halb verhungert noch vor etwa einem Jahre. Sehen Sie nun, ob sie Ihnen jetzt nicht gefallen; denn was gutes Aussehen und anständige Kleidung betrifft, so kann ich sie allen anderen Frauen und Kindern meines Standes an die Seite stellen. Und nun, Frau Weilert, die Ursache davon: Ihre Narrenzwanziger, die haben das Alles gethan, Ihre Narrenzwanziger! Oder vielmehr das mit ehrlichem Fleiße erworbene Geld, das ich nicht mehr Ihnen opferte, sondern mit dem reichen Segen Gottes meiner Haushaltung!"

Die Wittwe ging still von dannen, und da sie, obwohl sonst sehr schwatzhaft, dies Geschichtchen Keinem erzählte, so haben wir's gethan und hoffen, daß der „Narren-Zwanziger" bei Vielen eben so wirken werde, wie bei dem jetzt glücklichen wackeren Meyer.

Hartmann von Siebeneichen.

Es geschah im Sommer des Jahres 1161, als sich eben der gewaltige Kaiser, Friedrich der Rothbart, mit einem deutschen Heere in Oberitalien aufhielt, um unter den lombardischen Ständen Recht und Ordnung herzustellen, daß die Kunde kam: die Römer hätten sich nach ihrer Gewohnheit einmal wieder empört. Dieses bewog den Kaiser, sofort sich südwärts zu wenden. Schon die Vorhut des Heeres, welche die Erzbischöfe Rainald von Köln und Christian von Mainz führten, brachte den Römern, obgleich sie zu zwanzig gegen Einen in das Feld rückten, eine schwere Niederlage bei. Als nun der Kaiser mit dem Hauptheere endlich selbst herankam, wurde die Stadt auf dem rechten Ufer der Tiber bald erstürmt. Nur die St. Peterskirche hielt sich länger, denn das Dach war mit Katapulten und andern Kriegsmaschinen besetzt. Da zündete man eine nahe Kirche an, damit Rauch und Flammen die Römer vertrieben. Des Kaisers Neffe, der junge Herzog Friedrich von Babenburg — wie eine alte Chronik erzählt — schlug die Thür der Kathedrale mit Streitäxten ein und pflanzte sein Banner auf dem Hauptaltar auf. Da entfloh der feindlich gesinnte Papst Alexander der Dritte, die meisten Römer schwuren Treue und Friedrichs Macht schien unwiderstehlich. Doch im August fiel, nach raschem Witterungswechsel, eine giftige Seuche in das Heer. Da starben mit jenem staatskundigen Rainald von Köln und dem jungen Herzog Friedrich schnell noch andere Fürsten, Grafen und edle Herren und von dem Volke so viele, daß man ihre Leichen in die Tiber werfen mußte. Zum Rückzug gezwungen, erreichte der Kaiser mit dem schwachen Reste des Heeres die befreundete Stadt Pavia. So unerschütterlich auch sein Gemüth war, so tapfer er auch kämpfte, er vermochte hier nicht auszuharren. Denn die lombardischen Städte hatten ihren großen Bund erneuert, und um nicht gänzlich eingeschlossen zu werden, mußte der Kaiser auf Flucht denken. Jedoch sämmtliche Alpenpässe waren von den Lombarden bereits verlegt; nur die durch das Gebiet von Maurienne blieben noch unbesetzt. Dorthin wendete sich der Rothbart mit geringem Gefolge. Unaufhaltsam und rasch zog er weiter, und wurde er zu hart bedrängt, so ließ er einige von den lombardischen Geißeln, die er mit sich führte, unterwegs an Bäume aufknüpfen, um seine Verfolger zu bedrohen. So ward endlich Susa am Fuße des Mont Cenis erreicht.

Susa war damals eine starkbevölkerte, blühende Stadt. Die Bürger, der lombardischen Sache geneigt, nahmen anfangs zwar den Kaiser mit wenigen Begleitern in ihre Mauern auf, schlossen aber das größere Gefolge aus. Doch versprachen sie, ungehindert die Deutschen ziehen zu lassen, wenn die noch vorhandenen Geißeln der lombardischen Städte frei gegeben würden. Statt dessen befahl Friedrich, den Zilio de Prando von Brescia als einen Verräther hinzurichten. Da beschlossen die erbitterten Bürger, den Kaiser zu ermorden. Schon war die Nacht angebrochen, wo der Ueberfall ausgeführt werden sollte, als der Besitzer des reichen Hauses, wo der Kaiser mit den Seinigen wohnte, das Recht der Gastfreundschaft erwog. Obgleich ein guter Anhänger der italienischen Freiheit, theilte er seinem Gaste den Mordanschlag mit und rieth zur schleunigen Flucht. Allein auf welche Weise sie ausführen? — Bereits hatten die wohlbewaffneten Bürger sich zu Haufen gesammelt, alle Auswege waren verlegt, die Thore stark besetzt, selbst die wälschen Diener im Hause, in das Geheimniß gezogen, überwachten die Flucht des Kaisers. Da erbot sich ein deutscher Ritter, Hartmann (so nennt ihn Otto von S. Blasio) von Siebeneichen, dem Kaiser an hohem Wuchse und Gestalt ähnlich, um dessen Leben dem deutschen Volke zu erhalten, dafür sein eigenes hinzugeben. Besonnen und heimlich wurde Alles geordnet. In die kaiserlichen Gewänder gehüllt, schritt der kühne Held rasch durch die Vorzimmer, wo die wälschen Kämmerlinge schlaftrunken saßen, trat in das Schlafgemach und bestieg unverzagt das Bett, wo er sterben sollte. Unterdessen verließ der Kaiser in geringer Kleidung mit zwei Rittern in Knechtstracht das Haus. Ungehindert kamen sie durch die achtlosen Bürger. Auch am Thor hielt man sie nicht auf, denn die wälsche Rache hatte sich ein höheres Ziel erwählt. Nur mit fünf Begleitern ritt Friedrich den Alpen zu. Wo man anhalten mußte, gab er sich für den Hausmeister eines Bischofs aus, der für seinen Gebieter das Nachtlager zu bestellen hat. In wenigen Tagen war Freundesland erreicht.

In Susa war bald die Kunde, daß der Kaiser in seinem Schlafgemache sich befände und in tiefem Schlafe läge, von den Hausdienern an die Bürger gekommen. Um Mitternacht öffneten sie den Bewaffneten die Thüren. Mit Fackeln und gezückten Schwertern bringen sie in das Schlafgemach. Schon wollten sie den Schlafenden durchbohren, als der Siebeneichen die Augen öffnet und ruhig umherschaut. Da erkennen sie alsbald die entsetzliche Täuschung, fallen dem Ritter zu Füßen und bitten um seine Fürsprache bei dem erzürnten Kaiser. Auch die übrigen Deutschen ließen sie ruhig abziehen, nur die lombardischen Geiseln wurden zurückbehalten. Als aber nach sieben Jahren Friedrich wieder über den Cenis mit einem Heere herabstieg, befahl er, Susa gänzlich niederzubrennen und nur das Haus zu verschonen, in welchem er damals gewohnt hatte. Die Stadt wurde zwar später wieder aufgebaut, erholte sich aber niemals gänzlich und ist jetzt ein ziemlich unbedeutender Ort.

Tagebuch des Lucas Rem aus den Jahren 1494—1541.

Kaum eine andere deutsche Stadt hat sich im 15. und 16. Jahrhundert so lebhaft und so großartig an dem Welthandel betheiligt und den Ruhm deutscher Kaufmannschaft so weit verbreitet als Augsburg. Damals blühten dort die großen Handelshäuser der Fugger, Welser, Höchstetter, Imhoff — und sie waren unter allen Deutschen die ersten, welche in richtiger Erkenntniß der Zeitverhältnisse und von kühnem Unternehmungsgeiste getrieben, bald nach Auffindung des neuen Seeweges für eigene Rechnung und auf eigenen Schiffen an dem ostindischen Handel Theil nahmen und die dort gewonnenen Produkte in alle Länder Europa's vertrieben, hiebei Reichthümer erwerbend, deren Größe ihre Zeitgenossen in Erstaunen setzte.

Einen wichtigen Beitrag zur Geschichte des Augsburger Handels in dieser seiner glänzendsten Periode, um so werthvoller, als an derartigen Quellen kein Ueberfluß vorhanden ist, liefert nun das Tage-Buch des Lucas Rem, welches kürzlich der Secretär des historischen Vereins im Regierungsbezirke von Schwaben und Neuburg, Herr B. Greiff, im 26. Jahresbericht dieses Vereins herausgegeben hat. Dasselbe gibt nicht nur ein vollkommen klares Bild von dem Lebens- und Bildungsgang eines Kaufmannes jener Zeit, sondern läßt uns auch eine deutliche Einsicht in die Art und Weise gewinnen, wie damals die großen Geschäfte betrieben wurden. Lucas Rem, 1481 in einer alten Kaufmannsfamilie zu Augsburg geboren, wird schon 1494 nach Venedig geschickt, um dorten zu lernen, was einem Kaufmanne nöthig. Denn in Venedig gab es der deutschen Kaufleute genug und dorthin pflegten die jungen Leute aus Süddeutschland geschickt zu werden, um ihre Lehrzeit zu bestehen. Nach vier Jahren hat Lucas ausgelernt und geht nach Lyon, 1499 wird er daselbst in der Factorei des Augsburger Handelshauses Anton Welser, Conrad Vechlin und Gesellschaft angestellt: auf der Compagnie Kost und Kleidung, aber drei Jahre lang ohne Lohn. In diesem Hause blieb er dann bis December 1517 und wurde zu vielen Geschäften gebraucht, die einen tüchtigen und zuverlässigen Mann erheischten. Er war beinahe beständig auf Reisen, besuchte die Factoreien seines Hauses, rechnete mit denselben ab und unterfing sich „on was gros und fil Handel." Von 1503 bis 1508 hielt er sich in Portugal auf und schloß hier mit dem König den Vertrag ab, daß die Gesellschaft sich an der Schifffahrt nach Indien betheilige. Der Erfolg war ein sehr günstiger, da schon bei der ersten „Armazion" der Nutzen 150 Procent betrug. Im Jahre 1509 begab er sich, obwohl mit Unwillen und nur weil ihn die Herren bei seinem Eid ermahnten, nochmals nach Portugal und verkehrte hier viel mit dem König, der ihn fast alltäglich bei sich sah und ihn so hoch schätzte, daß er ihn bei der Abreise noch der Königin und seinen sechs Kindern vorstellte. Während dieser Zeit schiffte Rem

auch nach Madera und Palma; auf letzterer Insel hatten die Welser eine Besitzung erworben und Rem sollte auch hier Ordnung schaffen; aber er sah ein, daß nach seiner Abreise seine Weisungen doch nicht befolgt würden, und wollte von dem „verflucht land", das die Gesellschaft da gekauft hatte, nichts mehr wissen. Die Verdienste Rems um die Gesellschaft wurden indessen „auf's übelst belont"; die Häupter derselben machten, wie er klagt, ihre Generalrechnungen so untraulich, gefährlich und unehrbar, daß diejenigen Gesellschafter, die nicht bei der Rechnung waren, die Diener und die Andern, deren Geld auch zu Gewinn und Verlust lag, in großen Schaden kamen, und da er, von allen Geschäften genau unterrichtet, dieß nicht wollte geschehen lassen, kam es zu harten Worten, und er verlangte seinen Urlaub, d. h. seine Entlassung aus dem Hause. Aber die Herren „litten die Schmachwort, Urlaub wollten sie keineswegs geben"; so kostete es Rem noch viele Mühe, seinen Abschied zu erhalten, und er mußte viel Nachgeben leiden, um an's Ziel zu kommen. Welser drohte ihm, man werde ihm einen Theil seines Guts läugnen, wenn er sich nicht in die gestellte Rechnung füge, und um nicht mit der Gesellschaft „in Recht zu wachsen" (d. h. Prozeß zu führen), quittirte sie Rem, denn „er getraute sich nicht, zu Augsburg oder bei kaiserl. Majestät Recht zu erlangen, und Jedermann rieth Ihm, das Seine friedlich zu nehmen". Des Arbeitens für fremde Rechnung war er nun müde; 1518 verheirathete er sich zu Augsburg und gründete mit seinen Brüdern und zwei Freunden eine eigene Gesellschaft daselbst. Von neuem führte er jetzt das unstäte Reiseleben, doch beschränkte sich sein Reisen auf Deutschland und die Niederlande; auch war er nun häufig krank, zumeist an Gliederschmerzen, wegen deren er das Wildbad gebrauchte; aber auch der englische Schweiß nahm ihn 1529 hart mit und 1535 griff ihn Gott „mit seiner gwalt an, den man nennt den Schlag."

Das Tagebuch Rem's enthält nun zuerst die Aufzeichnung seines bisher erzählten Geschäftslebens auf nur 30 Seiten und läßt hier oft die Kürze bedauern, mit welcher er über diese interessanten Erlebnisse weggeht. Ausführlicher folgt dann der Bericht über seine Vermögens-Verhältnisse mit der Ueberschrift: „Mein Hauptgut und Gwinn und etlichs Bschaids unserer Gesellschaft." Hier wird nach den einzelnen General-Rechnungen nachgewiesen, wie und aus welchen Geschäften sich der Handelsgewinn ergeben. In den 20 Jahren seiner Gesellschaft war dieser so bedeutend, daß sich sein Stammkapital (das Hauptgut) um das Siebenfache vermehrt hatte und nun über 42,000 fl. Gold betrug. Daran schließen sich genaue Aufzeichnungen über seine Hochzeit, die Ausgaben und Geschenke dabei, das empfangene Heirathsgut, Erkauf von liegenden Gütern und Geldaufnahmen zu Leibgeding, welche namentlich zur Kenntniß der damaligen Cultur- und Werth-Verhältnisse von Wichtigkeit sind. Der Ducat wird hier zu $1^1/_3$ Gulden gerechnet. Hierauf kommen noch Angaben über die Geburt und Schicksale seiner Kinder, die Annehmung seiner Diener und schließlich die Zahlung der geschwornen Steuern. Ueberall zeigt sich Rem als ein tüchtiger und ehrenwerther Mann, sorgfältig und ordnungsliebend in seinem Geschäfte, wie in seinen häuslichen Angelegenheiten. Dabei spricht sich in dem ganzen Tagebuch der fromme Sinn des Mannes aus, dessen Vertrauen zu Gott fest steht (der Heiligen erwähnt er nicht mehr, seitdem er den neuen Glauben angenommen hat) und der noch die Schilderung seiner Leiden mit Lob und Dank gegen Gott schließt. Seine Gewissenhaftigkeit aber tritt noch besonders hervor in der Weise, wie er jederzeit bei Zahlung der sogenannten geschwornen Steuer, welche einen halben Gulden von hundert Gulden Kapital betrug, sein Vermögen genau berechnet. Auffallend dagegen könnte es erscheinen, daß er in seinem Tagebuche mit derselben Genauigkeit über seine fünf unehelichen Kinder und deren Wesen berichtet, wie über seine Ehekinder, aber derartige Verhältnisse müssen in damaligen Zeiten einer andern Anschauung unterlegen haben, wie später.

Der Herausgeber hat sich übrigens nicht auf den bloßen Abdruck des Tagebuchs beschränkt, sondern er hat demselben auch viele Erläuterungen und eine Reihe höchst interessanter Berichte über Reisen nach der neuen Welt aus den Jahren 1497 bis 1505 beigefügt. Diese stammen aus der Handlung der Welser (aus der sie in den Besitz des berühmten Dr. Peutinger übergegangen waren) und beweisen, mit welcher Aufmerksamkeit man damals in Deutschland den kühnen Unternehmungen der Seefahrer folgte. Die Erläuterungen aber lassen in dem Herausgeber einen tüchtigen Forscher erkennen und berechtigen zu dem Wunsche, daß er sich zur Ausarbeitung einer umfassenden Handelsgeschichte Augsburg's entschließen möge. Von besonderem Interesse, auch mit Hinsicht auf die Dinge, die sich heut zu Tage in der Handelswelt ereignen, ist dasjenige, was er aus anderen Quellen zu den Klagen Rem's über seine Benachtheiligung durch die Gesellschaft beibringt. Es ist eine Bewahrheitung des alten Spruchs, daß Alles schon dagewesen. Zu Rem's Zeiten gab es zwar noch keine Actien-Gesellschaften, bei denen die Unternehmer und Direktoren sich Reichthümer verschaffen, während das Aktien-Kapital allmählig verschwindet. Aber die großen Handelsherren verstanden es doch, zu ihren gewaltigen und oft gewagten Unternehmungen fremdes Geld herbeizuziehen, indem sie kleine und große Summen auf Gewinn und Verlust sich von gar Vielen in der Gesellschaft geben ließen, denen ihre Stellung, ihr Reichthum und ihre Versprechungen Vertrauen einflößten. Bei den Abrechnungen wußten es dann die Unternehmer schon so einzurichten, daß ihnen der Hauptgewinn von vornherein blieb, während die Anderen sich mit wenigem Nutzen begnügen mußten und schließlich oft ihr eingelegtes Geld verloren. So ging es z. B., als 1529 die reichen Höchstetter in Augsburg fallirten, und dergleichen Fälle kamen mehr vor, so daß 1538 der Rath einen Schuldthurm bauen ließ. Aber wie ein gleichzeitiger Chronist von dem „Obersten in der Gesellschaft" sagt: „die also reich wurden, die hieß man geschickt Leut, man sagt nit, daß sie so groß Dieb wären," so bemerkt ein anderer bezüglich des neuen Schuldthurms; „aber er ist noch nie gebraucht worden, man was zu derselben Zeit zornig, aber es gieng gnädiglichen ab, es wär schad um die Schelmen, die erbare Leuten das Ihr so enttragen, danach wann sie falliert haben sind sie reicher wie zuvor, aber es baißen die Wölf selten einander!"

Gemeinnütziges.

Die Nützlichkeit der Frösche und Kröten. Zu den vielen Vorurtheilen, welche unter dem Volke jetzt noch herrschen, gehört außer dem gegen die Maulwürfe, Sperlinge, auch das gegen die Kröten und Frösche. Die Agronom. Ztg. bringt einen recht anziehenden Aufsatz, in welchem sie diese nützlichen Thiere in Schutz nimmt und gegen das allgemeine Vorurtheil ankämpft. Der Frosch ist bekanntlich ein Insekten und Würmer fressendes Thier, er befreit also die Felder, Wiesen und Saaten von schädlichen Thieren. Wenn daher eine junge Saat zu Grunde geht, so sind es nicht die wenigen Frösche oder Kröten in derselben, sondern die vielen Insekten, Würmer und Raupen, welche jene herbeilockt. Wer also Frösche und Kröten aus seinem Felde oder Garten vertreibt, ist ein Thor, der den schädlichen Insekten damit freien Spielraum läßt. Man sollte sie ebenso wie Maulwürfe kaufen und in die Wiesen und Felder setzen, als die besten Hüter der Pflanzen gegen Würmer, Insekten, Larven, Raupen, Asseln, Erdflöhe rc.

Eine leichte Art, sich elektrisch zu machen. Man isolire sich zuerst, indem man sich auf ein Brett setzt, welches in seidenen Schnüren hängt oder auf vier starken Biergläsern ruht, und schlage nun mit einem seidenen Tuche oder besser mit einem Katzen- oder Fuchsfelle sich selbst oder auf einen nahestehenden Tisch, so wird man in einigen Minuten so elektrisirt werden, daß die Haare auf dem Kopfe sich aufrichten und man Funken giebt, sobald ein unelektrisirter Körper sich nähert. Die Luft im Zimmer muß aber rein und trocken seyn.

Kleinigkeiten.

Der schwarze Tod wurde die furchtbare, pestartige Seuche genannt, welche in der ersten Hälfte des vierzehnten Jahrhunderts durch ganz Europa zog, wohin sie aus dem Morgenlande, wahrscheinlich aus China, gekommen war. Ansteckend bis zum kaum Glaublichen, war der Gedanke an sie ein lähmender Schrecken. Den schwarzen Tod nannte man sie, weil schwarze Flecken auf der Haut ihr Kennzeichen und die Regel des gewissen Todes waren. Sie wüthete so, daß man Schiffe auf dem Meere treibend fand, deren Mannschaft bis auf den Letzten gestorben war, und wo diese Schiffe an's Land trieben, Menschen sie und ihre Nahrung berührten, da war die Seuche und der Tod. Wo sie herrschte waren alle Bande gelöst, so des Blutes, der Liebe, des Gesetzes, der Sitte und der Ordnung. In Paris starben in dem Hospital Hôtel Dieu täglich 500 Menschen; die Städte London und Venedig verloren jede 100,000 Menschen, München 50,000, also seine ganze Bewohnerzahl. So lange die schreckliche Krankheit in Europa herrschte, starben ungefähr fünf und zwanzig Millionen Menschen. Eine Chronik von einer kleinen rheinischen Stadt erzählt: „Im hellen Tage liefen Wölfe in den Gassen umher, und die Füchse guckten aus den Fenstern, aber einen Menschen sahe man nicht. Die meisten Leichen konnten nicht beerdigt werden, verwesten und verpesteten vollends die Luft, und viele Ortschaften starben völlig aus."

Der Oelbaum oder Olivenbaum, der uns das klare, schöne Baumöl liefert, wird in Griechenland häufig gezogen. Es wachsen in Griechenland: Sieben Millionen, viermal Hundert Tausend dieser Bäume. Da könnte mancher Leser fragen: Woher weißt du das denn so genau? Ei, du lieber Leser, geh einmal nach Baden, in die Pfalz, an die Nah — da sagen sie dir genau, wie viel Tabakspflanzen wachsen, in der Gemeinde, wie im Lande, und das kommt daher, daß eine Steuer davon gezahlt wird. Grade so ist es mit dem Olivenbaume, und die Steuerbeamten wissen's auf's Haar. Das wird nun in Büchern gedruckt, und wer die liest — nun, ich denke, der erfährt's.

Rechenexempel.

Wenn Ungarn von Oesterreich zur Erhaltung seiner Integrität Siebenbürgen verlangt: wie viel Bürgen müssen dann Kurhessen und Schleswig-Holstein vom Bundestage verlangen, um sicher zu seyn, daß derselbe ihre Rechte wiederherstelle?

Preisfrage in Bezug auf die Versteigerung der deutschen Flotte. Wer sich erinnert, mit welcher Freudigkeit in den Bewegungsjahren Jung und Alt, Kinder, Dienstboten und Arme ihre Beiträge zur Errichtung der deutschen Flotte lieferten, kann nicht ohne sittliche Empörung daran denken, wie die höchste deutsche Gesammtbehörde das Ergebniß jener Sammlungen kaltblütig verschleuderte, ohne an das Volk auch nur ein Wort der Beschwichtigung oder Erläuterung zu richten. Ob dies moralisch verwerfliche Verfahren auch juristisch anzufechten sey? mag sich schon Mancher gefragt haben. Nun stellt Buchhändler Böttiche in Dresden folgende Preisfrage: „1) Sind die Ansprüche des deutschen Volks auf Restitution seiner Beiträge zum Bau der gegen seinen Willen verkauften deutschen Flotte berechtigt? und wenn sie berechtigt sind: 2) wie erlangt das deutsche Volk die Restitution dieser Beiträge, damit dieselben, zugleich mit den neugesammelten, ihrer Bestimmung gemäß zum See- und Küstenschutz Deutschlands verwendet werden?" — Die Manuskripte, mit versiegelter Namensangabe des Autors, sind bis zum Schluß dieses Jahres einzusenden. Die Zuerkennung des Preises — 10 Friedrichsd'or — soll durch die juristische Fakultät einer deutschen Hochschule erfolgen. Die preisgekrönte Schrift wird unbedingtes Verlagseigenthum des Unterzeichneten. Die übrigen Manuskripte gelangen, nach Angabe der Adressen, ungesäumt an die Einsender zurück.

Magistratssitzung in Kuhschnappel.

Ein ehemaliger Salzstößler erhält die Bewilligung, mit einem gegenwärtigen Salzstößler einen Laden zu halten, eine Freiheit, die eigentlich nur den zukünftigen Salzstößlern gewährt werden dürfte. — Ein Pharmazeut bittet um die Erlaubniß, Stärke machen zu dürfen; wird abgewiesen, weil für Stärke kein Bedürfniß besteht. — Ein Schneidermeister, der einen Laden hat, wird denunzirt, daß er einen Shawl angekündigt habe. Bei näherer Untersuchung der Sache ergibt sich jedoch, daß er nur seiner Frau angekündigt hat, sie werde auf's nächste Christkind einen Shawl bekommen. In Berücksichtigung dieser anders lautenden Umstände erhält der Betreffende nur einen Verweis. — Eine Beschwerde wegen verweigerter Pudelscheerers-Concession wird abgewiesen, da nach dem Gutachten der hiesigen Pudel ein Bedürfniß nicht vorliegt. — In Bezug auf die Strumpfwirker schlägt der Gewerberath vor, dieselben sollen ausgeschieden und zwei Zünfte daraus gemacht werden, nämlich Strumpfwirker und Sockenwirker, von denen Keiner in den Wirkungskreis des Andern hinübergreifen darf. Der Vorschlag wird nächstens in geheimer Sitzung berathen werden. — Da das Verbot, daß die Nadler keine Cigarrenspitzen führen dürfen, gerüchtweise noch immer übertreten wird, so beschließt der Magistrat, einen eigenen unbefugten Cigarrenspitzenführungs-Respizienten mit 800 fl. Gehalt anzustellen. Die neue Stellung findet sehr viel Anklang und Bewerber. — Die freiheitliche Entwicklung des Gewerbewesens ist wieder um einige Linien vorgerückt; das Papierliniren wurde nämlich als freie Erwerbsart erklärt.

Die deutsche Flotte.

Sammelt vor Allem jetzt Groschen, ihr Brüder,
Ein Hannibal Fischer, der findet sich wieder.

Bauernregel.

Wenn Dänemark häuft Schmach auf Schmach,
Vertaget sich der Bundestag.

Geschichtliche Aufgabe.



Scipio starb zu derselben Zeit vor Christus, in welcher nach Christus das Original unseres Porträts wüthete. Wie ist der Name des Letzteren und wann herrschte er?

Auflösung des „Siebensylbigen Räthselwortes" in Nro. 33 der Sonntags-Beilage vom 18. August 1861.

Wachsleinewandfabrikant.

Richtige Auflösungen gingen ein von: Thekla B. — G. Z....r. — J. B. — Georg Sch....l. — August L....r. — Ignaz Spiegel. — Aug. Weiß: (Daß Sie aber Immanuel Kant, den größten Denker und einflußreichsten Philosophen Deutschlands — die ewige Zierde der Königsberger Universität — in England leben lassen, ist nicht recht! D. R.)

Fünfzehn Jahre Weltgeschichte.

1847.

Das letzte Jahr der guten alten Zeit —
Der europäischen Gemüthlichkeit!

1848.

Es ist ein Schuß gefallen, der Welt zum Schreck —
Ludwig Philipp kommt gut dabei weg.

1849.

Alles geht drüber und drunter —
Aber Oesterreich geht nicht unter.

1850.

Preußen in seinem tiefsten Verfalle —
Bei Bronnzell wird der Schimmel alle.

1851.

Mit der Revolution wird gänzlich gebrochen
Und Louis Napoleon heilig gesprochen!

1852.

Hallelujah! Hallelujah!
Der Bundestag ist wieder da!

1853.

Die Flotte versteigert zu Deutschlands Heile —
Hassenpflug kriegt seine ersten Keile!

1854.

Hinckeldey als Retter Preußens gepriesen —
Schloßbrückenpuppen enthüllt und Biermädchen ausgewiesen.

1855.

Es wird der Kaiser vom Russenland
Im Herrenhaus „Vater Preußens" genannt.

1856.

Aus ist's mit Vater Nicolaus.
Und auch mit Hinckeldey ist's aus!

1857.

Für Jeden kommt ein letzter Tag,
Und wär' er auch Herr — Cavaignac.

1858.

Es kommt ein Jeder einmal dran —
Adieu „unser Novembermann!"

1859.

Ein Jeder muß seine Rechnung zahlen,
Selbst Excellenz Herr von Westphalen.

1860.

Der neuen Aera Morgengrauen —
Der letzte Patzke fährt ab — nach Nauen!

1861.

Schwarzrothgoldne Fahnen im Sonnenstrahl!
† Gerlach — Niebuhr — Pernice — Stahl †

An gewisse Herren!

Ja wohl! im Wirthshaus, hinter Krug und Würsten,
Da schwatzt ihr viel von heil'gen Völkerrechten,
Da seyd ihr Helden, die mit Gabeln fechten
Und löscht in bayrisch Bier das Rachedürsten.

Da schreit ihr schrecklich: Nieder mit den Fürsten!
Mit allen heimischen und fremden Mächten!
Und Pereat den Feiglingen und Knechten!
Und dabei stecht ihr nach den Leberwürsten.

Und trinkt Gesundheiten die schwere Menge,
Denn ganz natürlich müßt ihr Vielen huld'gen,
Um's viele Trinken schicklich zu entschuld'gen.

Und wenn vom Thurm zum Sturm die Glocke klänge,
Da schlichet ihr euch heim wie arme Sünder
Und sprächt: Ha! hätten wir nicht Weib und Kinder!

Auflösung der „Illustrirten Rechnungs-Aufgabe" in Nr. 33 der Sonntags-Beilage vom 18. August 1861.

Zur Füllung des Brunnens, wenn gleichzeitig aus allen vier Organen Wasser strömt, sind genau 4¹¹/₆₁ Stunden erforderlich.

Richtige (und annähernd richtige) Lösungen gingen ein von: Georg Sch....l. — Louis Sch..... — August L....r. — Karl L.....r. — Lina Sch...e. — J. B. — Albert Hinsdorfer. — G. Z....r. — L. W.

Sonntags-Beilage
zum
Augsburger Anzeigblatt.

Nummer 35. 1. September 1861.

Ein Seconde-Lieutenant aus den Zeiten der schweren Noth.

Die beiden unheilvollen Schlachten bei Jena und Auerstädt (am 14. Oktober 1806) waren beendet. Nicht durch den fehlenden Muth der Soldaten waren sie verloren, sondern durch eine unbegreifbare Sorglosigkeit und Verwirrung ihrer Führer und durch ein Geschick, das sich mit aller Schwere gegen Preußen wendete. Preußen hatte große Verluste in den beiden Schlachten erlitten; es würde sie verschmerzt haben, hätte es Männer besessen, welche die aus beiden Schlachten geretteten Trümmer seines Heeres mit besonnenem Muthe gesammelt hätten, wären nicht so schmachvoll feige Männer unter denen gewesen, welchen es einen Theil seiner Macht anvertraut hatte. Es verlor hundert Mal mehr durch die Folgen dieser Schlacht, als durch sie selbst. Die letzten Monate des Jahres 1806 sind die trübste Zeit in Preußens ganzer Geschichte.

Durch den Verlust dieser beiden Schlachten war der ganze preußische Operationsplan vernichtet. Das geschlagene Heer zog sich nicht zurück, es war gleichsam in alle Winde zerstreut, seine Führer hatten jede Besinnung verloren, es dachte nur auf seine Rettung und floh in heilloser Verwirrung. Es wußte nicht, wohin es sich wenden sollte. Ein Theil wendete sich gegen die Unstrut, ein anderer schlug die Straße nach Sondershausen ein, um von dort im Norden des Harzes auf Magdeburg zu ziehen, ein dritter flüchtete gegen Erfurt.

Erfurt war eine schöne, starke Festung. Hundertundzwanzig Kanonen, alle in gutem Stande, blickten drohend von den Wällen herab. Mit Munition war die Festung reichlich versehen, und die großen Magazine in ihr waren gefüllt. Vierzehntausend Preußen warfen sich in sie, an ihrer Spitze der Prinz von Oranien, der Feldmarschall Möllendorf, die Generäle Larisch, Grawert, Lissan und Zweifel. Dem überlegensten Feinde hätte sie tage- und wochenlang erfolgreich Trotz bieten können. Ueberdies hatte die Festung noch durch den Petersberg und die Cyriaksburg zwei sehr starke Stützpunkte.

Bereits am Morgen des 15. Oktobers umzingelte der Großherzog von Berg Erfurt. Waren seine Truppen auch an Zahl bedeutend der Besatzung überlegen, so waren sie doch von den starken vorhergehenden Märschen und namentlich von der Schlacht am Tage zuvor erschöpft. Außerdem führten sie kein grobes Belagerungs-Geschütz mit sich. Die Festung hatte nichts zu befürchten, denn ein Sturm auf die wohlerhaltenen Mauern wäre ebenso thöricht gewesen, wie er erfolglos geblieben seyn würde. Der Großherzog von Berg dachte auch nicht an eine ernstliche Belagerung, die ihn vielleicht wochenlang an diesen Platz gefesselt haben würde, durch Capitulation hoffte er sich in den Besitz der Festung zu setzen, um dann mit seinen Truppen ungesäumt die einzelnen Theile des zerstreuten preußischen Heeres zu verfolgen und aufzureiben, ehe sie Zeit gewännen, sich wieder zu sammeln und zu vereinigen.

In der Stadt herrschte die größte Verwirrung und Furcht. Die Soldaten waren zum großen Theil erbittert und zeigten Lust, sich trotz der am Tage zuvor erlittenen Niederlage auf's Aeußerste zu vertheidigen oder durchzuschlagen. Ein Theil der niederen Offiziere stand auf ihrer Seite und begriff, wie unendlich viel für Preußens Wohl und Rettung davon abhing, wenn der Feind durch Belagerung der Festung außer Stand gesetzt wurde, die einzelnen Theile des preußischen Heeres zu verfolgen, und diese Zeit gewannen, sich zu vereinen. Aber die Führer hatten Kopf und Besinnung verloren. Der Commandant der Festung wie der Citadelle, der Major Karl von Prüschenek, war so verwirrt durch die Furcht und so muthlos, daß er selbst die geringsten Vorkehrungen zu treffen versäumte. Und keiner der in der Stadt anwesenden Generäle trat ihm unterstützend zur Seite — sie waren eben so muthlos wie er selbst. Die Rettung des Vaterlandes vergaßen sie bei dem Gedanken an ihre eigene Gefahr, so gering diese auch war.

Schon am Nachmittage schickte der Großherzog von Berg einen Parlamentär in die Festung, um sie zur Uebergabe aufzufordern. Der Commandant rief einen Kriegsrath zusammen, an welchem die ersten Generäle, welche sich in der Stadt befanden, Theil nahmen. Die schmachvollste Furcht beherrschte ihre Gemüther, sie schützten die vielen Verwundeten vor, welche sich in der Stadt befanden, hielten die Festung zu schwach besetzt, obschon sie an zehntausend kampffähige Mann in sich barg, und kein Einziger im Kriegsrathe besaß Muth genug, eine Uebergabe mit Entschlossenheit und Verachtung zurückzuweisen und die Andern an ihre Pflicht und Ehre zu erinnern, welche ihnen gebot, die Festung bis auf das Aeußerste zu vertheidigen. Der Commandant stimmte zuerst für die Uebergabe, und Alle sannen nur darauf, die günstigsten Bedingungen zu erhalten.

Der französische Oberst Preval war als Parlamentär in die Stadt geschickt und er selbst war erstaunt, als er die Mittheilung erhielt, daß die Festung capituliren wollte. Die Verwirrung und Muthlosigkeit hatte einen so hohen Grad erreicht, daß er sogar, was nirgends Sitte war, mit unverbundenen Augen durch die Stadt auf die Citadelle geführt wurde. Er hatte Gelegenheit genug gehabt, sich auf diesem Gange von der Stärke der Festung zu überzeugen. Er erhielt die Bedingungen, unter denen die Festung sich übergeben wollte, und da er nicht Vollmacht besaß, dieselben zu genehmigen und zu unterschreiben, kehrte er mit denselben zu dem Großherzog von Berg zurück, um ihm dieselben vorzulegen.

In der Eile des Kriegsraths hatte man folgende Hauptpunkte als Bedingungen aufgesetzt:

1) Die Besatzung solle am 17. Oktober mit allen Kriegsehren, mit Waffen, Effecten und Gepäck, die Bataillonsstücke, Feldbatterien, Bäckerei und Armeetrain mit eingeschlossen, ausziehen. Sie soll mit klingendem Spiel, fliegenden Fahnen und brennenden Lunten nach Halle marschiren.

2) Die verwundeten Offiziere, Unteroffiziere und Soldaten, welche sich in der Stadt befinden, sollen unter dem ersten Artikel mit inbegriffen seyn. Die Transportirungsunfähigen bleiben auf Kosten Sr. preußischen Majestät zurück; sobald sie geheilt sind, kehren sie mit Waffen zu ihren Corps zurück.

3) Um die Mittagszeit des folgenden Tages solle das Johannis-Thor übergeben werden und von außen besetzt werden, am innern Thor indeß so lange preußische Wache bleiben, als preußische Besatzung in der Festung sey.

4) Da die Effecten der zur Besatzung gehörenden Personen nicht sofort fortgeschafft werden könnten, so solle ein Termin von drei Monaten dafür anberaumt werden.

In ängstlicher Erwartung harrte der Commandant und der Kriegsrath der Wiederkehr und der Antwort des Großherzogs von Berg. In der Festung hatte sich unter den Soldaten das Gerücht, daß die Festung übergeben werden solle, verbreitet und bei den meisten den größten Unwillen hervorgerufen. Eine Anzahl Soldaten eilte sogar vor das Thor der Citadelle, um von dem Commandanten eine Erklärung zu verlangen und ihm die Erklärung zu übergeben, daß sie sich in eine so schmachvolle Capitulation nicht fügen würden. In die Citadelle selbst wurden sie nicht eingelassen.

Es war Abend geworden, als der Oberst Hippolyt Preval mit dem Bescheid des Großherzogs und der Vollmacht zur Unterschreibung der Capitulation in die Stadt zurückkehrte. Ganz im Stillen, um den Soldaten das Vorhaben zu verheimlichen, wurde er auf die Citadelle geführt. Der Kriegsrath wurde auf's Neue versammelt. Der Großherzog von Berg hatte aus der Muthlosigkeit seiner Feinde erkannt, daß er Alles von ihnen verlangen könne, und hatte die Bedingungen der Uebergabe verschärft. Die Thore der Festung sollten sogleich für die französischen Truppen geöffnet werden, und schon am Mittag des folgenden Tages, am 16. Oktober, sollte die Besatzung mit Waffen, Gepäck, fliegenden Fahnen und den Bataillonskanonen ausziehen, aber auf dem Glacis der Festung die Waffen niederlegen und kriegsgefangen bleiben. Die Offiziere sollten ihre Degen und Gepäck behalten, nach Preußen zurückkehren, indeß ihr Wort geben, bis zur Auswechslung nicht zu dienen. Transportmittel für sie und ihr Gepäck sollten ihnen verschafft werden. Die verwundeten Offiziere, Unteroffiziere und Soldaten sollten unter diesen selben Bedingungen stehen, für ihre Pflege sollte man sich auf die französische Großmuth verlassen.

Diese zum Theil so schmachvollen Bedingungen waren selbst den meisten Generälen zu hart, und sie protestirten dagegen und suchten mildere zu erringen. Der französische Bevollmächtigte erwiderte, nicht mehr bewilligen zu dürfen. Da drängte der Commandant Karl von Prüschenek zur Annahme derselben. Er schien nicht frei aufathmen zu können, so lange er sich in der Nähe des Feindes befand. Der Gedanke an eine Belagerung, vielleicht gar an einen Sturm auf die Stadt raubte ihm fast die Besinnung. Was kümmerte es ihn, ob sein König durch ihn mehr denn zehntausend brave Soldaten einbüßte? was kümmerte es ihn, daß sie dem französischen Hochmuthe und Spott preisgegeben wurden, daß sie gezwungen werden sollten, in den Reihen ihrer Feinde vielleicht

gegen ihr eigenes Vaterland zu kämpfen? er kam mit unverletzter Haut davon, selbst sein Eigenthum wurde nicht angetastet. Vielleicht hatte er gar auf eine Belohnung des Kaisers für seine bereitwillige Capitulation einer so starken und wohlversorgten Festung zu hoffen.

Abends 11 Uhr, während Tausende in der Stadt keine Ahnung davon hatten, welche schmachvolle That auf der Citadelle vor sich ging, wurde dort die Capitulation von Karl von Peüschenek und Hippolyt Preval unterzeichnet. Preußen hatte eine wichtige Festung verloren, ein schwarzes Blatt war für immer in Preußens Geschichte eingeschrieben, das Leben von Tausenden braven Krieger war durch diesen einzigen Schritt dem Verderben preisgegeben. Am folgenden Mittag zog die ganze Besatzung aus. Auf dem Glacis mußten sie die Waffen niederlegen. Manches Herz blutete, in dem Auge manches Soldaten standen Thränen des Schmerzes und der Verzweiflung, mancher zerbrach die Waffen, die er mit Ehren bis dahin getragen und die er nun niederlegen mußte, weil seine Führer aufgehört hatten, Männer von Ehre zu seyn.

Die Kunde von dieser schmachvollen Capitulation der Festung und Citadelle Erfurt, auf deren Widerstand Viele so zuverlässig gebaut hatten, und die von der größten Wichtigkeit war, verbreitete sich wie ein Lauffeuer durch die ganze Umgegend und erregte die allgemeinste Entrüstung. Eine That rief sie aber hervor, welche neben diesem düsteren Flecken wie ein helles Licht erglänzte, welche zeigte, daß es an tapferen Männern und unerschrockenen Herzen in Preußen nicht fehlte, daß alles Unheil dieses Krieges nur von den Wenigen der Großen verschuldet war. In der Geschichte wird diese That meist gänzlich übergangen, weil es ein einfacher Secondelieutenant war, der sie ausführte. Wir wollen sie der Vergessenheit entreißen, die sie wahrlich nicht verdient. Solche Thaten sind immer ein schöner begeisternder Ruf für die Zukunft.

Die zweite Schwadron des preußischen Husarenregiments von Plöz war durch die Gefechte bei Saalfeld abgeschnitten und dadurch in den Rücken der französischen Armee gekommen. Es stand in der Gegend von Eisenach, während Erfurt übergeben wurde. In dieser Schwadron befand sich der Secondelieutenant Helwig, ein junger, feuriger und tapferer Mann, der unter all seinen Cameraden für einen der Bravsten galt. Auch er hörte von der schmachvollen Capitulation und sein Herz bebte vor Unwillen. Sein Leben würde er hingegeben haben, hätte er diese That ungeschehen machen können, denn sie warf einen Flecken auf die ganzen preußischen Waffen. Zugleich erhielt er aber auch die Nachricht, daß man in Eisenach den Durchmarsch der ganzen gefangenen Garnison von Erfurt, über 9000 Mann, unter einer nur schwachen Bedeckung erwarte.

Ein Gedanke blitzte in ihm auf. Wenn es ihm gelänge, durch eine kühne That zum Theil wieder gut zu machen, was in Erfurt verschuldet war! Und dieser Gedanke wurde sofort bei ihm zum Entschluß, ohne daß er nach den Schwierigkeiten und Gefahren, welche sein Vorhaben darbot, fragte. Ohne Zögern eilte er zu dem anwesenden Flügeladjutanten des Königs, Major Graf von Götzen, und trug ihm vor, daß er entschlossen sey, die durchmarschirenden Gefangenen zu befreien.

(Schluß folgt.)

Die moralische Ohrfeige.

Der Vorgang, welchem diese bis jetzt unerhörte Art von Ohrfeigen ihr Daseyn verdankt, hat bekanntlich in Rom und zwar zwischen dem päpstlichen Kriegsminister Merode und dem Commandanten der französischen Schutztruppen daselbst General Goyon stattgefunden. Die beiden Herren waren etwas hinter einander gekommen. Der französische General hatte die Auslieferung eines päpstlichen Soldaten verlangt, der einen französischen Soldaten verwundet hatte, und der päpstliche Kriegsminister hatte sich geweigert, diesem Begehren zu entsprechen, und that das selbst dann noch, als der päpstliche Ministerpräsident, Antonelli, und zuletzt der Papst selber befahlen, er solle dem General willfahren. General Goyon drohte zuletzt in der persönlichen Verhandlung mit dem Kriegsminister mit dem Zorne seines kaiserlichen Herrn; da rief der priesterliche Minister: „Ihr Kaiser, General, ist eine Kanaille und Sie sind der schlechteste Lumpen, mit dem er seine offenkundige Schlechtigkeit deckt!“ — Es war französisch gesagt, aber sehr verständlich. Der General forderte darauf Hrn. v. Merode zum Zweikampf; der aber ließ sich nicht darauf ein. Nun sagte Goyon: „Nur Ihr Priestergewand schützt Sie, daß ich Ihnen nicht Ohrfeigen gebe, wie Sie's verdienen!“ — Das war wieder deutlich. Als aber nun der Herr Minister seine Aeußerung wiederholte, in welcher von Kanaille, Schlechtigkeit und Lumpen die Rede war, so antwortete General Goyon: „Betrachten Sie sich jetzt als von mir geohrfeigt!“ Damit war das Zwiegespräch zu Ende und das nennt man nun „moralische Ohrfeigen.“ Inzwischen bleibt der moralisch geohrfeigte Kriegsminister in seinem Amte und General Goyon Commandirender in Rom.

Wie Vieles ist doch anders in der Welt geworden! Hätte sich sonst ein Minister einer ähnlichen Aeußerung bedient, so war das entweder eine Kriegserklärung oder das Unglück dessen, der sie gethan. Genugthuung und zwar glänzende, mußte dafür gegeben werden oder sie wurde mit dem Degen in der Faust und an der Spitze eines Heeres genommen. Der Dey von Algier hatte dem Gesandten Frankreichs einen Schlag mit dem Fliegenwedel gegeben und die Folge war die Eroberung Algiers durch die Franzosen. Der Fürst Menzikoff war in Kanonenstiefeln und Pikesche, die Reitpeitsche in der Hand, zum Sultan Abdul Medschid gegangen und hatte etwas derb mit diesem Herrn selig gesprochen, und die Folge war der Krimkrieg und die Demüthigung Rußlands.

Jetzt wird der Kaiser von Frankreich vom Minister des Papstes eine Kanaille genannt und landkundige Schlechtigkeit (Infamie) wird ihm zum Vorwurf gemacht, und die Folge davon ist: — eine moralische Ohrfeige! Zuletzt kann's noch zweifelhaft werden, wem dieselbe applizirt worden ist.

Vermögen der Wohlthätigkeits-Stiftungen bayerischer Städte.

Die Nr. 31 des kgl. Regierungsblattes hat in einer Beilage auch eine summarische Uebersicht der Rechnungsergebnisse der Wohlthätigkeitsstiftungen in den den kgl. Kreisregierungen diesseits des Rheins unmittelbar untergeordneten Städten des Königreichs für das Verwaltungsjahr 1859/60 gebracht. Vergleicht man zuerst die Summen der Jahres-Einnahmen der einzelnen Städte mit der Summa der Jahres-Ausgaben derselben, so erhält man vor Allem das erfreuliche Resultat, daß die Einnahmen durchweg und bei vielen Städten sehr namhaft die Ausgaben übersteigen, so daß sich beträchtliche Ueberschüsse ergaben. Doch unterlassen wir es, in dieser Beziehung auf Einzelnheiten einzugehen und konstatiren wir vielmehr die aus dieser Uebersicht hervorgehenden Resultate im Großen, indem wir den Vermögens- und Schuldenstand der einzelnen Städte nach Kreisen geordnet einander gegenüberstellen, und aus der Abgleichung beider gegen einander den wirklichen Aktivstand der Wohlthätigkeits-Stiftungen sämmtlicher Städte der genannten Kategorie am Schlusse des Jahres 1859/60 hervorheben. Die folgende Uebersicht wird davon ein klares Bild geben.

	Vermögen.		Schulden.		Aktivstand.	
	fl.	kr.	fl.	kr.	fl.	kr.
Oberbayern.						
München	5,694,749	7 1/8	150,971	13	5,553,777	54 1/8
Ingolstadt	524,329	19 3/8	17,507	30	506,821	49 3/8
Niederbayern.						
Landshut	957,754	24 1/8	380	—	957,374	24 1/8
Passau	1,632,570	17 1/8	11,549	—	1,621,030	17 1/8
Straubing	755,693	35 3/8	—	—	755,693	35 3/8
Oberpfalz und Regensburg.						
Regensburg	1,108,262	40	—	—	1,108,382	40
Amberg	514,879	44 1/8	4,744	—	510,135	44 1/8
Oberfranken.						
Bayreuth	759,764	56 3/8	1,400	—	758,364	56 3/8
Bamberg	2,996,649	12 3/8	4,702	34	2,991,946	38 3/8
Hof	420,411	38 1/2	7	9	420,404	29 1/2
Mittelfranken.						
Ansbach	184,274	53 1/2	1,000	—	183,274	53 1/2
Dinkelsbühl	1,113,856	44 1/8	1,590	39	1,112,266	5 1/8
Eichstädt	745,223	38	287	—	744,936	38
Erlangen	72,025	57	—	—	72,025	57
Fürth	121,836	9 1/8	—	—	121,836	9 1/8
Nürnberg	4,967,062	9 1/8	—	—	4,967,062	9 1/8
Rothenburg	1,395,002	56 1/2	5,102	30	1,389,900	26 1/2
Schwabach	302,318	51 3/8	—	—	302,318	51 3/8
Unterfranken und Aschaffenburg.						
Würzburg	2,191,248	52 1/2	379	26 1/2	2,190,869	26
Schweinfurt	441,543	7	84,626	19 1/8	356,916	47 3/8
Aschaffenburg	281,830	45	6,835	40	274,995	5
Schwaben und Neuburg.						
Augsburg	4,328,617	27	76,113	39	4,252,503	48
Donauwörth	269,098	15 3/8	6,880	—	262,218	15 3/8
Kaufbeuren	610,556	25 1/2	3,910	24 1/8	606,646	1 1/8
Kempten	245,019	50	8,598	37 4/8	236,421	12 1/8
Lindau	545,885	16 3/8	—	—	545,885	16 3/8
Memmingen	991,215	13 1/2	—	—	991,215	13 1/2
Neuburg	795,411	6	15,800	—	779,611	6
Nördlingen	1,356,051	36 7/8	8,809	31	1,347,242	5 7/8

Es haben sonach die unmittelbaren Städte von: einen Aktivstand zusammen von

	fl.	kr.	hl.
Oberbayern (2)	6,050,599	44	—
Niederbayern (3)	3,334,098	17	5
Oberpfalz und Regensburg (2) . . .	1,618,498	24	2
Oberfranken (3)	4,170,716	4	6
Mittelfranken (8)	8,893,621	11	3
Unterfranken und Aschaffenburg (3) .	2,882,781	18	6
Schwaben und Neuburg (8)	9,021,742	58	7
Der Gesammtaktivstand der unmittelb. Städte der sieben Kreise beträgt sonach . . .	35,912,057	59	3

Dasselbe Resultat ergibt sich, wenn man von dem Vermögensstande den Schuldenstand abzieht:

	Vermögen: fl.	kr.	hl.	Schulden: fl.	kr.	hl.
Oberbayern	6,219,078	27	—	168,478	43	—
Niederbayern	3,346,018	17	5	11,920	—	—
Oberpfalz u. Regensb.	1,623,242	24	2	4,744	—	—
Oberfranken	4,176,825	47	6	6,109	43	—
Mittelfranken	8,901,601	20	1	7,980	9	—
Unterfranken u. Aschaff.	2,914,622	44	4	91,841	25	6
Schwaben u. Neuburg	9,141,855	10	7	120,112	12	—
Gesammtvermögensstand	36,323,244	12	1	Gesammtschuldenstand 411,186	12	6
Ab der Gesammtschuldenstand von	411,186	12	6			
bleibt ein Aktivstand von	35,912,057	59	3 wie oben.			

Den bedeutendsten Aktivstand hat, wie sich aus den oben angeführten Ziffern ergibt, die Hauptstadt München, wie sich aus ihrer überwiegend starken Bevölkerung wohl begreifen läßt, mit über 5½ Millionen. Aber die Städte Augsburg, Nürnberg, Bamberg, Würzburg, Passau, Rothenburg, Nördlingen, Dinkelsbühl, Regensburg mit weitaus geringerer Bevölkerung stehen ihr darin nicht nur nicht nach, sondern sind verhältnißmäßig noch so viel reicher. Im Ganzen aber liefern die angeführten Ziffern den sprechenden Beweis von dem hohen Wohlthätigkeitssinn, der die dahingeschiedenen Generationen der Bevölkerungen aller dieser Städte von je beseelte, indem sie durch so reiche Stiftungen auch für das Wohl ihrer Nachkommen Vorsorge trugen. Und dieses schöne Beispiel unserer Väter hat Nachahmung gefunden, auch in der Gegenwart, und wird es auch finden in der Zukunft, ein ehrendes Zeugniß für alle Zeiten für die Sinnes- und Denkweise der Bewohner aller Stände und Klassen unseres schönen bayerischen Vaterlandes. Werfen wir nun zum Schlusse noch einen Blick auf die Einnahmen, über welche die Stiftungen dieser Städte im Laufe des Jahres 1859/60 zu verfügen hatten, so ergibt sich folgende Rangordnung:

	fl.	kr.	hl.		fl.	kr.	hl.
				Uebertrag	3,279,309	58	5
München	615,083	5	—	Kaufbeuren	59,017	44	—
Augsburg	600,390	7	6	Straubing	58,597	23	—
Nürnberg	487,242	38	2	Fürth	56,613	19	—
Bamberg	302,038	45	1	Hof	55,776	55	—
Würzburg	231,883	3	2	Ingolstadt	55,456	15	6
Rothenburg	166,455	1	2	Amberg	55,275	41	7
Nördlingen	147,951	24	7	Aschaffenburg	52,403	12	4
Regensburg	125,738	2	5	Schweinfurt	49,385	42	—
Passau	108,248	12	—	Bayreuth	46,567	21	1
Dinkelsbühl	98,834	53	6	Kempten	38,229	31	4
Memmingen	89,289	24	3	Donauwörth	25,537	48	5
Landshut	82,589	20	1	Schwabach	20,930	31	2
Neuburg	78,447	58	4	Erlangen	18,131	27	4
Lindau	77,039	27	6	Ansbach	15,798	26	6
Eichstädt	68,078	34	—				
Uebertrag	3,279,309	58	5	Gesammteinnahme	3,887,031	18	4

Stand der ältern Planeten im August 1861.

Merkur, (☿), nähert sich der Sonne, und hat ☌ ♂ und ♃ am 2., obere ☌ ☉ am 4., ☌ ☾ und ☌ ♄ am 5. Am 23. geht er durch ☊.

Venus (♀), bei Spica, am 7. Vormittags bei ☾, und am 15. Vormittags im ☊.

Mars (♂), in ♍ 6 bis 19°, unsichtbar, am 3. Morgens 2 Uhr ☌ ♃, am 4. Vormittags ☌ ☾, und am 12. Früh ☌ ♄.

Jupiter (♃), in ♍ 8 bis 10°, unsichtbar, am 4. Abends ☌ ☾.

Saturn (♄), in ♍ 13 und 14°, unsichtbar, am 5. Nachmittags 1 Uhr 22 Min. ☌ ☉, und am Morgen ☌ ☾.

Uran (♅), in ♊ 13 und 14°, am 1. in ♌, wird rückläufig, in □ ☉ am 9. um 2 Uhr 32 Min. Morgens, am 25. Abends 8 Uhr 35 Min. ☌ ☾.

Witterungsbericht nach dem 100jähr. Kalender.

September.

Unfreundliches Wetter und Regen bis auf den 10.; dann schönes Wetter bis zum 14.; darnach drei Tage Regen und drei Tage wieder schön; vom 21. Regen bis zum 25.; dann schön bis zum Ende.

Landwirthschaftlicher Kalender.

September.

Feldgeschäfte: Die meisten unserer Gewächse reifen in diesem Monat, daher erntet man spätgesäete Hülsenfrüchte, Rübsen, Hanf, Sommerreps, Frühkartoffeln. Das Brachfeld wird geräumt und zur Aufnahme der Wintersaat vorbereitet, die nun vorzunehmen ist. — Schlechte Wiesen werden verbessert, indem man sie entsumpft, und das schlechte Gras durch guten Grassamen ersetzt. — Die Hopfenernte beginnt und ist bei trockener und heiterer Witterung vorzunehmen, indem sonst die Dolden leicht überreif und unbrauchbar werden.

Gartengeschäfte: Schneide Brand- und Krebsflecken aus und lege Baumsalbe darauf. Moose die Bäume ab. Spüre der Raupe vom Baumweißling nach. Nimm den Verband von copulirten Stämmen. Brich die ausgebliebenen Augen aus und belege die Stelle mit Baumwachs. Mache Löcher, wo junge Bäume hin sollen, 2 Schuh weit und tief. Grabe die Beete zu Samen- und Baumschulen um, und theile sie gleich ab. — Säe Spinat, Winterkresse, Körbel, spanischen Körbel, Petersilie, Rapunzel, Winterendivien, um Samen daraus zu erziehen. Dill, Saturei, Borrago können den ganzen Winter hindurch gesäet werden. Erdkastanien, Schnittkohl und Braunkohl für das Frühjahr zu Gemüse. Pflanze Schalotten, Knoblauch, Rocambole und Winterzwiebeln durch Zertheilung. Salat und Kohlpflanzen aller Art. — Von Blumen setze in Töpfe: Lack, Goldlack, Rosmarin, Winterlevkojen. Nimm Nelkensamen ab. Begieße sparsam.

Wald-Verrichtungen: Die Auszeichnung der Bäume, die aus schon besamten Schlägen, besonders aus Dunkelschlägen genommen werden sollen, wird fortgesetzt und vor dem Abfallen des Laubes geendiget. In niedrigen Lagen und versumpften Gegenden ist die beste Zeit zur Grabenräumung, da bekanntlich in diesem Monate der niedrigste Wasserstand ist. Das Streurechen beginnt gewöhnlich in diesem Monate und erfordert strenge Aufsicht.

Bienenzucht: Hat man in diesem Monat volkarme, leichte Stöcke, die voraussichtlich nicht durch den Winter kommen, so vereinige man sie mit einem andern, was man auch bei weisellosen Stöcken thun muß. Die Letzteren erkennt man daran, wenn sie ihre Brutbienen oder Drohnen noch nicht abgetödtet haben. Hat man seine Stöcke in Strohringen, so nimmt man den Deckel des Stockes oben weg und stellt den weisellosen oder leichten Stock darauf hin. Ist der leichte Stock durch Klopfen in den andern nicht hineinzutreiben, so stelle man den weisellosen oder volkarmen Stock umgekehrt in einen Zuber und den andern darauf hin, wie beim Ausklopfen. Langsam gießt man nun so lange Wasser in den Zuber, bis der untere Stock unter Wasser steht. Alle Bienen ziehen sich schnell in den oberen Stock, den man gleich wieder an seine Stelle setzt. Oder man nimmt an einem warmen Tage den leichten Stock, setzt ihn vom Bienenstand entfernt hin, an seine Stelle aber denjenigen, dem man das Volk geben will. Nun bricht man den weggebrachten Stock aus, worauf alles Volk auf den Platz fliegt, wo er früher stand.

Viehzucht: Die zweite Schur der Schafe wird vorgenommen; nach derselben schütze man sie sorgfältig vor Regen und Kälte. — Das Rindvieh erhält nun Blätter von Kraut und Rüben; demselben Kartoffelkraut zu geben ist nachtheilig, die Kühe verlieren dadurch die Milch. Zur Weide wird es vom Tage der Kreuzerhöhung an (d. i. vom 14. Sept.) nur einmal ausgetrieben, auch nur zweimal gemolken. — Schweine finden auf den abgeernteten Kartoffelfeldern viel Nahrung. Die Ferkel, die jetzt geworfen werden, ziehe man nicht auf; die, welche im Sommer nicht geschnitten worden, lasse man Ende dieses Monats schneiden.

Jagd. (Feldjagd-Monat.) Da die Hirschen noch feist sind, so wird anfangs der Brunst die Birsche fortgesetzt. — Rehböcke, Hasen, Fasanen, Rebhühner und wilde Enten werden geschossen. — An Michaeli fängt man an, Füchse, Marder, Iltis, Fischottern und wilde Katzen zu schießen, welche Jagd bis Lichtmeß fortdauert. — Die Haselhühner werden auch jetzt wie im März auf den Ruf geschossen. — Die Schnepfenjagd nimmt ihren Anfang. — Die Jagd der Becassinen wird fortgesetzt. — Der Vogelfang auf dem Herde und im Geschnatt, sowie der Lerchenfang wird eifrig betrieben und mit der Dachsjagd fortgefahren.

Fischerei. Man esse alle Fischarten, wie im Monat August.

Gemeinnütziges.

Das Pferdefleisch als Nahrung für Menschen wird wiederholt im „Bull. Accl., VI. p. 289“ in Erinnerung gebracht und zwar diesmal von einer großen Autorität, Issidor Goffroy St. Hilaire. Uebrigens sey das Fleisch des Esels jenem noch vorzuziehen. Merkwürdig sind zwei Thatsachen, erstens eine Beobachtung von Leblanc, daß bei einer Cholera-Epidemie in der Nähe von Montfaucon die Einwohner, die zur Zeit reichlich Pferdefleisch aßen, verschont blieben, und eine Erfahrung des Professors Baudens, daß die Cholera und der Typhus während des Krimkrieges, welche so schrecklich unter den Soldaten wütheten, ein Regiment ganz verschonten, dessen Oberst seine Leute reichlich mit Pferdefleisch nährte.

Behütung des Verstockens der Leinwand. Als Mittel gegen das Verstocken der Leinwand schlägt Prof. Wimmer vor; 2 Pfund gute Eichenlohe mit 20 Quart Wasser, ½ Stunde über Feuer zu bringen. Die Abkochung gießt man durch grobe Leinwand und läßt die Säcke oder Leinwand 24 Stunden lang darin liegen, windet

sie aus, spült sie in reinem Wasser aus und trocknet sie. Man rechnet, daß zu 8 Ellen 2 Pfund Eichenlohe erforderlich sind. Der Gerbstoff zieht in die Faser, schützt sie nicht allein gegen das Stocken, sondern macht sie auch haltbarer.

Bedenklichkeit des Gebrauches von gebleichten Waschschwämmen. Gegen die weißen gebleichten Waschschwämme spricht sich ein Chemiker dahin aus, daß dieselben zwar ein gefälliges Aussehen haben, aber der Gesundheit nachtheilig sind, da das Bleichen mit Chlor geschieht, wodurch diese Schwämme reizende Eigenschaften erhalten, die bei Kindern leicht Augen-Entzündungen veranlassen können. Man solle sich deßhalb lieber der naturfarbigen bedienen.

Kleinigkeiten.

Amerikanische Kriegsscene.

Oberfeldherr. Herr General, wollen Sie nicht gefälligst den Feind angreifen?

General. Ist nicht heut der siebzehnte Juli?

Oberfeldherr. Allerdings.

General. Dann bitte, sehen Sie doch einmal nach der Uhr, wie spät es ist?

Oberfeldherr. Eben sechs.

General. Dann habe ich die Ehre, mich Ihnen zu empfehlen.

Oberfeldherr. Aber, General, die Schlacht entbrennt!

General. Geht mich nichts mehr an. Ich habe am siebzehnten April mit der Union meinen Contract auf drei Monate Dienstzeit abgeschlossen. Meine Zeit ist um, ich gehe nach Hause.

Oberfeldherr. Aber ich bitte Sie, General, wenn Sie sich nicht jetzt auf den linken Flügel des Feindes werfen, so ist die Schlacht verloren!

General. Thut mir leid, aber Handelschaft ist keine Freundschaft.

Oberfeldherr. Hören Sie doch nur den fürchterlichen Kanonendonner, General: es gilt die Ehre der Union, die Ehre Amerika's!

General. Bedaure herzlich; aber mein Vertrag ist um. Ich kann mir nichts vergeben.

Oberfeldherr. Ihr Beispiel ist ansteckend, General; das ganze Heer kommt ins Laufen.

General. So lassen Sie's laufen; ein freies Land wie Amerika braucht keine stehenden Heere!

(Er eilt zu Muttern.)

Ein historisches Richtschwert. In dem Antiquitätenladen der Gebr. Löwenstein in Frankfurt a. M. befindet sich gegenwärtig das Richtschwert, womit nach der Schlacht am weißen Berge bei Prag 1621 die gefangenen und zum Tode verurtheilten 24 Protestanten hingerichtet wurden. Der mit Leder überzogene Griff ist mit einer böhmischen Inschrift in goldenen Buchstaben und der Jahreszahl 1621 versehen. Auf der dünnen und schwanken, indeß gut erhaltenen Klinge sind die Namen der 24 Opfer, worunter Graf Schlick und Baron Budowa den Reigen anführen, eingegraben. Nach Pescheck brauchte übrigens bei dieser Gelegenheit der Scharfrichter 5 Schwerter.

Goldkörner.

Ein Einziges auf Erden ist nur schöner
Und besser als das Weib — das ist die Mutter.
Wer in sich den Himmel findet,
Kann die Erde leicht verschmäh'n.

Wenn uns die Menschen verlassen oder verwunden, so breitet ja noch immer der Himmel, die Erde und der kleine blühende Baum seine Arme aus und nimmt den Verletzten darin auf, und die Blumen drücken sich an unsern wunden Busen, und die Quellen mischen sich in unsere Thränen, und die Lüfte fließen kühlend in unsere Seufzer.

Die deutschen Stämme und Fürsten. Es ist schon vielfach hervorgehoben worden, daß von einer Stammessonderung der deutschen Nation, auf welche der Partikularismus sich stützen will, keine Rede mehr seyn kann, weil die Volksstämme zerrissen und in den Einzelstaaten willkürlich zusammengewürfelt sind. Aber auch von den Fürsten gehören die wenigsten zu den Stämmen, welche sie beherrschen; die bedeutendsten gehören fremden Stämmen an. Das größte Contingent von deutschen Herrscherfamilien haben die Alemannen bezw. Schwaben geliefert, die sich am meisten über das beschwerten, was von ihren Landsleuten auf dem Thron eines andern deutschen Staates geschieht. Aus alemannischem Geschlecht sind nämlich der König von Preußen (Hohenzollern), der Kaiser von Oesterreich (Habsburg), der König von Württemberg, der Großherzog von Baden (Zähringen), und der Fürst von Lichtenstein. Die deutschen Fürstenfamilien stammen fast sämmtlich aus dem durch den Kriegsdienst im Frankenreiche geschaffenen neuen Beamten-Adel, denn der urgermanische Adel der deutschen Stämme ist von den alten Frankenkönigen fast gänzlich ausgerottet worden.

Mutter muß wachen.

Mutter, bewache den kleinen Fuß,
Daß er nicht läuft in des Marktes Gewühl,
Daß er nicht nahe dem brausenden Fluß,
Nicht den Zaun erklettre im eifrigen Spiel.
Halte die Zeit nicht verschwendet,
Die Du dieser Mühe gespendet,
Das Füßchen kann straucheln noch heut,
Drum leite es, da es noch Zeit!

Mutter, bewache die kleine Hand,
Wenn sie am Wege die Beere pflückt,
Häuser und Keller sich baut von Sand,
Wenn sie ins duftende Heu sich drückt.
Nimmer doch wage zu klagen,
Wie schwer diese Sorgen zu tragen'
Das Händchen, das jetzt noch klein,
Kann einst Deine Stütze seyn!

Mutter, bewache den kleinen Mund,
Der so hold jetzt plaudert, so fröhlich singt,
Daß das Gemeine zu keiner Stund'
Von den rosigen Lippen erklingt.
Des Kindes Reden bewachen,
Gehört zu den wichtigen Sachen.
Einst preist dieser Mund Deinen Werth,
Wenn Du ihn segnen gelehrt.

Mutter, bewache das kleine Herz,
Das so warm und ergeben Dich liebt,
Lenke sein Fühlen himmelwärts,
Mach' es in Demuth und Treue geübt,
Das Unkraut mußt Du vernichten,
So tragen die Saaten der Pflichten,
Ins kleine Herzchen gestreut,
Die Frucht für die Ewigkeit.

Rebus 8.



Algebraische Aufgabe.

(Permutations-Beispiel.)

In Oviedo, Provinz Asturien in Spanien, befindet sich in der Kirche San Salvador der Grabstein des Erbauers derselben. Auf dem Grabsteine ist die Inschrift: „Silo princeps fecit" 45,760 Mal in fünfzehn Zeilen wiederholt, von denen keine Zeile mehr oder weniger als neunzehn Buchstaben zählt. Wie waren die Buchstaben geordnet?

Auflösung der „Geschichtlichen Aufgabe" in Nr. 34 der Sonntags-Beilage vom 25. August 1861.

Commodus, ein zweiter Nero, regierte 180 bis 193 nach Christo; Scipio starb 183 vor Christo.

Richtige Auflösungen gingen ein von: Ludwig Bauer. — Karl F.

Sonntags-Beilage

zum

Augsburger Anzeigblatt.

Nummer 36. 8. September 1861.

Ein Seconde-Lieutenant aus den Zeiten der schweren Noth.

(Schluß.)

Dem Grafen gefiel des jungen Mannes kühner Plan, doch zweifelte er an dem Gelingen; er versprach es in Ueberlegung ziehen zu wollen.

„Nein!“ rief Hellwig, „sogleich müssen Sie sich entscheiden. Gestern in der Früh sind die Gefangenen von Erfurt abmarschirt, jede Stunde können sie hier ankommen!“

„Es sind über 9000 Gefangene, die Bedeckung wird nicht gering seyn,“ erwiderte der Graf. „Ohne einige Compagnien Bedeckung ist ein solcher Transport nicht möglich, und ich kann nicht viel Leute an ein solch gewagtes, ja ich muß sagen tollkühnes Unternehmen setzen.“

„Ich verlange auch nicht viel!“ rief Hellwig begeistert. „Geben Sie mir fünfzig Husaren, lassen Sie mich dieselben aus dem Regiment aussuchen und ich stehe dafür, daß mein Vorhaben gelingen wird!“

Der Graf lächelte.

„Die Bedeckung wird nicht daran denken, daß sie angegriffen wird,“ fuhr Hellwig fort, „sie weiß nicht, daß wir hier stehen, und sie hat nach der Schmach von Erfurt nicht Ursache, sich vor den preußischen Waffen zu fürchten!“

„Es geht nicht — es ist unmöglich!“ rief der Adjutant, so sehr ein solches Unternehmen auch ihm selbst zusagte. „Sie und all die fünfzig Braven würden sich nutzlos opfern!“

„So lassen Sie uns zum Opfer fallen!“ rief Hellwig. „So wollen wir zeigen, daß es unter den Preußen noch Männer giebt, welche ihr Leben gern für die Freiheit ihrer Cameraden in die Schanze schlagen. Wir wollen zeigen, daß Ehre und Ruhm uns höher gilt als das Leben! Nur fünfzig Mann geben Sie mir, Freiwillige, obschon ich weiß, daß Alle von unserm Regiment mit Freuden bei solchem Unternehmen in den Tod gehen würden! Nur fünfzig Mann!“

Der Adjutant zögerte noch.

„Nun, so sey es!“ rief er endlich, indem er Hellwig die Rechte entgegenstreckte. „Schlagen Sie ein, Lieutenant! Zehn Jahre meines Lebens wollte ich darum geben, hätte nur ein Mann mit Ihrem Herzen und Ihrem Muthe in dem Kriegsrathe zu Erfurt gesessen! Bei Gott, es wäre anders gekommen!“

„Wir wollen die Schmach sühnen!“ entgegnete der junge Mann, indem er die dargebotene Rechte ergriff. „Falle ich, so soll zum wenigsten ein Jeder sagen: Er hat seine Pflicht gethan, wie's sich für einen braven Soldaten gebührt!“

Der Graf vermochte eine innere Bewegung nicht zu verbergen. „Kommen Sie — kommen Sie, Lieutenant!“ sprach er und eilte mit ihm hinaus zu den Husaren. Mit wenigen Worten theilte er ihnen Hellwig's Vorhaben mit, und über Hundert meldeten sich sofort als Freiwillige.

Fünfzig Husaren und fünf Unteroffiziere wählte Hellwig selbst sich aus, und keiner von ihnen zweifelte an dem Gelingen, denn sie kannten den kühnen und unerschrockenen Sinn des Lieutenants.

„Wir bringen Euch 9000 freie Cameraden mit!“ rief er heiter seinen zurückbleibenden Gefährten zu und sprengte mit seiner kleinen Schaar rasch davon. Er ritt auf die Landstraße zu, welche von Erfurt über Gotha nach Eisenach führt, und dort bei Eichrodt, kaum eine Viertelstunde von Eisenach entfernt, stellte er seine Husaren in einem kleinen, bis an die Straße reichenden Gehölze versteckt auf. Mit seinem Plane hatte er sie bereits bekannt gemacht. Die große Anzahl der Gefangenen mußte einen langen Zug bilden. Wie es bei solchen Transporten in der Regel zu geschehen pflegte, marschirte eine Abtheilung der Bedeckung voran, während die andere den Zug beschloß. Zu beiden Seiten pflegten Voltigeurs zu marschiren oder Husaren zu reiten, um das Entweichen einzelner Gefangenen zur Seite zu verhüten.

Ruhig, ohne sich zu verrathen, wollte er fast den ganzen Zug an sich vorbei marschiren lassen und sich dann plötzlich mit Ungestüm auf die letzte Abtheilung werfen. Erst nachdem diese überwältigt, wollte er auf die vordere Abtheilung der Bedeckung sich stürzen, und der mehrfach erprobte Muth seiner Husaren gab ihm die Gewißheit, daß keiner von ihnen zagen werde, wenn der Feind ihnen auch an Zahl mehrfach überlegen war. Auf das Strengste hatte er den Husaren befohlen, sich nicht eher zu rühren und auch durch die günstigste Gelegenheit sich nicht zum Hervorbrechen bewegen zu lassen, als bis er ihnen das Zeichen dazu gegeben.

Er selbst stieg, von einem Unteroffizier begleitet, auf eine Anhöhe in der Nähe des Gehölzes. Ihre Pferde hatten sie zurückgelassen. Um sich zu verbergen, streckten sie sich hinter einen Busch und schauten erwartungsvoll durch ein Fernrohr die nach Gotha und Erfurt führende Straße hinab. Stunde auf Stunde verrann, und die Erwarteten erschienen nicht. Einzelne kleine versprengte Haufen des preußischen Heeres zogen auf der Straße vorüber, und der Unteroffizier schlug vor, sie an sich zu ziehen, um sich durch dieselben zu verstärken. Hellwig lehnte es ab. „Wir sind stark genug,“ sprach er, „und wir dürfen unsern Plan nicht Unbekannten anvertrauen. Hätte ich den Major von Götzen um eine größere Schaar gebeten, er würde sie mir gegeben haben, aber ich freue mich darauf, daß man später erzählen wird, ein halbes Hundert preußischer Husaren haben dem Feinde 9000 Gefangene abgenommen. Die Bedeckung wird auf unsern Ueberfall nicht vorbereitet seyn, er muß gelingen, und glaubst Du, daß die Gefangenen, sobald wir nur einen geringen Vortheil errungen haben, uns nicht selbst unterstützen werden?“

„Sie sind ohne Waffen,“ warf der Unteroffizier ein.

„In der Noth wird jeder Stein am Wege, jeder Stock zu einer gefährlichen Waffe, und die bloße Faust eines unerschrockenen muthigen Mannes ist noch mehr zu fürchten, als ein Säbel in der Hand eines Feiglings!“ rief der junge Lieutenant mit begeistertem Muthe. Er richtete das Fernrohr wieder auf die Landstraße und er hätte laut aufjubeln mögen, denn in der Ferne erblickte er die Erwarteten in langem Zuge. Es war gegen 5 Uhr Abends.

„Sie kommen — sie kommen!“ rief er seinem Begleiter zu. „Eile hinab zu unsern Gefährten und präge ihnen noch einmal ein, daß sie bis auf meinen Befehl ganz ruhig bleiben! Doch nein — warte,“ fügte er seinen Entschluß ändernd hinzu, „ich selbst will hinabeilen!“

Er sprang auf, verließ vorsichtig, halb kriechend die Anhöhe und eilte in das Gehölz, wo die Seinen in größter Ungeduld harrten.

„Haltet Euch in Bereitschaft!“ rief er ihnen zu. „Sie kommen! Aber noch einmal hört meinen Befehl: keiner rührt sich, bis ich das Zeichen gebe!“

Er eilte wieder hinauf auf die Anhöhe. Das Herz schlug ihm schnell, laut. Der Augenblick nahte, der die Entscheidung für ihn brachte: Sieg und Ruhm oder — Tod!

Der Zug war nahe gekommen. Auf's Deutlichste erkannte er die den Gefangenen voran schreitenden französischen Soldaten. Ihre Gewehre blitzten in der Abendsonne. Er konnte sie überblicken, sie marschirten ziemlich sorglos, aber in Einem war er falsch berichtet: die Bedeckung war nicht so schwach. Eine ganze Compagnie Linien-Infanterie marschirte dem Zuge voran und eine nicht geringe Anzahl Voltigeurs zu beiden Seiten. War die den Schluß bildende Bedeckung ebenso stark, so hatte er eine schwere Aufgabe — gleichviel, er blieb fest entschlossen, den kühnen Streich zu wagen.

Ruhig ließ er den Zug vorbei marschiren. Es war ein langer Zug. Das Herz blutete ihm, als er auf die Reihen der Gefangenen niederschaute, die ein Opfer der Feigheit ihrer Führer geworden waren. Er glaubte, den Schmerz und die Niedergeschlagenheit auf ihren Gesichtern lesen zu können, und im Geiste hörte er schon ihren Jubel, wenn sie wieder frei waren — befreit durch ihn. Schon nahte der Schluß des Zuges, auch er bestand aus einer Compagnie Linien-Infanterie. Schnell hatte er ihn überblickt. Er gab seinem Begleiter ein Zeichen, und ungesehen glitten sie von der Anhöhe hinab. Wenige Augenblicke darauf stand er vor seiner kleinen Schaar, die ihn zum Kampfe bereit empfing. Schnell schwang er sich auf sein Pferd, zog den Säbel, gab das Zeichen zum Losbrechen und sprengte der Schaar voran aus dem Gehölze. Kaum hundert Schritte war er noch vom Feinde entfernt. Dieser war indeß nicht so sorglos, wie er erwartet hatte. Die Franzosen wandten sich gegen ihn, eine Reihe von Gewehrläufen blickte ihm drohend entgegen, aber unerschrocken rief er den Seinen zu: „Immer vorwärts!“ In einer Entfernung von ungefähr 60 Schritt empfing ihn eine Gewehrsalve der ganzen Compagnie, die Kugeln pfiffen über den Köpfen der Husaren hin, diese sprengten unerschrocken auf sie zu und hieben ein. Der Kampf war nur ein kurzer, so heftig sich die Franzosen auch wehrten. In kaum zehn Minuten war die ganze Compagnie überwältigt und

streckte die Waffen. In größter Eile wurden ihnen dieselben abgenommen und eine Anzahl der Gefangenen damit bewaffnet.

Hellwig's tapfere Schaar hatte in diesem Kampf einen nur unbedeutenden Verlust erlitten. Ohne Zögern wollte sich der Lieutenant nun auf die erste Compagnie werfen, aber die Voltigeurs hatten sich in ein Gebüsch geflüchtet und feuerten aus demselben. Mehrere Husaren und Pferde wurden schwer dadurch verwundet. Ein Husar und ein Gefangener fielen dicht an Hellwig's Seite. Erbittert sprengte er auf das Gebüsch zu, seine Tapfern folgten ihm, und in wenigen Minuten waren die Voltigeurs, welche im Ganzen 140 Mann stark gewesen waren, zum Theil gefangen, zum Theil in die Flucht getrieben.

Hellwig nahm sich nicht Zeit, sie zu verfolgen. Die Spitze des Zuges mit der ersten Compagnie der Franzosen hatte bereits das Thor von Eisenach erreicht, und er wollte sich auf sie werfen, ehe sie Zeit gewannen, sich in den Häusern festzusetzen. Er erreichte sie vorn in der Stadt, hier wurde der Kampf indeß gefährlicher für ihn, da die Franzosen sich in mehrere Straßen vertheilten und ein nachdrückliches Feuer unterhielten. Ihr Oberst fiel durch den Säbelhieb eines Husaren. Dies erbitterte sie noch mehr. Der bis dahin errungene Erfolg hatte indeß die Kühnheit der Husaren bis zur todesfreudigen Begeisterung gesteigert. Einzelne von ihnen stürzten sich unerschrocken auf den zehnmal überlegenen Feind, ein Theil der Gefangenen, der sich Waffen verschafft hatte, unterstützte sie, und noch war keine halbe Stunde verflossen, so war der Kampf beendet. Die ganze französische Compagnie war zerstreut, geflohen, ein Offizier und 15 Soldaten wurden zu Gefangenen gemacht.

Die Gefangenen waren befreit. Mit lautem Jubelrufe wurde der kühne junge Lieutenant begrüßt, und er konnte diesen Genuß dreist annehmen, denn 9000 brave Krieger hatte er seinem Könige und Vaterlande erhalten. Er selbst hatte eine Wunde empfangen, er achtete indeß nicht darauf, denn eine andere Sorge ruhte schwer lastend auf ihm. Der erste Schritt seines Unternehmens war geglückt; sollte es ganz gelingen, so blieb ihm noch die schwere Aufgabe, die Befreiten sicher aus dieser rings von Feinden umgebenen Gegend zu führen. Er ließ den Muth nicht sinken. Die Befreiten wurden mit all' den Waffen, welche aufzutreiben waren, und mit den Carabinern und Pistolen der Husaren armirt, die Bürger Eisenach's brachten Alles, was sie besaßen, zur Erfrischung derselben herbei, und nach kurzer Ruhe brach Hellwig noch an demselben Abend mit ihnen auf und führte sie bis Creutzburg und von dort nach Hannövrisch-Münden. Dort übergab er sie dem General Zweifel, der sicher nicht ohne Beschämung auf diese That des Secondelieutenants blickte, denn er selbst war in Erfurt gewesen, als die Festung capitulirte und die nun Befreiten dem Feinde preisgegeben wurden. Hellwig kehrte zu seinem Bataillon zurück, welches er bei Nordheim antraf.

Der edle Herzog von Weimar, Karl August, beschenkte jeden der tapferen Husaren, welche an diesem kühnen Handstreich theilgenommen, mit einem Louisd'or. Die Unteroffiziere verbaten sich dieses Geschenk und wünschten dafür ein Ehrenzeichen. Der Commandant von Erfurt, Major Karl von Prüschenck, wurde durch einen Befehl des Königs Friedrich Wilhelm vom 11. Dezember 1806 seiner unverantwortlichen Capitulation wegen ohne Abschied aus dem Militärdienste entlassen — und der Secondelieutenant Hellwig? Wir wissen nicht, ob er eine Belohnung für seine herrliche That empfangen.

Der Moniteur in Paris veröffentlichte wenige Tage darauf ein Büllletin aus Weimar vom 16. Oktober, in welchem mit hochtrabenden Worten und in übertriebener Weise die Capitulation der Festung und Citadelle und die dadurch erlangten Vortheile mitgetheilt wurden, selbst die Bedingungen der Capitulation wurden wörtlich beigefügt, aber in keinem der folgenden Bülletins, welche stets neue Siege verkündeten, ist erwähnt, daß ein preußischer Secondelieutenant mit fünfzig Husaren 9000 Gefangene befreit.

Mögen diese kurzen thatsächlichen Zeilen ein Denkmal für den Braven seyn! (Gartenlaube.)

Eine „grüne" Deutsche in St. Louis.

Von New-Orleans herauf kommt mit dem Dampfboot ein frisch eingewandertes deutsches Mädchen, um zu ihrem Vater zu gelangen, der bereits bei Belleville eine Farm hat. Sie ist trotz ihres halb bäurischen Anzuges allerliebst und findet während der Fahrt zwei lebhafte Bewunderer — der Eine ein junger Deutscher, der, wie so manche Zugvögel seiner Art, im Winter in New-Orleans, im Sommer in St. Louis ein hübsches Geld verdient, dabei indessen keine zu hohe Meinung von den amerikanischen Frauen gewonnen hat und sich jetzt entschließt, die Gelegenheit zu benutzen, ein noch unverdorbenes Mädchen für sich zu gewinnen. Und daß der Vater, dessen einzige Tochter sie ist, eine hübsche Farm besitzt, wie es ein Brief des Alten selbst ausweist, ist nur im Stande, das Feuer des Heirathscandidaten zu schüren. Er hat Erfolg in seiner Bewerbung, der zweite Bewunderer, ebenfalls ein Deutscher, muß zurücktreten und die förmliche Verlobung des jungen Paares findet während der Reise statt.

In St. Louis angekommen, hat der Bräutigam nichts Eifrigeres zu thun, als die Verlobte in eine völlige Lady umzuwandeln. Kleider, Mantille, Hut und Schmuck werden angeschafft, und glücklich treten Beide die Reise nach der väterlichen Farm an, deren Lage, nahe der Eisenbahn, auf das Genaueste beschrieben ist. Bald gelangen sie auch zu der bezeichneten Einzäunung, hinter welcher sich ein ziemlich liederliches Blockhaus erhebt, und erhalten dort den tröstlichen Bescheid, daß der Alte zwar nicht zu Hause sey, daß diesem die Farm auch nicht gehöre, sondern er sich nur hier eine Schlafstelle gemiethet habe, daß sie ihn aber treffen könnten, wenn sie die Eisenbahn zwei Meilen weiter verfolgten, wo er Steine klopfe.

Weder eine Ohnmacht seitens des weiblichen, noch ein Ausbruch der Täuschung seitens des männlichen Theils erfolgte — der junge Mann durchblickte schnell, daß das Mädchen durch eine Lüge ihres Vaters nach Amerika gelockt worden war und dringt nur auf sofortige Rückkehr nach St. Louis und baldigste Trauung. Ihr scheint diese Eile und Formlosigkeit allerdings etwas sehr amerikanisch, aber, selbst verletzt durch den Stand der Dinge, gibt sie nach.

In St. Louis werden die nöthigen Einkäufe zu einer kleinen Hauseinrichtung gemacht; bei einem Ausgange des Bräutigams aber erscheint plötzlich der frühere Bewunderer Nr. 2 vor dem zurückgebliebenen Mädchen und theilt dieser mit, daß sie in die Schlinge eines der schändlichsten Menschen gefallen sey, der, wie sich soeben herausgestellt, bereits drei Frauen habe, eine in New-Orleans, die beiden andern in Vicksburg und Memphis, und mit ihr nur die Station St. Louis besetzen wolle. Er beschwor sie, stehenden Fußes mit ihm nach Belleville zu gehen, wo er ihr durch andere Leute die Beweise liefern werde, und das erschrockene Bauernkind weiß nichts Besseres zu thun, als ihm zu folgen. In Belleville angelangt, ist sie durch die Erzählungen ihres Begleiters bereits so von der Schlechtigkeit ihres Bräutigams, dessen Drängen zu schneller Heirath sie erst jetzt im rechten Lichte zu sehen meint, überzeugt, daß, als die „anderen Leute", welche die Beweise liefern sollen, nicht gleich bei der Hand sind, sie kaum darauf achtet, daß sie ihrem Versprochenen einen Absagebrief in bester Form schreibt und ihm zugleich ihre Verlobung mit ihrem jetzigen Begleiter anzeigt.

Der Brief ist fort, mit dem nächsten Zuge geht das neu formirte Liebespaar nach St. Louis zurück, und der glückliche Bewerber schließt bei der Ankunft eben seine Auseinandersetzung, daß sie mit einander in ein Boardinghaus gehen würden, bis sein Geld angelangt sey, und sodann die Hochzeit erfolgen könne, als sie in das Gewühl der Passagiere, welche einem so eben angelangten Dampfboote entströmen, gerathen. Plötzlich wirft sich eine Frau an des neuen Bräutigams Hals, fünf große und kleine Kinder umringen ihn schreiend und jubelnd — das Mädchen prallt zurück und hört aus den Rufen der Angekommenen, daß das die Familie ihres neuen Herzliebsten ist, welcher dieser in New-Orleans zu entwischen gemeint. Der Vorhang fällt — das Mädchen ist hier in Dienst gegangen.

Das ist eine von den kleinen Geschichten, wie sie sich alltäglich im Treiben unserer großen Stadt ereignen, oft tragischer enden, als die obige, aber nur selten zur weitern Kenntniß gelangen.

Historisches über die deutsche Reichsfahne.

Nachdem die deutschen Farben nach mehrjähriger Verfolgung wieder zu den alten Ehren gelangt und in den jüngsten Tagen bei Sänger-, Schützen- und Turnerfesten von den Zinnen der Thürme und den Häusern wehten, die Brust fröhlicher Sänger- und Turner-Schaaren schmückten, möge es uns vergönnt sein, etwas Geschichtliches über die Entstehung dieser Farben und Fahnen mitzutheilen. Schon seit den Hohenstaufen, also seit der Mitte des zwölften Jahrhunderts, wahrscheinlich auch schon früher, zierte der einköpfige schwarze Adler mit ausgebreiteten Flügeln, unzweifelhaft eine Reminiscenz an den Legions-Adler der alten römischen Cäsaren, als deren Nachfolger sich die deutschen Könige ansahen, Heerschild und Panier des Reiches deutscher Nation; es waren also Schwarz und Gold die Urfarben des Volkes. Diese goldene Fahne mit dem einfachen schwarzen Adler führten sämmtliche Kaiser aus den Häusern Hohenstaufen, Habsburg und Luxemburg; namentlich erscheint sie so auf den Abbildungen des Codex Balduin, im Koblenzer Archiv, einer Bilderhandschrift, welche bekanntlich den Römerzug Kaiser Heinrichs VII. und seines Bruders Balduin, Kurfürsten von Trier, in den Jahren 1310—1313 darstellt. Schon um die Mitte des vierzehnten Jahrhunderts erscheint neben diesem ursprünglichen Reichspanier noch ein zweites, die sogenannte St. Georgenfahne, ein rothes Feld mit einem weißen Kreuze, wahrscheinlich das Symbol des Christenthums und der deutschen Ritterschaft, welche den heiligen Georg als ihren Schutzpatron verehrte. Eine Beschreibung beider Fahnen gibt uns ein Bericht der Augsburger Chronik über das Leichenbegängniß Karls VI zu Prag im Jahre 1378: „Darauf führt man den schwarzen Adler des Reichs in einem guldin veld. Danach führt man ein fanen dez heiligen Reichs ain weiß kreuz mit ainem langen Zagel (Wimpel) in einem rothen veld. Darnach führt man einn guldin Rennfanen mit einem schwarzen Adler dez Reichs verkert, das Haupt gen tal uff ainem verdeckten roß ꝛc. Entweder schon unter Karls IV. Nachfolger Wenzeslaus oder gewiß doch unter Rupprecht von der Pfalz (1400 bis

1410) erhielt der Reichsadler zwei Köpfe, wahrscheinlich als Symbol der Weltherrschaft oder der über Deutschland und Italien. So erscheint z. B. der Adler über dem Thore des von Rupprecht erbauten Flügels des Schlosses zu Heidelberg. Seitdem bis zur Auflösung des Reichs blieb der schwarze Doppeladler im goldenen Felde Wappen und Banner des deutschen Volkes und erhielt dieses Banner wahrscheinlich nur rein zufällig oder zur größeren Zierde einen rothen Wimpel als Zusatz, woraus sich also unsere Farben Roth-Schwarz-Gold ergeben. So, oder was eben so richtig, Roth-Gold-Schwarz müssen die Farben horizontal gestreift von oben auf einander folgen. Setzt man Roth in die Mitte, so trennt diese Farbe die eigentlichen Urfarben, und ist das Panier vertical gestreift, so gibt es die belgische Flagge. Im 15. Jahrhundert war die Ehre, nächst dem Marschall, dem Churfürsten von Sachsen verliehen, das Reichspanier zu tragen. Als er es einmal dem Hauptmann der Stadt Nürnberg habe übergeben wollen, sei sowohl der Hauptmann der Straßburger, als auch ein Herr von Ueburg-Urenberg, welcher die Kölner befehligte, herangesprungen, und habe Letzterer die Fahne ergriffen, mußte sie jedoch an den Straßburger, welcher das Vorrecht hatte, abgeben. Ein Fürstenrath mußte den Streit erledigen. Ebenfalls hinsichtlich des Tragens der St.-Georgenfahne scheint unter den Deutschen ein edler Streit gewaltet zu haben. Es heißt nämlich in der Kriegsordnung der deutschen Landsknechte vom Jahre 1535, Cap. 4, Art. 7: Schwaben und Franken haben die Freiheit, wenn ein römischer Kaiser des Reichs Fahnen im feld fliegen laßt und sankt Joergen uffricht, mit innen und sunst kainer nation besetzen, auch mit hauptleuten und Fenrichen verwalten. Es sein auch beide genannten Landteshauptmanns und Fendrichs dergestalt vor vil Jahren verglichen, daß sy ain tag umb den andern mit den hauptmann und Fendrich abwechseln. Der Artikel acht gesteht im Falle eines Türkenzuges den Steyermärkern dieses Recht zu, welches nach einem alten deutschen Kriegsgebrauch, jeder Oberst wissen müsse. Die Reichsfahne erschien nur noch unter Karl V. ehrenvoll und siegreich im Felde; in den Reformations-Wirren, namentlich im dreißigjährigen Kriege, ging mit der Treue gegen Kaiser und Reich auch die Anhänglichkeit an ihre Symbole unter, und die Farben des Reichs erblaßten in dem Maße, je kecker die Hausfarben der Landesherren im Felde erschienen. Nach dem gänzlichen Sturze des Reiches wurde der deutsche Doppeladler das Wappen des Kaiserthums Oesterreichs und hatte derselbe schon seit Peter dem Großen einen mächtigen Rivalen an dem russischen Doppeladler erhalten, welcher auch noch dadurch, daß er das alte deutsche St. Georgenschild für Litthauen auf der Brust trägt, Ansprüche auf die Erbschaft Otto's des Großen zu machen scheint. Mit dem von vielen edlen Männern in den Befreiungskriegen glühend ausgesprochenen Wunsche nach Einheit hob sich in Deutschland auch die Begeisterung für alles, was an das Reich erinnerte. Die Burschenschaft von Jena wird es wohl zuerst gewesen seyn, welche im Jahre 1817 die Farben in der (unhistorischen) Folge, Schwarz-Roth-Gold als Zeichen gleicher deutscher Gesinnung aller deutschen Stämme wieder annahm, und Tausende von Studenten haben damals dieses Band in heimlicher stolzer Freude auf der Brust getragen. Später, in den 30ger Jahren, als der jüngst verstorbene Stadtrath Philipp Abresch die deutsche Fahne bei dem Feste in Hambach offen entfaltete, begannen vieljährige Verfolgungen gegen die Träger dieser Farben und erst im Jahre 1848 tauchte dieselbe neuerdings auf: die deutsche Fahne flatterte in der Paulskirche, glänzte an der Brust deutscher Fürsten, mit ihr hielt Friedrich Wilhelm den berühmten Umzug in Berlin . . . . . Leider haben sich damals die Hoffnungen auf die Entstehung eines einigen kräftigen Deutschlands nicht erfüllt und abermals kamen die Farben in Vergessenheit. Neuerdings kommen dieselben zur Ehre und die vielfachen Feste, welche Deutschland in den jüngsten Tagen feierte, zeigten, daß sie nicht vergessen sind; — wann werden sie ihre volle, ihre historische Bedeutung erhalten!?

Die Güte des Hopfens.

Je feiner der Bau der Dollen im Allgemeinen und der Stiele und Rippen (Blüthenspindel) im Besondern ist, je mehr Mehl die Taschen der Blüthenblättchen enthalten, je gelber, glänzender und durchsichtiger dasselbe ist, eine desto bessere Qualität besitzt der Hopfen. Grober, schwer in's Gewicht fallender Bau der Dollen, wobei die Blättchen verdickt, gleichsam gemästet, die Stiele und Geize (Rippen, Blüthenstengel), stark sind, eine geringe Menge des Hopfenmehls, dieses grünlich glanzlos, kaum durchscheinend, kennzeichnet die geringste Güte des Hopfens.

Der beste Hopfen hat einen vollkommenen, reinen, starken, gewürzhaften, angenehmen Geruch, welcher rein spezifisch ist, ohne an einen andern vegetabilischen oder chemischen Geruch zu erinnern; der schlechte Hopfen hat wenig Geruch, dieser ist unangenehm, scharfstoffig, erinnert an den Geruch des Knoblauchs, des Schwefels oder an Obstarten, reizt bei langer Einwirkung die Nasenschleimhaut zum Niesen.

Das Hopfenmehl des feinsten Hopfens gibt, über ein weißes Papier gestrichen, einen reinen, gelben, glänzenden fettartigen Fleck in dem Grade, daß das Papier davon durchsichtig wird, der Strich enthält sehr wenig Schüppchen; der schlechte Hopfen gibt einen stark in's Grüne stechenden Strich ohne Glanz und ohne das Papier fettig zu machen mit viel kleienartigen Schüppchen.

Der gute Hopfen fühlt sich weich, sehr elastisch, wie geölt an, der grobe ist spröde, hart, spreuartig. Der Geschmack des feinen Hopfenmehls ist angenehm, bitter, der des geringen Hopfens unangenehm, scharf, bitter.

Diese sind die hauptsächlichen Unterscheidungsmerkmale verschiedener Hopfensorten; der Hopfen derselben Sorte besitzt aber noch im Verhältnisse seiner besondern Eigenschaften verschiedene Qualität.

Hopfen mit übermäßig großen Zapfen, bis zwei und über zwei Zoll Länge, ist gröber im Baue und enthält im Verhältnisse zu seinem absoluten Gewichte mehr Stiel- und Blattmasse, als ein Hopfen mit mittelgroßen Häubeln von dreiviertel bis ein und ein halb Zoll Länge, andererseits enthält aber auch Hopfen mit kleinen Zäpfchen von ein viertel bis über ein halb Zoll Länge relativ weniger Hopfenmehl als Hopfen mit mittelgroßen Zäpfchen. Ist der gebräuchliche weibliche Hopfen durch Blüthenstaub männlicher Pflanzen befruchtet worden, so daß die in der Blüthenblättchentasche befindlichen Eierchen zu Früchten, den sogenannten Hopfenkernen, welche fast so groß sind wie Hanfkörner, entwickelt sind, so ist solcher Hopfen je weniger werth, je mehr solche Kerne er enthält, da die Substanz der Kerne eine zum Brauen untaugliche Masse liefert, im Centner bis dreißig Pfund.

Hopfen mit stark zerfressenen Blättchen ist weniger werth, als Hopfen derselben Sorte mit unversehrten Blättchen, bei übrigens gleichen Eigenschaften ist Hopfen mit lichter Farbe und einem reinen Glanze werthvoller als röthlicher, dunkelfarbiger oder ungleicher, glanzloser Hopfen; neuer mit hellgelbem, glänzendem, durchsichtigem Hopfenmehle viel werthvoller, als alter mit röthlichem, glanzlosem, undurchsichtigem Hopfenmehle und einem unangenehmen wie ranzigen Geruche. Hopfen mit kurzen Stielen mehr werth, als mit langen verzweigten Stielen, oder zerrissener Hopfen.

Der Vorgang der Prüfung eines Hopfens ist gewöhnlich folgender: Man nimmt eine Hand voll Hopfen, drückt ihn in der Hand zusammen, wobei man den Grad der Elasticität und der Fettigkeit desselben erkennt, dann nimmt man ihn in die aus beiden Händen gebildete Hohlhand und prüft den Geruch wiederholt, hierauf sieht man auf der Flachhand die Häublein einzeln durch, vergleicht ihre Größe, Gestalt, Farbe, Glanz, Reinheit, Unversehrtheit, spaltet dann einzelne Zäpfchen längs der Blüthenspindel mit dem Nagel des Daumens auf, legt die Hälften so aneinander, daß die Spaltungsstelle beisammen liegt und übersieht so die Menge des Hopfenmehls, Farbe, Glanz und Durchsichtigkeit desselben und reibt hierauf diese Spaltungsfläche auf dem Handrücken oder noch besser auf einem Papier, wobei man die Farbe, den Glanz, die Reinheit, den Geruch und die Fettigkeit des Striches prüft.

Gemeinnütziges.

Mittel zum schnellen Löschen glühender Steinkohlen. Für manche Fabrikanten oder überhaupt für Besitzer von Etablissements, in denen größere Steinkohlenfeuer unterhalten werden, dürfte es nicht ohne Interesse seyn, ein Mittel kennen zu lernen, das schon seit längerer Zeit mit Erfolg angewendet wird, glühende Steinkohlen oder hellbrennendes Steinkohlenfeuer schnell zu dämpfen, so daß dieselben alsbald verlöschen und die damit geheizten Dampfmaschinen u. s. w. möglichst bald außer Thätigkeit gesetzt werden. Man mische zu diesem Zwecke 6 Pfd. Kochsalz, 8 Pfd. gesiebte Holz- oder Torfasche und 1 Pfd. sogenanntes Federweiß recht innig unter einander und rühre es in ein ungefähr 3 Ctnr. Wasser haltendes Faß. Gut umgerührt, wird von dieser Mischung mit einem dazu geeigneten Gefäße geschöpft und die glühenden Kohlen oder das Feuer begossen, bis letzteres erloschen ist, wozu ein nur zweimaliges Begießen genügen wird. Selbst andere hellbrennende Feuer können mit diesem Mittel alsbald gelöscht werden.

Zu Blackford in Nordamerika besteht bereits eine Fabrik, welche die Milch in feste Form und somit in den Handel bringt. Dort gießt man 112 Pfund Milch, welcher man 28 Pfund Zucker und 1 Theelöffel voll kohlensaures Natron beigibt, in ein Geschirr, welches man in ein anderes mit Wasser gefülltes Geschirr setzt, darunter Feuer macht und so lange dieses Wasserbad in gehöriger Hitze erhält, bis die Milch im ersten Geschirr in festen Zustand verwandelt wird. Diese feste Milch wird dann versendet und zum Gebrauch als Milch in Wasser aufgelöst.

Chinesische Mottentinctur. In eine Quantität besten Spiritus thut man ungefähr den achten Theil klaren Kampfer und ebensoviel von der gestoßenen Schale des Spanischen Pfeffers, läßt das Ganze einige Tage in der Ofenwärme stehen, bis der Kampfer ganz aufgelöst ist, preßt die Flüssigkeit durch Leinwand und besprengt mit derselben das aufzubewahrende Pelzwerk oder die Kleider gleichmäßig, wickelt sie zusammen und schlägt sie in starke Leinwand ein. Statt des Pfeffers kann man auch gestoßene Koloquinthen nehmen. Dieses einfache Mittel gilt in Rußland unter dem Namen „Chinesische Mottentinctur“ als Geheimniß und wird mit großem Erfolge beim Aufbewahren von Pelzen angewendet.

Kleinigkeiten.

Der Verkehr im deutsch-österreichischen Postverein belief sich im vor. Jahre auf 348 Mill. Briefe, 157 Mill. Zeitungen und 66 Mill. andere Frachten; das Gesammtgewicht der Frachten betrug 201 Mill. Pfd., die Werthsendungen 6,844 Mill. Gulden; die Nachnahmesendungen 11 Mill., die Einzahlungen 19 Mill. Gulden. Rechnet man für diese Staaten 70 Mill. Einwohner, so sind dies so viel als in England und Frankreich zusammen genommen, während in England allein 522 Mill. Briefe, also die Häfte mehr als im ganzen Postverein befördert werden. An dem geringeren Verkehr ist aber nicht bloß der höhere Portosatz innerhalb des Vereinsgebiets, sondern die Unordnung und Willkür in dem internationalen Verkehr Schuld. Briefe zwischen Frankreich und Deutschland müssen nicht bloß das, unrichtiger Weise aus dem beiderseitigen Satz zusammengerechnete Porto, sondern noch einen höheren Betrag, der in den einzelnen Staaten verschieden, bezahlen. Ein Brief, der in Frankreich 20, in Deutschland 30, zusammen 50 Cent. kosten sollte, kostet nach Oesterreich 60, nach Hannover, je nachdem er durch Preußen oder Taxis'sches Postgebiet geht, 70 oder 80 Cent., nach Sachsen über Preußen oder Baden 50, über Frankfurt 80 Cent. Dasselbe Verhältniß mit Drucksachen. Die Reform wäre so einfach und leicht: wenn nur erst einmal Einigung in den deutschen Staaten stattfände, Frankreich würde zu einer Verständigung gern die Hand reichen.

Alte Sprüchwörter mit neuen Auslegungen.

„Kommt Zeit, kommt Rath." Trostreiche Sentenz für den armen Praktikanten, Aspiranten oder Auskultanten, der gerne Rath würde.

„Was Hänschen nicht lernt, das lernt Hans nimmermehr." Diesen Spruch hat ein Faulhans zur Beschönigung seiner Trägheit erfunden, um im reiferen Alter nichts lernen zu müssen.

„Ehrlichkeit währt am Längsten." Gegenstände, welche nicht häufig im Gebrauch sind, dauern bekanntlich immer lange, und daher kömmt es auch, daß die Ehrlichkeit, weil sie gar wenig abgenützt wird, am Längsten währt.

„Morgenstunde hat Gold im Munde." Mir scheint dieser Satz nicht ganz wahr zu seyn, denn wäre er es wirklich, gäbe es wohl kaum so viele Langschläfer, und um so weniger in gegenwärtiger Epoche, in welcher schon das Agio des gedachten schönen Mundes einen erklecklichen Werth hätte.

„Vorsicht ist die Mutter der Weisheit." Rücksicht ist jedoch mehr, und dieses wußten schon unsere ältesten Sprachlehrer. Die Vorsicht ließen sie daher auch in der Einzahl, der Rücksicht aber gaben sie Mehrzahl, weil man in der Welt gar viele Rücksichten nöthig hat.

„Umsonst ist der Tod." Eine grundfalsche Behauptung. Der Tod kostet das Werthvollste, nämlich das Leben; zudem aber auch vieles Geld, das Aerzten, Apothekern und noch manchen Anderen für den Tod gezahlt werden muß.

Goldkörner.

Wenn ich hasse, so nehme ich mir etwas; wenn ich liebe, so werde ich um das reicher, was ich liebe.

Die Jugend ist nicht reich an Zeit — ja, vielleicht arm. Gib sie, wie Geld, mit sparender Hand aus; zahle keinen Augenblick hin, ohne damit so viel zu erkaufen, als er werth ist.

Rösselsprung-Aufgabe.

so	der	tra-	unf-	Stern-	Wird	e	Him-
gen	Licht	sanft	frei	Er	mals	e	en
Geist	mild	re	Wer-	durch	zen	ner	fern-
und	nicht	im	Mer-	big	Glau-	schau-	Was
So	See-	es	des	trau-	hüllt	glau-	se-
Was	Klar-	en	bel	bens	en	wir	ent-
te	Neb-	seh'n	nung	Dort	matt	im	und
beit	Ah-	wehn	in	fern	hier	winds	nur

Kartenspiel-Aufgabe.

Wie kann man die Augen von drei aus einem Spiel Karten (32 Blatt) gezogenen Blättern errathen?

Die freie Kirche.

Was sucht ihr Gott dort drüben ob den Sternen,
Was sucht ihr ihn in ungemess'nen Fernen,
Was sucht ihr draußen ihn in Raum und Zeit?
Vergebens forscht ihr in der Schöpfung Kreisen, —
Nie werdet ihr den wahren Gott doch preisen,
Weil wahnbethört ihr sucht das Nahe weit.

Was in der Schöpfung Wundern ihr nicht findet,
Was ihr von außen nimmermehr ergründet,
Wohnt's doch so nahe euch — in eig'ner Brust;
Wer einmal nur hat menschlich schön empfunden,
Der hat den wahren Glauben auch gefunden,
Der ist des wahren Gottes sich bewußt.

Wohl seht ihr Brama's Abglanz in der Blume,
In der Natur verschwieg'nem Heiligthume,
Im Wurm und in der Wolke, die dort blaut;
Doch fehlt hier des Bewußtseyns hehre Schranke,
In ihnen träumt noch schlummernd der Gedanke,
Der in des Menschen Haupt sich selbst beschaut.

Wozu denn ward der Funken euch gespendet,
Der sich magnetisch hin zum Leben wendet,
Wenn ihr in todter Asche ihn erstickt?
Wozu ward euch im Aug' der Seele Spiegel
Und auf der Stirn das helle Denkersiegel,
Wenn, statt zur Lichthöh', ihr in's Dunkel blickt?

Was kriecht vor Bonzen sklavisch ihr im Staube,
Und zittert, wie vor Sperbersgier die Taube,
Vor'm Götzenbilde, kalt und unbelebt?
Frei sey der Geist von jeder Meinungsschraube,
Frei wie die Luft das Denken, frei der Glaube,
Frei wie der Aar, der auf zur Sonne schwebt.

Laßt uns denn, mit der Wahrheit Schild gerüstet,
Indeß umsonst sich stolz der Irrthum brüstet,
Uns einer neuen, freien Kirche weih'n;
Es soll die Welt der freien Kirche Tempel,
Die Liebe soll ihr göttlich klarer Stempel,
Und jeder Brave soll ihr Priester seyn.

In dieser ewig freien Kirche wohnen
Zum Bruderbund verkettet Millionen,
Und glauben Alle an den Einen Gott,
Und keines Einz'gen Seele geht verloren,
Sey er als Jud', sey er als Christ geboren,
Sey er nun Türke oder Hottentott.

Wer je nur mit des Herzens raschern Schlägen
An einer treu verwandten Brust gelegen,
Ja, wer aus seiner Seele tiefstem Grund
Nur je die Macht der Liebe hat empfunden:
Der hat den wahren Glauben auch gefunden,
Steht mit Jehova im geheimen Bund.

Auflösung des „Rebus 8" in der Sonntags-Beilage Nro. 35 vom 1. September 1861.

Wahren Frohsinn verschafft nur ein schuldloses Herz.

Richtige Auflösungen gingen ein von: Karl und Marie Sigel. — L. Mündee, Bahnwärter. — Thekla B. — A. H. — R. Rel. — Dom. Matties. — G. Z....e. — Fr. Buchschuster. — Jos. Weis von Kriegshaber.

Auflösung der „Algebraischen Aufgabe" in Nr. 35 der Sonntags-Beilage vom 1. September 1861.

Silo princeps fecit.

t i c e f s p e c n c e p s f e c i t
i c e f s p e c n i n c e p s f e c i
c e f e p e c n i r i n c e p s f e c
e f s p e c n i r p r i n c e p s f e
f s p e c n i r p o p r i n c e p s f
s p e c n i r p o l o p r i n c e p s
p e c n i r p o l i l o p r i n c e p
e c n i r p o l i S i l o p r i n c e
p e c n i r p o l i l o p r i n c e p
s p e c n i r p o l o p r i n c e p s
f s p e c n i r p o p r i n c e p s f
e f s p e c n i r p r i n c e p s f e
c e f s p e c n i r i n c e p s f e c
i c e f s p e c n i n c e p s f e c i
t i c e f s p e c n c e p s f e c i t

Richtige Auflösungen gingen ein von: A. H. P. — L. B.

Sonntags-Beilage

zum

Augsburger Anzeigblatt.

Nummer 37. 15. September 1861.

Sag's deiner Frau.

(Eine Alltagsgeschichte.)

„Es meiner Frau sagen?“ sprach Walter halb lachend, halb ängstlich vor sich hin. „Warum nicht gar. Das würde mir viel helfen! Was versteht sie vom Geschäft, von Geldsachen und von Handelsvortheilen? Nein, nein; da ist nichts zu hoffen.“

Und Walter schüttelte mit ungeduldiger Miene ein Journalblatt, in welchem der Herausgeber den Geschäftsleuten empfahl, ihren Frauen nichts zu verheimlichen, wenn sie in eine bedrängte Lage kämen. „Sprecht ohne Rückhalt mit ihnen über eure Angelegenheiten,“ stand da zu lesen. „Unterrichtet sie genau von euren Verhältnissen, und theilt ihnen eure Verlegenheiten, wie auch die Pläne mit, durch die ihr euch aus derselben herauszuwinden hofft. Glaubt mir, in zehn Fällen werden sie euch neunmal an die Hand gehen können. Frauen haben einen scharfen Blick. Sie kommen auf einem schnelleren Wege, als dem des Nachdenkens, zu einer Entscheidung, und verstehen sich darauf, schwierige Fragen zu lösen, ehe ihr selbst sie in ihrer ganzen Ausdehnung erfaßt habt. Haltet daher vor euren Frauen nichts geheim, wenn ihr in Bedrängniß seyd. Je besser sie unterrichtet sind, desto klarer werden sie in der Sache sehen.“

„In der Theorie recht schön,“ sagte Walter, indem er das Papier auf den Tisch warf und sich in seinem Stuhl zurücklehnte; aber auf meinen Fall paßt sie nicht. Es Lieschen sagen? Ich möchte mich nur selbst sehen, wie ich das anbrächte! Man muß in der That scharf in der Klemme stecken, wenn man heimgehen und über Geschäftssachen sich bei seiner Frau Raths erholen soll.“

Walter ließ den Gegenstand fallen. Aber die Unruhe, die auf seinem Geiste lastete, wollte nicht weichen. Sein Geschäft war im letzten Jahre gar nicht gut gegangen. Ein flauer Verkehr und böse Schuldner hatten ihn sehr zurückgebracht, so daß er nicht sah, wie er sich in nächster Zeit forthelfen sollte. Wenn es nicht besser ging, als die letzten sechs Monate, so durfte er nicht hoffen, seinen Verbindlichkeiten nachkommen zu können.

„Ich muß mehr Capital haben; das ist klar,“ sagte er vor sich hin. „Das kriege ich durch einen Associé. Compagniegeschäfte sind freilich nicht nach meinem Geschmack; denn es hält schwer, zwei Köpfe unter einen Hut zu bringen, und wenn man gar mit einem Schelm zu thun hat, so geht vollends alles hinterrücks. Aber ich sehe nicht, wie ich anders aus dieser Klemme herauskomme. Mein eigenes Kapital reicht nicht aus für den Umfang meines Geschäfts; es muß also mehr her, und Lorenz, der gern auf meinen Plan einginge, sagt, er habe über zwölftausend Gulden zu verfügen. Der Mann gefällt mir zwar nicht recht, denn er geht mir allzuviel seinem Vergnügen nach; aber ich brauche ja nur sein Geld und nicht seine Geschäftshülfe; er kann daher, wenn er will, mein stiller Associé seyn. Ich will ihn doch heute Abend aufsuchen und die Sache mit ihm besprechen. Wenn er zwölftausend Gulden einzulegen vermag, so wird die Geschichte sich arrangiren lassen.“

Walter trug sich fortwährend mit diesem Gedanken, bis er Abends den Laden schloß und nach Haus zurückkehrte. Nachdem er sein Abendbrod eingenommen hatte, schickte er sich zum Ausgehen an. Als er seinen Ueberrock herunterlangte, schien ihm eine Stimme in's Ohr zu flüstern:

„Sag's deiner Frau. Sprich mit ihr darüber.“

Aber er wies den Gedanken mit Unwillen zurück und fuhr in die Aermel.

„Wo willst Du hin, Walter?“ fragte ihn seine Frau, die eben aus der Küche hereinkam.

„Ein bischen hinaus,“ versetzte er. „In einer halben Stunde bin ich wieder zurück.“

„Wo hinaus?“

„Sag's ihr, Walter; sprich mit ihr davon,“ klang es wieder in seinen Ohren.

„Unsinn! Was versteht sie vom Geschäft? Sie kann mir doch nicht helfen,“ lautete trotzig seine innerliche Antwort.

„Sag's deiner Frau!“ dröhnte es fort und fort, als wollte die Warnung kein Ende nehmen.

„Darfst Du mir nicht sagen, wohin Du gehst?“ fuhr Frau Walter fort. „Hast Du Geheimnisse vor mir?“

„Oh, 's ist nur wegen einer Geschäftsangelegenheit. Ich will Lorenz aufsuchen.“

„Den Rudolph Lorenz?“

„Ja.“

„Sag's deiner Frau,“ klang es fast laut in seinem Ohr.

„Was hast Du mit ihm zu schaffen?“

„Sag's ihr.“

Walter stand unschlüssig. Was nützte es, wenn er es ihr sagte?

„Sprich, Walter. Du bist in letzter Zeit immer so wortkarg gewesen. Es ist Dir doch hoffentlich nichts Widerwärtiges zugestoßen?“

Sie legte ihre Hand auf seinen Arm und schmiegte sich liebevoll an ihn an.

„Nichts Besonderes,“ versetzte er in ausweichender Weise. „Der Handel ist in letzter Zeit gedrückt gewesen.“

„So? Das thut mir leid. Aber warum sagst Du mir nichts davon?“

„Was hätte es genützt, wenn ich Dir das Herz schwer gemacht hätte?“

„Das hätte sehr viel nützen können. Wenn das Geschäft des Mannes flau geht, muß die Frau ihr Augenmerk auf die Ausgaben richten: aber wenn sie nichts davon weiß, so treibt sie den Haushalt vielleicht in einer Weise fort, die sich nicht mit den Verhältnissen verträgt. Ich bin der Meinung, daß Männer ihre Frauen stets unterrichten sollten, wenn in den Geschäftsgang eine Stockung kömmt.“

„Wirklich?“

„Ei freilich. Und welchen bessern Grund könnte ich Dir dafür namhaft machen, als den bereits angegebenen? Wenn eine kluge Frau weiß, daß weniger eingeht, so wird sie auch die Ausgaben danach zu regeln bemüht seyn. Komm, Lieber; zieh Deinen Rock aus, nimm Platz und laß uns die Sache weiter besprechen, ehe Du zu Lorenz gehst.“

Walter ließ sich von seiner Frau aus dem Ueberrock helfen, der sofort wieder am Kleiderrechen versorgt wurde.

„So Walter: sprich jetzt frisch vom Herzen weg und halte mit nichts zurück. Laß mich das, was Dich drückt, in seiner vollen Ausdehnung wissen.“

„Nun, die Sache ist für den Augenblick so arg nicht; ich bin nur wegen der Zukunft bekümmert. Es drohen schlimme Zeiten und denen möchte ich vorbeugen, Lieschen.“

„Das ist klug und löblich,“ entgegnete seine Frau. „Aber sag' mir jetzt, warum Du Herrn Lorenz besuchen willst.“

Walter senkte den Blick zu Boden und blieb eine Weile stumm sitzen. Dann sah er auf und sprach:

„Die Sache verhält sich so, Lieschen: ich muß mehr Kapital in's Geschäft haben. Ohne mehr Mittel gehts nicht. Nun kann Lorenz, wie er versichert, zwölftausend Gulden einlegen, und ich glaube, er wird sich gern mit mir associiren. Wenigstens hat er mich dies schon einige Male merken lassen.“

„Und in dieser Absicht willst Du ihn besuchen?“

„Ja.“

„Thu' es nicht, Walter,“ versetzte seine Frau mit Nachdruck.

„Warum nicht?“ fragte Walter.

„Weil er kein Mensch für Dich ist, und wenn er noch einmal so viel einlegen könnte.“

„Das ist keine Antwort auf mein Warum.“

„Aber wenn ich Dir sage, daß seine Frau eine Verschwenderin ist?“

„Was weißt Du von ihr?“

„Nur was ich gesehen habe. Ich bin zwei oder dreimal bei ihr gewesen, und mußte da wohl wahrnehmen, in welchem Styl ihr Haus möblirt ist; im Vergleich mit unserer Einrichtung sieht es dort palastartig aus. Und wie sie sich kleidet! Sie braucht für Putz und Kleider allein ein kleines Vermögen. Nein, nein, Walter, verlaß Dich darauf, Herr Lorenz ist nicht Dein Mann. Mit seinen zwölftausend Gulden ist er fertig, ehe zwei Jahre herum sind.“

„Ei, Lieschen, Du sprichst recht rund heraus,“ erwiderte Walter mit einem tiefen Athemzug, „und nach dem, was Du mir sagst, fürchte ich selbst auch, daß Lorenz kein Mann für mich ist. Aber was kann ich thun?“ fügte er kleinlaut bei. „Ich muß mehr Kapital haben, oder — “ er hielt inne.

„Oder was?“ Seine Frau sah ihn fest an, ohne durch einen Zug Angst oder Schwäche zu verrathen.

„Es könnte zum Bankerott kommen.“

„Es thut mir sehr leid, daß ich Dich so reden hören muß,“ versetzte die Frau mit einem leichten Beben in ihrer Stimme; „aber gleichwohl ist es mir lieb, daß ich es weiß. Der neue Teppich in's Besuchzimmer wird jetzt natürlich nicht gekauft.“

„Oh, was dies betrifft — der Aufwand dafür kann keinen großen Unterschied machen,“ sagte Walter. „Das Besuchzimmer steht so schäbig aus, und ich weiß, daß Dein Herz an dem neuen Teppich hängt.“

„Wenn auch keinen großen, so macht's dennoch einen Unterschied,“ entgegnete die Frau entschlossen. „Beim Ueberladen reicht der letzte Strohhalm aus, das Zusammenbrechen des Kameels zu bewirken. Walter soll nicht durch die unnöthigen Ausgaben seiner Frau bankerott werden. Ich möchte den neuen Teppich jetzt nicht mehr, und wenn er mir für den halben Preis geboten würde.“

„Lieschen, Du bist eine treue, brave Frau,“ sagte Walter, in der Gluth neuerwachter Bewunderung ihr einen Kuß auf die Wange drückend.

„Ich hoffe, dies stets zu seyn,“ versetzte Frau Walter, „und werde mich immer willig finden lassen, meinen Mann zu unterstützen, sey es durch Sparen oder durch eigene Arbeit. Doch sprechen wir jetzt mehr von Deinen Angelegenheiten und laß mich Deine Bedrängniß näher kennen. Mußt Du die zwölftausend Gulden auf einmal haben?“

„Oh nein, nein; so schlimm steht's nicht. Ich habe nur die Zukunft, die Zeit in's Auge gefaßt, für die ich Deckungsmittel bereit halten muß. Was das Geschäft selbst betrifft, so brauche ich keinen Associé. Ich bin kein Freund von Compagnongeschäften, da sie gern Widerwärtigkeiten und selbst Gefahren im Gefolge haben. Ich hatte nur das Geld im Auge, nicht den Mann.“

„Wenn Du Dich mit Herrn Lorenz einließest, so dürfte Dir der Mann eine theure Zubuße zu dem Gelde werden. Dies ist wenigstens meine Meinung von ihm. Es freut mich übrigens, zu hören, daß Du von keiner unmittelbaren Gefahr bedroht bist. Läßt sich denn nicht vorbeugen?“

„Du meinst durch Beschränkung der Ausgaben?“

„Ja.“

Walter schüttelte den Kopf.

„Verzage nicht zu früh,“ sagte seine Frau. „Wir wollen einen Ueberschlag machen über den Haus- und Ladenverbrauch. Angenommen, es könnten zweitausend Gulden im Jahre erspart werden, würde das nichts ausmachen?“

„O, wenn das möglich wäre — aber es geht nicht — so würde es im Verlaufe recht viel ausmachen, obschon damit der zunächst drohenden Bedrängniß nicht abzuhelfen ist.“

„Gesetzt, es ließen sich innerhalb der nächsten zwei Monate außer dem Ladenertrag tausend Gulden beischaffen?“

„Für diese Zeit wäre damit auszureichen. Aber woher sollen die tausend Gulden kommen, Lieschen?“

„Verzweifelte Krankheiten fordern verzweifelte Mittel,“ entgegnete die Frau in entschiedener Weise. „Wir wollen von unserm Hausrath alles nur irgend Entbehrliche verkaufen und das Geld in Dein Geschäft stecken. Es lassen sich daraus immerhin zwei-, vielleicht dreitausend Gulden erzielen. Mein Piano allein ist fünfhundert werth. Wir können das Haus auf ein Jahr oder zwei vermiethen und immer wieder einziehen, wenn es besser geht.“

„So weit wollen wir's noch nicht treiben, Lieschen,“ sagte Walter.

„Aber etwas muß geschehen. Die Krankheit ist im Anzuge und mein erstes Recept wird wenigstens ihre Hauptwucht brechen. Ich habe noch eine andere Zuflucht, die mir eben einfällt. Wir können zu meiner Mutter ziehen, die immer gewollt hat, daß wir bei ihr bleiben sollen. Wir kommen dann mit der Hälfte von dem aus, was uns bisher die Haushaltung gekostet hat. Schwester Anna entschädigen wir dafür, daß sie die beiden Kinder in ihre Obhut nimmt, und ich helfe Dir im Laden; damit ersparen wir den ersten Commis.“

„Lieschen, bist Du bei Sinnen!“

„Ja wohl, Walter, vollkommen: und Du wirst Dich davon überzeugen, ehe Du um ein Jahr älter bist, wenn Du mich machen lässest. Warum sollst Du Salair für eine Arbeit ausgeben, die ich eben so gut verrichten kann? Stelle mich an Müllers Platz, und es bleiben Dir jährlich reine zwölfhundert Gulden in der Tasche.“

„Daran ist nicht zu denken, Lieschen. Wir wollen noch eine Weile warten.“

„Aber wir müssen daran denken, und dürfen auch nicht länger zuwarten,“ entgegnete die kleine Frau mit Bestimmtheit. „Mit dem Rechten muß man nicht lange zögern. Wird uns mein Plan nicht sichern?“

„Das freilich; aber —“

„So handeln wir danach, und lassen uns durch keine weiteren Aber beirren. Oder —“ sie blickte ihn etwas boshaft an — „willst Du vielleicht vorher mit Herrn Lorenz Rücksprache nehmen?“

„Zum Geier mit diesem Herrn Lorenz!“ rief Walter.

„Recht so; und da wir seine Hülfe nicht brauchen, so wollen wir uns selbst helfen. Ich habe immer sagen hören, Selbsthülfe sey die beste und zuverlässigste. Wir können offen gegen einander seyn, und dürfen uns wechselseitig trauen; bei andern Leuten ist dies nicht immer der Fall. Wann wollen wir die Auction abhalten?“

„Nicht so schnell, Lieschen; nicht so schnell. Ueber die Auction sind wir noch nicht im Reinen. Man hat sichern Verlust dabei. In Versteigerungen wird kaum der halbe Ankaufspreis des Hausrathes erzielt.“

„Immerhin Gewinn genug, wenn sie uns vor dem Bankerott bewahrt. Und Du sagst ja, daß wir damit bedroht seyen?“

„Ich denke, es geht auch ohne dies,“ versetzte Walter. „Wie die Sachen stehen, gefällt mir allerdings Dein Vorschlag, an Müllers Stelle zu treten, nicht übel; denn dadurch würden immerhin jährlich zwölfhundert Gulden erspart.“

„Wie kann ich Dir aber in dem Laden helfen, wenn ich die Haushaltung fortzuführen habe?“ versetzte Frau Walter. „Das Haus muß mir also zuerst abgenommen werden.“

„Glaubst Du nicht, daß Anna sich bewegen ließe, auf einige Monate zu uns zu ziehen? Wir können dann den Versuch weiter in Erwägung nehmen.“

„Aber das Geld, Walter, das Geld, das der Hausrath einbringen wird! Darauf müssen wir zuerst sehen. Wir brauchen das Geld jetzt.“

„Freilich.“

„Dann muß es bei der Auction sein Verbleiben haben. Halbe Maßregeln helfen nicht, sondern verderben im Gegentheil alles. Ich weiß, die Mutter läßt Anna nicht fort; es ist also unnütz, sich weiter mit diesem Gedanken zu plagen. Die Auction, Walter, die Auction — verlaß Dich darauf, sie ist das beste Aushülfemittel. Hast Du nur erst zwei- und dreitausend Gulden wieder in Händen, so wirst Du Dich gleich als einen anderen Mann fühlen — sie geben Dir auf's Neue Muth, Vertrauen und Thatkraft.“

„Du magst Recht haben, Lieschen; aber der Gedanke an diese Auction, von der Du so leicht sprichst, will mir nicht hinunter.“

„Wie, bist Du so hasenherzig und fürchtest Dich, zu thun, was Dir die Klugheit als das Rechte bezeichnet!“

„Ich war es, Lieschen, bin's aber nicht mehr. Mit einer so muthigen Frau, wie Du bist, an der Seite, brauche ich die ganze Welt nicht zu fürchten.“

Eine Woche später fand die Versteigerung statt. Als der Auctionator die Rechnung abschloß, konnte er gegen fünfundzwanzighundert Gulden abliefern, die gerade zu rechter Zeit einliefen, so daß der bekümmerte Walter sich wieder leicht wie ein Vogel fühlen konnte. Acht Tage darauf trat Frau Walter als erster Commis und Cassirer in den Laden ihres Mannes ein. Anfangs gab es zwar verschiedentliche Zeichen von Rebellion unter dem übrigen Dienstpersonal; aber Lieschen hatte einen scharfen sicheren Blick, und ihr Selbstvertrauen machte allmählig einen solchen Eindruck, daß schon ihre Gegenwart die widerspenstigen Geister bezwang. Ihr Takt und ihre Thatkraft übten auch bald einen vortheilhaften Einfluß auf das Geschäft, und nach Ablauf eines halben Jahres standen die Einnahmen höher als je.

Ehe Frau Walter an der Handlung selbstthätigen Antheil nahm, war ihr Mann fast die Hälfte der Geschäftsstunden außer Haus, um die benöthigten Geldmittel aufzutreiben; jetzt hatte er stets die zur Deckung erforderlichen Baarmittel, und konnte sonach auch seinem Geschäfte eine größere Aufmerksamkeit zuwenden. Dieses nahm dadurch natürlich einen Aufschwung, und warf unter dem neuen System immer ansehnlichere Beträge ab, so daß nach Verfluß des ersten Jahres (um uns Walter's eigenen Ausdrucks zu bedienen) „alles recht war.“ Nicht dasselbe konnte ein Nachbar von sich rühmen, der, um mehr Kapital zu erhalten, den Herrn Lorenz zum Associé angenommen. Statt zwölftausend Gulden beizubringen, hatte dieser „Kapitalist“ nur dreitausend Gulden beschaffen können, dafür aber vor Ablauf des Jahres sechs- oder siebentausend Gulden aus dem Geschäft gezogen und für noch viel höhere Summen Wechsel auf die Firma ausgestellt. Eine unausbleibliche Folge dieses Gebahrens war der Bankerott des Hauses.

Als Walter von diesem Ausgang hörte, bemerkte er mit einem Achselzucken:

„Mein Nachbar dauert mich; aber er hätte vorher mit seiner Frau darüber sprechen sollen.“

„Ueber was?“ fragte ihn die Person, an welche er diese Bemerkung gerichtet hatte.

„Darüber, daß er mehr Kapital brauche und den Lorenz zum Associé annehmen wolle.“

„Was hätte ihm dies nützen können?“

„Es würde ihn vielleicht, wie mich, vor dem Verderben bewahrt haben.“

„Wie Sie, Walter? Sie sind geheimnißvoll.“

„Ja, wie mich. Mit dürren Worten: Vor einem Jahre fehlte es mir an Geld in meinem Geschäfte, und ich dachte an eine Verbindung mit Lorenz. Ich theilte es meiner Frau mit, und sie sagte: „Thu's nicht.“ Ich folgte ihr, denn sie begründete ihre Warnung damit, daß sie mir über die Verschwendung seiner Frau die Augen öffnete. Ich theilte ihr sodann meine Verlegenheit mit, und ihr klarer Kopf zeigte mir den Weg, wie ich mich herausarbeiten sollte. Vorher hatte ich freilich nur eine geringe Meinung von ihrer Einsicht in Geschäftssachen; jetzt aber möchte ich jedem Geschäftsmanne, der sich in einer Klemme befindet, zurufen: „Sag's Deiner Frau!“

Der
Landesverrath vor dem Richterstuhl der Nation.

„Wer sein Vaterland verräth, der hat sich das Kains-Zeichen selbst auf die Stirne gedrückt.“ —

Vor 46 Jahren hat jener große deutsche Mann mit der kurzen Lafayette'schen Adresse: „An Karl v. Rotteck in Europa“ — eine

Gerichtsscene in den Deutschen Blättern veröffentlicht, welche wie ein schmerzlicher Warnungsruf aus den trübsten Zeiten unseres Vaterlandes in unsere Zeit hereintönt, und vor ähnlicher Schmach und Schande warnt: „Als der Perserkönig Darius seine Herolde unter die griechischen Völker sandte, um deren Unterwerfung zu fordern, brachten die ergrimmten Athenienser nicht nur die stolzen Herolde, sondern auch den Dollmetscher um's Leben, der ihnen den Sinn der Auffoederung erklärte, weil er durch Verkündigung unwürdiger Befehle des Fremdlings die griechische Sprache entweiht hätte. So wenig sich in dieser Handlung die wilde Leidenschaftlichkeit eines rohen Volkshaufens verkennen oder billigen läßt, so lag ihr doch eine sehr natürliche und sehr preiswürdige Empfindung zum Grunde — der edle Nationalstolz und die Heiligbaltung der vaterländischen Sprache. Noch hatten die Athenienser nur Töne der Freiheit und des Ruhmes und der brüderlichen Mittheilung in derselben vernommen, jetzt sollte sie Organ einer schmachvollen Aufforderung seyn? Aber wie, wenn sich unter jenen Atheniensern nicht etwa blos gezwungene Dollmetscher des feindlichen Machtgebotes — wenn sich gar freiwillige Schutzredner des fremden Joches, feile Lobpreiser der Knechtschaft, Lästerer dar Nationalwürde und Prediger der Verworfenheit gefunden hätten? Welche Strafe würde man schwer genug erachtet haben, um solches Verbrechen zu sühnen? Sünder dieser Art hätte die Volkswuth zerrissen, bevor sie zum Tribunale gekommen wären. Widerfuhr doch solches dem Redner Cyrsilus, der, als um der Freiheit willen das ganze Volk die von Xerxes bedrohte Stadt verließ, den kleinmüthigen Rath der Unterwerfung gegeben hatte, und darum gesteinigt ward; nicht minder dem Senator Lycidas, den man mit Frau und Kindern tödtete, weil er — kurz vor der platäensischen Schlacht — verlangt hatte, daß man die Anträge des persischen Feldherrn Mardonius wenigstens anhöre. Aber wir setzen den Fall: während der Ueberschwemmung Attikas durch Xerxes' Heer wären Sachwalter der persischen Herrschaft in Athen aufgetreten, und es stünden dieselben — nach überstandenem Sturm und wiedergeborenen Freiheit — als Angeklagte vor einem regelmäßigen Gericht, vor dem ehrwürdigen Areopag, oder vielmehr vor der großen Ekklesia. Die Volkswuth hat sich gelegt; die Prytanen haben Stille geboten; den Beklagten ist ein Vertheidiger zur Seite und spricht beschönigend, wie folgt: Nicht Alle, welche hier zitternd vor Euch stehen, Ihr Athenienser, sind eines gleich schweren Verbrechens beschuldigt, nicht Alle kann ein gleiches Urtheil treffen. Dort sind welche, die man nur des Irrthums zeihen kann. Sie glaubten aufrichtig, die Perser würden Glück über Griechenland bringen, und die Gebrechen unserer innerlichen kranken Verfassung heilen. Sie sahen den Pomp des asiatischen Königs und seine übermüthigen Worte für Proben von wahrer Größe an, und hielten ihn berufen durch die Götter zur Regierung, zur Beglückung der Welt. Ja, bei Einigen dauert die Verblendung noch jetzt fort; sie meinen, die Griechen seyen unmündig an Geist; von Susa aus müsse die Lehre und nöthigenfalls auch die Ruthe für Uns, der Erziehung bedürftige Knaben kommen! Ihr möget lachen oder weinen über diese Thoren, Ihr Richter, aber strafen könnt Ihr sie nicht. Andere unter den Beklagten verkannten die Last und die Schmach der persischen Herrschaft nicht; aber sie hielten für unmöglich, ihr zu entweichen. Darum vermeinten sie, es sey gerathener sich willig zu unterwerfen, als durch Widerstreben den Zorn des Gewaltigen zu reizen. So werde wenigstens einiges Besitzthum und das physische Daseyn der Einzelnen gerettet, wenn auch das moralische Leben der Nation aufhöre! Es sey besser, die Jünglinge für, als gegen den großen König in Kampf zu schicken, und, wenn derselbe einmal die ganze Welt erobert hätte — was nicht so lange dauern könnte — dann würde ja wohl der Friede kommen. Auch diese Redner könnt Ihr nicht strafbar finden. Kleinmuth ist kein Verbrechen; heroische Dahingebung nicht Jedermanns Sache.

Aber noch ist eine Anzahl Beklagter da, welche, man muß es gestehen, nicht aus Irrthum und nicht aus Kleinmuth sündigten. Der „Eigennutz“ hat sie verführt, sie haben Gold oder Ehre oder Macht gesucht, da sie die Tyrannei vertheidigten. Für diese, o Richter, da die strenge Gerechtigkeit sie verdammen müßte, rufe ich Euer Mitleid, oder vielmehr die billige Nachsicht mit den Schwächen der Menschheit an. Wie Vieles läßt man sich gefallen um Ansehen oder Reichthum! — Wer vergebens nach Auszeichnung unter seinen Mitbürgern gerungen, wer Fehlschlagung in seinen Erwerbsprojekten erfahren — oder auch das Seinige leicht verschwendet hatte — mochte leicht, wenn er die griechische Gesinnung verläugnete, durch Xerxes oder seiner Satelliten Gunst zum Glanz und Ueberfluß gelangen. Je Wenigere sich dazu bereitwillig fanden, ein desto größerer Preis wurde geboten. Und ist nicht das Talent der Rede, wie jedes andere, ein Kapital, das der Besitzer bestens nutzen mag? Sey es, daß diese Anwendung vieles Unheil gestiftet, Unwissende bethört, Schwache verführt, dem Vaterlande Gefahr und Schande gebracht habe: — die Beklagten sind willig, dies Alles wieder gut zu machen. Um mäßigen Lohn, ja um die bloße Verzeihung werden sie jetzt ebenso eifrig gegen, als ehedem für die Perser schreiben; beim ersten Umschwung der Dinge haben sie ja schon die Sprache geändert; die Sache, mit der es die Götter halten — die triumphirende — ist immerdar die ihrige . . . .

(Schluß folgt.)

Gemeinnütziges.

Die Benutzung der Kühe zur Arbeit. Ein namentlich für die kleinen Wirthe so wesentlicher Gegenstand empfiehlt sich in den Resultaten neuerer Erfahrungen immer wieder von Neuem. Herr Elsner von Gronow verwendet nach seinen Mittheilungen in der schlesischen landwirthschaftlichen Zeitung seine Kühe zu allen kleinen Wirthschaftsfuhren auf dem Gute, einem Theile der Bau- und Düngerfuhren und der Sturzarbeiten im Herbste, und wird nur darauf gesehen, daß die tragenden Kühe geschont, die arbeitenden nur halbe Tage im Wechsel benutzt werden. Die vielfachen Vortheile dieser Benutzung liegen zu Tage und es gilt nur, den immer wieder aufsteigenden Zweifeln: ob der Nutzen der gewonnenen Spannkraft nicht von dem Verluste an Milch aufgewogen werde, immer wieder neue Thatsachen entgegenzusetzen. Diejenigen, welche E. v. Gr. anführt, bestehen in Folgenden: Bei starker Arbeit, d. h. wenn die Kuh 100 Arbeitstage und darüber im Jahre leistet, stellt sich der Milch-Verlust auf 5,14 Quart per Arbeitstag bei Kühen von 750 Pfd. Lebendsgewicht, welche täglich 25 Pfd. Heuwerth Futter erhielten. Bei mäßiger Arbeit war kein Milchverlust zu berechnen; es lieferte die Kuh (außer der von 28 und 56 Kälbern 8 Wochen lang konsumirten Milch) 1855/56 von 82 Kühen bei durchschnittlichen $7\frac{1}{2}$ Arbeitstagen durchschnittlich 1328 Quart Milch. 1856/57 von 92 Kühen bei durchschnittlich 1390 Quart Milch. Es ergab sich demzufolge bei einem Mehr von $4\frac{1}{2}$ Arbeitstagen nicht allein kein Minus, sondern, namentlich wenn die größere Anzahl von Kälbern bei der zweiten Reihe und deren Konsumtion an Milch berechnet wird, ein Plus an Milch.

Brod zu treiben, lehrt Dr. Thomson, soll man sich nicht der Kohlensäure, also nicht der Hefen bedienen, sondern des Ammoniak-Alauns und kohlensauren Ammoniaks; der Ammoniak verdunstet beim Backen und es bleibt nur eine ganz kleine Quantität schwefelsaure Thonerde, d. i. Alaun, im Brode zurück, was durchaus unschädlich ist.

Kleinigkeiten.

Ueber den Durchstich des Mont Cenis schreibt die N. Zür. Ztg.: „Die Maschinen der HH. Grattoni und Sommeiller bewähren sich in merkwürdig vortheilhafter Weise. Sie arbeiten mit 250 Pferdekraft gleichzeitig von beiden Seiten nach der Mitte zu. Sie wirken durch komprimirte Luft und setzen ungeheure Instrumente in Bewegung. Während im Beginn das Werk mit der Handarbeit von je zwölf Grubenarbeitern im Tag nur um 40 Centimetres avancirte, repräsentirt jede Maschine 2500 Arbeiter, und der tägliche Fortschritt ist jetzt zwei Metres, nämlich ein Metre auf jeder Seite. In einigen Monaten hofft man es auf drei Metres zu bringen. Der Tunnel wird 12 Kilometer lang, liegt 1330 Metres über dem Meere und 1060 Metres unter der Spitze des Mont Cenis. Seine Steigung ist $\frac{1}{2}$ per Mille mit Abdachung vom Centrum, so daß er auf der einen Seite nach Savoyen, auf der andern nach Piemont abfällt. Ein inmitten der Straße liegender Kanal von 8 Dezimetres Weite führt das durchsickernde Wasser ab. Alle zwei Wochen wird eine Rekognition über Richtung und Nivellement unternommen. Jedesmal, wenn die von den Maschinen gemachten Löcher mit Pulver gefüllt sind und es zum Schießen kommt, ziehen sich die Arbeiter um 100 Schritte hinter Schutzwände von Blech zurück. Nach dem Schießen wird ein Luftzug hergestellt, durch welchen der Rauch herausgetrieben wird, und die Arbeit beginnt sofort wieder. Der Schutt wird auf Schienen weggeschafft. In 6 Jahren hofft man mit dem Durchstich fertig zu seyn, und hat dann 738,000 kubische Metres von Erde und Stein, oder eine Milliarde Kilogramme Schutt herausgeschafft. Jetzt erfordert die Fahrt von Paris nach Turin 30 Stunden; ist der Tunnel hergestellt, so genügt es an 17 Stunden. Zur Durchfahrt durch den Tunnel genügen 26—40 Minuten.“

Die öffentliche Meinung.

Der bayerische Abgeordnete Dr. Ruland hat in der Kammer laut erklärt: „Die öffentliche Meinung ist die öffentliche Dummheit.“

Bravo! Ganz richtig! Wir schließen uns diesem Ausspruch an, er hat uns wohl gethan und wir wünschen uns Glück dazu, daß dieß einmal von einer Autorität im Gebiete der Moral gesagt wurde.

Mirès, Hofbanquier.
Daniel von Hassenpflug. }
Frhr. von Bach. } Sämmtlich außer Dienst.
Frhr. von Manteuffel. }
Patzke, Oberst. }
Jungfer Rasmussen, im Dienst.
Und noch Viele im Namen Aller, welche von der öffentlichen Dummheit verfolgt werden.

Deutschlands Oberfeldherr.

(Von einem alten Soldaten.)

Wer führt's Kommando? — Aufgeschaut! —
Der führt's, der in die Pfanne haut
Dem Feinde, und der stets voran,
So wie im Frieden, auch im Krieg
Die deutschen Männer führt zum Sieg
Begeistert auf des Fortschritts Bahn!

Was soll das Zanken und der Streit
Um's Oberhaupt? — Zu jeder Zeit
Ist es doch nur der rechte Mann,
Der muthig, fest mit Herz und Hand
Für's große deutsche Vaterland
In allen Kämpfen geht voran.

Ob Blücher, oder Schwarzenberg,
Aus Bayern, oder Württemberg
Der Führer sey, ist einerlei:
Geht er nur muthig, brav und groß
Voran und auf die Feinde los, —
Er ist der Held dann — Wer Er sey!

Nur auf der Wahlstatt wird erkannt
Der Würdigste im Vaterland
Der Allen Andern geht voran. —
Drum Alle auf! und frisch in's Feld!
Dort findet sich der wackre Held
Und Kämpfer auf der Siegesbahn!

Er ist alsdann der rechte Mann,
Dem Deutschland stolz vertrauen kann
Im einigen und starken Bund,
Und seiner Fahne Schwarz, Roth, Gold
Wird frei und siegend dann entrollt
Im ganzen weiten Erdenrund!

Das Zöpfle.

Wie wär's doch in der Welt so nett,
Wenn ich nur nicht mein Zöpfle hätt —
Ei das fatale Zöpfle!

„So schneide doch das Zöpfle ab
Und leg' es in ein kühles Grab —
Es macht Dir keine Schmerzen!"

„Abschneiden? Nein! nach altem Brauch,
Wie's Vater trug, trag' ich es auch —
's ist leider nicht mehr Mode!

„Willst du zum Spott der Leute gehn?
Die Leute weisen, die dich sehn,
Auf's Zöpfle mit dem Finger."

Weißt, was ich mit dem Zöpfle thu'?
Ich knöpf' den Rock darüber zu —
Da wird's wohl Keiner merken.

„Besinn' dich, Freundchen, nicht zu lang!
Gewerbefreiheit oder — Zwang?
Es heit Entweder — Oder!"

A bißle Freiheit und Vernunft,
A bißle Zwang, a bißle Zunft —
So laß' ich mir's gefalle!

„Nun denn, so trag' in Ewigkeit
Dein Zöpfle der Vergangenheit —
Dein altes, fades Zöpfle!"

Räthsel.

Niemals hat es wohl ein Menschenleben
Auf der Erde weitem Kreis gegeben,
Welchem nimmer meine Macht genaht.
Jeder wünscht befreit von mir zu bleiben,
Und doch rufen mich durch eig'nes Treiben
Viele selbst auf ihren Lebenspfad.

Doch wie aus der Erde dunkelm Schweigen,
Würz'ge Blumen zu dem Lichte steigen,
Perlen ruhen in des Meeres Schooß,
So erwachsen auch aus meinen Tiefen
Edle Keime, die verborgen schliefen,
Ringen Tugenden sich glänzend los.

Oft entschwebet mir auf leichten Schwingen,
Was Dich kann der Gottheit näher bringen,
Deine Brust begeistert, tröstet, rührt.
Nur zwei Zeichen darfst Du anders lesen
Und Du kennest dieses Zauberwesen,
Das hinauf zum lichten Aether führt.

Auflösung der „Rösselsprung-Aufgabe" in der Sonntags-Beilage Nro. 96 vom 8. September 1861.

Was wir nur matt in Nebelfernen schauen,
Wird frei der Geist in Licht und Klarheit seh'n,
Was Ahnung hier und gläubiges Vertrauen
So mild, so sanft durch unsre Seele weh'n,
Dort wirds enthüllt in jener Himmelsferne.
Sie trügen nicht, des Glaubens Morgensterne.

Richtige Auflösungen gingen ein von: Franz K. — J. L. — Emma. — Aug. Kr. — Heur. W.

Auflösung der „Kartenspiel-Aufgabe" in Nr. 36 der Sonntags-Beilage vom 8. September 1861.

Man nimmt ein Spiel Karten, mischt es gut durch, läßt die beliebigen Karten ziehen und sie verdeckt nebeneinander legen. Nun gibt man die übrigen Karten dem, der die drei Karten gezogen, bedeutet ihn, daß das Aß 11 Augen, die andern Figuren jede 10 Augen gelten, die andern Karten aber, 7, 8, 9 und 10, in ihrem Nennwerthe bleiben, und läßt zu jeder der gezogenen Karten so viel Blätter legen, als noch zur Zahl 15 Augen fehlen. Derjenige, welcher das Kunststück macht, mag sich beim Zuzählen der Karten wegwenden, verlangt darauf die übriggebliebenen Karten, und während er nun die Augen der anfangs gezogenen Karten, die zu unterst der Häufchen liegen, zusammenrechnen läßt, zählt er schnell die sich in seiner Hand befindlichen übriggebliebenen Blätter, addirt 16 hinzu, und gibt dies jedesmal die Summe der Augen der drei gezogenen Karten.

Beispiel. Gezogen wäre 8 König Aß
Darauf werden Blätter gelegt
bis zur Zahl 15 7 5 4
Die übriggebliebenen Karten sind 13, dazu die Zahl 16 gezählt, gibt die Zahl 29, und soviel müssen Augen auf den gezogenen Karten sich befinden. Die Achte = 8
Der König = 10
Das Aß = 11
29.

Richtige Auflösungen gingen ein von: H. L. — P. A. — M. W...t.

Viktualien-Preise in Augsburg im Monat August 1861.

	fl.	kr.	pf.	bis fl.	bis kr.	bis pf.
1 Pfund feine Rollgerste	—	14	—	—	—	—
1 Pfund mittlere Rollgerste	—	12	—	—	—	—
1 Pfund grobe Rollgerste	—	10	—	—	—	—
1 Vierling Erbsen	1	12	—	—	—	—
1 Vierling Linsen	1	30	—	—	—	—
1 Vierling Hirsen	2	8	—	—	—	—
1 Vierling Hanfkörner	—	48	—	—	—	—
1 Vierling Haberkern	2	8	—	—	—	—
Bei dem k. Salzfaktorie dahier						—
Kochsalz, 1 Fässel zu 150 Pfund	9	30	—	—	—	—
Kochsalz 1 Sack zu 131 Pfund	8	29	2	—	—	—
Kochsalz 1 Pfund bei den Huckern	—	4	—	—	—	—
Viehsalz 1 Centner	2	9	—	—	—	—
Viehsalz, 1 Fässel zu 250 Pfund	5	22	2	—	—	—
Dungsalz, 1 Fässel zu 650 Pfund	7	15	—	—	—	—
1 Centner nasses Unschlitt	26	30	—	—	—	—
1 Centner ausgelassenes Unschlitt	36	30	—	—	—	—
1 Pfund gegossene Lichter	—	27	—	—	—	—
1 Pfund gezogene Lichter	—	25	—	—	—	—
1 Pfund Seife	—	16	—	—	—	—
1 Centner Heu	1	18	—	—	—	—
1 Centner Ohmet	1	22	—	—	—	—
1 Centner Roggenstroh	1	14	—	—	—	—
1 Centner Gerstenstroh	—	50	—	—	—	—
1 Centner Haberstroh	—	52	—	—	—	—
1 Maaß unabgerahmter Milch	—	4	—	—	—	—
1 Maaß abgerahmte Milch	—	2	—	—	—	—

	fl.	kr.	pf.	bis fl.	bis kr.	bis pf.
1 Metzen weiße Rüben	—	—	—	—	—	—
1 Vierling bayer. Rüben	—	—	—	—	—	—
1 Metzen weiße Kartoffel	—	54	—	1	—	—
1 Metzen rothe Kartoffel	—	—	—	—	—	—
1 Pfund gedörrte Zwetschen	—	—	—	—	—	—
1 Pfund gedörrte Kirschen	—	14	—	—	—	—
1 Pfund Hechte	—	33	—	—	36	—
1 Pfund Karpfen	—	20	—	—	—	—
25 Stück Krebse	—	8	—	—	12	—
1 Pfund Krebse	—	24	—	—	30	—
1 Pfund geräuchertes Fleisch	—	32	—	—	—	—
1 Pfund Leinöl	—	20	—	—	—	—
1 Pfund Schmalz	—	28	—	—	32	—
1 Pfund Schweizer-Butter	—	28	—	—	30	—
1 Pfund Land-Butter	—	26	—	—	28	—
7 Eier	—	6	—	—	—	—
1 Spanferkel	—	—	—	—	—	—
1 Gans in Federn	1	6	—	1	12	—
1 gerupfte Gans	1	18	—	1	30	—
1 Gansjung	—	12	—	—	14	—
1 Ente in Federn	—	24	—	—	30	—
1 gerupfte Ente	—	30	—	—	36	—
1 Entenjung	—	3	—	—	4	—
1 Indian	2	24	—	2	48	—
1 alter Hahn	—	18	—	—	21	—
1 alte Henne	—	20	—	—	30	—
1 Huhn	—	20	—	—	27	—

	fl.	kr.	pf.	bis fl.	bis kr.	bis pf.
1 Paar Tauben	—	14	—	—	16	—
Eine Maaß Kirschenwasser	—	48	—	1	—	—
Eine Maaß guter Fruchtbranntwein	—	20	—	—	—	—
Eine Maaß geringer Branntwein	—	16	—	—	—	—
Eine Maaß Weinessig	—	12	—	—	—	—
Eine Maaß Bieressig	—	4	—	—	—	—
Eine rohe Zunge	1	30	—	1	36	—
Eine geräucherte Zunge	1	36	—	1	48	—
1 Pfund Hirschwildpret	—	—	—	—	—	—
1 Pfund Rehwildpret	—	12	—	—	24	—
1 Pfund Schwarzwildpret	—	—	—	—	—	—
1 Fasan	—	—	—	—	—	—
Eine Wildente	—	—	—	—	—	—
1 Rebhuhn	—	—	—	—	—	—
Eine Schnepfe	—	—	—	—	—	—
1 Hase mit Jung	—	—	—	—		—
1 Hase ohne Jung				—	—	—
1 Pfund feiner Flachs	—	30	—	—	32	—
1 Pfund mittlerer Flachs	—	24	—	—	26	—
1 Pfund Werg	—	10	—	—	12	—
1 Pfund Schafwolle	—	48	—	—	54	—
1 Klafter Buchenholz	19	14	—	—	—	—
1 Klafter Birkenholz	16	31	—	—	—	—
1 Klafter Föhrenholz	12	56	—	—		—
1 Klafter Fichtenholz	11	32	—	—	—	—
1 Fuder weicher Kohlen	5	48	—	6	—	—
1000 Stück Torf	2	9	—	—	—	—

Sonntags-Beilage
zum
Augsburger Anzeigblatt.

Nummer 38. 22. September 1861.

Ein Stück Kölner Geschichte.

Von A. W. Stoll.

Köln, das heilige Köln, mit soviel Kirchen und Kapellen als Tage im Jahr, war im Mittelalter nebst Mainz die bedeutendste Stadt in Deutschland. Durch die günstige Lage am Rhein, der ersten Handelsstraße Europas, durch den rührigen Fleiß und die Geschicklichkeit der Einwohner, vielfache Gerechtsame und Freiheiten, welche die Kaiser ihr freigebig gewährt, hatte die volkreiche Stadt sich zu blühendem Reichthum erhoben. Stark durch diesen Reichthum, durch den Muth und die Tapferkeit und den Gemeinsinn ihrer Bürger, wußte sie ihrem Handel nach allen Seiten hin, zu Wasser und zu Land, Schutz und Sicherheit zu verschaffen und ihre Freiheit gegen auswärtige Feinde zu behaupten, zumal da sie ein Mitglied des großen Städtebundes war, der unter dem Namen der deutschen Hansa selbst Könige seine Macht fühlen ließ. Aber der gefährlichste Feind ihrer Unabhängigkeit saß in ihren eigenen Mauern. Es war der Erzbischof von Köln.

Die Erzbischöfe von Köln beherrschten ein großes, schönes Land zu beiden Seiten des untern Rheins nebst dem Herzogthum Westphalen. Zahlreiche blühende Städte waren ihnen unterthan, viele Grafen und Ritter waren ihre Vasallen; allein die Stadt Köln selbst, wo ihr bischöflicher Stuhl stand, erkannte sie nicht als ihre Oberherrn an, sie nannte nur den Kaiser ihren Herrn und wachte sorgsam über die Erhaltung dieser ihrer Reichsunmittelbarkeit.

Aber es ist nicht zu verwundern, daß die Erzbischöfe lüsternen Herzens nach dem Besitze dieser kostbarsten Perle in ihrem Bisthume strebten und die reiche mächtige Stadt, in deren Mauern sie ihren Sitz hatten, unter ihr Scepter zu beugen suchten. Bald mit Gewalt, bald mit List suchten sie zu dem gewünschten Ziele zu gelangen. Daraus entstanden denn häufige blutige Fehden, welche sich durch kurze Zwischenräume unterbrochen Jahrhunderte lang hinzogen. Mochte auch der Bischof bisweilen den stolzen Sinn des Bürgers niederwerfen und glauben, der besiegten Stadt nun Gesetze vorschreiben zu können, bald erhob sich die freiheitsliebende Bürgerschaft wieder und zerschlug mit den Waffen das Joch, das er ihnen auferlegt.

Unter der Regierung des Erzbischofs Hanno II. von Sonnenberg (1055—1075), desselben, der das königliche Kind Heinrich IV. geraubt, um in seinem Namen über Deutschland zu herrschen, waren die ersten blutigen Auftritte der Art vorgekommen, und es war ihm durch geistliche und weltliche Mittel gelungen, die Stadt sich unterthan zu machen. Die kurz zuvor an Bürgern so zahlreiche Stadt ward plötzlich, wie ein Chronist des Mittelalters sich ausdrückt, in eine Einöde verwandelt, ihre Straßen, welche sonst die dichten Haufen der Fußgänger kaum fassen konnten, ließen nur noch spärlich und einzeln einen Einwohner sehen, schaurige Stille erfüllte die vormals der Freude und Lust geweihten Orte.

Unter Hanno's Nachfolgern erhob sich Köln allmälig wieder, und nachdem es lange Zeit zwischen Reichsstadt und geistlicher Stadt in zweideutigem Zustande hin- und hergeschwankt, stand es am Ende des 12. Jahrhunderts wieder als eine freie und mächtige Stadt da. Aber bald ward die Freiheit der Stadt auf's neue bedroht. Konrad von Hochstetten, ein stolzer Fürst, der von 1237—1261 auf dem erzbischöflichen Stuhle saß und den Riesenbau des Kölner Doms begann, unternahm es auch, ein festes Gebäude weltlicher Herrschaft sich dadurch zu gründen, daß er die Hauptstadt und den Mittelpunkt seines Kirchsprengels, die freie Stadt Köln, unter seine Gewalt brächte. Mit Waffengewalt richtete er Nichts aus, die Kölner schlugen ihn blutig zurück; da versuchte er es durch List, und die Kölner erfuhren es, daß durch Zwietracht und Uneinigkeit im eigenen Lager die Macht zerfällt und die Freiheit gefährdet ist. Der Erzbischof erweiterte die Eifersucht zwischen den alten adeligen Geschlechtern der Stadt, welche bis dahin allein das Regiment geführt hatten, und den Zünftigen, der niederen Bürgerschaft; er überredete die letzteren, daß sie gleiche Rechte mit den Adeligen verlangten, und benutzte dann den hieraus entstandenen Streit so gut, daß er auf dem besten Wege war, die Stadt gänzlich in seine Gewalt zu bringen.

In demselben Geiste fuhr sein Nachfolger zu handeln fort, Engelbert II. von Falkenburg (1261—1275), von dessen Bestrebungen, die Stadt Köln vollends zu knechten und sie ihrer Vorrechte zu berauben, wir hier vornehmlich reden wollen.

Konrad von Hochstetten hatte es dahin gebracht, daß statt der Patrizier, der Mitglieder der alten Adelsgeschlechter, Leute aus den Zünften als Bürgermeister, Schöffen und Rathsherren eingesetzt wurden, lauter arme und beschränkte Leute, die sich ganz von seinem Willen leiten ließen. Diese ließ Engelbert bestehen in der Absicht, die Adeligen oder die Alten, wie man sie nannte, deren hochstrebender Sinn ihm bekannt war, völlig zu unterdrücken und aller Vorrechte zu berauben. Als das die Alten merkten, entschlossen sie sich, um zu retten, was zu retten war, sich dem Erzbischof anzuschließen und seine Herrschsucht auszubeuten. Sie riethen ihm, wenn er sich bei der Gemeinde beliebt machen wolle, so müsse er die neuen Schöffen wegen ihres verhaßten Betragens, ihrer ungerechten räuberischen Amtsführung eher züchtigen als schützen, und boten ihm zur Ueberwältigung der Zünfte ihre Hülfe an. Der Erzbischof folgte ihrem Rath; er setzte die Schöffen ab und wählte an ihre Stelle Patrizier, wußte aber die Parteisucht der Bürger so klug zu benutzen, daß ihm sogar die Thore und die Schlüssel der Stadt in die Hände geliefert wurden.

Jetzt glaubte er, Alles gewonnen zu haben und beeilte sich, die gewonnene Herrschaft für die Dauer zu befestigen. Er besetzte die Thore und Thüren mit seinen Söldnern und baute zwei feste Bollwerke mit Wachthäusern an die Stadtmauer, um die Bürgerschaft im Zaume zu halten; dann setzte er Amtleute ein, die in seinem Namen Recht sprechen und die Stadt verwalten sollten. Zuletzt ließ er von Bonn aus, wo sich die Kölner Erzbischöfe wegen ihrer beständigen Streitigkeiten mit den Kölnern zumeist aufhielten, wie aus gleichem Grunde die Mainzer Erzbischöfe zu Eltville, durch seinen Abgeordneten, Hermann von Bittinghofen, den Kölnern erklären, daß er alle Einkünfte von den Zöllen, vom Malz, von Früchten und sonstige Schatzung für sich fordere.

Nun sahen Vornehme und Geringe, die Alten wie die Zünfte, wohin ihre Zwietracht sie gebracht hatte. Die Bürgerschaft vernahm mit Schrecken die Forderungen des Bischofs, man stand lange traurig und in stummem Zorne da, ohne zu wissen, was zu thun; da trat endlich ein Bürger Namens Eberhard vor und sprach zu seinen Mitbürgern:

„Ihr Herren und Freunde! Möget ihr arm seyn oder reich, von einem alten Geschlechte oder zünftig: ihr höret nun, wo das Spiel mit dem Bischof hin will. Daß man uns schätzet, wäre immer noch zu leiden; allein daß man uns zuletzt noch Rock und Hemd ausziehen wird, daß man die heilige freie Stadt Köln also mit Burgen und Söldnern bedrückt, ist nicht auszuhalten. Vormals, als der Städte Freunde zu dem kaiserlichen und königlichen Hof zu kommen pflegten, sprach man: hier kommen die Herren von Köln! und jetzt sind wir so weit herabgesunken, daß wir mit Weib und Kindern gefangen sind. Auf, edle Herren und Bürger! laßt uns zusammenhalten und unser Recht wieder gewinnen, das wir verloren haben.“

Die Worte des entschlossenen Mannes zündeten. Sofort lief man auseinander, um Waffen zu holen, Eberhard zog die Sturmglocke, in furchtbarem Aufruhr stürmte die bewaffnete Bürgerschaft durch die Straßen, selbst Greise und Knaben und Weiber mischten sich in die tobenden Haufen. Man griff die Thore und Thürme an und erstürmte sie; man erstürmte die beiden Bollwerke des Bischofs an der Stadtmauer, erschlug den größten Theil der Besatzung und zerbrach die Zwingburgen. Die Amtleute des Bischofs flüchteten aus der Stadt.

Groß war Engelberts Zorn, als er die Kunde von dem Aufstande vernahm. Er bot alle Vasallen und Dienstleute seines Stiftes auf und rückte mit einem gewaltigen Heere zu Fuß und zu Roß heran, um die verlorne Stadt wieder zu gewinnen und die aufrührerischen Bürger zu züchtigen. Doch war es so leicht nicht, die Tausende bewaffnete Bürger, die hinter ihren festen Mauern und Thürmen zu verzweifelter Gegenwehr bereit waren, zu überwältigen. Darum riethen der Bischof von Lüttich und sein Bruder, der Graf von Geldern, welche beide mit bedeutenden Schaaren dem Erzbischof zu Hülfe gekommen waren, zu friedlicher Beilegung des Streites und vermittelten einen Vergleich, wonach der Stadt ihre vorige Freiheit zurückgegeben ward.

Engelbert hatte nur deßhalb vor der Hand sich zum Frieden verstanden, weil er einsah, daß durch Waffengewalt gegen die volkreiche Stadt Nichts auszurichten war. Doch gab er seine herrschsüchtigen Pläne gegen die Kölner nicht auf. Durch List suchte er jetzt zu gewinnen, was im offenen Kampfe nicht zu erreichen war. Er beschloß selbst auf einige Zeit nach Köln zu gehen, durch Friedfertigkeit und freundliches Entgegenkommen die Bürgerschaft sorglos zu machen,

dann unter dem Vorwande, daß er ein geistliches Gericht halten wolle, mit Hülfe seines Bruders offen und heimlich Truppen in der Stadt zusammenzuziehen und die arglosen Bürger zu überfallen. Kaum aber hatte er seinen Sitz in der Stadt aufgeschlagen, so erhob sich die Bürgerschaft gegen ihn und nahm ihn nebst seinem Bruder gefangen; man hatte von seinen arglistigen Anschlägen Kunde erhalten. Diesmal waren es wieder der Bischof von Lüttich und sein Bruder, der Graf von Geldern, die den Erzbischof mit der Stadt Köln versöhnten und ihm die Freiheit erwirkten.

So lange die Kölner Bürgerschaft unter sich einig war, hatte der Erzbischof wenig Hoffnung, sie sich unterthan zu machen. Daher betrat er wieder den Weg seines Vorgängers, die Bürger gegen einander zu hetzen und den alten Parteihader wieder anzufachen. Bevor er jedoch diese Schritte thäte, wollte er den wackeren Bürgermeister der Stadt, von Gryn, dessen Klugheit und Mannhaftigkeit vornehmlich bisher seine Pläne vereitelt hatte, aus dem Wege räumen. Er sandte ihm eines Tages eine freundliche Einladung zu, er möge zu einem Mittagsmahle bei ihm im Schlosse erscheinen. Gryn's Freunde riethen ihm ab: „Gehe nicht hin," sagten sie, „er hat Arges im Sinn; schafft er dich weg, so hat er bald die ganze Stadt!" „Wie mögt ihr doch so Böses denken!" antwortete der biedere Gryn, „er will vielleicht die Hand zum Frieden bieten, drum laßt mich gehen."

Der Bürgermeister ging zur bestimmten Stunde in festlichem Schmucke nach dem erzbischöflichen Palaste. Bei seinem Eintritt ward er von zwei Domherrn freundlich empfangen. „Die andern Gäste sind schon alle im Garten versammelt," sprachen sie und geleiteten ihn zu einer Pforte, die ihn in den Garten führen sollte. Sie öffneten die Pforte und nöthigten den Arglosen vorauszugehen. Kaum ist er hindurchgetreten, so warfen sie die Thür hinter ihm zu, und Gryn sieht sich allein in einem rings mit hohen Mauern umschlossenen Hofe. In demselben Augenblicke stürzt ein hungriger Löwe gierig auf ihn ein. Gryn, ein gewandter starker Mann, wohlgeübt in den Waffen, verliert die Hoffnung nicht; durch eine geschickte Wendung entgeht er dem ersten Angriffe; er rollt schnell seinen Mantel zusammen, stößt ihn dem wüthenden Thier in den aufgesperrten Rachen, packt es mit seinen kräftigen Armen und beginnt nun mit ihm einen furchtbaren Kampf. Schon blutet er aus mehreren Wunden, schon wollen ihm die Kräfte versagen, da gelingt es ihm, sein Schwert zu ziehen und das Unthier durch einen glücklichen Stoß zu erlegen.

Stundenlang lag der verwundete Mann in dem Hofe in seinem Blute. Niemand öffnet. Da vernimmt er endlich herannahenden Lärm, die Pforte wird gesprengt, und herein stürzen seine getreuen Bürger; er ist gerettet

Noch heute sieht man am Rathhauskeller zu Köln den steinernen Löwen, welchen die Kölner zum Andenken an jenen schrecklichen Kampf errichtet haben. Jahrhunderte lang zeigte man auch am Thore des Domklosters einen Balken mit zwei Löchern, an dem die beiden Domherrn, die Werkzeuge der verruchten That, aufgehängt worden sind; das Pfaffenthor heißt das Thor noch heute. Die Domherrn waren gleich von den Bürgern ergriffen worden und fanden den verdienten Lohn; der Urheber der Schandthat aber, der Erzbischof selbst, hatte schon vor Ausführung derselben die Stadt verlassen, um der Rache der Bürger sich bei Zeiten zu entziehen. Der Haß gegen ihn ward jetzt nur noch größer. Ob die Strafe auch ihn einst noch treffen werde, mußte man der Zukunft überlassen.

(Schluß folgt.)

Der Landesverrath vor dem Richterstuhl der Nation.

(Schluß.)

„Zu lange schon, Ihr Athenienser," so höre ich jetzt entrüstet den Ankläger rufen — „zu lange schon hat er Eure Langmuth mißbraucht, dieser schlechte Vertheidiger einer noch schlechtern Sache. Wohlan! schickt die aufrichtigen Lobredner des Perserreichs gleichwohl nur in's Irrenhaus, nicht an die Ruderbank! Und die kleinmüthigen Schmeichler der fremden Gewalt — laßt ihnen die thierischen Genüsse, die ihre Götzen sind, und nehmt ihnen das Bürgerrecht, das sie niemals verdienten! Verachtung sey der Lohn der Verächtlichkeit! — Aber die freiwilligen Verräther an der Freiheit und Nationalehre, die feigen Schänder der griechischen Zunge, doppelt abscheulich, wenn sie Talent besaßen, weil sie um so verderblicher wirkten, und die Gabe des Himmels zum Dienst der Hölle verwendeten — belegt sie mit der Strafe, die für den Vatermörder bestimmt ist! — Denn sie haben dem Vaterlande den Tod zugedacht für schnöden Gewinn! Schlechter und hundertmal hassenswerther als gemeine Ueberläufer haben sie gegen die innersten Lebenstheile des Gemeinwesens gewüthet; sie haben, den Aussätzigen gleich, Alles rings um sich vergiftet, die guten Bürger in's Antlitz verhöhnt, und bleibend Schmach über ihr Vaterland gebracht! Vergänglich sind die Trophäen des Feindes, sein Blut wird die Schatten dieser Erschlagenen versöhnen, die Brandtrümmer um uns her werden wieder überbaut, die Einöden wieder zu Gärten werden; aber wer tilgt die Schande des gezeigten knechtischen Sinnes? Die schriftlichen Denkmale der Verworfenheit Einiger werden zu fremden Völkern und auf unsere späten Enkel gelangen; die Fremden werden unsere Nation verachten, und unsere Enkel werden über ihre eigene Herkunft erröthen! — Sie allein, die niederträchtigen Knechte und Prediger der Niederträchtigkeit, durften ihre Stimme erheben in jener eisernen Perserzeit: das Schwert war gezückt gegen Jeden, der griechische Worte zu sprechen wägte; sie selbst, umgürtet mit dem Schrecken der Feindesmacht, spürten der leisesten Aeußerung ächt griechischen Sinnes nach, und schlugen sie gewaltsam nieder. Werden sie nicht für berufene Wortführer des Volkes gelten? Ihre Geschmeidigkeit unter dem Joch, ihr Buhlen um Tyrannengunst nicht für Ausdruck der Nationalgesinnung gelten? Wahrlich, also würde geschehen, wenn nicht ein Gott uns gerettet und die Zungen der Guten entfesselt hätte — ja es wird dennoch geschehen, wenn diese hier straflos bleiben. Bedenkt es, Athenienser, und werdet nicht mitschuldig, indem Ihr nachsichtig seyd! Allzu lange haben diese bösen Bürger ihr triumphirendes Antlitz zur Schau getragen, vermessene Schmähungen gegen die Edelsten des Volkes ausgestoßen und in dem Verstummen der Nation vielleicht für sich selbst eine Huldigung gefunden. An Euerm Zorn, jetzt da Ihr frei seyd, an der Strafe, die Ihr über sie verhängt, mögen sie die wahre Gesinnung Eures Herzens erkennen, und den Abscheu, den Ihr gegen Verräther empfindet!! Stellt ein Beispiel auf, welches warnend sey für alle künftigen Zeiten, auf daß nie mehr Einer sich erkühne, seiner Nation Hohn zu sprechen und ihre heiligsten Empfindungen mit Füßen zu treten! Dann wird — wenn je wieder unwiderstehliche Feindesmacht über uns käme, ein düsteres Schweigen unter den griechischen Völkern ihren Tyrannenhaß verkünden und die Hoffnungen des Großkönigs tödten. Denn nur dort ist bleibende Herrschaft, wo auch das Gemüth unterjocht ist. Ein Volk, das Freiheitgedanken behält, wird zur Freiheit auch wieder gelangen!

Darum sorgt, Ihr Athenienser, daß, sollte abermals der Barbaren Heer übergewaltig in unsern Fluren lagern, Keiner dann unter Euch sich finden möge, der seine Zunge, seinen Geist — das Göttliche im Menschen — hingebe zum Werkzeug der Unterdrückung, der, wenn physische Uebergewalt unsern Körper beugt, auch unserm Gemüthe — dem aufrechten griechischen Gemüthe dieselbe Richtung zumuthe; freigebornen Männern — er selber freigeboren — Knechtssinn einimpfe; der durch schändliche Lehre das nachwachsende Geschlecht zu verderben, und eine edle Nation — auch im Unglück mag sie edel bleiben durch würdevolle Tragung des Unglücks und Pflegung der moralischen Kraft — eine edle Nation, und seine eigene, in eine verächtliche Sklavenschaar zu umwandeln strebe! Empörend ist's, von fremder Zunge Worte des Hohnes und übermüthiges Tyrannengebot zu vernehmen; aber hundertmal empörender, wenn die heimathliche, wenn die Bruder- und Freundes- und Muttersprache von solchen Tönen erklingt. Sie, das natürliche und heilige Band, das die Nation vereint, sie sollte Werkzeug ihrer Auflösung seyn? Sie, die Verkünderin unseres Ruhmes, Bewahrerin der schönsten vaterländischen Gefühle, aller Schätze unseres Geistes und Herzens, sie sollte das Gift der Knechtschaft in unsere Seele legen, Denkmal der Schlechtigkeit und Mittel noch weiterer Verschlechterung seyn? — Ja, von Jenen sollte die Verschlechterung ausgehen, welche — ihren Geistesgaben nach — berufen schienen zur Erleichterung und Veredlung der Nation?!

Noch einmal, Ihr Athenienser, bedenkt, was Diese Euch zudachten; bedenkt, mit welchen Waffen sie Euch verderben wollten, und für welchen Preis! Wen werdet Ihr hinfort strafwürdig finden, wenn Ihr Diesen verzeiht?

Und seht! Die Angeklagten erbleichen — ihr Sachwalter verstummt, die Richter sprechen das Urtheil . . . . Es ist streng und gerecht; die Sünder selbst in ihrem Innern erkennen es also, ganz Griechenland spricht es nach — doch hindert „Großmuth" dessen Vollstreckung."

Die Kartoffelkrankheit, eine Wirkung unzweckmäßiger Behandlung der Frucht.

Die Kartoffelkrankheit ist nun seit einer so langen Reihe von Jahren, und dabei unter so verschiedener Witterung aufgetreten, daß man wohl nicht länger mehr die letztere als Ursache derselben betrachten wird. Ihr Verlauf ist, je nach der Stärke ihres Auftretens, immer derselbe: sie beginnt an der Spitze des Kartoffelkrautes, oder doch an den Blättern, und immer zu derselben Zeit ihrer Entwicklung, so daß also nicht früher und später aufgegangene zugleich erkranken, sondern die letzteren erst dann, wenn sie in der Entwicklung so weit vorangeschritten sind als die ersteren, nämlich, wenn sie Blüthen und Samenfrüchte ansetzen sollen. Zu dieser Zeit scheint die Pflanze die Einwirkung der Witterung, besonders den Wechsel einer trockenen mit einer nassen, heißer Tage mit kalten Nächten, nicht mehr ertragen zu können, sie wird lungenfaul; denn die Blätter der Pflanzen sind ja nichts anderes, als was die Lungen der Thiere. Dies ist Beweis genug, daß die Krankheit aus der Frucht selbst entspringt. Wer noch daran zweifeln könnte, wird dadurch zur Ueberzeugung geführt, daß unter ganz faulen Stöcken öfters vollkommen gesunde, noch öfter weniger kranke gefunden werden. — Findet sich nun an der Kartoffel selbst irgend eine Spur, die auf eine ungesunde Beschaffenheit derselben schließen läßt? Nichts, als

daß sehr oft wenigstens an der Spitze oder demjenigen Theile, welchen eine zusammengedrängte Anzahl von Augen als solche zu erkennen gibt, die Schale oder Haut abgestreift ist, als untrügliches Zeichen ihrer nicht erlangten Reife; oder die Haut ist wenigstens noch zart. Warum zeitiget die Frucht nicht vollkommen aus? 1) Weil viele Oekonomen gewohnt sind, das Kraut grün abzuschneiden und als Futter für das Vieh zu verwenden; 2) weil sehr oft Kartoffeln ausgegraben werden, um das Feld, worauf sie stehen, noch in demselben Spätsommer zur Aussaat einer Wintergetreidfrucht zuzurichten; 3) weil man die Kartoffeln vor Diebstahl sichern will. — Von welcher Beschaffenheit sind nun die Kartoffeln, welche zum Ausstecken verwendet werden? Es sind in der Regel die schlechtesten im Keller. Denn man nimmt dazu nicht ausgesuchte gesunde Frucht, sondern was eben der Keller im April oder Mai bietet. Das sind aber nicht die zuletzt ausgegrabenen reiferen Kartoffeln, weil diese im Keller obenauf zu liegen und am ersten zum Verbrauche kommen, sondern die zuerst in der Regel unreif ausgegrabenen. Ja man sucht nicht selten die schlechtesten Kartoffeln absichtlich aus, weil man glaubt, zum Ausstecken ist alles gut; denn auch die schlechtesten geben auf. Der Mensch selbst erzeugte so die Kartoffelkrankheit. Wem hierüber etwa noch ein Zweifel blieb, der beobachte Folgendes. Das Kartoffelkraut ist das Erzeugniß der Kartoffelfrucht und kann also gewissermaßen als Stellvertreter derselben angesehen werden. So wie nun die Samenkartoffel an ihrer Spitze das sichtbarste Zeichen ihrer Unreife trug — und gerade die Augen der Spitze treiben das Kraut, die andern ersterben — so entwickelt sich auch die Krankheit an der Spitze des Krautes; und immer sind diejenigen Kartoffeln, welche sich zunächst am Stocke ansetzen — und also mit demselben in unmittelbarster Verbindung stehen — am meisten von der Krankheit angesteckt, weil sie sich vom Stengel herab in die Frucht zog. Solche Kartoffeln aber, welche sich an weit auslaufenden Schnüren ansetzen, also mit dem Mutterstocke in geringerer Verbindung stehen, bleiben gesund. Frühkartoffeln blieben bisher weit mehr von der Krankheit verschont als spätere Sorten, weil sie eben schneller zur Reife kamen; erkrankten sie aber doch auch, so wurden sie jedenfalls auch zu früh gegraben und unreif ausgestellt. — In denjenigen Gegenden, wo Dreifelderwirthschaft getrieben wird, will man die Krankheit weniger stark gefunden haben als in anderen. Wo dies der Fall war, hatte man eben nicht so ganz unzeitigen Samen ausgesteckt, weil man das Kartoffelfeld nicht noch in demselben Herbste mit Getreid besäete. Uebrigens ist wohl möglich, daß sich die Krankheit auch durch Ansteckung verbreite, wo sie mit Heftigkeit auftritt. — Für die als Ursache zur Kartoffelkrankheit hier aufgestellte Ansicht kann der diesjährige Kartoffelbau als besonderer Beweis dienen. Im vorigen Jahre nämlich hatten die Kartoffeln ein rasches, ununterbrochenes Wachsthum, wodurch sie früher und vollkommener reiften als gewöhnlich. Die Reife war an der gekochten Frucht schon aus ihrer mehlichten Substanz zu ersehen. Die Folge größerer Zeitigung ist heuer, daß die Krankheit mit geringerer Heftigkeit auftritt, ja theilweise ganz verschwunden ist. Daß die Kartoffeln beim Uebergang in den Zustand der Reife mehlicht werden, erklärt die Erscheinung, daß sie durch Aufbewahrung an trockenen Orten, ja noch am Stocke in trockenen Feldern, weniger stark faulen; denn da können sie durch Ausdünstung der Feuchtigkeit sich mehr der Reife nähern. — Es empfiehlt sich also als Mittel zur Beseitigung der Kartoffelkrankheit: 1) möglichstes Abwarten der Zeitigung in der Erde; 2) Unterlassen der Viehfütterung mit grünem Kartoffelkraut; 3) trockene Aufbewahrung der Samenkartoffeln, und 4) Auswählen ganz zeitiger Kartoffeln zur Aussaat.

In Sachen des Bäckergewerks.

Der Engländer nennt das Brod „den Stab des Lebens". — Leider ist aber dieser Stab des Lebens, wie von London aus uns wahrhaft überraschend heftiger Weise geklagt wird, — für Diejenigen, welche ihn zubereiten, nur zu häufig ein Stab des Todes, auf den gelehnt sie vor der Zeit ins Grab wandern. — Wie aus den Listen der „Friendly Societies" (der Arbeiter-Unterstützungs-Gesellschaften) erhellt, herrscht unter den englischen Bäckern eine furchtbare Sterblichkeit. Der Bäcker, welcher mit 20 Jahren anfängt (?) wird durchschnittlich nicht älter als 42 Jahre. (??) Blos eine Klasse von Arbeitern ist noch schlimmer daran: die Metallschleifer von Sheffield, die je nach den verschiedenen Geschäftszweigen ein Durchschnittsalter von nur 32 — 39 Jahren erreichen. Die Gründe der Sterblichkeit unter den Bäckern sind nicht schwer zu entdecken. Der Bäcker arbeitet in einer heißen mit Mehlstaub geschwängerten Atmosphäre; der Mehlstaub dringt ihm in die Lunge und verstopft die Poren der Haut: es erfolgt Heiserkeit, die bald von bedenklicheren Symptomen begleitet wird, und gleichzeitig brechen Hautausschläge aus, die der Kunst des Arztes spotten. Könnte der Bäcker einen großen Theil des Tages im Freien oder wenigstens in Räumen mit reiner Luft zubringen, so würde er den verderblichen Einflüssen des Mehlstaubes leichter widerstehen, allein unglücklicher Weise schmiedet ihn dort sein Geschäft fast den ganzen Tag durch an die Werkstätte, wo der Teig geknetet wird und der Backofen sich befindet. Von Montag bis Donnerstag hat der Geselle täglich 18 — 20 Stunden zu arbeiten, und von Donnerstag bis Sonnabend Nacht ist ihm meistens gar keine Pause gegönnt. Selbst am Sonntag hat er keine Ruhe, denn er muß dann den Braten des armen Mannes backen. — Eine solche Ueberanstrengung würde an sich schon hinreichen, den stärksten Körper abzuschwächen und unheilbares Siechthum zu erzeugen; verbunden mit der ungesunden Arbeit ist sie tödtlich — und schnell tödtend. — Laut sorgfältig gesammelten Notizen leiden von je 100 englischen Bäckern 80 (schreibe achtzig!) an Lungenkrankheiten, darunter 30 an Blutspeien und Schwindsucht! — Unter den 12 000 Bäckern Londons sind über 9000 Lungenkranke! Daß es nöthig ist, einem so traurigen Zustande abzuhelfen, springt in die Augen. Die Frage ist nur — wie? Um ihre Lage zu verbessern, veranstalteten die Londoner Bäcker vor einigen Jahren bereits „eine Bewegung". Sie hielten Meetings, bei denen sie das Publikum in ihr Elend einweihten und verfielen auf den Plan eines allgemeinen Strike (Arbeits-Einstellung), durch welche sie die Meister zu einer Verminderung der Arbeitsstunden zu zwingen hofften. — Doch schließlich verzichteten sie auf den Plan, weil die Bäckerei ein Geschäft ist, in das frische Arbeitskräfte leicht eingeführt werden können, so daß ein Strike voraussichtlich keine andere Wirkung gehabt hätte, als die Londoner ein paar Tage lang auf halbe Brodrationen zu setzen und die alten Bäckergesellen durch neue zu verdrängen. So begnügte man sich nach reiflicher Erwägung und Berathung mit einer Petition an das Parlament und bat um Ernennung einer Untersuchungs-Commission. — Das Parlament wies die Sache an die Regierung und in der gegenwärtigen Session wurde ein Commissar erwählt, der auch seine Arbeit bereits begonnen hat. Er empfing Abgeordnete der Bäcker von London, Birmingham, Liverpool, Manchester und Bristol und will sich jetzt durch eigene Anschauung von der Wahrheit der gemachten Aussagen überzeugen.

Eine wahre Zopfgeschichte.

Aus Anlaß der jetzt eingeführten und einzuführenden Neuerungen in der Militärmontur, welche bei Vielen Mißfallen erregen, die mehr auf die Kleidsamkeit als den praktischen Nutzen sehen, erzählt der „alte Soldat" in seinen „müßigen Briefen" an die „M. Z." folgendes pikante Histörchen:

War im Jahre 1805, wo wir Helme, etwas kürzere und engere Röcke erhielten und — den Haarzopf verloren. Ließ mein Oberst V. — Gott habe ihn selig! ein vortrefflicher Mensch aber durch und durch Pedant — alle Offiziere vorladen, um ihnen den Befehl wegen Aufhebung der Zöpfe mitzutheilen. Muß bemerken, daß in jener Zeit im Civile höchst selten Zöpfe, sondern meist die sogenannten Tituskopffrisuren getragen wurden. Wir Offiziere durften in den größeren Garnisonen der Civilkleider uns bedienen und benützten zumeist, wenn wir in Uniform erscheinen mußten, falsche Zöpfe, die entweder an die Kopfbedeckung oder mit einigen Häkchen in den Haaren befestigt wurden.

Davon hatte unser strenge Oberst natürlich keine Ahnung. Nachdem er die Erlasse laut vorgelesen, richtete er folgende, mir noch heute erinnerlichen Worte an uns: „Meine Herren! Sie haben gehört, um was es sich handelt. Es ist der Wille Sr. Majestät, daß wir künftig ohne Haarzopf und Seitenlocken, und nur mit kurzgeschnittenem Haare erscheinen. Ich bin weit entfernt, eine Anordnung unseres Allergnädigsten Herrn zu bekritteln, gestehe Ihnen aber, daß ich mich nur mit schwerem Herzen von einer Gewohnheit trenne, die seit vierzig Jahren mir zur zweiten Natur geworden. Indessen, der Wille des Kaisers muß vollzogen werden, wenn es auch noch größere Opfer kosten sollte." Auf einen Wink des Commandanten erschien der Regimentsfriseur. Der Oberst ließ sich nieder und in wenigen Minuten fiel — sein Zopf.

Nun stand er wieder auf und sagte: „Ich, der Oberst, bin bei dem Vollzug des Befehls vorangegangen. Meine Herren, ich begreife, daß Vielen unter Ihnen diese Neuerung schwer fallen wird; damit nun Keiner derselben sich zu entziehen versuche, habe ich Sie hieher beschieden, um in meiner Gegenwart die Sache zu Ende zu bringen. Geniren Sie sich nicht, wir sind unter uns! Friseur! Mache Er es jetzt mit dem Herrn Oberstlieutenant so, wie mit mir." „Hat nicht Noth," sagte lachend dieser, langte nach rückwärts und warf den Zopf auf den Tisch vor den Obersten. „Hm, hm, — habe den Herrn Oberstlieutenant immer des Haarwuchses wegen beneidet," meinte der Oberst scherzend, „und sehe nun, daß nicht Alles Gold ist, was glänzt. Bin alter Haudegen noch immer besser am Platze." — Nun legte der erste Major seinen Zopf ebenfalls auf den Tisch; — mein Oberst schaute ihn verwundert an. Der zweite Major war nicht beim Regimente, würde es ebenso gemacht haben. Kamen die ältesten beiden Hauptleute, machten ihre Verbeugung und präsentirten a tempo die Zöpfe. Der Oberst schüttelte den Kopf. So ging es fort. Wie die Oberlieutenante an die Reihe kamen, fiel mein Alter in den Stuhl zurück. Bald lagen sie, die Zöpfe nämlich, aufgethürmt, und nur vier Offiziere hatten die Dienste des Friseurs in Anspruch genommen. „Glaubte nimmer zu erleben," sprach wehmüthig der überraschte Commandant, „daß die Ordre Seiner Majestät in solcher Weise hintergangen werden konnte, sehe, daß es Zeit ist, auszuspannen. Adieu, meine Herren! wenn Sie ohne Zopf Dienstmänner seyn können, — ich bin es nicht im Stande." Sprachs und übergab das Commando, um nach einigen Monaten ob des verlornen Zopfs das Zeitliche zu segnen.

Vertraue dich dem Licht der Sterne.

Vertraue dich dem Licht der Sterne,
Beschleicht dein Herz ein bittres Weh,
Sie sind dir nah in weiter Ferne,
Wenn Menschen fern in nächster Näh';
Und hast du Thränen noch, so weine,
O, weine satt dich ungeseh'n,
Doch vor dem Aug' der Menschen scheine,
Als wär' dir nie ein Leid gescheh'n.

Verdammt die Welt dich in Verblendung,
So such' auf stillem Waldespfad
Dir neuen Muth für deine Sendung,
Für starke Treu' und freie That;
Um vor dir selber zu bestehen,
Trägst du den Sieger in der Brust,
Doch nicht die Menschen laß es sehen,
Wie schweren Kampf du kämpfen mußt.

Ist dir ein schönes Werk gelungen,
So sey's zu neuem dir ein Ruf,
Hast du ein treues Herz errungen,
So denke, daß es Gott dir schuf;
Wenn deine süßentzückte Seele
Ganz voll von heil'ger Freude ist,
O, nicht den Neid der Menschen wähle
Zum Zeugen, daß du glücklich bist!

Verachte kühn der Selbstsucht Streben,
Wie oft sie dir Verfolgung schwur;
Vor keinem Throne steh' mit Beben,
Furcht hegt ein bös Gewissen nur.
Demüthig wirf in nächt'ger Stille
Vor deinem Gott dich auf die Knie
Und bete: „Es gescheh' dein Wille!"
Doch vor dem Menschen beug' dich nie.

Und wenn dir Gottes Rathschluß sendet
Der schwersten Prüfung höchste Pein,
Dann hast du's, ganz ihm zugewendet,
Mit ihm zu thun und dir allein;
Davon laß nicht die Lippe sprechen,
Ob dir das Herz auch brechen will,
Laß es in tausend Stücke brechen,
Doch vor dem Menschen schweige still!

Gemeinnütziges.

Bedüngung der Obstbäume mit den Abfällen bei der Flachsbereitung. Vom Brechen des Flachses an bis zu der Hechel liefert derselbe ein vorzügliches Dungmittel für alle Arten von Obstbäumen. Die Abfälle davon werden entweder bei dem Setzen der jungen Bäume mit in die Grube gebracht (wiewohl nicht im klaren Zustande, sondern mit Erde gemengt) und in die Nähe der Wurzeln vertheilt, oder sie werden bei älteren Bäumen um den Stamm herum einen Schritt breit untergeschort und thun so eine außerordentliche Wirkung bei den Bäumen. Ja selbst, wenn man sie nicht unterschort, sondern z. B. sie an einen Baum, der im Rasland steht, nur oben aufstreut, so verbessern sie den Boden ungemein und vertreiben den Rasen unter sich. Es ist ein Dungmittel, das zu jeder Jahreszeit angewendet werden darf, denn es brennt nicht, im Gegentheil es erhält die Feuchtigkeit und die Wärme, denn es gefriert der Boden darunter nicht leicht. Man kann es daher auch an solche Pflanzen legen, bei denen der Frost nicht bis zu den Wurzeln eindringen darf, wobei es zugleich den Boden düngt. Papier und Lumpen sind ja auch gute Dungmittel für die Obstbäume, warum sollte es der Abfall vom Flachse nicht seyn, von dem beide Theile herstammen? Ebenso natürlich auch vom Hanf.

Kleinigkeiten.

Zur Londoner Ausstellung von 1862. Die Ausstellungs-Commissäre haben beschlossen, nach dem 30. Septbr. keine Anmeldung um Ausstellungsraum mehr anzunehmen. Dieser Mittheilung fügt die Times bei: England und die Colonien allein hätten fünfmal mehr Raum verlangt, als das ganze Gebäude hat. Ueber das Verzeichniß der bis jetzt eingegangenen Gesuche bemerkt sie: Die wundersamsten Zumuthungen werden an die Kommissäre von dem zahllosen Geschlecht der Erfinder gestellt, deren Geschäft und Beruf in der Regel nicht im entferntesten Zusammenhang mit ihren schätzbaren mechanischen, chemischen und militärischen Entdeckungen stehen. Ein Geistlicher z. B. sendet Modelle furchtbarer neu erfundener Bomben ein, während ein Buchhalter Raum verlangt für das Modell eines neu erfundenen selbstagirenden englischen Abtritts, ferner für einen verbesserten Theodolithen und eine alttönige Flöte. Der fruchtbarste Erfinder ist ein Buchhändler, der eine Unzahl von Gegenständen auszustellen denkt, die alle mit dem Buchhandel nichts gemein haben. Merkwürdig sind auch die Begriffe mancher Leute von dem, was in eine Gemälde-Gallerie gehört. So will Einer sein Modell „einer Schusterwerkstatt mit sanitätsgemäßen Einrichtungen, Kochgeräth und Bett" nirgendswo anders, als in der Gallerie der bildenden Künste untergebracht sehen. Ein Gentleman aber verlangt Platz in der Gemälde-Gallerie zur Aufstellung — eines Gedichtes! Zur Klassifizirung der verschiedenen Artikel ist ein merkwürdiger Katalog komplicirt worden, der über 6000 Rubriken — 6000 Bezeichnungen besonderer Gewerke und Manufakturen enthält. — Der Bau des Ausstellungsgebäudes ist in raschem Fortschritt begriffen und selbst die Kuppeln aus geschmiedetem Eisen gehen rasch der Vollendung entgegen. Das Eisen jeder Kuppel wird ungefähr 600 Tons schwer seyn. Die Kuppeln selbst werden die größten seyn, die man je gebaut hat. Sie sollen eine zwölfeckige Gestalt haben, 250 Fuß hoch und 160 Fuß im Durchmesser seyn. Prachtvoll werden die Erfrischungssalons werden. Jede Halle wird 300 Fuß lang und 75 breit seyn. Außerdem sollen zwei Arkaden, jede 1500 Fuß lang und 25 breit, den gastronomischen Zwecken gewidmet seyn.

Adam und Eva — schwarz! Großes Aufsehen macht ein in England erschienenes Werk, in welchem nachzuweisen versucht wird, daß die Stammeltern des Menschengeschlechts schwarz gewesen seyen, und sucht dasselbe zu beweisen, daß die Mannigfaltigkeit der Farben im Laufe der Jahrtausende hervortrat. Ebenso wird mit vielem Scharfsinn zu erweisen versucht, daß die Temperatur der Erde in früheren Perioden ungleich höher stand und jetzt allmählig kälter wird. Da nun die Gegend, welche Moses als die Wiege des Menschengeschlechtes bezeichnet (zwischen dem Euphrat und Tigris) jetzt noch zuweilen 120° Wärme zeigt, so ist anzunehmen, daß eher schwarze als weiße Menschen dort wohnen konnten. Es wird ferner besprochen, daß das Alter der Erde jedenfalls ein dreimal höheres ist, als gewöhnlich angenommen wird, da z. B. bei den Ausgrabungen des Kolosses von Ramses in Memphis (erbaut 1360 v. Chr.) 9 Fuß 4 Zoll abgelagerter Nilschlamm durchschnitten werden mußte, ehe man auf die Plattform desselben kam. Unter derselben zeigten sich noch weiter 30 Fuß und da erwiesenermaßen in jedem Jahrhundert 3½" abgelagert wird, so stellt sich ein Alter von mindestens 14,500 Jahr heraus. Diese Schrift ergeht sich ferner in Betrachtungen darüber, wie Adams Sohn Kain nach dem Morde seines Bruders floh und sich im Lande Nod ein Weib nahm und dergl. mehr.

Gattenmord aus verletzter Eitelkeit. Am 15. August stand vor dem k. k. Landesgerichte in Pesth eine junge Bäuerin von ausnehmender Schönheit unter der Anklage des meuchlerischen Gattenmordes und wurde bei dem erwiesenen Thatbestande und ihrem reuevollen Geständnisse zu zehnjährigem schweren Kerker verurtheilt. Ein hohes psychologisches Interesse bot die gerichtliche Verhandlung in der Schilderung der liebevollen Anhänglichkeit und großen moralischen Kraft, welche der durch Scheidewasser vergiftete und langsam hinsiechende Gatte der Verurtheilten trotz der Ueberzeugung, daß er von ihr vergiftet sey, bis an sein qualvolles Ende bewies, indem er auch nicht ein die Verbrecherin kompromittirendes oder anklagendes Wort verlor. Erst als sie in Folge eines von anderer Seite erwirkten Verdachtes ein gerichtliches Geständniß abgelegt hatte und längeres Schweigen seinerseits nutzlos war, gab er unmittelbar vor seinem Tode eine umfassende Aussage zu Protokoll. Als Motive ihrer verbrecherischen That gab die Verurtheilte Beschämung und verletzte Eitelkeit bei der wiederholten Verspottung der Dorfbewohner an: „daß sie, das schönste Weib in der Umgebung, mit einem stotternden Mann verheirathet sey."

Geographisch-historische Aufgabe.

Der Name einer kleinen Insel an Deutschlands Küste ist zu finden. Wenn man die vier Buchstaben, aus welchen er besteht, lateinisch schreibt und ordnet, so erhält man das Jahr der Thronbesteigung eines deutschen Kaisers, der gerade 50 Jahre regierte. Der Gesammtwerth der Anfangsbuchstaben nach der alphabetischen Folge ist 53.

Mathematische Aufgabe.

Es sollen zwölf numerirte Würfel in drei Fächer so vertheilt werden, daß hiervon drei in das erste Fach, vier in das zweite und fünf in das dritte kommen. Wie viele Combinationen der Würfel lassen sich hiernach bilden?

Auflösung des „Räthsels" in Nro. 37 der Sonntags-Beilage vom 15. September 1861.

Leid — Lied.

Richtige Auflösungen gingen ein von: Joseph Mayer von Thannhausen. — Franz W. — K. v. S. — L..ck.

Sonntags-Beilage

zum

Augsburger Anzeigblatt.

Nummer 39. 29. September 1861.

Ein Winkel-Consulent.

Charakterbild vom Verfasser der neuen deutschen Zeitbilder.

Es gibt in allen deutschen und auch in manchen anderen Ländern eine große Landplage, die man Winkel-Consulenten nennt. Man hat überall viel, und auf dem Wege, den man einmal einschlug, wahrhaftig genug, oft sogar des Guten zu viel gethan, um sie auszurotten. Aber nirgends hat man eben den rechten Weg eingeschlagen und die rechten Mittel angewandt, und darum hat man sie nirgends ausrotten können. Man hat sie mit Strafen verfolgt, mit Gefängniß, mit Zuchthaus, mit noch Anderem. Das einfachste, das gründlichste, das allein wirksame Mittel ist aber eine gesunde, öffentliche und volksthümliche Rechtspflege.

Auch in Preußen besteht die Landplage der Winkel-Consulenten, vielleicht nirgends mehr und nirgends verderblicher, als in Preußen. Gewiß ist, daß die Gesetzgebung sie nirgends mehr und strenger verfolgt hat, als dort, freilich nur mit jenen Mitteln, und diese haben auch eben in Preußen nicht geholfen.

Schon ein Edikt von 1691 droht ihnen „ansehnliche Geldbuße, oder Landesverweisung, oder dem Befinden nach Leibesstrafe“ an. Ein Edict von 1704 fügt „Festungsarbeit“ hinzu. Friedrich der Große befahl durch eine Verordnung vom 8. August 1780, daß man sie „mit ein- oder mehrjähriger Festungs-, oder Zuchthaus- oder anderer empfindlicher Leibesstrafe durch Urtel und Recht belegen“ solle, und durch Verordnung vom 23. Oktober 1780 setzte er schon bald hinzu: „daß, wenn dergleichen Leute nach abgelaufener Zeit der ihnen zuerkannten Festungs- oder Arbeitshausstrafe bei ihrer desfallsigen, jedesmal zu veranlassenden Vernehmung nicht glaubhaft nachzuweisen im Stande sind, wie sie durch irgend eine erlernte Kunst oder Profession, oder auf eine andere ehrliche und erlaubte Art sich ihren Unterhalt werden erwerben können, alsdann diejenigen unter ihnen, welche noch zu Militärdiensten tauglich sind, an das von Kowalski'sche Garnison-Regiment abgegeben, die übrigen aber in den Arbeitshäusern oder anderen dergleichen öffentlichen Anstalten ferner beibehalten werden nnd sich daselbst durch eine ihren Kräften und Constitution gemäße Arbeit ihr Brod verdienen sollen.“

Freilich hatte dagegen bekanntlich ein anderer König von Preußen nicht minder strenge Verordnungen, zwar nicht gegen unbefugte Winkel-Consulenten, sondern gegen die von der Regierung selbst angestellten Advokaten erlassen müssen, um sie vor einem dem der Winkel-Consulenten nicht nachstehenden Treiben zurückzuschrecken.

Fr. Förster erzählt in seiner Geschichte Friedrich Wilhelm's I. folgende Thatsachen:

Unter Friedrich Wilhelm I. hatte das unnütze Querulirен beim Regenten unmittelbar so zugenommen, daß, als der König dem Minister Comeß aufgetragen hatte, ein Mandat wider die Advokaten aufzusetzen, die sich unterstehen würden, Bittschriften in Justizsachen durch einen Potsdam'schen Grenadier unmittelbar bei dem Könige einreichen zu lassen, und der Minister beim Könige anfragte, welche Strafe auf die Uebertretung gesetzt werden solle, der König, der gerade an der Staffelei saß, an den Rand der Anfrage als Decret einen Galgen malte, an welchem ein Advokat in Gesellschaft eines Hundes hing. Es erschien hierauf ein Edict im Druck, worin denjenigen Advokaten, die sich durch einen Potsdam'schen Grenadier eine Bittschrift bei dem Könige unmittelbar übergeben zu lassen unterstehen würden, die Strafe des Galgens in Gesellschaft eines Hundes angekündigt wurde.

Förster bemerkt, Mylius, der die brandenburg-preußischen Gesetze und Verordnungen gesammelt hat, habe Anstand genommen, dieses Edict in seine Sammlungen aufzunehmen, und so sey es in keine öffentliche Sammlung gekommen.

Winkelschreiber, Advokaten, unnütze Querulanten, man wollte sie eben für immer unschädlich machen — man vermehrte nur die Landplage.

Das Allgemeine Landrecht hat endlich wieder gelindere Strafen eingeführt: „Heimliche Consulenten und unbefugte Schriftsteller, welche hartnäckige Querulanten in ihren gesetzwidrigen Gesuchen oder Beschwerden mit Rath und That unterstützen und bestärken, sollen nach fruchtlos erhaltener Warnung zu drei- bis sechsmonatlicher Zuchthausstrafe verurtheilt werden.“ Auch sie haben natürlich nicht gefruchtet.

Die nachfolgenden Blätter sollen die traurige Geschichte eines preußischen Winkel-Consulenten erzählen. Sie enthält freilich Einzelnes, das in dem Leben dieser Unglücklichen ungewöhnlich ist, denn unglücklich sind sie zuletzt meist alle.

Ich habe den Mann, von dem ich erzählen werde, selbst kennen gelernt. Ich mußte sogar einmal thätig in seine Geschichte eingreifen.

Ich war im Anfange der dreißiger Jahre in eine sehr entfernte Provinz des preußischen Staates als Vorstand einer Criminalbehörde versetzt. Die Provinz war zugleich eine sehr nördliche.

Es war in ihr damals Manches anders, als jetzt; es war aber auch anders, als in anderen Provinzen des Staates. Und das kam sowohl daher, daß die Provinz so entlegen, als daher, daß sie eine so nördliche war. Vor dem fernen, hohen Norden hatte man eine gewisse Scheu im Centrum; man nahm daher am liebsten gar keine Notiz von ihm. Und das war schlimm in der Centralisation.

Als ich in die Provinz kam, hatte erst seit zwei oder drei Jahren ein neuer Ober-Landesgerichts-Präsident darin — aufgeräumt. Er hatte allein unter den Richtern des Departements nicht weniger als ein Dutzend theils zur Criminal-Untersuchung ziehen lassen, theils zu einem unfreiwilligen Zurücktritt von ihrem Posten zwingen müssen. Gegen Einzelne wurden mir noch nachträglich Untersuchungen aufgetragen. Erst nach und nach kehrte ein besserer Rechtszustand in die Provinz zurück. — Das alles ist nicht nebenbei bemerkt. Es gehört nur zu sehr zur Sache.

Der hohe Norden brachte der Provinz noch andere eigenthümliche Zustände. Dort sind die Elemente gewaltsamer, der Sturm braus't und wüthet dort fürchterlicher, zu allen Jahreszeiten. Die Hitze wird in den kurzen Sommern oft unerträglich; sie verdörrt auf Meilen Land, Saat, Frucht; ungeheuren Bränden erliegen ganze Wälder, und man findet ungeheure Wälder dort. Der Winter hält oft ein volles halbes Jahr lang die ganze Natur in seinen erstarrenden Armen umfangen; nicht selten können auch in der zweiten Hälfte des Monats April die schwersten Lastwagen ohne Gefahr auf der Eisdecke der Ströme dahinfahren.

Und das Frühjahr! Heute öffnen sich die Blüthenknospen; wenn Ihr Euch nach drei oder vier Tagen nach ihnen wieder umseht, Ihr findet keine Blüthe mehr: sie ist schon abgefallen, die Frucht hat sich schon angesetzt. Sie muß sich auch wohl eilen, wenn sie aufkommen, wenn sie in den wenigen Sommertagen reif werden will.

Aber für das Schauspiel der schönen, frischen, weißen und rothen Blüthen, das Ihr entbehren müßt, bietet der Frühling in jenem Lande Euch ein anderes Schauspiel, nicht anmuthig freilich, sondern erschreckend, beängstigend, aber immer groß, erhaben, großartig.

Wenn der Winter die Natur aus seinen erstarrenden Armen endlich hat loslassen müssen, wenn die Frühlingssonne Felder und Wiesen, Eis und Schnee aufgethaut hat, dann halten sich zwar noch lange und hartnäckig die unendlichen Eismassen, mit denen die ungeheuren Ströme jenes Landes bedeckt sind; aber zuletzt müssen auch sie der neuen Gewalt weichen. Die Wassermassen des überall anderswo schon geschmolzenen Schnee's und Eises drängen gegen sie an, werfen sie gegen sie, auf sie, unterwühlen sie, zersprengen sie gewaltsam zu riesigen Stücken. Und dann entstehen entsetzliche Natur-Schauspiele.

Die endlich gewaltsam gelösten riesigen Stücke stürzen weiter, werden gedrängt, drängen, wüthen, toben, rasen dahin, unaufhaltsam, alles, was in ihrem Wege ist, zerstörend oder mit sich fortreißend.

Und ihr Weg ist nicht bloß das Bette des Stromes, dem sie angehören. Sie breiten auch zu seinen Seiten sich aus.

Am 13. April des Jahres 1829 lag an einem jener großen Ströme ein Dorf, still, glücklich, freundlich in den Strahlen der Mittagssonne, in der Mittagsruhe seiner Bewohner. Da rief Einer: Der Eisgang! Und eine Stunde später war von dem ganzen Dorfe kein Haus, keine Hütte, kein Dach, keine Mauer, kein Baum, kein Strauch mehr zu sehen. Das Eis hatte Alles niedergeworfen, fortgerissen, zerstört, und die hinter den Eismassen stürmenden Wellen rollten über einen ebenen Boden dahin, auf welchem in der Stunde vorher, friedlich, freundlich und glücklich das Dorf ** gestanden hatte.

Aber wie gering sind erst Wuth, Gewalt und Zerstörung der Eismassen gegen die furchtbare Macht des völlig entfesselten Elementes! Jene Schollen treiben in und neben einem einzelnen abgegränzten Strome, in einer bestimmten Richtung dahin, rechts und links von ihrer nicht eben breiten Bahn ist Ruhe und Sicher-

heit, und was nicht Mauer oder Baum ist, kann ihnen nach rechts und links ausweichen. Die aus den Betten der Ströme austretenden Wasser aber dehnen nach allen Seiten sich aus, überschwemmen meilenweit das Land und begraben mit dem Leblosen das Lebende in ihrem unermeßlich nassen Grabe. Ihnen, wenn er nicht vor ihnen auf seiner Hut ist, kann auch der Mensch nicht ausweichen, nicht das nackte Leben retten.

Deiche und Dämme durchziehen von den Strömen aus in allen Richtungen das Land, dem unkundigen Auge in einem unaufhörlichen Gewirre, einem kundigem in dem fast künstlich systematischen Netze der Kunst des Wasserbaues. Sie allein gewähren Schutz gegen die Gewalt der Zerstörung der jährlichen Frühjahrs-Ueberschwemmungen. Und wie schwach und bedenklich ist dieser Schutz! Eine kleine Ritze in einem Damme, ein einziges Stück von der Dossirung abgelöst, genügt, um dem Durchdringen, dem Ueberströmen des Wassers jedes Hinderniß zu nehmen, um der Zerstörung der Ueberschwemmung ihren unaufhaltsamen Lauf zu verschaffen.

Auch das Städtchen, in welchem ich einer Criminalbehörde vorstand, war der Gefahr jährlicher Ueberschwemmungen eines großen Stromes ausgesetzt, und die Gefahr wurde nur durch eines jener weitläufigen Netze von Dämmen und Deichen zurückgehalten.

Es war in dem zweiten Jahre meines dortigen Aufenthaltes, als nach einem sehr strengen Winter das Eis in den Strömen ungewöhnlich fest und lange gestanden hatte. Eine Folge war im Frühling ein ungewöhnliches Stauen und ein furchtbares Anwachsen der Wassermassen, sowohl in den Haupt- als Nebenströmen. Die Deichbeamten hatten es vorher gesehen. Sie hatten ihre Vorsicht und Sorgfalt verdoppelt. Alle Dämme waren der genauesten Untersuchung unterworfen; wo der Winter, wo Eis, Schnee, Sturm nur die geringste Verletzung hervorgebracht hatten, war sie wieder hergestellt. Man war dennoch nicht ohne Besorgniß. Wie leicht konnte irgend eine Verletzung, durch einen Bruch, ein loses Rasenstück, eine Sandwelle verdeckt, unentdeckt geblieben seyn und nun wohl das Verderben bringen, das man abwehren wollte.

Die gefährlichste Zeit kam. Die Bewohner des Städtchens kamen Tag und Nacht nicht aus der Angst; die Deichbeamten kamen Tag und Nacht nicht aus dem Wachen und Arbeiten. Waren in den Dämmen noch Verletzungen zurückgeblieben, das andringende Wasser legte sie sofort offen: aber in dem Augenblicke, in welchem es sie offenlegte, mußte auch schon die Ausbesserung bei der Hand seyn, wenn nicht unmittelbar Zerstörung und Verderben folgen sollten.

Kanonen waren überall aufgestellt, um durch Nothsignale die Gegenden zu bezeichnen, in denen die Hülfe am schleunigsten und am dringlichsten noth that. (Fortsetzung folgt.)

Ein Stück Kölner Geschichte.

(Schluß.)

Je öfter die Anschläge des gewissenlosen, von Herrschsucht erfüllten Engelbert scheiterten, desto heftiger entbrannte seine Leidenschaft, desto eifriger sann er stets auf neue Pläne. Nicht lange nach seinem verruchten Anschlag gegen den Bürgermeister von Köln sandte er heimlich einen Abgeordneten, den Ritter Anselm von Binstingen, in die Stadt, um die Zünftigen gegen die adligen Obrigkeiten aufzuwiegeln; er versprach ihnen seine Hülfe, wenn sie den adeligen Geschlechtern die Herrschaft entreißen wollten, und gab ihnen zugleich an, auf welche Weise sie die Sache am besten einleiten könnten. Es sollte ein öffentlicher Tanz veranstaltet und dabei das zahlreich zusammengeströmte Volk zum Angriff auf die Alten angereizt werden. Aber auch dieser Anschlag mißlang. Die Alten scheinen etwas von dem Vorhaben gemerkt zu haben; sie widersetzten sich mit den Waffen in der Hand dem Zusammenströmen des Volkes auf dem Tanzplatze. Es kam hier wie in verschiedenen Straßen zu einem erbitterten Kampfe, in welchem die in dem Waffenhandwerke geübten Alten den Sieg davontrugen.

Engelbert war außer sich; er war über das Mißlingen seiner Pläne so niedergeschlagen, daß er zu sterben wünschte. Da gab ihm ein Mönch, Bruder Wolfart, neue Hoffnung. Dieser versprach, ihm die Stadt durch einen Mordbrand in die Hände zu liefern. Er habe in Köln viele Freunde, die mit der Regierung unzufrieden seyen; diese werde er bereden, daß sie die Stadt in Brand steckten, und bei der Gelegenheit könne der Bischof mit seinen Leuten leicht über die Bürger herfallen und die Stadt überwältigen.

Der Erzbischof ging begierig auf den Plan ein. Er verband sich mit dem Erzbischof von Mainz und den Grafen von Berg, Cleve und Geldern und rückte mit einem starken Heere in die Nähe der Stadt, während der Mönch sich in die Stadt schlich, um den Brand in's Werk zu setzen. Die Bürger aber verhinderten das Bubenstück des Mönchs und rüsteten sich zur Gegenwehr. Nun kam Engelbert mit seinem Heere ganz nahe an die Mauern heran, entschlossen, nicht eher abzuziehen, als bis er die Stadt in seiner Gewalt habe.

Während der Belagerung hatte der Graf von Cleve vor seinem Zelte aus eine merkwürdige Erscheinung. In finsterer Nacht verbreitete sich plötzlich ein blendend helles Licht über die Stadt Köln. Eine himmlische Jungfrau in strahlendem Glanze schwebte über der Stadt, begleitet von einer langen Schaar ähnlicher Gestalten in gleicher Schönheit und Glorie. Es war die heilige Ursula mit ihren 11,000 Jungfrauen, die einst für ihren Glauben den Märtyrertod erduldet und in Köln hochverehrt wurden. Der Graf sah, wie sie die Stadt segneten an all ihren Thürmen und Zinnen, und als er eben hoffte, daß sie auch das Lager segnen würden, thaten sich die Thore der Stadt von selbst auf, und die himmlischen Jungfrauen verschwanden.

Am nächsten Morgen theilte der Graf von Cleve dem Grafen Stephan, der mit ihm in demselben Zelte lag, die Erscheinung mit, und dieser betheuerte, dasselbe gesehen zu haben. „Nun so mag Gott helfen," sprach der von Cleve, „daß ich wieder glücklich nach Hause komme zu Frau und Kind, denn hier ist meines Bleibens nicht mehr." Sie gingen darauf zu den Erzbischöfen und erzählten, was geschehen. Der Erzbischof von Mainz fragte: „Herr Graf, macht Ihr Scherz oder Ernst?" Da dieser seine Aussage betheuerte und abzog, verließ auch der Mainzer seinen Bundesgenossen, und das ganze Heer löste sich auf. Engelbert ging voll Verzweiflung nach Bonn zurück.

Nun spann er wieder seine alten Ränke an, um die beiden Parteien der Alten und der Zünftigen gegeneinander aufzuwiegeln, und es kam wieder unter den Kölnern selbst zu einer blutigen Fehde. Nach ihren Anführern nannte man damals jene die Overstolzen, diese die Weisen. Nach einem erbitterten blutigen Kampfe in den Straßen der Stadt wurden die Weisen völlig besiegt und ihre Häupter aus der Stadt gejagt. Sie begaben sich nach Bonn zu dem Erzbischof, ihrem Bundesgenossen, und sannen mit ihm auf Mittel und Wege, wie sie in ihre Vaterstadt zurückkehren und das Regiment an sich und den Erzbischof bringen könnten.

An der Stadtmauer von Köln wohnte ein feiler Mann, Habenichts mit Zunamen, ein Krämer, der mit seinem Kram öfter in dem Lande umherzog. Diesen bestachen die Weisen mit 30 Mark, daß er in seinem Hause ein Loch grabe unter der Stadtmauer durch, so groß, daß man mit Roß und Reiter durchgehen könnte. Sobald das Loch fertig war, drangen die Weisen in Verbindung mit den Erzbischöflichen, mit den Grafen von Cleve und Limburg durch dasselbe in der Nacht in die Stadt ein. Als schon ein großer Theil der Mannschaft in der Straße stand, sprach der Graf von Limburg: „Wenn die Feinde noch nicht auf sind, so wollen wir sie aus ihren Betten treiben." Das hörte ein Mann, der in der Nähe wohnte; er eilte sogleich nach den Straßen, wo die Overstolzen wohnten, und rief: „Zu den Waffen, zu den Waffen, der Feind ist in der Stadt!" Sogleich stürzten die Overstolzen mit den Waffen aus ihren Häusern, sammelten sich und zogen dem Feind entgegen. Vierzig Overstolze stießen auf 300 Feinde, die schon unter dem Herrn von Falkenburg, dem Vetter des Erzbischofs, und dem Grafen von Limburg vorgedrungen waren. Sobald Mathis Overstolz, der Führer der Schaar, der eingedrungenen Feinde ansichtig ward, rief er: „Herren und Freunde! unsere Ehre, unser Leben und Gut steht nun auf dem Spiel. Sehet dort unsere Feinde, sie wollen uns verdrängen und tödten; ehe aber dies geschieht, wollen wir erst unter ihnen noch soviel Verderben anstellen, daß man über hundert Jahre davon reden soll."

Damit stürzte er in den Feind, die Seinen ihm nach. Es entspann sich ein wüthender Kampf, in welchem bald auf beiden Seiten die Muthigsten tödtlich verwundet niedersanken. Mathis Overstolz war einer der ersten, die am Boden lagen. Als die herbeigeeilten Bürger sahen, wie muthig und tapfer ihre Edlen fochten, da schlugen sie sich größtentheils auf ihre Seite. Man wollte den niedergesunkenen Mathis aufheben und aus dem Gefechte tragen; er aber sprach sterbend: „Bekümmert euch nicht um die Todten; geht und helfet den Lebendigen. Gott und seine liebe Mutter haben uns noch zu allen Zeiten geholfen, er wird es auch jetzt thun. In diesem Glauben will ich frohen Muthes sterben."

Durch diese Worte des edlen Mannes wurden die Kölner aufs Neue zum Kampfe angefeuert; mit unwiderstehlicher Gewalt brachen sie in die Feinde ein und warfen sie in die Flucht. Einem Theil derselben gelang es, durch das Loch unter der Stadtmauer wieder in's Freie zu gelangen, die Meisten wurden gefangen oder erschlagen, unter den letzteren der Herr von Falkenburg, des Erzbischofs Vetter.

Dieser letzte gefährliche Kampf hatte die Kölner Bürger wieder geeinigt. Sie erkannten, daß sie bisher nur das Spielwerk ihrer äußeren Feinde gewesen, und daß ein einiges Zusammenhalten für sie die beste Gewähr ihrer Freiheit sey. Darum machten sie Frieden unter einander und schloßen mit vier der benachbarten Fürsten, den Grafen von Geldern, Jülich, Berg und Katzenellenbogen, ein Schutz- und Trutzbündniß in der Hoffnung, durch ihre Vermittelung auch ihren Streit mit dem Erzbischof beilegen zu können.

Aber der Erzbischof dachte an keinen Frieden; er wurde durch das abgeschlossene Bündniß nur noch mehr erbittert, und da er vor der Hand der wehrhaften Stadt selbst nichts anhaben konnte, so fiel er zunächst mit seinen Truppen verwüstend in das Gebiet der mit Köln verbundenen Grafen ein. Nachdem er viele Dörfer und Schlösser genommen, ward er auf der Ebene von Zülpich von dem Grafen Wilhelm von Limburg gänzlich geschlagen und selbst gefangen genommen. Der Graf führte seinen Gefangenen im Triumphe nach Köln und zeigte ihn in seiner Erniedrigung seinen Feinden, die den Hohn und Spott gegen ihn nicht sparten. Dann ward der Bischof von dem Grafen nach der Burg Niedeck gebracht.

Auf Niedeck ertrug Engelbert eine harte Gefangenschaft. Der erbitterte Graf hielt ihn in engster Haft und machte sich öfter das Vergnügen, ihn wie ein wildes Thier in einen eisernen Käfig steigen zu lassen, der am Thurme hing. Da hätte er Zeit, sprachen die

Kölner, zu überdenken und zu bereuen, was er Alles gegen sie gesündigt, wie er voll Haß und Feindschaft Zwietracht und blutigen Hader unter sie geworfen, ihre Stadt mit Mord und Brand bedroht, ihren Bürgermeister in den Rachen des Löwen gelockt. Drei und ein halbes Jahr mußte der Bischof in dieser Gefangenschaft schmachten; weder die Boten des Kaisers Rudolph von Habsburg, noch die des Papstes vermochten seine Loslassung zu erwirken. Endlich gelang seine Befreiung der Beredtsamkeit des berühmten Albertus Magnus, der früher Lehrer in Köln gewesen, damals Bischof von Regensburg war. Tief gedemüthigt ging der stolze Mann aus seinem Kerker hervor, er überlebte die Schmach nicht lange. Er starb im Jahr 1275.

Innere Zwietracht ist für einen Staat die Mutter alles Unheils, das lernten die Kölner bei den unablässigen Anfechtungen, die sie durch den Erzbischof Engelbert zu erfahren gehabt, allmälig einsehen, aber Eintracht macht stark. Die Wahrheit beherzigten sie in der Folge und dadurch sicherten sie ihre republikanische Freiheit. Die Bevölkerung der Stadt wuchs bis auf 100,000 Seelen, und lange Zeit blühte Köln als eine der reichsten und mächtigsten Städte Deutschlands. Als aber später wieder Parteisucht unter den Ständen der Bürger ausbrach, als namentlich auch seit der Reformation in ihren Mauern blinder Glaubenshaß und Verfolgungssucht gegen Andersgläubige aufwucherte, die Protestanten vertrieben und alle Bewegung geistigen Lebens unterdrückt wurde, da sank die Stadt in ihrem Wohlstande und ihrem Ansehen immer mehr herab; zuletzt hatte sie nur noch 47,000 Einwohner. Erst in der neuesten Zeit hat Preußens Scepter die erstorbene Stadt wieder zu neuem Leben und herrlichster Blüthe erweckt. Schon zählt sie wieder mehr als 100,000 Bewohner.

Daß, wo die Zwietracht herrscht, nichts Schönes und Großes gedeiht, daran mahnt die Kölner und ganz Deutschland noch heute auch der Dom zu Köln, der als unvollendetes Werk in unsere Zeit hereinragt. Engelberts Vorgänger, Konrad von Hochstetten, hatte den stolzen Bau begonnen, und der Bischof und die reichen Bürger überboten sich in edlem Eifer, den Fortgang des großartigen Baues, der die Hauptzierde der Stadt werden sollte, rasch zu fördern; allein durch die steten Kämpfe, die Engelberts Herrschsucht heraufbeschwor, ward das Werk unterbrochen und blieb unvollendet bis auf den heutigen Tag.

Stand der ältern Planeten im Oktober 1861.

Merkur, (☿), am 3. im Aphel, am 5. Abends ☌☾ am 21. Morgens größte östliche Ausweichung, bleibt jedoch wegen tiefen Standes unsichtbar.

Venus (♀), geht durch ♎, ♏ sich immer von der Sonne entfernend, kommt am 7. Morgens ☌☾, und ist am 19. Abends im Aphel.

Mars (♂), in ♍ und ♏, wird in der Morgendämmerung sichtbar, und ist am 3. Nachmittags beim Mond.

Jupiter (♃), in ♍ 11 und 12°, kommt am 2. und 30. in ☌☾. Kann vor Sonnenaufgang im Osten bemerkt werden.

Saturn (♄), in ♍ 14 und 15°, sichtbar in der Morgendämmerung wird vom Mond am 2. und 30., und von Jupiter am 25. erreicht.

Uran (♅), in ♊ 14°, zeigt sich am Abendhimmel, und wird am 23. Morgens 2 Uhr 14 Min. im Süden vom Mond erreicht,

---

Witterungsbericht nach dem 100jähr. Kalender.

Oktober.

Schön bis zum 8., wo trübes Wetter sich erhebt; den 14. und 15. schöne und angenehme Zeit; den 17. fängt es an zu reifen; den 18. gefriert es; vom 19. bis 21. Nachmittags allezeit schön warm; vom 27. bis zum Ende trüb.

Landwirthschaftlicher Kalender.

Oktober.

Feldgeschäfte: Man beendige die Einerntungs-Geschäfte, die Wintersaat, das Ziehen und Verbessern von Wassergräben; man stürze die Stoppelfelder, die mit Hopfen oder Gerste bestellt werden. — Sobald Regengüsse eintreten, muß die Bewässerung der Wiesen wieder beginnen. — Die Kartoffelernte beginnt.

Gartengeschäfte: Lege Samenschulen an von Kern- und Steinobst. Binde die Bäume mit Dornen ein gegen die Hasen. Grabe die Bäume um und dünge sie. Hebe Bäume aus und versetze sie. Mache Löcher für die Bäume, die du im Frühjahr setzen willst. — Säe im Anfang des Monats Porre, Winterzwiebeln; Perllauch, Winterendivien, Winterkresse. Lege Spargelkörner. Pflanze Salat und alle Arten von Kohl, auch Knoblauch, Perllauch, Johannislauch, Rocambole, Schalotten. Bringe den Kohlkopf ein und Meerrettig. Pflanze im Keller Blumenkohl, Kohlrabi und Wirsing im Sande. — Verpflanze zum Durchwintern die Winterlevkojen und Nelkenableger.

Wald-Verrichtungen: Der reife Samen der Edeltanne, Eiche, Buche, Erle, Hainbuche, Esche, des Ahorns &c. ist zu sammeln und nach Umständen entweder sogleich auszusäen, oder bis zum nächsten Frühjahre gehörig zu verwahren. Die Pflanzungen des Nadel- und des Laubholzes werden vorgenommen. — Der Kiefernspinner sucht bei Frost seinen Winterort und kann aufgesucht werden.

Bienenzucht: Die Wachsamkeit gegen Räuber, welche so viel Verdruß machen, ist zu verdoppeln. Ist ein Stock volkarm oder weisellos, oder ist das Flugloch zu weit, daß es nicht gehörig besetzt werden kann, so ist er den Räubern verfallen, und der nächste beste volkreiche Stock fällt ein und plündert ihn aus. Dies findet beim Ausgehen der Honigtracht statt. Fleiß macht die Bienen also zu Räubern, weil sie immer Honig einsammeln wollen. Fliegt ein Stock Morgens und Abends noch, während die andern schon ruhen, oder wenn er sonst stärker fliegt, so hat er Räuber oder ist ein Räuber. Fliegt er stark, ohne daß ein Kämpfen bemerklich wird, so ist er ein Räuber, ist ein Würgen und Kämpfen bemerklich, so hat er Räuber. Vor dem Flugloch liegen dann auch Todte umher. Gegen Räuberei sind folgende Regeln zu empfehlen: An einem flugbaren Tage darf nie gefüttert werden, und hat dies Abends von oben zu geschehen. Daß kein Honig verschüttet wird, hat man pünktlich zu merken. Die Fluglöcher sind im Frühling und Herbst so klein zu halten, daß nur 2—3 Bienen neben einander hinein können. Jede andere Oeffnung des Stockes muß man gut verstreichen, und weisellose Stöcke sind von dem Stande zu entfernen, weil sie Anlaß zu Räuberei geben.

Viehzucht: Die Schäfer haben Gersten- und Haferstoppeln mit vielen aufgegangenen Körnern zur Weide zu meiden, da den Schafen die junge Saat tödtlich ist. — Die Schweine ranzen und begatten sich. — Das Federvieh nährt sich auf den Stoppeln; alte Gänse mäste man zum Verkaufe. — Alles überflüssigen Viehes entledige man sich.

Jagd. (Treibjagd-Monat.) Das Birschen der Hirsche, welche jetzt abgebrunft, hört auf, dagegen können Alt- und Schmalthiere, Kälber und Rehböcke geschossen werden. — Die Sauen fangen an, Weißes zu setzen und die Bestätigungs- und Hetzzeit derselben fängt auf St. Gallus an. — Die Treibjagden auf Füchse und Hasen beginnen. — Der Dachs wird mit Hunden gejagt und in der Dachshaube gefangen oder vor dem Bau geschossen. — Die Haselhühner können jetzt mit der Lockpfeife beigelockt und geschossen werden. — Die Wildenten-, Becassinen- und Hühnerjagd, auch der Vogelfang auf dem Herde und im Geschnait wird fortgesetzt. — Die Schnepfen werden mit dem Schnepfenstoß und die Lerchen mit dem Treibzeug und Nachtgarn gefangen.

Fischerei. Man esse alle Fischarten mit Ausnahme der Forellen und Saiblinge (Renken nur bis 16. Oktober.)

Gemeinnütziges.

Ueber die Vertilgung der Maulwürfe. Von Dr. Woltl in Passau. Düngt man eine Wiese nicht, so wächst sehr wenig, besonders wenn man nicht wässern kann; düngt man gut, so bekommt man sehr viel Gras, sehr viel Regenwürmer und auch Maulwürfe, weil diese die erstern weithin riechen und von allen Seiten eindringen. Durch Gräben, die man um die Wiesen anlegt, könnte man sie wohl ferne halten, dies macht aber zu viel Mühe. In solchen Wiesen, die man bewässern kann, sind sie leicht wegzubringen. Ich habe eine sehr große, aber wasserlose Wiese, wo mir die Maulwürfe vielen Schaden machten, und war gezwungen, Versuche zu deren Vertilgung zu unternehmen. Ich probirte viele Mittel, aber nur ein einziges hatte die gewünschte Wirkung. Da man es nur aus sehr wenigen chemischen Fabriken beziehen kann, die weit entfernt sind, so habe ich mir ein Quantum kommen lassen und kann davon das Quart nebst Gebrauchsanweisung mit Emballage zu 36 kr. ablassen. Auf eine Wiese von zwei Tagwerken reicht ein Quart vollkommen aus. Auch kann man damit die Schermäuse, Hypudaeus terrestris, die in Baumpflanzungen so vielen Schaden machen, vertilgen. Ich zweifle nicht, daß man mit selbem auch Blattläuse, Raupen, nackte Schnecken und anderes Ungeziefer vertreiben könne, allein Versuche habe ich wegen Mangel an Gelegenheit und Zeit noch nicht gemacht und kann daher die vollständige Wirkungskraft dieses Mittels noch nicht verbürgen.

Kattun und Mousselin zu waschen, ohne daß die Druckfarbe leidet. Der Hauptgrund, weßhalb gedruckte Zeuge bei der Wäsche ausgehen, ist einfach darin zu suchen, daß die verschiedenen Beizen, wodurch die Farben im Zeuge festgehalten werden sollen, durch alkalische Bestandtheile, wie jede Seife sie im Ueberflusse enthält, eine Veränderung erleiden. Deßhalb bediene man sich beim Waschen des Kattuns und des Mousselins nicht der Seife, sondern beobachtet folgendes Verfahren: Man bringt Flußwasser in einem kupfernen Kessel soweit in Hitze, daß man kaum die Hand darin leiden kann, und schüttet den achten Theil vom Gewichte der zu waschenden Zeuge Waizenkleie hinein. Nachdem man die Mischung fünf Minuten lang auf dem Feuer gelassen und gut umgerührt hat, bringt man die Kleider hinein und dreht dieselben mit einem Holzstabe sehr oft um, wobei man die Flüssigkeit zum Sieden kommen läßt. Alsdann läßt man sie abkühlen, wäscht die Kleidungsstücke darin aus, spült sie in Flußwasser nach und trocknet sie bei gewöhnlicher Temperatur. Auf diese Weise erhält man die Kleider so rein, als ob sie mit Seife gewaschen wären, und die Farbe ist nicht im Geringsten verändert.

Kleinigkeiten.

Freireligiöser Kalender für das Jahr 1861. Gotha, Stollberg 1861. — Wenn der in diesem Heft enthaltene Kalender, der wohl nur ein Spiel des Geistes ist, eingeführt würde, so hätten wir in ihm ein Seitenstück zum republikanischen Kalender der Franzosen, wenn auch mehr im Sinn des aufgeklärten Justemilieu. Der 3 Mai heißt hier nicht „Kreuz-Erfindung", sondern Machiavell; der 26. Juli nicht „Anna", sondern Nees von Esenbeck. Wem es bekannt ist, welche allgemeine freudige Aufregung der Annatag in vielen Landschaften veranlaßt, der wird diese Neuerung kühn finden. Der 9. November ist statt „Theodor" mit Robert Blum bezeichnet; eigentlich war, wenn wir nicht irren, der 10. November sein Geburts- wie sein Todestag. Der 18. November (Otto Eugen) heißt nach dem Ingolstadter Professor Weishaupt, dem Stifter des Illuminaten-Ordens; der Schutzheilige des 24. November ist Spinoza.

Herr von Schultze.

Müller. Sag' mal, Schultze, is des wahr, daß du ooch bei die bevorstehende Krönung um Erhebung in den Geburtsadel einjekommen bist?

Schultze. Ja, aber ich beabsichtige nur einige Zeit davon Gebrauch zu machen.

Müller. Na wozu brauchst du ihm denn?

Schultze. Ich habe nämlich einige Wechsel Ende Oktober zu bezahlen. So wie sie mir nu präsentirt werden, sage ich: Was wollen Sie denn? Ich bin nich Schultze, ich heeße von Schultze, und schlage auf diese Weise meine Wappenkosten 'raus.

Müller. Ja aber höre 'mal, auf diese Weise wirst du dem Adel jrade keene Ehre nich machen.

Schultze. Des is ooch jar nich meine Absicht!

Müller. Ach so, nu versteh' ich dir erst! Bravo Schultze!

An die lieben Deutschen.

Wohin ist Holstein mit dem Bund
Gerathen? — Könnt Ihr fragen?
Das eine habt Ihr stets — im Mund,
Den andern — in dem Magen!

Rebus 9.

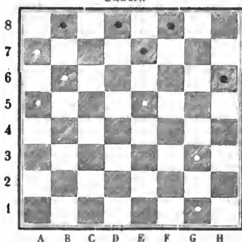


TA Ä sich & dan

Damenspiel-Aufgabe.

Wie ist die vorliegende Parthie zu beendigen, damit „Weiß" mit dem dritten Zuge eine Dame erhalte?

Schwarz.



Weiß.

Wann wird der Retter kommen diesem Lande?

Der Kampf war heiß, der Tod hielt reiche Erndte.
Da schlägt der Rabe Nacht die schwarzen Flügel,
Daß sich des Tages Glanzgestirn entfernte,
Und senkte nieder sich auf Thal und Hügel.

Die Waffen ruhen, die Geschütze schweigen,
Der Boden trinkt das Blut von tausend Wunden,
Und tiefe Klagen, Schmerzenstöne steigen
Aus blut'gen Leibern in den Todesstunden.

Ein Schlachtfeld war's der Deutschen und Franzosen,
Die schon so oft mit kriegserfahrnen Heeren
Des Kampfes Preis, des Sieges blut'ge Rosen
Sich streitig machten auf dem Feld der Ehren.

„Nur einen Tropfen, daß des Fiebers Brände
So qualvoll mir den Körper nicht durchwühlen."
Ein Krieger stöhnt's und ballt im Schmerz die Hände:
„Nur einen Tropfen, diese Glut zu kühlen."

„So nimm und trink'!" der Nachbar schwerverwundet,
Wie er, reicht ihm des Trunks ersehnte Gabe.
„Von Herzen Dank, so hat's noch nie gemundet;
„Dank, Landsmann! dir vergelte Gott die Gabe."

Da blickt der Mond durch schwarze Wolkenränder
Auf alle Körper, die im Tode schlafen;
Und der Erquickte schaut am Hülfespender
Die Uniform, die fremde der Zouaven.

„Wie kommt's, daß dich des Feindes Farben kleiden?"
Und bitter lachend der Zouav sich wandte:
„Wollt' ich des Lebens Nothdurft mir erstreiten,
„Gab keine Stelle es im Vaterlande.

„Der Kerker droht dem frechen Demagogen,
„Der wagte, Deutschlands Einheit zu erstreben,
„So bin ich in die weite Welt gezogen,
„So ging die deutsche Kugel mir ans Leben."

Im Fieberschauer träumend liegen Beide,
Und drücken sich vor'm Sterben noch die Hände,
Es naht, befreiend ihren schweren Leiden
Der Tod und macht dem letzten Kampf ein Ende.

Und Beide schauen schon des Jenseits Pforte,
Schon lösen sich des Erdenlebens Bande
Und scheidend murmeln sie des Dichters Worte:
„Wann wird der Retter kommen diesem Lande?"

Deutsche Treue.

Als ich im Walde wandeln ging
In einsam stillem Traume,
Da sah ich, wie ein Epheu hing
An altem morschen Baume.

Er rankte sich gar fest und traut
Empor am rauhen Stamme,
Wie eine zarte junge Braut,
Am heißgeliebten Manne.

Ob ihnen Wetter-Ungemach
Auch schlagen manche Wunden
Sie bleiben trotz so manchem Krach
Doch inniglich verbunden.

Es zuckt ein Blitz, es bricht der Baum
Mit Ach und Krach zusammen:
Der Epheu ist in schönem Traum
Mit in den Tod gegangen.

Sieh', wie der Baum und Epheu sich
So inniglich umranken,
So steht der Deutsche männiglich
In Treue ohne Wanken!

Er hängt am lieben Vaterland
Aus ganzem vollen Herzen,
Will jede fremde Schmach u. Schand
Mit seinem Blut ausmerzen.

Geht lieber, eh' er Schand' und Spott,
Am Lande muß erfahren,
Durch freies Wort in Noth und Tod,
Um deutsche Treu zu wahren.

Kln.

Auflösung der „Geographisch-historischen Aufgabe" in Nr. 38 der Sonntags-Beilage vom 22. September 1861.

VILM (bei Rügen).
MLVI, 1056, Heinrich IV.
V = 21.
i = 9.
l = 11.
m = 12.

Eine richtige Lösung ging ein von Carl v. Str. aus Ostpreußen.

Auflösung der „Mathematischen Aufgabe" in Nr. 38 der Sonntags-Beilage vom 22. September 1861.

Die Aufgabe, ein Seitenstück zu der in Nr. 35 der Sonntags-Beilage gegebenen, wurde mit dem Nachweise, daß die fragliche Würfel-Vertheilung

27,720 Kombinationen

zulasse, gelöst von R. K.

Sonntags-Beilage

zum

Augsburger Anzeigblatt.

Nummer 40. 6. Oktober 1861.

Ein Winkel-Consulent.

(Fortsetzung.)

Ich vergesse nie die fieberhafte Unruhe, in welcher ein paar Tage lang das Städtchen war, mit welcher jeder Nachricht über den Stand des Wassers draußen an den Dämmen entgegengesehen, jede Meldung des Steigens der Fluthen auch nur um eine Linie breit aufgenommen, mit welcher überall gerechnet, combinirt, phantasirt wurde.

Auf einmal, mitten in der Nacht, ertönten Kanonenschüsse. Im Momente war Alles aus den Betten, aus den Häusern, auf den Straßen.

Die Schüsse kamen nur aus einer einzigen Gegend; aber sie vermehrten sich. Die Gefahr mußte dort eine sehr dringliche seyn. Bestimmte Nachrichten bestätigten dies bald. Reitende Boten sprengten herbei, um aus dem Städtchen Mannschaften zum Arbeiten zu holen. Aller Sorge, aller Anstrengung zum Trotze war an einem Hauptdamme die Krone verletzt. Die Verletzung war anfänglich eine leichte gewesen; nur vielleicht einen halben Fuß breit und tief hatte das steigende Wasser die Dossirung weggespült. Ein erfahrener und vorsichtiger Beamter hätte den Schaden in wenigen Minuten wieder herstellen können und wieder hergestellt, und es wäre keine nachtheilige Folge weiter entstanden. Zum Unglück war dort gerade ein junger Beamter stationirt, bei dem Worte und Selbstzufriedenheit die Einsicht und die That ersetzten, — ein aufgeblasenes Söhnchen einer vornehmen Familie, das Carriere machen sollte und wollte. Er schritt zur Hilfe, als es zu spät war, und nun verlor er den Kopf dabei.

Die anfänglich kleine Oeffnung war schnell nach Ruthen zu bemessen. Das Wasser spülte dort nicht mehr, es rauschte, es stürmte schon, es riß schon fort. Nun wurden die Nothsignale gegeben.

Alles eilte nach der Gegend, und man erkannte auf der Stelle die ganze Größe der Gefahr. Wenn das Wasser nach zwei Stunden am Steigen blieb, so war der Damm nicht mehr zu halten. Noch eine, höchstens anderthalb Stunde lang konnte es unter den ungeheuersten Anstrengungen möglich erscheinen, den anströmenden Wogen entgegen die Bresche immer neu auszufüllen. Stieg dann aber das Wasser noch, oder wich es auch nur nicht, so würde nothwendig zu beiden Seiten der Oeffnung der Damm so aufgelockert, schlammig und zerrissen seyn, daß die Zerstörung mit Riesenarmen weiter und weiter griff und bald den ganzen Damm niederriß.

Dies war zu befürchten. Man mußte also auch darauf gefaßt seyn und auf Mittel sinnen, wie der alsdann eintretenden furchtbaren Gefahr zu begegnen sey. Es gab nur Ein Mittel.

Ein paar Hundert Schritte oberhalb der Verletzung lief ein Seitendamm, der lediglich zum Schutze der tiefer liegenden Weiden und Wiesen einer benachbarten Bauerschaft diente. Wurde schleunig dieser Damm durchstochen, so waren zwar im Augenblicke diese Weiden- und Wiesengrundstücke unter Wasser gesetzt, und sie waren auf ein, vielleicht mehrere Jahre völlig unbrauchbar gemacht; allein ein weiterer Schade konnte nicht entstehen, namentlich war keine Gefahr für Häuser und Menschen zu befürchten. Dagegen erhielt alsdann das in eine Niederung, die mehr als eine halbe Quadratmeile umfaßte, abgeleitete Wasser einen so erheblichen Fall, daß es an jenem verletzten Hauptdamm vielleicht um mehrere Fuß zurückwich und nun die Verletzung mit Ruhe und Sicherheit völlig wieder hergestellt werden konnte.

Die Deichbeamten glaubten keine Wahl zu haben. Wurde der Seitendamm durchbrochen, so entstand nur ein Schade, der mit Geld, und zwar verhältnißmäßig mit wenigem Gelde, wieder gut gemacht werden konnte. Andernfalls war ein unberechenbarer Schaden an Vermögen und zugleich die dringendste Gefahr für das Leben vieler Menschen kaum zu vermeiden. Mehrere Dörfer, und namentlich auch unser Städtchen, konnten der furchtbaren Ueberschwemmung nicht entgehen, und die Menschen konnten das Leben nur retten, wenn sie Hab und Gut im Stiche ließen.

Die sofortige Durchstechung des Seitendammes wurde beschlossen. Sie sollte sofort ausgeführt werden. Neue Mannschaften wurden dazu beordert. Wir erhielten in dem Städtchen die Nachricht noch während der Nacht. Wir athmeten auf.

Auf einmal kam eine entsetzliche, Alles niederschlagende neue Nachricht. Die sämmtlichen Bauern, denen die durch den Seitendamm geschützten Wiesen und Weiden gehörten, hatten sich zusammengerottet, um mit gewaltsamer, bewaffneter Hand dem Durchstechen des Dammes sich zu widersetzen.

Die Bauern waren, wie gleichzeitig gemeldet wurde, aufgewiegelt und zusammengebracht durch einen, wie es hieß, eben so nichtswürdigen und boshaften als gefährlichen Menschen, einen Winkel-Consulenten Namens Hartmeier, einen ehemaligen, verdorbenen Krämer, der seit Jahren ein Geschäft daraus mache und davon lebe, daß er überall die Leute gegen einander, wie gegen Regierung, gegen Gerichte und Beamte zu allen möglichen Streitigkeiten, Prozessen, Chicanen und Widersetzlichkeiten aufhetze und verführe.

Er hatte auch hier wieder die Hand im Spiele, um eine ungeheure Gefahr, um namenloses Elend über Tausende von Menschen zu bringen. Die Gefahr war um so größer und dringender, als nicht nur einerseits die zusammengerotteten, sich widersetzenden Bauern an manchen Stellen den nothwendigsten Deicharbeiten entrissen waren, sondern auch andererseits diesen dringlichsten Arbeiten nicht noch mehr Menschen entzogen werden konnten, um den gewaltsamen Widerstand jener unwirksam zu machen.

Bewaffnete Bürger des Städtchens wurden requirirt, um den wenigen disponiblen Gendarmen, Schulzen und Polizeibeamten in Bewältigung der widerspänstigen Bauern Hülfe zu leisten.

Was zurückblieb, schwebte in der entsetzlichsten Angst. Jeder war nur auf Flucht bedacht, unter Rettung der wenigen Habe, die man mit sich forttragen konnte.

Erst am Morgen trafen beruhigende Nachrichten ein.

Die Bauern hatten, nachdem sie eine entschiedene Uebermacht gegen sich sahen, es auf eigene Gewalt weiter nicht ankommen lassen. Als darauf die Gendarmen den Aufwiegler Hartmeier arretirt hatten, waren sie auch ruhig zu den verlassenen Deicharbeiten zurückgekehrt.

Der Seitendamm war durchbrochen. Das Wasser war in die Wiesen abgeleitet, sogar mit mehr Ruhe und Gleichmäßigkeit, als man erwartet hatte, so daß auch dort kaum ein erheblicher Schaden zu befürchten war. Der Hauptdamm war gerettet, die dringendste Gefahr war vorüber.

Gegen Mittag kam endlich auch die Nachricht, daß das Wasser im Sinken sey. Alle Gefahr war jetzt vorbei. Ruhe und Sicherheit kehrten überall, auch in das Städtchen zurück. Es blieb nur das Andenken an die ausgestandene Angst.

Doch sollte der Vorfall mir noch etwas Anderes bringen. Er sollte nicht ohne strafrechtliche Untersuchung bleiben.

In einer anderen, späteren Zeit hätte man wahrscheinlich eine strafbare Widersetzlichkeit gegen Beamte, gar einen offenen Aufruhr darin finden wollen. Die Bauern hatten sich ja entschieden und thätig genug den Anordnungen der Deichbeamten widersetzt; sie hatten dieß auch mit offener Gewalt, nach vorhergegangener öffentlicher Zusammenrottung zur Ausübung dieser Gewalt gethan. Allein die Bauern hatten dennoch nur ihr Eigenthum vertheidigt, sie hatten nur eine fremde Gewalt, die gegen ihr Eigenthum ausgeübt werden sollte, mit Gewalt zurückgewiesen. Hatte dabei jene fremde Gewalt zur Beseitigung eines Nothstandes angewandt werden sollen, so hatte auch ihre Gewalt nur zum Zweck gehabt einen Nothstand für sie abzuwenden. War jener fremde Nothstand quantitativ und vielleicht auch qualitativ ein größerer, am Ende ist jeder sich selbst der Nächste, und auf welcher Seite die größte Noth war, blieb zu untersuchen, und hinterher konnte dann auch vielleicht ermittelt und festgestellt werden, auf welcher Seite das Recht war. War dieses alsdann aber auch so entschieden nicht auf Seite der Bauern, das erst später aufgefundene Unrecht konnte nicht hinterher ihr Handeln zu einem verbrecherischen machen.

So dachte damals die Regierung, und gegen die Bauern wurde keine Untersuchung eingeleitet. Sie wurden sogar für alle Nachtheile, welche ihnen durch das Einreißen ihres Dammes verursacht waren, vollständig entschädigt.

Allein sie waren mit dieser Entschädigung wenig zufrieden; sie erhoben immer neue, grundlose Ansprüche. Sie erhoben immer neue, grundlose Beschwerden, wenn sie mit jenen Ansprüchen zurückgewiesen wurden. Die Behörden begnügten sich lange in großer Geduld damit, die Beschwerdeführer in wohlwollend widerlegender, belehrender und ermahnender Weise zu behandeln. Sie mußten endlich zu strengeren Mitteln schreiten.

(Fortsetzung folgt.)

Ueber den Einfluß des naturwissenschaftlichen Unterrichtes auf die Volksbildung.

Aus dem Vortrage, gehalten am 19. Sept. 1861 in der zweiten allgemeinen Sitzung der 36. Naturforscher-Versammlung zu Speier, des

Rudolph Virchow.

Anknüpfend an die eben gehörte Mittheilung des Vorredners (Senator v. Heyden) über die erste Versammlung deutscher Naturforscher in Leipzig 1822 erinnerte er an den großen Fortschritt des öffentlichen Geistes, welcher seitdem gemacht worden sey. Während der Mann, welcher zuerst den Gedanken dieser Versammlung faßte, Oken, auf fremder, wenngleich ursprünglich deutscher Erde eine Zuflucht suchen mußte, während die österreichischen Mitglieder jener ersten Versammlung, darunter der gepriesene Purkinje, ihre Namen verbergen mußten, während damals die wenige Jahre zuvor (1819) gefaßten Carlsbader Beschlüsse gerade gegen die Wissenschaft und ihre Träger, die Universitäten, gerichtet waren, so stehe jetzt die Versammlung als eine große, im Leben der Nation fest begründete Vereinigung da, und, wie ein Redner (Herr Friedinger aus Wien) in der letzten Sitzung der medizinischen Sektion hervorgehoben, ein österreichischer Minister habe sich offen zu dem Ausspruche bekannt, Wissenschaft sey Macht. Daß dieser Satz, der bekanntlich von Baco herrühre, endlich Geltung erlange, das sey nicht zum kleinsten Theile durch die Naturforscher-Versammlungen erreicht, welche das erste und bis jetzt noch unerreichte Vorbild aller jener Wanderversammlungen war, die gerade in diesem Jahre in größerer Zahl als je zuvor abgehalten seyen. Auf das Herrlichste hat sich der Gedanke Okens bewähet, der von Anfang an festgestellt, daß es sich nicht um eine Naturforscher-Versammlung an sich, sondern um eine deutsche Naturforscher-Versammlung handeln solle, daß also nicht die wissenschaftliche Debatte, sondern der persönliche Verkehr, das Zusammengehen der Einzelnen als die Hauptaufgabe betrachtet werden solle. Und zwar sey es nicht blos der Verkehr der Gelehrten untereinander, sondern der Verkehr mit der gesammten Bevölkerung, das Eindringen der Wissenschaft in das Volk, welche hier erreicht würden. So werde die Versammlung ein mächtiges Mittel der Volksbildung, der eigentlich nationalen Cultur.

Nirgends könne man sich den Fortschritt dieser nationalen Cultur besser vergegenwärtigen, als in einer Stadt und in einem Lande, welche seit den ältesten Zeiten der deutschen Geschichte alle Vorgänge der innern und äußeren Gestaltung so unmittelbar empfunden haben. Der erste Geschäftsführer (Hr. Heine) habe in seiner Eröffnungsrede mit Schmerz darauf hingewiesen, daß die ursprüngliche Einheit des Glaubens verloren gegangen sey. Diese Einheit habe wesentlich beruht auf der Einheit des Wissens, denn dieselben Männer seyen zugleich Träger der kirchlichen und wissenschaftlichen Bildung gewesen. Speyerische Urkunden bezeugten, daß noch bis in das 14. Jahrhundert Geistliche als apothecarii und als physici gewirkt hätten. Aber schon nachher habe die Trennung begonnen, und gerade das Ereigniß, auf welches Speyer mit besonderer Erregung zurückblickt, der Ruf zu den Kreuzzügen habe diese Trennung eingeleitet. Als der heilige Bernhard von Clairvaux im Dom zu Speyer das Kreuz predigte, da habe freilich Niemand geahnt, daß der Erfolg gerade das Gegentheil von dem seyn werde, was man erwartete. Aus dem Morgenlande kam das Wissen der Araber zurück, es begann der kirchliche Streit, die Entwickelung des deutschen Städtelebens und damit die Gestaltung eines Bürgerthums, welches zugleich der Träger der Freiheit und der Bildung wurde. Freiheit und Bildung aber sind es, welche die individuelle Selbstständigkeit zum unmittelbaren Erfolge haben, und je mehr sie sich naturgemäß gestalten, um so mehr muß auch das ganze Volk daran betheiligt werden. Es helfe nichts, die Zersplitterung im Glauben zu beklagen; die einzige praktische Aufgabe sey es, wieder ganze Menschen zu erziehen und durch die Einheit des Menschen das wieder zurückzuerobern, was durch die Fortschritte des Wissens verloren gegangen sey. Dieß sey aber nur möglich, wenn man die Erziehung der Jugend entsprechend den Forderungen der Naturwissenschaften gestalte. Zweierlei habe man zu fordern. Erstlich, daß die Methode des naturwissenschaftlichen Denkens, wie sie zuerst durch Baco festgestellt wurde, des Denkens, welches auf Anschauung, auf Beobachtung, auf erfahrungsmäßiger Kenntniß beruhe, allgemein werde. Dazu gehöre vor Allem die Aufnahme des Naturunterrichts in großer Ausdehnung in den Schulplan. Zweitens, daß die Schule sich nicht auf die einseitige Ausbildung des Geistes beschränke, sondern auch die körperliche Erziehung in gleicher Weise berücksichtige. Schon auf der Naturforscher-Versammlung zu Königsberg habe er die Forderung aufgestellt, daß der geistige Unterricht auf die halbe Tageszeit beschränkt, und die andere Hälfte der körperlichen Ausbildung gewidmet werde. Seitdem sey derselbe Satz von dem Herzog von Cambridge aus rein militärischen Gründen aufgestellt, zum besten Zeichen, daß Wissenschaft und Erfahrung schließlich Eines seyen. Methodisches Denken und körperliche Kräftigkeit seyen die Zielpunkte aller Erziehung. Durch sie werde es gelingen, einheitliche Menschen zu erziehen und die Partheiungen, welche jetzt leider in so unseliger Weise bald als kirchliche, bald als politische, bald als gesellschaftliche, der Einigung der Nation entgegen stehen, abzuschwächen. Denn gerade die Naturforscher-Versammlungen zeigten es ja, daß ein versöhnlicher Verkehr der Personen und ein Zusammenwirken zu gemeinschaftlichen Zwecken möglich sey, wo auch die größten Gegensätze der Ansichten im Einzelnen bestehen.

Der Versammlung der Augenärzte aller Nationen in Paris.

Am 10. Oktober 1861.

Das trifft sich ja, daß eben grad
Die Augenärzte tagen!
Jetzt, wo so mancher Potentat
Mit Blindheit ist geschlagen;
Wo Scheelsucht und Kurzsichtigkeit
Und traurige Verblendung
Auf Thronen herrschet weit und breit
In seltener Vollendung.

Vor allem nehmt den Louis her,
Bei dem ihr eingesprochen!
Dem wär' es gut, bekäme der
Einmal den Staar gestochen!
Doch wird ein Resultat erzielt,
Befürcht' ich nur das Eine:
Es bleibt Etwas zurück — er schielt! —
Und zwar nach unserm Rheine.

Geht auch an Oestreich nicht zuletzt!
Denn Einsicht fehlt dem Staate,
Und hat 'ne Brill' sich aufgesetzt
Mit seinem Concordate;
Der Papst sich auch mit dem Franzos,
Mit diesem halben Ketzer;
Er wollt', er wär' die Brille los,
Denn 's ist ein Nasenpetzer.

Auch Preußen hat ein kurz Gesicht,
Wie fühlten es schon bitter!
Es siehet seinen Balken nicht,
Doch oft des Andern Splitter.
Und Scheelsucht nagt am Palmerston,
Dem alten Meeresgotte;
Scheel blickt er auf die Union
Und auf die — deutsche Flotte!

Der richt'ge Blick auch fehlt dem Zaar,
Das sah man jüngst in Polen,
Jetzt drückt er zu ein Auge gar,
Doch blinzelt er verstohlen.
Und drüben Nordamerika,
Ach, denen helft nur baldig!
Das hat sich an dem Süden ja
Verguckt ganz gewaltig!

Doch Einer ist am schlimmsten dran,
Den thut mir nicht vergessen!
Ihn kündigt schon das Sprichwort an:
Ich mein' den blinden Hessen.
Verblendet wie kein zweiter nicht
In Nähe und in Ferne,
Scheut er das rosenfarb'ne Licht
Sogar von der Laterne!

Wohlan, versucht denn euer Glück!
Und operirt mir ehrlich!
Den Dänen mit dem bösen Blick
Kurirt ihr aber schwerlich.

Am meisten aber merket d'rauf
Und hebt des Volkes Leiden!
Denn gehn dem Volk die Augen auf,
So kommen bess're Zeiten.

Fr. Latern.

Zahlen-Räthsel.

Welches ist die Zahl, die, zu ihrer Quadratwurzel addirt, die Zahl 20 gibt?

Auflösung des „Rebus 9" in der Sonntags-Beilage Nro. 39 vom 29. September 1861.

Wo der Rab' auf dem Dach und der Fuchs vor der Thür, da hüt' sich Roß und Mann dafür.

Richtige Auflösungen gingen ein von: Thekla B. — G..... H..... — Ignaz Spiegel. — Lor. Seiler — Joh. Weis von Kriegshaber.

Auflösung der „Damenspiel-Aufgabe" in Nr. 39 der Sonntags-Beilage vom 29. September 1861.

Weiß	Schwarz.
B6-C7	D8-B6, nimmt C7
A5-C7, nimmt B 6	B8-H2, nimmt B6, E5 und G3
A7-B8: Dame.	

Richtige Lösungen dieser Aufgabe, welche lehrt, daß man Steine opfern muß, wenn die Aussicht vorhanden ist, durch diese Verluste eine Dame zu erhalten, — gingen ein von C. F....r. — Ignaz Spiegel. — Fr. B. (Die gefällige Einsendung interessanter Damen- und Domino-Spielprobleme, Muster- und Endspiele wird uns immer willkommen seyn. D. R.)

Wohnungs-Veränderung und Empfehlung.

Den hochverehrlichen Herrschaften sowie Allen, welche ihn mit ihren werthen Aufträgen beehren oder beehren wollen, bringt der ergebenst Unterzeichnete zur Anzeige, daß er seine bisherige Wohnung in der **Philippine-Welser-Straße** verlassen und nunmehr in der

Zeughausgasse B. 203 parterre

wohnt. Mit dieser Anzeige verbinde die Bitte um fernerhin geneigtes Wohlwollen und Ertheilung von Aufträgen, deren beste und pünktlichste Ausführung mein angelegentlichstes Bestreben seyn wird. [6857-59]³

M. Beck, Tapezier, Zeuggasse **B. 203** parterre.

☛ Nur Maximiliansstraße im Weberhause neben dem Strumpfwaarenlager des Hrn. Rüscher ☚

befindet sich während der Augsburger Messe das größte, solideste und billigste

Herrenkleider-Magazin.

Dasselbe enthält das Allerneueste, was die jetzige Saison bietet, und stellt so billige Preise, daß Jedermann dieses Magazin befriedigt verlassen wird, da der Unterfertigte lediglich einen großen Absatz zu erzielen im Auge hat. [6912]

Zur gefälligen Notiz füge untenstehende Preissenotirung bei.

400 Tuch- und Bukskings-Röcke von 10 fl. an,
400 doppelt wattirte Paletots von 8 fl. an,
400 Herbst-Ueberzieher und Havelocks von 12 fl. an,
400 Kochler Joppen in Velour, Tuch und Loden von 3 fl. an,
400 Westen in allen Stoffen von 1 fl. 30 kr. an,
150 Schlafröcke von 3 fl. an,
400 Paar Hosen von 4 fl. an.

☛ **Nur während der Messe befindet sich das Verkaufslokal Maximiliansstraße im Weberhause neben dem Strumpfwaarenlager des Hrn. Rüscher.**

L. Späth, Schneidermeister aus München.

☛ Eckbude der Heiliggrabgasse gegenüber. ☚

Die Weißwaaren-Fabrik

von

August Olzscha aus Plauen

in Sachsen

empfiehlt auch diese Dult ihr **grosses Lager in verschiedenen Vorhang-Stoffen, Moll's, Jaconet's, Dimity, Piqué, Unterröcken, diverse Bettdecken, Spitzen** jeden Genres, **Spitzen-Mantillen, Berthen, Fischu's, etc.** bei bekannter solider Bedienung bestens. [6913]

☛ Besonders wird auf eine Parthie schöne Vorhänge und Stickereien, die unter dem Fabrikpreis verkauft werden, aufmerksam gemacht.

☛ Eckbude der Heiliggrabgasse gegenüber. ☚

Dult-Anzeige.

Mein Wollenwaarenlager bestehend aus feinen und schweren

Herren- und Damen-Leibchen

aus Wolle und Baumwolle, auf dem bloßen Leib zu tragen, welche nie eingehen, sowie meine längst bekannte

Korsetten-Handarbeit

mit und ohne Naht, bringe ich einem hochgeschätzten Publikum in Erinnerung unter Zusicherung der billigsten Preise.

Bude am Eck des Weberhauses.

[6914] **M. Beck**, aus Reutlingen.

J. B. Fensterer,

Hof-Regenschirm-Fabrikant aus München,

empfiehlt zur hiesigen Dult sein bekanntes, wohlassortirtes Lager der elegantesten

Sonnen- und Regenschirme,

in Seide, Halbseide, Wolle (Alpaca) und Baumwolle, zu den billigsten Preisen.

☛ Die Bude befindet sich gegenüber dem Herrn Banquier Obermayer, vormals Eichthal. [6915]³

Wohnung-Gesuch.

Eine solide, kleine Familie sucht im mittleren oder obern Theile der Stadt bis Georgi eine Wohnung um 80 — 100 fl. Näheres zu erfragen in der Expedition des Anzeigblattes. [6699-701]³

Wollenwaaren-Lager

von J. E. Hammerbacher jun.

aus Bamberg.

Zum Ersten Mal die hiesige Dult beziehend, erlaube ich mir [6619-21]³

das Neueste in Herbst- und Winterwaaren

in großer Auswahl bestens zu empfehlen, als: **Hauben & Fanchons** in 40 verschiedenen Sorten, meist nach Wiener und Berliner Mustern gefertigt, in jeder Weiße und Farbe, **Unterärmel, Herren- und Damenschlipse, Krägelchen, Unterhosen von 1 fl. bis 3 fl. 30 kr., Jacken** in Baumwolle und reiner Wolle von den ordinärsten bis zu den feinsten, **Kinder-Ringelstrümpfe, Hauben, Jäckchen** 2c. 2c. sowie überhaupt alle in dieses Fach einschlagenden Artikel, und bitte um geehrte Ansicht und Abnahme, mit der Versicherung äußerst reeller und billiger Bedienung.

☛ **Meine Bude befindet sich unter den Arkaden gegenüber der St. Moriz-Kirche.**

Kräftige Taglöhner

erhalten bei der Correktion des Fichtelbaches unterhalb der Fichtelbach-Weberei Beschäftigung und 1 fl. — 1 fl. 12 kr. Taglohn. [6838-39]³

Zur gefälligen Beachtung.

Eingetretener Verhältnisse wegen kann ich die dießjährige Michaeli-Dult nicht beziehen, ich mache daher meine verehrl. Kundschaft von hier und auswärts auf mein **wohl assortirtes**

Lager in meinem Laden

aufmerksam und empfehle dasselbe der gütigen Berücksichtigung.

Indem ich die billigsten Preiße zusichere, sehe ich gütiger Abnahme entgegen. In aller Hochachtung: [6634-36]³

F. X. Nussbaumer,
am Ecke der Steingasse.

Geschäfts-Empfehlung.

Durch die anhaltende Geisteskrankheit meines Mannes wurde ich veranlaßt, einen Geschäftsführer anzunehmen. Da ich nun mit einem sehr soliden und tüchtigen Geschäftsführer, Hrn Scheidle, versehen bin, so empfehle ich mich einem verehrten Publikum zu gütigen Aufträgen mit der Versicherung guter und billiger Bedienung.

Friederike Krafft, Schneidermeisters-Gattin,

[6916] F. 179 beim Klinkerthor gegen die Mauer.

Lebensversicherungen und Leibrenten

der

Bayerischen Hypotheken- und Wechselbank.

Unter den verschiedenen Mitteln, welche sich dem Familienvater darbieten, um für die Zukunft seiner Angehörigen zu sorgen, ist die **Versicherung des Lebens** ohne Zweifel das verlässigste, da es dabei vollkommen in seiner Macht steht, voraus zu bestimmen, wie viel er seinen Erben hinterlassen will. Die jährlichen Beiträge oder Prämien, welche er dafür an die Bank zu entrichten hat, sind bei einiger Sparsamkeit und Ordnung im Haushalte nicht schwer zu erübrigen, da sie, wenn die Versicherung in den mittleren Jahren abgeschlossen wird, nur als ein mäßiger Zins von dem versicherten Kapital zu betrachten sind und z. B. bei einem 25jährigen nur fl. 2. 10 kr., einem 30jährigen fl. 2. 26 kr. und einem 40jährigen fl. 3. 11 kr. vom Hundert betragen.

Durch die **Leibrentenversicherungen** wird denjenigen, welche über ein baares Kapital zu verfügen haben, die Gelegenheit geboten, durch Hingabe desselben an die Bank eine den gewöhnlichen Zins weit übersteigende lebenslängliche Rente zu erwerben, welche z. B. bei einem 50jährigen fl. 7. 24 kr., bei einem 55jährigen fl. 8. 18 kr. und einem 60jährigen fl. 9. 22 kr. vom Hundert beträgt. Unverheiratheten oder kinderlosen Personen dürfte diese Versicherungsart besonders zu empfehlen sein, da sie dadurch aller Sorge für das spätere Lebensalter enthoben werden.

Weitere Aufschlüsse werden von den Agenten ertheilt, welche auch die Grundbestimmungen und Anmeldungspapiere gratis verabfolgen.

München, im September 1861. [6001-3][3]

Die Administration der Bayerischen Hypotheken- und Wechselbank.
Ed. Brattler, Dirigent.

A. Vogel-Lehmann, Bankagent für Augsburg.

Kapitalien

zu jeder beliebigen Größe sind stetsfort auf Landgüter auszuleihen und wollen Gesuchsteller Anlehens-Tabellen, Steuer-Kataster, Kauf- oder Uebernahmsbriefe und Leumunds-Zeugniß vorlegen

im [6920][3a]

Geschäfts- und Commissionsbureau
Hugo Hößle.
Dominikanergasse A. 63 in Augsburg.

Barbara See,

früher **Eva See,** aus Lauingen,
bezieht wieder die hiesige Georgi-Dult
mit einem großen

Waaren-Lager,

bestehend aus **Wiener Linsen, Erbsen und Bohnen** bester Qualität, dann **Brei, Gries, Haberkern, gebrochenen Erbsen, Roll-** und **Ulmer-Gerste** rc. Ich verspreche die billigsten Preise und bitte um zahlreichen Zuspruch. [6921]

Meine Bude befindet sich wie gewöhnlich ganz oben am Schrannenplatz.

Das Fabrik-Lager

von

J. A. Meixner aus Frankfurt a. M.,

in **Meerschaumpfeifen, Bernstein-Cigarrenspitzen** und sonstigen **Rauchrequisiten** in dem beliebten Afrikanischen oder Bruyerholz in allen Sorten, befindet sich diese Messe wieder unter den Arkaden,

Bude Nro. 86, gegenüber der Marien-Apotheke.

Ferner empfehle ich **Cigarren** in bester Qualität und abgelagerter **Waare** aus meinem Engros-Lager, wovon Probelistchen abgegeben und alle Aufträge prompt effektuirt werden. [6917][5]

F. Sydow, Korbfabrikant aus München,

bezieht zum Erstenmale die Augsburger Dult mit den neuesten Façonen von seinen

Korb-Waaren

und empfiehlt solche geneigter Abnahme. [6763-65][3]

In der letzten Bude gegen die Armenhausgasse.

Keine Flecken mehr in den Kleidern.

Für diese Dult empfehle ich zum Erstenmal hier eine neue Erfindung von **chemischem Wasser,** womit man alle Flecken aus allen und sogar aus den feinsten Stoffen entfernen kann, ohne der Farbe oder dem Stoffe zu schaden, z. B. Oel, Fett, Talg, Pech, Wagenschmiere, Wein, Bier oder Rost. Ferner empfehle ich eine neue Art echten

chemischen hydraulischen Kitt,

womit man alle gebrochenen Gegenstände, z. B. Crystall, Porzellan, Marmor, Holz, Bernstein, Meerschaum, Alabaster, ohne Feuer fest und dauerhaft kitten kann; auch nehme ich alle zerbrochenen Gegenstände zum Kitten an unter Zusicherung, Alles fest und dauerhaft zu machen. Ferner das

Italienische Copir- oder Markir-Papier,

durch welches man schreiben oder durchzeichnen kann, ohne daß man Tinte oder Feder dazu gebraucht, und welches unübertrefflich ist für Stickerei- oder Schnittmuster durchzuzeichnen; zugleich dient dasselbe für Leinwand oder Holzgeschirr zu merken. Obiges empfehle ich nebst noch mehreren in dieses Fach einschlagenden Artikeln.

[6795-97][3] **J. Egli** aus Zürich, Fabrikant chemischer Produkte.

Mein Stand befindet sich vor der Handlung des Herrn Florentin in der Maximiliansstraße.

En gros- & en detail!

Cichorien- und Gelbrüben-Verkauf

bei

Georg Müller aus Nürnberg.

Bude Nro. 270 gegenüber dem deutschen Haus, mit obiger Firma. [6918]

Gänzlicher Ausverkauf.

Unterzeichneter bringt zur ergebensten Anzeige, daß er auch diesmal die hiesige Dult **mit einer sehr großen Auswahl**

Schuhmacher-Arbeit

jeder Art und Façon,

bezogen hat. Da bekannt ist, daß ich nur die Augsburger Dult beziehe, so wird man meine Arbeit mit der gewöhnlichen Markt-Arbeit nicht in gleiche Kategorie stellen können. Zu zahlreichem Besuche empfiehlt sich:

Alois Raila,
Schuhmachermeister aus München.
Arkadenstand Nro. 53, schräg gegenüber der „Goldenen Traube." [6922]

Im Hause der Herren **Gebr. Leu** neben der Polizei findet ein beispiellos billiger **Ausverkauf** statt.

Regenschirme, En-tout-cas, im besten Seidenzeug à 1½ fl., 2½ fl., 4 fl., 5½ fl. und höher. Alte Gestelle werden hoch eingetauscht.

Wachstuchdecken für alle Möbel und Speisetische unverwüstlich 27 kr., 54 kr., 1 fl., 2½ fl., bitte ein Maß mitzubringen. Kleine Unterlagen für Lampen, Gläser rc., à 3, 6, 9 kr. und höher. [6919]

Gemalte Fenster-Rouleaux, à 48 kr., 1½ fl. und höher.
Reisetaschen 1½ fl. bis 3½ fl.
Amerikanische Gummischuhe in allen Größen à 36 kr., 54 kr., 1 fl. 36 kr. und eine unübertreffliche Sorte zu etwas höherm Preise.

Nur im Hause der Herren Gebrüder Leu
neben der Polizei.

Sonntags-Beilage

zum

Augsburger Anzeigblatt.

Nummer 41. — 13. Oktober 1861.

Ein Winkel-Consulent.

(Fortsetzung.)

Nach den bestehenden Gesetzen wäre ein Antrag auf Bestrafung der hartnäckigen Querulanten vollkommen begründet gewesen. Allein es war bekannt geworden, daß die Bauern, so wie früher zu ihrem Widerstande, so jetzt zu ihren unablässigen Gegenvorstellungen und Beschwerden von dem berüchtigten Winkel-Schriftsteller August Hartmeier verleitet und aufgestachelt, daß durch diesen die von ihnen angefertigten Schriften verfaßt seyen.

Und — auch so dachte damals die Regierung in Preußen — gegen die Verführten wurde auch jetzt kein Strafantrag gestellt.

Gegen den Verführer, den Winkel-Consulenten Hartmeier aber, wurde die Einleitung einer Criminal-Untersuchung wegen unbefugten Winkel-Consulirens bei der Criminal-Behörde, deren Vorstand ich war, beantragt.

Zur Unterstützung des Antrags wurde hervorgehoben, daß Hartmeier nicht nur gegen das Winkelschreiben mehrfach verwarnt, sondern auch wegen dieses Vergehens zum öftern sofort von den Civil-Gerichten, bei denen er sich desselben schuldig gemacht, mit geringeren bürgerlichen Strafen, selbst mehrwöchentlichem Gefängniß, bestraft worden sey, so daß endlich mit der von dem Gesetze angedrohten schweren Criminal-, nämlich der Zuchthausstrafe gegen ihn vorgeschritten werden müsse.

Der Name Hartmeier war mir, auch in den paar Jahren, die ich erst in der Provinz war, nicht unbekannt geblieben. Es war oft genug davon gesprochen, daß er der Schrecken der Gerichte sey durch die Sucht, in jeden Rechtshandel sich zu mischen und die Parteien gegen einander und gegen die Gerichte aufzuhetzen, durch die Hartnäckigkeit seines Remonstrirens, Beschwerens und Anklagens, freilich auch durch eine für Leute seines Schlages ungewöhnliche Gewandtheit in der Führung von Rechtsangelegenheiten, in Verfolgen wie in Vertheidigen, und in Folge dessen durch das fast unbedingte Zutrauen, mit welchem der Bauer und überhaupt der geringe Mann an ihm hange und von ihm sich leiten und verleiten lasse.

Ich selbst hatte seine unmittelbare Bekanntschaft noch nicht gemacht. Vor dem Criminalgerichte hatte er sich eben gehütet.

Ich war neugierig, ihn kennen zu lernen. Er war nach jenem allgemeinen Gerede auch als Winkel-Consulent ausgezeichnet. Er war der Mann, der durch sein Aufhetzen der Bauern in der Nacht der drohenden Ueberschwemmung eine ganze Gegend in Gefahr und in Furcht und Schrecken versetzt hatte. Ich nahm die Führung der Untersuchung gegen ihn an mich selbst.

Ich ließ ihn zu seiner Verantwortung vorladen. Er erschien in dem anberaumten Termine.

Er war ein großer, starker Mann, mit kräftigen Gesichtszügen, einem lebhaften, durchdringenden Blick. Das Gesicht zeigte Verstand, sein ganzes Wesen zeigte Entschlossenheit. Aber er war zugleich beider Eigenschaften sich bewußt, er wollte sogar, man sah es ihm leicht an, damit imponiren. Dabei hatte dennoch sein Auge neben jener Lebhaftigkeit etwas Unstätes und neben jenem durchdringenden Blicke eine Tiefe, in der man ein unheimliches Feuer, das Feuer eines trotzigen Fanatismus, brennen zu sehen glaubte.

Aber nirgends an dem Manne, in keinem Zuge seines Gesichts, in keiner seiner Mienen, in keiner seiner Bewegungen zeigte sich eine Spur von Unedlem, Gemeinem. Jenes Feuer eines Fanatismus in seinem Auge gab vielmehr seinem Gesichte einen gewissen schwärmerischen Ausdruck, der, wenn es weniger stark geschnitten gewesen wäre, ideal hätte erscheinen können.

Ich konnte begreifen, wie dieser Mann gewöhnlichen und ungebildeten Leuten imponiren mußte. Und nur mit diesen hatte er es zu thun, nur diese bedienten sich seiner, nur diese ließen sich von ihm leiten und verleiten.

Aber nicht wohl begreiflich blieb es mir einerseits, wie er seiner traurigen Beschäftigung sich hatte widmen, und sodann andererseits, wie er in derselben so sich hatte aufrecht halten können, daß nicht jeder Zug und jede Bewegung an ihm moralische und zugleich schon physische Versunkenheit an den Tag legte.

Ich hatte vielfach, in manchen Provinzen des Staates, Winkel-Consulenten aller Art kennen gelernt; immer waren es verkommene und verdorbene Subjekte, weggejagte Schreiber, betrügerische ehemalige Unterbeamte, cassirte Advokaten, bankerotte Krämer u. s. w.; immer war ihr Aeußeres das sprechende und getreue Abbild ihrer innern Schlechtigkeit, Bosheit, Tücke, Arglist, Liederlichkeit; und fast immer prägten sich in ihrem Aeußern die Gestalt und die Folgen Eines Lasters vorherrschend aus: sie waren dem Trunke, dem Schnapse ergeben. Von dem allem nichts in dem Aeußern August Hartmeier's, und er war der berüchtigtste und gefürchtetste Winkelschreiber von dem ich gehört hatte.

Ich begann das Verhör vorschriftsmäßig mit den allgemeinen Fragen über seine persönlichen Verhältnisse.

Er war beinahe vierzig Jahre alt; er war in der Provinz geboren, der Sohn wohlhabender Krämersleute auf einem Dorfe. Bestimmt, den Handel seines Vaters fortzusetzen, hatte er in seiner Jugend guten Schulunterricht genossen und war dann in einer größern Stadt der Provinz als Kaufmann ausgebildet, so daß er sich sogar in den sogenannten Comptoir-Wissenschaften tüchtige Kenntnisse erworben hatte. Er hatte nach Vollendung seiner Ausbildung den Handel seines Vaters übernommen.

Führen Sie ihn noch? fragte ich ihn.

Nein.

Warum nicht?

Es traten ungünstige Verhältnisse ein, ich mußte ihn aufgeben.

Welcher Art waren die ungünstigen Verhältnisse?

Er zögerte mit der Antwort. Ich mußte meine Frage wiederholen. Auf einmal loderte jenes dunkle Feuer in dem Hintergrunde seiner Augen auf.

Herr Criminalrichter, ich fühlte mich zu etwas Anderem bestimmt.

Auch zu etwas Besserem? mußte ich ihn unwillkürlich fragen.

Ja! antwortete er ohne Bedenken.

Was Sie hieher, als Angeklagten, in die Verhörstube führen konnte, vielleicht führen mußte!

Das dunkle Feuer in seinen Augen erlosch. Sie werden es nachher erfahren, sagte er ruhig.

Ich fuhr mit den allgemeinen Fragen fort. Er war verheirathet, Vater von drei noch unerwachsenen Kindern. Seine Frau war kränklich; sie war es durch Gram und Schmerzen geworden. Von seinen Kindern war eines, ein Mädchen, ein Krüppel. Er sprach das Letztere mit einer gewissen Scheu aus, die mir auffiel.

Wurde das Kind durch einen Zufall ein Krüppel? fragte ich ihn.

Durch ein Unglück, antwortete er finster. Ich hatte eine wichtige Arbeit beendigt, eine Eingabe für einen armen Mann, der von einem Reichen unterdrückt wurde. Durch eine Ungeschicklichkeit des Kindes wurde die Schrift vernichtet. Ich wollte es züchtigen. Meine Frau trat dazwischen, und sie machte mir Vorwürfe: anstatt für fremde Arme zu sorgen, solle ich an mich selbst denken, an Frau und Kinder, die oft hungern müßten. Das war Oel ins Feuer gegossen. Ich wurde heftig, zornig. Da geschah das Unglück.

In den wenigen Worten hatte ich das ganze traurige Schicksal des Mannes und seiner unglücklichen Familie vor mir. Ich mußte weiter fragen: Sie sind ohne Vermögen?

Ja.

Aber Sie hatten Vermögen?

Ja.

Haben auch dieses jene unglücklichen Verhältnisse Ihnen genommen?

In seinen Augen brannte es wieder auf. Herr Criminalrichter, das sind nicht die besseren Menschen, die nur immer an sich selbst denken.

Wovon ernähren Sie Sich und Ihre Familie?

Von Schreibereien für andere Leute.

Welcher Art sind diese Schreibereien?

Die Behörden nennen sie Winkelschriften, Schmierereien eines unbefugten Winkel-Consulenten.

Und Sie nennen sie?

Schutz und Hülfe im Dienste des Rechtes gegen das Unrecht, des Unterdrückten gegen den Unterdrücker.

Aber die Behörden haben für ihren Beweis Recht und Gesetz auf ihrer Seite.

Die Gesetze wohl, Herr Criminalrichter. Die Behörden selbst machen ja auch die Gesetze. Aber auch das Recht? Ich will zugeben, daß sie es meinen mögen. Aber auf meiner Seite steht die volle Ueberzeugung von allem, was arm und unterdrückt im Lande ist. Und wenn auch in der Welt, wenn auch vor den Behörden die Armuth nichts gilt, in der heiligen Schrift, Herr Criminalrichter, steht ein anderes Wort über sie geschrieben, und das hat einer gesprochen, der auch von den Menschen verfolgt und zuletzt von den Behörden

gekreuzigt worden ist, weil er nur der Freund der Armen und Unterdrückten war.

Hatten jene wenigen Worte über sein krüppelhaftes Kind mir sofort das Bild eines traurigen Familienschicksals enthüllt, hier sah ich plötzlich tief, fast ganz, in das Innere des Mannes hinein. Das dunkle, unheimliche Feuer in seinen Augen wurde mir mehr und mehr erklärlich.

Aber, fuhr er fort, die Behörden haben nicht immer so gedacht und gehandelt. Auch nicht in diesem Lande. Ein — edler Mann — doch wozu soll ich noch davon sprechen? Er ist todt, und auch sein Geist lebt nicht mehr.

Er sprach die Worte wieder ruhiger, und mit einem [illegible] wahren Gefühle. Ich mußte ihn beinahe verwundert ansehen.

Von wem sprachen Sie?

Nichts, nichts, wehrte er zurück. Er soll nicht auch hier verspottet werden. Als er noch lebte, da krochen sie Alle vor ihm. Und Einige waren auch dankbar. Sie verdanken ihm Alle so viel! Und jetzt? Wie schnell ist der Dank in der Welt vergessen! Ich verdanke ihm nichts; wahrhaftig nichts. Ich bin ein armer Mann. Ich wäre es vielleicht nicht ohne ihn. Aber sein Andenken will ich doch ehren.

Von wem sprach er? Ich fragte ihn wiederholt danach. Nichts, nichts! blieb seine Antwort.

Ich setzte das Verhör fort: Sie sind schon früher in gerichtlicher Untersuchung gewesen?

Ja, zum öfteren. Aber immer nur vor den bürgerlichen Gerichten, noch nie vor einem Criminalgerichte.

Welcher Vergehen waren Sie angeklagt?

Der Winkelschriftstellerei, wie die Behörden es nennen.

Keiner anderen Vergehen?

Keines andern.

Sie sind bestraft?

Jedes Mal. Wie konnte es anders seyn? Die Gerichte selbst waren meine Ankläger; sie hätten mich nicht angeklagt, wenn sie mich nicht hätten verurtheilen wollen und können. Was sie wollten und konnten, thaten sie.

Mit welchen Strafen sind Sie belegt?

Anfangs mit Geldbußen, nachher, als ich kein Vermögen mehr hatte, als sie auch meinten, Geldstrafe reiche gegen einen so hartnäckigen, verstockten Verbrecher nicht mehr aus, wurde ich zu Gefängnißstrafen verurtheilt.

Bis zu welcher Dauer?

Zuerst von acht bis vierzehn Tagen, später immer von vier Wochen. Höher konnten sie ja nach den Gesetzen nicht strafen.

(Fortsetzung folgt.)

Eine Sportgeschichte von Karl X.

König Karl X. von Frankreich war ein ausgezeichneter Schütze und ein leidenschaftlicher Liebhaber der Jagd. Man erinnert sich, daß der unglückliche Monarch zur nämlichen Zeit, da Polignac seine Juliordonnanzen erließ, in seinem Wildpark Kaninchen schoß

Um auf unsere Geschichte zu kommen, müssen wir bemerken, daß der König auch ein vortrefflicher Kenner von Hunden war und zumal keine Kosten sparte, sich die vorzüglichsten Hühnerhunde zu verschaffen, wo sie auch zu finden seyn mochten. Einst hörte der König — und hier beginnt unsere Erzählung — von einem seiner Adjutanten, daß ein in der Nähe von Dieppe ansässiger Engländer, Namens Capitän Parry, im Besitz eines Paares prachtvoller Hühnerhunde von schwarzer und brauner Farbe wäre. Es waren in der That herrliche Thiere, untadelhaft in Ebenmaß und Schönheit, und ihre Tüchtigkeit im Felde kam ihrer äußeren Erscheinung vollkommen gleich. Sie waren vollkommen ferm und was Elasticität, Nase und Intelligenz anlangt, nie übertroffen, wenn je erreicht. Diese Hunde waren in Leicestershire auf der eigenen Besitzung des Capitäns gezüchtet und in England wegen ihrer Vortrefflichkeit hoch gerühmt. Graf B. hatte bei einem Ausfluge nach dem gepachteten Reviere des Capitains die Hunde arbeiten sehen und verfehlte nicht bei seiner Rückkehr in den Tuilerien an der königlichen Tafel ihren Verdiensten eine Lobrede zu halten. Der König nahm alsobald so viel Interesse an der Schilderung, daß er noch am selben Abend einen seiner Offiziere nach Arques, dem Wohnorte des glücklichen Hundebesitzers entsandte, mit dem Auftrage, die Hunde, falls sie dem Besitzer feil seyn sollten, um jeden Preis zu kaufen. Das erste Gebot bestand aus 1000 Franken, welches im Verhältniß zu der Weigerung, darauf einzugehen, bis auf 1500, 2000 bis 3000 stieg. Der alte Leicestershire Sportsmann zeigte sich nicht geneigt, die Hunde zu verkaufen, und entließ den Abgesandten mit vielen Verbeugungen und Entschuldigungen, aber auch zugleich mit der nochmaligen Versicherung, daß er sich ein Vergnügen daraus mache, die Hunde unentgeltlich Sr. Majestät dem Könige zu offeriren. Dieser Fall wurde aber vorhergesehen, und die geheimen Verhaltungsmaßregeln des Gesandten gingen dahin, daß der König in keinem Falle ein Geschenk von einem Ausländer und Privaten annehmen könne.

Diese Angelegenheit hatte den Hof sehr unangenehm berührt, indem man dort voraussetzte, der königliche Wunsch sey ein Befehl, und daß demnach die Hunde der nach ihnen geschickten Person hätten übergeben werden müssen. Wir wollen jetzt diese delikate Frage nicht weiter erörtern; es sey uns nur erlaubt zu bemerken, daß der Weg, den der Capitän eingeschlagen, der richtige gewesen. Ein guter Hund, ein gutes Rasirmesser und ein gutes Weib sind nicht jeden Tag zu finden, und wir sind in aller Unterthänigkeit der Ansicht, daß kein Unterthan, wie loyal er auch sein möge, und kein Gentleman, wenn gleich im fremden Lande lebend, gezwungen werden könne, einem Lieblingsthiere um ein Stück Geld zu entsagen.

Am 24. Juli 1830 kamen zwei herrliche Hunde von schwarzer und brauner Farbe, geführt von einem königlich englischen Haus-Offizier, in den Tuilerien an, und in demselben Moment fuhr auch die Equipage des englischen Gesandten vor. Der Gesandte ließ sich in einer dringenden Affäre bei Sr. Majestät zur Audienz melden, und präsentirte in derselben dem Monarchen ein eigenhändiges Schreiben seines Königs Wilhelm IV. Der König eröffnete das Schreiben und las. „Ah! c'est charmant," rief er plötzlich ganz freudig aus.

„Melden Sie, Excellenz, meinem lieben Bruder, dem Könige von Großbritannien, meinen herzlichsten Dank. Ich nehme mit großem Vergnügen das Geschenk an."

Die Hunde wurden hereingeführt. Der König war entzückt. „Das sind ja aber die Hunde des Capitän Parry," rief Graf B. erstaunt aus.

„Ist Capitän Parry noch in meinen Staaten, Excellenz?" frug der König den Gesandten.

„Sire," versetzte der letztere, „Capitän Parry ist gegenwärtig in London, um Sr. Majestät dem König für eine verliehene Auszeichnung zu danken. Er ist Baronet geworden."

Das waren die Hunde, mit denen der König beim Ausbruche der Revolution in Rambouillet gejagt hatte.

Der Geldwerth sonst und jetzt.

Ueber die Billigkeit des Lebensbedarfs, deren sich unsere in dieser Art beneidenswerthen Ahnen zu erfreuen hatten, legt manche Durchforschung der alten Zeiten Zeugniß ab, und man möchte die Tage derselben als glückliche preisen. Eine Schrift des Hofrath Hautz in Heidelberg: „Urkundliche Geschichten der Stipendien und Stiftungen der Universität Heidelberg" gewährt einen interessanten historischen Rückblick auf die Lebensmittelpreise im 15. und 16. Jahrhundert. Um 1512 genügten nämlich 10 fl. rh., um damit für einen Studenten die jährlichen Kosten auf der Universität zu bestreiten. (Ein Gulden war also damals so viel werth als jetzt 40 fl.) Im Jahre 1555 waren für einen Studiosus nur 12—14 fl. nöthig, also binnen 40 Jahren doch schon eine Steigerung von 30 Prozent! Etwa beinahe dieselbe Steigerung, die wir gegenwärtig fortwährend haben. Im Jahre 1558 kostete das Fuder Wein in der Pfalz 10 fl., das Malter Korn 40 kr., das Pfund Ochsenfleisch 1 kr.; durchschnittlich war gegen jetzt 1 fl. noch 25—30 fl. werth.

Nach diesem Verhältniß waren auch die Besoldungen um jene Zeit. Der erste Hofbeamte der Kurfürstin Margarethe von Savoyen z. B. hatte einen jährlichen Gehalt von 30 fl., dem sich allerdings noch einige Privateinnahmen, welche damals keinem Beamten fehlten, hinzugesellten. Aus einer etwas spätern Zeit sind in der Universitätsbibliothek mehrere Rechnungen über die Haushaltungen des reichen und berühmten Ulrich Fugger, Freiherrn von Kirchberg und Weißenhorn, aufbewahrt, welcher seinen Wohnsitz aus seiner Vaterstadt Augsburg nach Heidelberg verlegt hatte und durch die Freundschaft des Kurfürsten Otto Heinrich geehrt, mit dem kurfürstlichen Hofe immer in freundlichem Verkehr stand, also ein Haus machen mußte. Was brauchte er aber mit den Seinen um diese Zeit (1563)? Nach den vorhandenen Rechnungen überstiegen die gewöhnlichen Fugger'schen Ausgaben für das ganze Hauswesen in dem genannten Jahre wöchentlich nicht die Summe von 18 fl.! Die stärkste Wochen-Rechnung betrug 38 fl. 6 kr., worin aber der Ankauf eines Fasses guten Weines begriffen ist.

Einen interessanten Beitrag zu einem Vergleiche der jetzigen Gasthauspreise mit denen zur Zeit des Reichstages zu Speyer 1570 gibt M. Koch in seinen „Quellen zur Geschichte des Kaisers Maximilian II." Der betreffende Abschnitt des angezogenen Quellenwerkes möge hier folgen. „Der Reichstag zu Speyer," heißt es im 2. Band p. 56 und 57, „war auf den 22. Mai, einen Montag, ausgeschrieben. Die Ankunft des Kaisers erfolgte aber erst am 8. Juni. Er war begleitet von seiner Gemahlin, seinen jüngeren Söhnen und seinen beiden Töchtern Anna, Braut Philipps II., vermählt durch Procuration zu Speyer während des Reichstags an den Erzherzog Ferdinand von Tyrol, und von Elisabeth, verlobt an Karl IX. von Frankreich, und von Speyer aus ihm zugeführt. Von Nürnberg hatte der Kaiser eine für die Dauer des Reichstags gültige Lebensmittelsatzung und Polizeivorschrift ausgehen lassen, aus der ich einige Notizen aushebe. Nebst den Bestimmungen über das Verhalten des Nachts, bei Feuersgefahren und Rumor, ist auch Entfernung aller Fremden und Anzeige der in den Gasthäusern Angekommenen bei dem Bürgermeister und von diesem Mittheilung an den Kaiser vorgeschrieben. Unverlangt, heißt es weiter, dürfen Freiharten, Schalksnarren, Sprecher und Spielleute, bei Fürsten und Herren nicht erscheinen. Das

Spiel ist bloß Adeligen und „andern erbarn Personen“ in ihren Herbergen und auf den Trinkstuben erlaubt, betrügliches Spiel darf aber an keinem Orte geduldet werden. Für eine aus drei guten Fleischspeisen bestehende Mahlzeit bei welcher gebratene oder gesottene Kapaune, Suppe, Gemüß, Käse, Obst und zweierlei guter Weine, sind 16 Kreuzer zu entrichten. Eben so viel wenn der Wirth (an Fasttagen) dreierlei Fische nebst den genannten Gerichten und Weinen gibt; bloß 15½ aber für ein „gesotten essen grüner Fische und ein essen dürrer Fisch und einerlei Wein.“ Besonders zu bezahlen ist das Zutrinken, und zur Morgensuppe und zum Schlaftrunk darf Niemand gezwungen werden. Der Gastgeber empfängt für ein „zweitüchiges“ Herrenbett für eine Nacht zwei Kreuzer und für ein halbes Bett 1½ Kreuzer. Zehrt aber der Gast bei dem Wirthe, der ihn beherbergt, so hat er ihm für das Lager nichts zu entrichten. Die Satzung für 1 Pfund Mastochsenfleisch ist 7½ bis 8 Pfennige, 2 Pfund Stechkalbfleisch kosten 13 Pfennige, 1 Pfund Schweinefleisch 7 Pfennige und eben so viel das Pfund Hammel- und Schaffleisch, endlich das Malter Hafer 18 Batzen.

Bei diesen Feststellungen ist wohl im Auge zu behalten, daß die Preise wegen des enormen Zuflusses von Fremden damals gewiß außergewöhnlich hohe waren.

Friedrich der Große

kam dahinter, daß die Richter seines Landes das Recht beugten und Unterschied zwischen Groß und Klein machten. Da erließ er denn folgendes Dokument, welches heute noch gar manchem Richter zur Regel dienen könnte und sollte.

Es lautet wie folgt:

Von Seiner Königl. Majestät Höchst Selbst abgehaltenes Protokoll, den 11. Dezember 1779. Ueber die drei Kammer-Gerichts-Räthe, Fridell, Graun und Ransleben.

Auf die Allerhöchste Frage: Wenn man eine Sentenz gegen einen Bauer, sprechen will, dem man, seinen Wagen und Pflug, und alles genommen hat, wovon er sich nähren und seine Abgaben, bezahlen soll; Kann man, das thun?

ist von selbigen, mit Nein, geantwortet.

Ferner: kann man, einen Müller, der kein Wasser hat, und also nicht mahlen, und auch nichts verdienen kann, die Mühle deshalb nehmen, weil er keine Pacht bezahlet hat: Ist das Gerecht?

wurde auch, mit Nein, beantwortet:

Hier ist nun aber ein Edelmann, der will einen Teich machen, und um mehr Wasser in den Teich zu haben, so läßet er einen Graben machen, um das Wasser, aus einem kleinen Fluß, der eine Wassermühle treibet, in seinen Teich zu leiten, der Müller verliehrt dadurch das Wasser und kann nicht mahlen; und wenn was noch möglich wäre, so ist es, daß er im Frühjahr 14 Tage und im späten Herbst, auch etwa 14 Tage, mahlen kann: Dennoch wird prätendirt, der Müller, soll seine Zinsen, nach wie vor, geben, die er sonst entrichtet hat, da er noch das volle Wasser, von seiner Mühle gehabt: Er kann aber die Zinsen nicht bezahlen, weil er die Einnahme nicht mehr hat: Was thut die Cüstrin'sche Justiz? sie befiehlt, daß die Mühle verkauft werden soll, damit der Edelmann seine Pacht kriegt: Und das hiesige Kammergerichtstribunal approbirt solches! das ist höchst ungerecht, und dieser Ausspruch, Sr. Königl. Majestät Landesväterlichen Intention ganz und gar entgegen: Höchstdieselben wollen vielmehr, daß Jedermann, er sey vornehm oder geringe, reich oder arm, eine prompte Justiz administrirt, und einem jeglichen Dero Unterthanen, ohne Ansehen der Person und des Standes, durchgehends, ein unpartheyisches Recht widerfahren soll: Seine Königl. Majestät, werden daher, in Ansehen der, wider den Müller Arnold, aus der Pommerziger Krebsmühle, in der Neumark, abgesprochenen, und hier approbirten, höchstungerechten Sentenz, ein nachdrückliches Exempel statuiren, damit sämmtliche Justiz-Collegia, in allen Dero Provinzen, sich daran spiegeln und keine dergleichen grobe Ungerechtigkeiten, begehen mögen; denn sie müssen nur wissen, daß der geringste Bauer, ja was noch mehr ist, der Bettler, eben sowohl ein Mensch ist, wie Se. Majestät sind, und dem alle Justiz muß widerfahren werden, indem vor der Justiz, alle Leute gleich sind, es mag sein, ein Prinz der wider einen Bauer klagt, oder auch umgekehrt, so ist der Prinz, vor der Justiz, dem Bauer gleich: Und bei solchen Gelegenheiten, muß pur, nach der Gerechtigkeit verfahren werden, ohne Ansehen der Person: Darnach mögen sich die Justiz-Collegia, in allen Provinzen, nur zu richten haben, und wo sie nicht mit der Justiz, ohne alles Ansehen der Person und des Standes, gerade durchgehen, sondern die natürliche Billigkeit bei Seite setzen: so sollen sie es mit Seiner Königl. Majestät zu thun kriegen. Denn ein Justiz-Collegium, das Ungerechtigkeiten ausübt, ist gefährlicher und schlimmer wie eine Diebsbande, vor die kann man sich schützen, aber vor Schelme, die den Mantel der Justiz gebrauchen, um ihre übie Passiones auszuführen, vor die kann sich kein Mensch hüten, die sind ärger wie die größten Spitzbuben, die in der Welt sind, und meritiren eine doppelte Bestrafung. Uebrigens wird den Justiz-Collegiis zugleich bekannt gemacht, daß Seine Majestät einen neuen Groß-Canzler ernannt haben; Höchst-Dieselben werden aber demohnerachtet, in allen Provinzien, sehr scharf dahinter her sein, und befehlen auch hier auf das nachdrücklichste. Erstlich: Daß alle Processe schleunig geendigt werden. Zweytens: Daß der Nahme der Justiz durch Ungerechtigkeiten nicht profaniret wird. Drittens: Daß mit einer Egalité gegen alle Leute verfahren wird, die vor die Justiz kommen, es sei ein Prinz oder ein Bauer, denn da muß Alles gleich sein. Wofern aber Se Königl. Majestät, in diesen Stücken, einen Fehler finden werden, so können die Justiz-Collegia, sich nur im Voraus vorstellen, daß sie nach Rigeur werden gestrafet werden, sowohl der Präsident als die Räthe, die eine so üble mit der offenbaren Gerechtigkeit streitende Sentenz ausgesprochen haben. Wornach sich also sämmtliche Justiz-Collegia in allen Dero Provinzien ganz eigentlich zu richten haben.

Berlin den 11ten December 1779. Friedrich.

Gemeinnütziges.

Für Risse und Spalten in Hufen. Die „Annalen der Landw.“ entnehmen den Mittheilungen des Moniteur de l'agriculture Folgendes: „Bis jetzt war es noch nicht gelungen, zufällige Risse und Spalten in den Hufen der Pferde unschädlich zu machen. Dr. Defays, Professor an der Pariser Thierarzneischule, hat eine Mischung bekannt gemacht, welche dieses Resultat erzielt. Dieselbe besteht aus zwei Theilen Gutta-Percha und einem Theile Ammoniakharz. Die Gutta wird in warmem Wasser erweicht und demnächst in Stücke von der Größe einer Nuß zertheilt. Diese Stücke mischt man hierauf mit der halben Gewichtsmenge des vorerwähnten Harzes, welches vorher zerstoßen worden, und läßt das Ganze dann bei langsamem Feuer, in einer eisernen, verzinnten Schale schmelzen, während dessen man die Masse sorgfältig umrührt, bis sich dieselbe vollständig verbunden und die Farbe das Aussehen der Chocolade angenommen hat. — Vor dem Gebrauche läßt man die Mischung in derselben Schale, deren man sich schon früher bedient, nochmals schmelzen und, nachdem die Oberfläche des Hufes vollständig gereiniget worden, so daß dieselbe ganz trocken und frei von jedem Fetttheilchen erscheint, trägt man die Masse auf den beschädigten Theil des Hufes in ähnlicher Weise auf, wie der Glaser seinen Kitt anwendet. Die Arbeit wird erleichtert, wenn man die Klinge des dabei benutzten Messers vorher erwärmt. — Diese Masse nimmt die Festigkeit des Horns an und gestattet das Einschlagen von Nägeln; sie formt sich leicht nach der Oberfläche, mit der sie in Berührung gebracht wird; sie verbindet sich fest mit dem Huf, wird ein Theil desselben und ist endlich unlöslich im Wasser. Dies sind mehr Eigenschaften, als nöthig seyn dürften, um die Besitzer von Pferden zur Anstellung von Versuchen mit dieser Masse zu bewegen, von welcher 1 Kilogr. auf 5 Fr. (1 Zollpfd. ungefähr 1 fl. öst. W.) zu stehen kommt.“

Kleinigkeiten.

Der Adel in den Armeen. Ein Berichterstatter der Kreuzzeitung bemerkt von Paris aus mit Erstaunen, daß der Adel fast ganz aus dem französischen Heer verschwunden sey, und daß die meisten Offiziere von unteren Graden aus gedient haben. Dieß ist jedoch keine neue Entdeckung; man weiß längst, aus welchen Schichten der Gesellschaft die großen französischen Feldherren, die Marschälle von Augereau bis auf Bosquet, hervorgegangen sind. Auch Cromwells Armee verstand zu siegen ohne adelige Offiziere. Die schlimmsten, massenhaften Pflichtvergessenheiten sind stets in solchen Armeen vorgekommen, in welchen der Adel übermächtig war: so im österreichischen Krieg gegen die Türken 1739 und im preußischen Junker-Jahr 1806.

Deutsche Schützen-Vereine.

Auf den großen Schützentagen zu Gotha und Bremen wurde vom Centralverein beschlossen und allen deutschen Schützen dringend ans Herz gelegt, sich beileibe und um Gottes Willen nicht mit Politik zu befassen. Zu diesem Zwecke sollen alle Büchsen mit dem fünften Gebot gestempelt werden: Du sollst nicht tödten! Ferner haben alle deutsche Schützen, wo sie sich immer im Vaterlande begegnen mögen, sich mit dem Erkennungsrufe zu begrüßen: Ruhig Blut, Anton! Ueb' immer Treu' und Redlichkeit — Bis an Dein kühles Grab — Und weiche keinen Fingerbreit — Vom Scheibenschießen ab. — Dann wirst Du wie auf Rosenau'n — Durch's Schützenleben gehn. — Dann kannst Du ohne Furcht und Grau'n — Sämmtlichen Gensdarmen des deutschen Vaterlandes ins Auge schau'n.

Zeichen der Zeit.

Wenn die Diener reiten und fahren, so ist es ein Zeichen, — daß der Prinzipal zu Fuß gehen wird.

Wenn ein hübscher Junggeselle eine Mutter küßt, so ist es ein Zeichen, — daß er bald die Tochter küssen will.

Wenn ein Mädchen sehr viele Liebhaber hat, so ist es ein Zeichen, — daß sie keinen Mann bekommen wird.

Wenn ein großer Geist Hungers stirbt, so ist es ein Zeichen, — daß man bald ihm zu Ehren ein Festessen veranstalten wird.

Wenn gewisse Leute über den Zeitgeist klagen, so ist es ein Zeichen, — daß sie viel Zeit und wenig Geist haben.

Wenn in Provinzialstädten an einem finstern Abend die Straßen nicht beleuchtet sind, — so ist es ein Zeichen, — daß es dort Mondschein seyn soll.

Rundschauerliche Herbstgedanken.

Es naht der Herbst, und jeder Tag verkündet
Von Neuem, daß der Sommer bald entschwindet;
Von Laub entblößt steht manches Baumes Krone —
Doch Louis sitzt noch fest auf seinem Throne.

Es bläst ein wilder Sturm in allen Zweigen,
Die Blumen welken, ihre Farben bleichen;
Der Nachtigallen Lied ist längst verklungen —
Doch Deutschlands Einheit ist noch nicht errungen.

Verschwunden ist das frische Grün der Wiesen,
Nur dürre Blätter liegen uns zu Füßen;
Es schweigt im Wald der Vögel traut' Geflüster —
Doch Dalwigk, Borries, Benst sind noch Minister.

Die Nächte fallen schwer schon in die Waage
Und immer kürzer werden jetzt die Tage;
Lang sitzt man Abends bei des Lämpchens Schimmer —
Allein der Bundestag, der tagt noch immer.

Es ziehen feuchte Nebel um die Berge
Und heimwärts eilen Schwalben schon und Störche;
Wir nah'n dem Winter immer mehr, dem kalten —
Und in Kurhessen ist's noch stets beim Alten.

Kahl stehen draus und öd' die Stoppelfelder,
Der Tag wird rauher und die Nächte kälter;
Es weht ein scharfer, herbstlich kalter Wind heut' —
Geschlagen ist Hannover noch mit Blindheit.

Es lagert auf der Welt ein ängstlich Bangen,
Mit Wolken ist der Himmel stets umhangen;
Es zeigt sich keines Sternes heller Schimmer —
Sein Concordat hat Oesterreich noch immer.

Und naht der Frost, der Alles macht erstarren,
Dann läßt auch Schnee und Eis nicht auf sich harren;
An Baum und Hecke glänzen Silberreiser —
Und Preußen, das wird täglich noch schwarz-weißer.

Bald sind gebannt der Flüss' und Ströme Wellen,
Im Boden selbst versiegen fast die Quellen;
Nicht wärmt die Sonne, glänzt nur wie zum Spotte —
Und Deutschland sammelt für die preuß'sche Flotte.

Scharf ist die Luft und eisig weht's aus Norden:
Zu Ende geht's, das Jahr ist alt geworden:
Es lagert dichter Schnee auf allen Landen —
Und Schleswig-Holstein schmachtet noch in Banden.

Bald wird der Winterschlaf die Erde decken —
Wird Michel sich dann auch zum Schlafe strecken? —
Und wenn der Lenz uns wird entgegen lachen,
Wird Michel wohl aus seinem Schlaf erwachen?

Was Deutschlands Einheit nicht vollbracht, bringt Deutschlands Zwietracht fertig.

Was? Unter Preußens Scepter stehn
Soll unsre deutsche Flotte?
Sein Banner von den Masten wehn?
Welch närrische Marotte!

Welch hegemonisch gottverdammt
Großmänliges Gelüste!
Hie Welf! — Mir ist es angestammt,
Das Amt für Deutschlands Küste.

Hie Welf! Denn Wir sind nun einmal —
Wen könnte das befremden?
Geboren zum Groß-Admiral:
Wir zeigten's einst bei — Emden.

Nach Rostock sey darum entsandt
Die ernstgemeinte Note:
Wir bauen auf höchsteigne Hand
Zwanzig Kanonenboote!

Bravissimo! — so schallt's im Kreis —
Das nennt man deutsch gesprochen!
Wie wird ob solchem Machtgeheiß
Der Preuß' vor Aerger kochen!

Schwerin ruft: Eh' das Sammeln wir
Für Preußens Zweck gestatten,
Verehren wir der Flotte hier
Die schönste der Fregatten.

Ein einzig Schiff? Da schick' zum Meer
Ich doch viel reichre Gabe:
Ich geb' gleich drei Fregatten her! —
So ruft der biedre Schwabe.

Drei Schiffe fertig zum April
Bis auf die letzten Posten;
Der Bundestag trägt, wenn er will,
Die Unterhaltungs-Kosten.

Ich vier — so schallt's in weichem Ton —
So wahr ich Staatsmann heiße!
Die ganze Mannschaft übt sich schon
Im Segeln — auf der Pleiße.

Ich fünf! — ruft Bayern da sofort;
Das Ding geht gut von dannen —
Ich geb' sie, Preußen nur zum Tort,
Und will sie auch bemannen.

Dem Bayern, wenn im Sturm er ist,
Fällt's Herz nicht in die Hose;
Er ist im Sturm der beste Christ,
Ergo auch ein Matrose.

Nein, das Bemannen gönnet mir! —
So ruft der Staat Kurhessen —
Ich hab' zu viel an Leuten schier,
Und ich versteh' das Pressen.

Nassau ruft: Nehmt zweihundert Mann
Von mir! Laßt euch erbitten!
Und wenn ich Preußen ärgern kann,
Mach' ich sie gleich beritten.

So kommen sie herbei in Eil'
Mit übervollen Händen,
Und Jeder bringt zu Deutschlands Heil
Herbei die Flottenspenden:

Der eine Brigg, der eine Bark',
Aus reinstem Preußengrolle —
Erzittre, freches Dänemark!
Auch Reuß bringt eine Jolle!

Und schneller noch, als ihr gedacht,
Wird so — deß' seyd gewärtig —
Was Deutschlands Einheit nicht vollbracht,
Durch Deutschlands Zwietracht fertig.

Rösselsprung-Aufgabe.

Doppel-Palindrom.

des	ist	Ge	starkt	3,	fel	als	Saft,
welche	Ist's	weckt	be	lie-	Der	von	Der
auch	Gei-	ge,	4	und	2.	iert	Sil
Gan-	Ge-	s	ßen	fa-	ras	4;	me
stets	Zier.	ze	was	1,	na-	ben,	Gan-
1,	und	Kraft.	Nun	Stra-	ze	Baum	und
Ein	man-	Ein	Thier,	ner	3	tungs-	sind
3.	2,	schö-	cher	Gas-	ein	sei.	ist

Räthsel.

Zuvörderst blickt mein Wort Dich an
Als finstrer, haßerfüllter Mann,
Der stets nur auf Verderben sann.
Nimm nun das erste Zeichen fort,
Ein and'res setz an seinen Ort,
Und sieh', ein Eiland wird das Wort.
Wird auch das letzte Zeichen jetzt
Noch durch ein anderes ersetzt,
So siehst im Worte Du zuletzt
Ein schönes, kräft'ges Riesenkind,
Das Deutschlands Gauen pfeilgeschwind
Durcheilt bis es sein Grab gewinnt.

Auflösung des „Zahlen-Räthsels" in Nro. 40 der Sonntags-Beilage vom 6. Oktober 1861.

Die gesuchte Zahl ist 16
die Quadrat-Wurzel 4

20.

Richtige Auflösungen gingen ein von: Ph. W. — G. W. — Ignaz Spiegel. — K. Eber. — Frz. W. — Dauben. — Barbarossa.

Sonntags-Beilage

zum

Augsburger Anzeigblatt.

Nummer 42. 20 Oktober 1861.

Ein Winkel-Consulent.

(Fortsetzung.)

Sie sind jetzt wegen desselben Vergehens zur Untersuchung gezogen. Freilich ist es nun kein bloßes Vergehen mehr für Sie; nach den vielfachen Verwarnungen und Bestrafungen, die wider Sie ausgesprochen und immer fruchtlos geblieben sind, liegt heute ein Criminalverbrechen gegen Sie vor, für welches das Gesetz Zuchthausstrafe ausgesprochen hat.

Ich weiß es.

Er wußte es. Er kannte die Gesetze genau. Er wußte auch, daß er der von dem Gesetze angedrohten Strafe nicht entgehen könne, nicht entgehen werde. Er konnte dennoch die paar Worte nicht ohne eine tiefe innere Bewegung aussprechen. Der leise, beinahe zitternde Ton seiner Stimme verrieth sie. Auch die Worte, die er gleich darauf von selbst hinzufügte, verriethen sie.

Und mit der Zuchthausstrafe ist Verlust der National-Cocarde verbunden — und Verlust der National-Cocarde ist Ehrlosigkeit. Ich soll ein ehrloser, ein geächteter Mann werden! Auch das!

Seine Augen glühten wieder dunkel.

Ich kam zu dem Verhör über sein Vergehen oder vielmehr sein Verbrechen selbst. Ich theilte ihm die Thatsachen mit, wegen deren die Untersuchung gegen ihn eröffnet war. Ich legte ihm die große Anzahl von Schriften, Eingaben, Vorstellungen und Beschwerden vor, die er in der Ueberschwemmungs-Angelegenheit für die Bauern angefertigt, und in denen die unbegründetsten Forderungen in den unsinnigsten Behauptungen, Verdrehungen und Verläumdungen immer von Neuem aufgestellt waren. Ich theilte ihm das Gesetz mit, nach welchem sein Verfahren allerdings strafbar erscheine. Ich forderte ihn auf, anzugeben, was er zu seiner Verantwortung vorzubringen habe.

Er sah zuerst eine Weile das Gesetz, das sein Thun für strafbar erklärte, mit Verachtung an, dann sagte er ruhig: Lassen Sie zum Protokoll niederschreiben, daß ich es unter meiner Würde halte, mich zu verantworten.

Haben Sie jene Eingaben angefertigt? fragte ich ihn.

Ja.

Sie haben dann geradezu das Gesetz übertreten.

Ich habe schon einmal gesagt, Beamte haben das Gesetz gemacht.

Wer in einem Staate lebt, muß alle Gesetze darin achten.

Er muß kein Unrecht thun. Das Gesetz muß Jeder beachten. Auch der Beamte. Welche Unrecht hätte ich verübt? Ich habe dadurch jene Schriften, die ich für den armen Bauern anfertigte, allerdings manche Beamte aus ihrer Ruhe und Bequemlichkeit herausgestört, ich habe ihnen den Spiegel ihres nachlässigen, ungeschickten Verfahrens vorgehalten; sie haben Winkelzüge und Verdrehungen hervorsuchen müssen, um den Verfasser jener Schriften der Winkelzüge und Verdrehungen beschuldigen zu können. Wenn das alles Verbrechen sind, wenn das Zuchthausstrafe, Ehrlosigkeit verdient, wenn der Staat ein Gesetz hat, das so etwas auszusprechen wagen kann, dann herrscht der Unsinn im Staate, und gegen den Unsinn sich vertheidigen zu wollen, ist, habe ich immer gehört, verlorene Mühe. Nehmen Sie das zu Protokoll, schloß er mit einem ruhigen, beinahe edlen Stolze.

Er hatte auf seinem Standpunkte nicht ganz Unrecht, aber selbst auf ihm nur nicht ganz, nur nicht völlig, und es gab noch einen wesentlich andern Standpunkt zur Beurtheilung seines Thuns.

Sie sehen Ihre That, erwiderte ich ihm, nicht von der rechten Seite an und haben daher auch den richtigen Gedanken des Gesetzes nicht getroffen. Das Belästigen der Behörden durch jene Eingaben kommt nur sehr nebenbei in Betracht, obwohl es gewiß nicht gerechtfertigt werden kann, den Beamten die für ihre Arbeiten zum Wohle des Landes so nöthige Zeit durch unnütze Vorstellungen und Beschwerden zu verkümmern. Aber haben Sie nie daran gedacht, daß Sie durch jene unnützen Schriften die Leute in eine Menge unnöthiger Kosten versetzt, von ihren Arbeiten zurückgehalten, daß Sie in ihnen den Geist des Widerspruchs und der Widersetzlichkeit gegen Recht und Ordnung, den Geist der Lüge, der Verläumdung, der Chicane geweckt, genährt und unterhalten, und so wesentlich dazu beigetragen haben, an einer der wichtigsten Grundlagen des Friedens und der Sicherheit der Gesellschaft zu rütteln? Haben Sie daran, und daß ein solches Thun schwere Ahnung verdient, noch nie gedacht?

Diese Vorhaltung regte ihn auf, aber in einer Weise, die ich nicht erwartet hatte.

Ei, sagte er, von der Seite soll mein Handeln betrachtet werden: Ich soll die Leute aufgehetzt, ich soll sie in Schaden gebracht haben? Herr Criminalrichter, möchten Sie Sich daran erinnern wollen, durch wen zuerst und allein die ganze unglückliche Angelegenheit entstanden ist, für welche ich nun hinterher noch büßen soll!

Ihr Verbrechen steht für sich allein da, erwiderte ich ihm.

Für sich allein, Herr Criminalrichter? Ja, ich allein soll der Verbrecher seyn! Und jener vornehme, unwissende und nachlässige junge Herr, der durch seine Trägheit, durch seine Ungeschicklichkeit und zuletzt durch seine Feigheit den Leuten an ihrem Vermögen Hunderttausende genommen, der gar den Wohlstand der ganzen Gegend, selbst das Leben vieler Menschen in Gefahr gesetzt, auf Meilen weit alle Gemüther in Angst und Schrecken gebracht hat, dieser junge Herr, dieser Beamte, was ist mit ihm geworden, nach welchem Gesetze hat man ihn behandelt, welche Strafe hat ihn für sein liederliches, feiges, schmachvolles Benehmen getroffen? Und was ist den Vorgesetzten, den höheren Beamten geschehen, die das unwissende, träge, feige Bürschchen angestellt und auf jenen wichtigen und gefährlichen Posten gebracht hatten? Haben Sie eine Antwort auf die Frage, Herr Criminalrichter?

Er sah mich mit seinen durchdringenden Augen herausfordernd an. Ich konnte ihm nur ausweichend antworten. Ich mußte es aber auch.

Jene sämmtlichen Beamten, von denen Sie sprechen, sagte ich, sind zunächst nur ihren weiteren Vorgesetzten für ihre Amtshandlungen verantwortlich.

So ist es! rief der Winkel-Consulent. Sie haben in ihrem Dienste gehandelt, und wenn ein Beamter in seinem Dienste auch noch so verbrecherisch handelt, so kann er zu einer Untersuchung und Strafe für seine Verbrechen dennoch nur dann gezogen werden, wenn seine Vorgesetzten, selbst Beamte, darauf antragen. Das wollten Sie sagen, Herr Criminalrichter? So ist es?

So ist es. Der betreffende Departements-Chef muß einen Antrag stellen.

Und das nennen Sie Justiz? Das soll Gerechtigkeit seyn? O jämmerliche Justiz, die von dem Willen des betreffenden Departements-Chefs abhängig ist! O trauriger Richterstand, der nur Recht sprechen darf, wenn ein Minister des Innern, oder der Finanzen, oder der Polizei, wenn ein General-Postmeister, oder gar ein Regierungs-Präsident ihm die Erlaubniß dazu gibt! Ja, Herr Criminalrichter, Sie haben Recht, mein Verbrechen steht allein. Jener junge Beamte hat kein Verbrechen begangen. Er hat einen Schaden von Hunderttausenden angerichtet; er hat meilenweit Angst und Schrecken und Gefahr verbreitet. Er hat kein Verbrechen begangen; ihn trifft keine Strafe: gegen ihn ist Recht und Gesetz ohnmächtig, weil der betreffende Departements-Chef, der das Herrlein angestellt hatte, es nicht will. Aber ich, der ich ein paar Behörden ein paar Stunden Arbeit und Unbequemlichkeit gemacht und ein paar Dutzend Bauern einige Silbergroschen gekostet habe, ich bin ein Verbrecher, ich muß zur Criminal-Untersuchung gezogen werden, ich soll in das Zuchthaus!

Er war in Eifer gerathen. Er war heftig geworden. Ich suchte vergebens, ihn zu beruhigen, indem ich ihm bemerkte: Ich bedauere, daß alles, was Sie sagen nicht hieher gehört. Es geht die Gesetzgebung an. Ich kann nur nach dem Rechte handeln, das einmal besteht. Können Sie in Bezug auf dieses noch etwas zu ihrer Verantwortung oder Vertheidigung vorbringen?

Nein, nein! rief er heftiger; sperren Sie mich in das Zuchthaus, nehmen Sie mir meine Ehre; aber Eins hören Sie noch von mir! Wenn Sie mich auch zehnmal ins Zuchthaus einsperren — meine Ehre können Sie mir nur einmal nehmen — ich werde dennoch immer und immer von Neuem das Nämliche thun, wofür Sie mich jetzt bestrafen! Denn, wissen Sie es, Herr Criminalrichter, ich diene dem Recht, ich diene der verfolgten Unschuld, ich diene der unterdrückten Armuth! Ich! ich! Kein anderer kann das von sich sagen! Kein Beamter, kein Richter, kein Advokat! Ich bin es, der dieser lange Zeit verwahrlosten Provinz das Recht wieder gegeben hat. Ich habe hier wieder dem Gesetze seine Geltung verschafft. Ich habe das Land von den schlechten Beamten befreit. Ich, kein Beamter! Darum hassen, darum verfolgen sie mich, die Beamten, alle! Darum bin ich ihnen ein Dorn im Auge, ein Nagel im Fleische! Darum soll ich zu Grunde gerichtet, zu einem ehrlosen Schurken gemacht, vernichtet werden! — Sind Sie mit Ihrem Protokoll fertig, Herr

Criminalrichter? Lassen Sie es abschließen, ich habe nichts mehr vorzubringen, ich unterwerfe mich allem, was die Gewalt, die man hier Recht nennt, über mich beschließen mag!

Er schwieg, mit wogender Brust, mit hoch gerötheten Gesicht, mit dunkel glühenden Augen. Jener trotzige Fanatismus war voll in ihm losgebrochen. Aber der Mann sagte auch jetzt nichts Unedles. Im Gegentheil zeigte sein Aeußeres zugleich ein klares, stolzes, erhebendes Bewußtseyn, das auf etwas Anderem, als der irren Ueberzeugung des bloßen Fanatismus, ruhen mußte.

Hatte dieser Mann jene höhere philosophische und geschichtliche Bildung, die ihm eine eben so tiefe als klare Einsicht in die Mängel und Gebrechen gegebener staatlicher Einrichtungen hatte gewähren können? Er hatte in seiner Jugend nur die Bürgerschule einer kleinen Stadt besucht; er war dann Lehrling in einem Krämerladen gewesen, dann in seinem Heimathsdorfe selbst Krämer geworden, und darauf unmittelbar zu einem stets hetzenden und gehetzten Winkelschreiber heruntergesunken. Es mußte etwas Anderes seyn.

Mir fiel wieder bei, was er vorhin von einem edlen Manne gesprochen hatte, den man undankbar vergessen habe, der jetzt verspottet werde, den er nicht von Neuem dem Spotte Preis geben wolle. Und so eben redete er von Verdiensten, die er selbst um die Provinz sich erworben habe. Waren das alles nur Einbildungen einer erhitzten und dann schon krankhaften, schon kranken Phantasie? Oder lag wirklich irgend ein positiver Hintergrund vor. Ich mußte Gewißheit darüber haben. Und konnte, mußte nicht das, was ich vielleicht noch ermittelte, auch der Untersuchung gegen ihn eine andere rechtliche Wendung geben? Ich fragte ihn geradezu: Sie sprachen vorhin von einem edlen Manne, dessen Andenken sie wenigstens ehren wollten, wenn Sie gleich ihm nichts verdankten?

Nein, fiel er mir in die Rede, ich verdanke ihm gewiß nichts — aber doch, aber doch, ich will nicht auch undankbar seyn.

Sie wollen mir seinen Namen nicht nennen!

Wozu sollte ich es?

Könnte nicht das, was Sie mir von ihm zu sagen hätten, für Ihre Untersuchung erheblich seyn?

Nach Ihren Gesetzen nicht, antwortete er kurz.

Ich mußte einen andern Weg versuchen.

Sie lebten früher in besseren Vermögens-Verhältnissen?

Ja.

Wodurch sind Sie in diesen zurückgekommen?

Haben Sie die Antwort nicht schon in meinen bisherigen Angaben?

Nicht ausführlich, nicht klar.

Die andern Richter, die mich bestraften, wußten es desto besser. Sie meinten, ich hätte mich nicht um fremder Leute, sondern um meine eigenen Angelegenheiten bekümmern sollen, dann würden diese nicht zurück und zu Grunde gegangen seyn.

Hatten ihre früheren Richter nicht Recht darin?

Recht? Doch ja, der Beamte hat ja in allem Recht, was er thut. Ich für meine Person meine zwar, hätten die Gerichte mich nicht dafür, daß ich mich der Armen und Unterdrückten, des Rechtes gegen das Unrecht annahm, hätten sie mich nicht dafür immer und immer verfolgt, mit Vorladungen, mit Terminen, mit Verantwortungen, mit Geld und Gefängnissen und Gerichtskosten, ich wäre noch heute ein wohlhabender Mann, und meine Frau und Kinder wären gesund und brauchten nicht zu entbehren.

Es war plötzlich ein milderer Sinn in ihm aufgetaucht. Der Ton seiner Stimme verrieth sogar Rührung.

Ich suchte diese Stimmung in ihm festzuhalten. Herr Hartmeier, sagte ich mit Wohlwollen zu ihm, vor dem Gesetze sind Sie ein Winkel-Consulent, wie die andern.

Er nickte mit dem Kopfe.

Aber wie ich Sie in dieser Stunde persönlich kennen gelernt habe, unterscheiden Sie Sich wesentlich von jenem gewöhnlichen, erbärmlichen Troß.

Gewiß, sagte er stolz.

Können und wollen jene nur ein Geschäft daraus machen, zu hetzen, zu betrügen, das Recht in Unrecht zu verkehren, thun sie das alles nur, um für ihr elendes Leben einen Erwerb zu finden, den auf ehrliche Weise zu gewinnen, sie nicht mehr fähig sind, Sie dagegen haben wenigstens die redliche Ueberzeugung, daß Sie nur dem Rechte dienen, und Sie wollen dies auch nur.

Ja, Herr Criminalrichter! rief er wieder stolz.

Nun wohl — so gewinnen Sie aber auch endlich einmal die Ueberzeugung, daß der Weg, den Sie gewählt haben, der unrichtige ist, daß er nur Sie und ihre Familie vollends in das Verderben führen wird, daß er selbst diejenigen, denen Sie helfen wollen, nur immer in Schaden und Nachtheil bringt. Noch können Sie es. Selbst wenn Sie die Strafe verbüßt haben werden, die sie jetzt erwartet. In der Strafanstalt können Sie im Bureau des Direktors arbeiten; ich selbst würde mich für Sie verwenden. Sie könnten so sich zu einem spätern Bureaudienst vorbereiten, der Ihnen bei Ihren Fähigkeiten und Ihrer Geschäftsgewandtheit sicher nicht entgehen könnte. Sie brauchen zu dem allen sich nur in einem Punkte zu überwinden, Sie brauchen nur endlich einmal anzuerkennen, daß den im Staate bestehenden Gesetzen sich jeder unterwerfen muß, daß sie über Allen stehen, daß kein Einziger über ihnen steht. Erkennen Sie das aber nicht an, verlassen Sie nicht ihre bisherige Straße, so, glauben Sie mir, so werden, nach dem natürlichen Laufe aller Dinge keine zwei Jahre vergehen, und Sie werden in nichts, in gar nichts mehr sich von jenem erbärmlichen Troß der Winkel-Consulenten unterscheiden. Ja, Sie werden zu jenen gemeinen Burschen herabsinken, deren nur noch der Spitzbube, der ausgemachte Lump zu seinen Schlechtigkeiten sich bedient, denen er, damit sie ihm eine Schrift machen, ein Glas Fusel vorsetzt, und die er, wenn die Schrift fertig ist und sie besinnungslos sind, zu anderem Viehe in den Stall wirft, damit sie ihren gemeinschaftlichen Rausch ausschlafen.

Ich hatte aus dem Herzen gesprochen. Er war nachdenklich geworden. Für den Augenblick wenigstens ging wieder eine Sinnesänderung in ihm vor. Er faßte plötzlich einen Entschluß.

Herr Criminalrichter, Sie wollten wissen, wer der edle Mann wär, von dem ich sprach?

Ich hatte Sie danach gefragt.

Darf ich Ihnen erzählen, wie ich in meine gegenwärtige Lage gekommen bin?

Thun Sie das.

Herr Criminalrichter, es war früher ein sehr schlechter Rechtszustand in dieser Provinz. An der Spitze stand viele Jahre ein schwacher Präsident, der Alles gehen ließ, wie es eben gehen wollte. So wurde das Recht immer mehr unterdrückt. Jeder that, und konnte thun, was er wollte. Die Richter erkannten nach Gunst und Gaben, die Advokaten staken mit den Richtern unter Einer Decke. Jeder suchte nur, so geschwind wie möglich, reich zu werden.

Es gab Ausnahmen, unterbrach ich den Winkel-Consulen, oder vielmehr das, was Sie sagen, war nur Ausnahme.

Nein, nein! rief er. Aber es gab Ausnahmen recht brave und — ja, ja, auch manche. — Er fuhr fort: Aber trotzdem herrschte das Unrecht, und wo viel Unrecht ist, da ist auch viel Furcht. Die Leute wagten nicht einmal mehr, auch über das offenbarste Unrecht sich zu beschweren. Dazu kam, daß die höheren Behörden, bei denen man sich beschwerte, die Gewohnheit hatten, einfach diejenige Behörde selbst, über die man sich beklagte, zum Berichte aufzufordern und also den Angeklagten selbst zum Richter in seiner eigenen Sache zu machen. Unter solchen Umständen trug sich folgende Geschichte zu: In der Nähe meines Wohnortes hatte lange Jahre ein alter Förster gelebt, der von Jahr zu Jahr bequemer und nachlässiger geworden war. Die Leute konnten deßhalb von Jahr zu Jahr ungestört das Sprüchwort wahr machen: „Einen Holzdieb hat Gott lieb." Niemand that ihnen etwas. Das wurde anders, als der Förster gestorben und ein junger, diensteifriger, thätiger Förster sein Nachfolger geworden war. Der neue diensteifrige Förster war leider auch ein roher eigenmächtiger Mensch, und um Ordnung und Sicherheit in seinem Forst herzustellen, scheute er kein Mittel der Gewalt. Er wußte ja, wie es bei Beschwerden über ihn ging, und als diensteifriger neuer Beamter hatte er seine Vorgesetzten doppelt für sich.

Eines Tages ertappte er zwei Personen, Vater und Sohn, ein paar arme Taglöhner, über Holzstehlen. Sie ergriffen die Flucht, als sie ihn sahen. Er verfolgte sie. Den Vater, einen alten schwachen Mann, hatte er bald eingeholt; er begann ihn zu mißhandeln. Der Sohn war stehen geblieben; er sah es. Laßt meinen Vater los, oder es wird Euch schlecht gehen! rief er dem Förster zu.

Was, Bursch, rief der Förster zurück, du willst mir drohen?

Er legte sein Gewehr auf den jungen Mann an, der fünfzig Schritte von ihm stand, und schoß ihn nieder. Der arme Mensch war mitten in das Herz getroffen. Der alte Vater sah seinen Sohn fallen und wollte zu ihm eilen.

(Fortsetzung folgt.)

Das preußische Reichsschwert.

Unter den preußischen Reichs-Insignien, welche bei der bevorstehenden Krönungs-Ceremonie ihren Glanz entfalten werden, nimmt das Schwert eine der hervorragendsten Stellen ein.

Dasselbe hat mit Gefäß eine Länge von drei Fuß. Der Knopf des vergoldeten silbernen Gefäßes enthält vorn ein Medaillon mit zwei sogleich näher zu betrachtenden Brustbildern, hinten eine noch unerklärte Marterscene; ferner vier eingelöthete antike Kaisermünzen. Der Griff zeigt im Relief eine Darstellung der Schöpfung, worunter die biblischen Anfangsworte: „In principio creavit Deus coelum et terram", auf der Rückseite Arabesken, desgleichen auch auf dem Kreuze, an dessen äußersten Ende vorn je zwei Köpfe (anscheinend nur dekorationsweise) eingravirt sind. Die Kappe ist vorn mit einem (auch gewiß nur dekorativen) Medaillon, ein Frauen-Brustbild darstellend, verziert. Die Scheide, gleichfalls von vergoldetem Silber, enthält auf der einen Seite Arabesken, auf der andern aber neun getriebene Darstellungen aus dem Alten Testamente (den Sündenfall, Brudermord, die Arche, Lot mit seinen Töchtern, den Thurmbau zu Babel, Abraham's Opfer, die Himmelsleiter, Simson mit dem Thore und mit der Delila), deren vortreffliche Ausführung darauf hindeutet, daß dieses Prachtschwert aus einer der berühmten Kunstwerkstätten Augsburg's hervorgegangen sey. Die Klinge hat keinerlei Inschrift, sondern nur ein noch nicht enträthseltes Schwertfegerzeichen.

Was die Bedeutung, den Ursprung und den Gebrauch dieses Schwertes anlangt, so herrschte darüber bis jetzt die größte Unklarheit. Der Verfasser des Aufsatzes in v. Ledebur's Archiv Bd. XII. S. 21 nennt es „des Kurfürsten Johann Sigismund Prachtschwert",

und bezeichnet — ungewiß, ob als Ursache oder in Folge dieser Annahme — jene im Knopf en médaillon angebrachten Brustbilder, als die dieses Kurfürsten und seiner Gemahlin. Allein dies ist, wie aus einer Vergleichung zahlreicher Bilder, Münzen und Medaillen hervorgeht, offenbar unrichtig, und stellen diese Portraits vielmehr den Markgrafen Albrecht, ersten Herzog in Preußen, und dessen erste Gemahlin dar. Dieses Schwert ist auch in der That kein anderes als das preußische, welches allerdings Kurfürst Johann Sigismund im Jahre 1618 mit dem Herzogthum Preußen ererbte. Inzwischen wurde dasselbe noch nicht bei seiner Leichenprozession (1620) und ebensowenig bei der Kurfürst Georg Wilhelm's (1641) gebraucht, sondern kommt zuerst bei dem feierlichen Begräbniß des großen Kurfürsten Friedrich Wilhelm, ersten souveränen Herzogs in Preußen (1688) vor, wo es in dem offiziellen Leichenprogramme, bei Aufzählung der vorangetragenen Insignien, folgendermaßen bezeichnet wird: „1) das Schwert von der preußischen Souveränität, so noch von Alberto, Herzog in Preußen herrühret."

Dieses preußische Schwert wurde seit seiner Uebertragung nach Berlin anfänglich in der Rüstkammer daselbst verwahrt, daher es in einem während der ersten Regierungsjahre König Friedrich Wilhelm's I. angefertigten Inventarium derselben heißt, „an Churschwertern, preußischen und andern Schwertern" — unter welchen letzteren unstreitig das abhanden gekommene clevische und das noch jetzt auf der Kunstkammer befindliche pommersche zu verstehen ist — „Nr. 1 bis 4." Später — wahrscheinlich im Jahre 1810, gleichzeitig mit dem Kurschwert — gelangte dasselbe in die Kunstkammer, und von da neuerdings (1857) in den Kronschatz, und es ist daher irrig, wenn es nach der neueren Beschreibung der Schicksale der Rüstkammer (in v. Ledebur's Archiv Bd. XI. S. 226, wo übrigens nirgends ein „Reichsschwert", sondern nur ein „Preußisches" erwähnt ist) scheinen könnte, als sey dieses Schwert verloren gegangen.

Den Namen Reichsschwert erhielt dasselbe seit der Königskrönung Friedrich's I. (i. J. 1701) und figurirt es, getragen von einem der höchsten Staatsbeamten oder Generale — als solches bei allen Leichen-Feierlichkeiten und andern großen Ceremonien der folgenden Könige bis auf die neueste Zeit.

Die beiden Kronen,

welche in Königsberg bei der Krönung benutzt werden, sind noch ganz dieselben, wie zur Zeit Königs Friedrich I., nur die acht Bänder sind neu und etwas leichter gemacht worden, als die früheren waren. Um den unteren Rand der Krone des Königs läuft eine Reihe von 32 Diamanten, von denen keiner unter 80—90,000 Thaler Werth hat; die Bänder bis zu dem von einem großen Saphir gebildeten Knopf sind gleichfalls schwer mit großen Diamanten besetzt. An dem massiv goldenen Scepter befinden sich die zwei großen Rubinen Peters des Großen. Die Spitze des Scepters bildet ein Adler von Brillanten. An dem großen Diamantenkollier der Königin hängt der berühmte Diamant Sancy. Er ist seit ungefähr vier Jahrhunderten in Europa und kam aus Indien. Der erste Besitzer war Karl der Kühne; er trug ihn in der Schlacht bei Nancy, wo er fiel. Ein schweizer Soldat fand den Diamanten und verkaufte ihn für einen Gulden an einen Geistlichen. Im Jahr 1489 kam er an Anton, König von Portugal, der ihn aus Geldnoth an einen Franzosen für 100,000 Frcs. verkaufte, durch den er an Sancy kam, von dem er den Namen erhalten hat. Als Sancy als Gesandter nach Solothurn ging, befahl ihm König Heinrich III., ihm als Pfand jenen Diamanten zu schicken. Der Diener, welcher ihn überbringen sollte, wurde aber unterwegs angefallen und ermordet, nachdem er den Diamanten verschluckt hatte. Sancy ließ den Leichnam öffnen und fand den Edelstein im Magen. Jakob II. von England besaß diesen Diamanten, als er nach Frankreich kam. Später war er im Besitz Ludwig XIV. und XV. Die Preußen erbeuteten ihn von Napoleon in der Schlacht von Belle-Alliance.

Schweizer Truppen.

Die schw. Milit. Ztg. bespricht die letzten großen militärischen Uebungen in der Schweiz in ihrer neuesten Nummer. Unter Anderem sagt sie: „Es galt, den Beweis zu leisten, daß unsere Milizen in Bezug auf Ausdauer jeder andern Armee gewachsen seyen und daß mit ihnen Gleiches geleistet werden kann, was je von Fremden erreicht worden ist. Diese Probe ist glücklich überstanden, der Beweis ist vollgültig geleistet worden; in vierzehntägigen Märschen sind nicht weniger als acht unserer höchsten Pässe überstiegen worden, und zwar folgende: der Klausenpaß, 1962 Metres (= 6540 schweizer Fuß); die Schanegg, 1925 M. (= 6416 schw. Fuß); die Surenen, 2186 Metres (= 7286 schw. Fuß); der Susten, 2174 M. (= 7246 schw. Fuß; die Furka (zweimal), 2436 Metres (= 8120 schw. Fuß); der St. Gotthardt, 2093 Metres (= 6976 schw. Fuß); die Nufenen 2441 Metres (= 8136 schw. Fuß); die Gemmi, 2303 Metres (= 7676 schw. Fuß). Die Höhenzahlen entsprechen den eidgenössischen Vermessungen. Während der 14 Tage wurden 11 Nächte im Bivouac zugebracht; die höchsten Bivouacs waren die in Realp und in Herrenrütti, beide über 5000 Fuß über dem Meer. Es wurden Märsche gemacht, die über 14 Stunden dauerten. Die zweite Brigade marschirte z. B. vom 18. August um Mitternacht bis zum 21. August um Mitternacht, folglich in 72 Stunden, nicht weniger als 35½ Stunden, und zwar von Andermatt bis Airola, von Airolo nach St. Ulrichen, von St. Ulrichen nach Brieg. Trotz dieser gewaltigen Anstrengung hatte sie auf circa 15–1600 Mann kaum 10 Kranke und traf kampffähig in Brieg ein. Die erste Brigade marschirte vom 19. August um Mitternacht bis zum 21. August um Mitternacht, folglich in 48 Stunden 24½ Stunden und hatte in Bezug auf den Krankenstand ein ähnliches günstiges Verhältniß aufzuweisen, wie die zweite Brigade. Fassen wir den Durchschnitt der täglich auf die Uebungen und Märsche verwendeten Zeit in's Auge, so erhalten wir stets 8 bis 12 Stunden per Tag, die unter Waffen und Gepäck zugebracht wurden; für einzelne Abtheilungen, die auf Vorposten kamen, war der Dienst noch strenger. Abgekocht wurde Abends und Morgens. Die Fleischportion war auf ein Pfund vermehrt worden; ferner wurde täglich ein Schoppen rother Wein ausgetheilt. Gefaßt wurde stets im neuen Bivouac. Mehr als einmal wurde Abends nicht mehr abgekocht und die Leute mußten sich während 24 Stunden mit einer Suppe begnügen. In die Bivouaks wurde erst im Wallis Stroh geliefert, und zwar in vier; in den andern mußten sich je drei Mann mit zwei Decken behelfen und auf dem harten Boden lagern. Der Vorpostendienst wurde während der Manövertage eben so regelmäßig als energisch betrieben. . . . Unsere Truppen können so viel leisten und so viel aushalten, als irgend ein Heer der Welt; denn, haben sie die Märsche und Anstrengungen im Frieden mit diesem Gleichmuth und dieser Hingabe ertragen, wo die Spannung des Krieges fehlte, das belebende Moment, das eiserne Gesetz der Nothwendigkeit, so darf wohl angenommen werden, daß sie mit diesen Factoren noch Größeres zu leisten vermöchten."

Gemeinnütziges.

Die neuerfundene Luftdruck-Buttermaschine besteht aus einem Fasse, welches sich um seine kleinste Achse drehen läßt, innen vollständig leer und mit einem luftdichtschließenden Deckel versehen ist. In dem Deckel befindet sich ein Röhrenstück mit einem Hahn, auf welchen sich das Ausflußrohr einer sehr einfachen Luftpumpe befestigen läßt. Diese besteht aus einem birnförmigen Gummischlauch, welcher zwei enge Ausläufer mit Ventilen hat und abwechselnd aufgezogen und zusammengedrückt wird, zu welchem Behufe er in einem kleinen eisernen Gestell mit Handgriffen angespannt ist. Will man nun Buttern, so schüttet man den Rahm in das Faß, schraubt den Deckel fest, den Hahn auf, steckt die Compressionsröhre auf und drückt die Luft über den Rahm. Die zusammengedrückte Luft soll beim nachfolgenden Rotiren des Fasses die Wirkung von Schlägen ausüben und ein schnelleres und besseres Resultat hervorbringen, als bei dem Buttern auf gewöhnliche Weise.

Kleinigkeiten.

Maß der Schulstunden. Nach einem parlamentarischen Ausweis ist Herr Edwin Chadwick von der englischen Unterrichts-Untersuchungs-Commission zu dem Schlusse gelangt, daß die jetzt üblichen vielen Schulstunden die Jugend entnerven und außerdem zum Träumen und Trödel verleiten. Nach der Aussage guter Schullehrer seyen drei Stunden täglich gerade die Zeit, wo auf eine freiwillige scharfe Aufmerksamkeit von Seiten der Kinder gerechnet werden könne; was ihnen in dieser Frist gelehrt werden könne, sey gerade so viel, als der Geist eines Kindes in sich aufnehmen könne; jeder Augenblick mehr sey reine Verschwendung. Er dringt darauf, den Rest der Schulzeit auf gymnastische Uebungen zu verwenden und in allen Schulen das militärische Exerzitium einzuführen. — Künftige Jahrhunderte werden es unbegreiflich finden, wie man Kinder, die im starken Wachsen begriffen sind, sieben und acht Stunden des Tags an die Bank fesseln und noch für die Freistunden mit Arbeit heimsuchen konnte.

Ein heroisches Weib. Vor einigen Tagen — so erzählt das Journal von Louisville vom 24. August — gingen 15 Sonderbündler nach dem Hause eines Unionsmannes zu Midway, der vor seiner Hausthüre eine Unionsflagge aufgepflanzt hatte. Sie fanden nur das Weib zu Hause und fingen sogleich an, den Flaggenstock abzuhauen. Die Frau befahl den Strolchen, fortzugehen, und wollte wissen, wer sie ermächtigt hätte, die Flagge niederzubrechen. „Unser Kapitän," lautete die Antwort. Das entschlossene Weib nahm sofort einen Revolver und feuerte auf die Frevler, worauf diese 15 bestürzt das Hasenpanier ergriffen, während die Heldin die Flagge umfaßte und mit „drei Hurrahs für die Union!" triumphirend in der Luft schwenkte.

Unglück ist dem Leben so nothwendig, als Stürme der Natur. Glück in ewiger Ruhe tödtet, aber im Wechsel mit Unglück wird es Labsal.

Compiegne.

Der König kommt aus Höflichkeit
Von wegen Baden-Baden,
Wohin der Kaiser seiner Zeit,
Ist kommen ungeladen —
Der Kaiser aber denkt zu sein
Und lad't dafür den König ein.

Die alte Base Palmerston
Geräth darob in Schrecken,
Und sagt zum Russel: Lieber Sohn,
Dahinter muß was stecken!
Der Louis ist 'ne Teufelspflanz'
Und Preußen trau' ich auch nicht ganz.

Der Däne, der wird leichenblaß
Ob solchem schlimmen Handel,
Und sieht schon in der Judengaß'
Den stolzen Herzogsmantel,
Und Kopenhagen ruinirt
Und franco-preußisch bombardirt.

Auch Oestreich wittert einen Plan,
Und Schmerling denkt, sein weiser:
Der Preuß' erkennt Italien an
Und wird dann deutscher Kaiser,
Macht lutherisch den ganzen Staat,
Dadurch erlischt das Concordat.

Dem Zaar auch macht das Ding Verdruß:
Hm! hm! das ist doch schade!
Der Preuß' war einst ein halber Russ'
Und folgte unserm Rathe,
Und jetzt besucht er den Franzos',
Gib acht! da ist gewiß Was los!

Auch Bayern's Angst ist gar nicht klein,
Es kratzt sich hinter'n Ohren:
Wird Deutschland preußisch bis zum Main,
Geht Würzburg uns verloren,
Und liegt das in der preuß'schen Grenz',
Wo halten wir dann Conferenz?

Und Barries klagt: Ist das der Lohn
Für meine Heldenthaten,
Daß ich an Dich, Napoleon,
Wollt' deutsches Land verrathen?
Jetzt schluckt der Preuß' die ganze Lein'
Und kriegt nach Braunschweig obendrein!

Ein Herr in Kassel aber grollt
In's allgemeine Jammern:
Wenn Kassel preußisch werden sollt',
Wer sagt dann fort die Kammern?
Der Preuß', der thät im Stande seyn
Und führt' die alt' Verfassung ein!

Und auch dem Nationalverein
Gefallen nicht die Sachen,
Er thät den König gern allein
Zum deutschen Kaiser machen.
Jetzt, lieber Gott, zum Dank dafür
Kriegt er verdorben sein Plaisir.

Und während also Angst und Wahn
Die Welt bewegt nicht wenig,
Erwartet an der Eisenbahn
Der Kaiser Preußens König,
Und fährt dann mit ihm nach dem Schloß
In einer Landauer Kaross'.

Aha! Es sagten längst schon Viel',
Auch Landau käm' zur Sprache,
Auch Landau käme mit in's Spiel,
Da ist es nun am Tage!
Da haben wir's! man fuhr in's Schloß
In einer Landauer Kaross'.

Im Schloßhof stand im weiß'sten Kleid
Eugenie auf der Treppe,
Das Kind von Frankreich an der Seit',
Es trat ihr auf die Schleppe;
Der König küßte ihr die Hand,
Die Crinoline ist anerkannt!

Und als den Prinzen er entdeckt,
Den Reiter jenes Schecken,
That er Berliner Windkonfekt
Ihm in die Höschen stecken,
Und herzt das Kind und denkt dabei,
Ist's alles doch nur Kinderei.

Und als er Abends ging in's Bett,
Compiegne sah kein weißer's,
Hing links und rechts das Porterait
Der Kais'rin und des Kaisers;
Wohin er sein Gesicht gekehrt,
Das haben wir noch nicht gehört.

Hat er's vom Louis abgewandt,
Wir wollen's alle hoffen,
So ist für's deutsche Vaterland
Die beste Zukunft offen.
Und darum dreht im Augenblick
Sich uns're ganze Politik.

Amerikanisches Vater unser!

Der in St. Louis erscheinende „Anzeiger des Westens" empfiehlt seinen Lesern folgendes Gebet zum Buß- und Bettag:

Vater Lincoln in Washington,
Heilig sey dir die Constitution,
Dein Reich umfasse die Union,
Ungeschmälert durch Rebellion,
Neutralität und Secession,
Dein Wille geschehe in Charleston,
New-Orleans und Galveston,
Wie im Käseviertel Napoleon.
Gieb Kleidung, gute Kost und Lohn
Allen Streitern für die Union,
Wie sie es verdienen gar lange schon,
Und vergieb nicht der Conföderation,
Wie wir vergeben dem Cameron
Und im Oktober dem — Dennison.
Führe uns nicht der Menschheit zum Hohn,
Sondern erlöse uns von jedem Spion,
Unwissenden Pralhans und frechen Cujon,
Von aller und jeglicher Corruption!
Denn dein ist die Macht und der Bürgerthron,
So erwirb dir würdig die Bürgerkron!
Amen.

Räthsel-Aufgabe.

Anagramm.

Der Gegensatz des Ewigen ist das Ganze;
Stell' an das Ganze nun sein zweites Zeichen,
So ist's das Ew'ge, was Du sollst erreichen,
Wenn Dich das Ganze trifft im Jugendglanze.

Auflösung der „Rösselsprung-Aufgabe" in der Sonntags-Beilage Nro. 41 vom 13. Oktober 1861.

1, 2, als Sylben, sind ein Thier,
2, 1, Gewächs. Es liefert Saft,
Der stärkt und weckt des Geistes Kraft.
Ein schöner Baum ist 3 und 4,
Derselbe ist auch 4 und 3.
Ein Gattungsname von 3, 4
Ist's Ganze mancher Straßen Zier.
Nun sage, was das Ganze sei.
(Eberesche = Vogelbeerbaum.)

Richtige Auflösungen gingen ein von: Joh. F..r. — W. N.

Auflösung des „Räthsels" in Nro. 41 der Sonntags-Beilage vom 6. Oktober 1861.

Alba — Elba — Elbe.

Richtige Auflösungen gingen ein von: Th. L. — G. B.....

Viktualien-Preise in Augsburg im Monat September 1861.

	fl.	kr.	pf.	bis fl.	bis kr.	bis pf.
1 Pfund feine Rollgerste	–	14	–	–	–	–
1 Pfund mittlere Rollgerste	–	12	–	–	–	–
1 Pfund grobe Rollgerste	–	10	–		–	–
1 Vierling Erbsen	1	–	–	–	–	–
1 Vierling Linsen	1	20	–	–	–	–
1 Vierling Hirsen	2	[illegible]	–	–	–	–
1 Vierling Haidkörner	–	48		–	–	–
1 Vierling Haferkern	[illegible]	[illegible]	–	–	–	–
Bei dem k. Salzfaktorie dahier						–
Kochsalz, 1 Fassel zu 150 Pfund	9	30	–	–	–	–
Kochsalz 1 Sack zu 131 Pfund	8	29	2	–	–	–
Kochsalz 4 Pfund bei den Huckern	–	4	–	–	–	–
Viehsalz 1 Centner	2	4	–	–	–	–
Viehsalz, 1 Fassel zu 250 Pfund	5	22	2	–	–	–
Dungsalz, 1 Fässl zu 650 Pfund	7	15	–	–	–	–
1 Centner rohes Unschlitt	26	30	–	–	–	–
1 Centner ausgelassenes Unschlitt	36	30	–	–	–	–
1 Pfund gegossene Lichter	–	27	–		–	–
1 Pfund gezogene Lichter	–	25		–	–	–
1 Pfund Seife	–	16	–	–	–	–
1 Centner Heu	1	24	–	–	–	–
1 Centner Ohmet	1	24	–	–	–	–
1 Centner Roggenstroh	1	17	–	–	–	–
1 Centner Gerstenstroh	–	–	–	–	–	–
1 Centner Haberstroh	1	2	–		–	–
1 Maaß unabgerahmte Milch	–	4	–	–	–	–
1 Maaß abgerahmte Milch	–	3	–	–	–	–

	fl.	kr.	pf.	bis fl.	bis kr.	bis pf.
1 Metzen weiße Rüben	–	–	–	–	–	–
1 Vierling bayer. Rüben	–	–	–	–	–	–
1 Metzen weiße Kartoffel	–	54	–	–	–	–
1 Metzen rothe Kartoffel	–	48	–	–	–	–
1 Pfund gedörrte Zwetschgen	–		–	–	–	–
1 Pfund gedörrte Kirschen	–	14	–	–	–	–
1 Pfund Hechte	–	30	–	–	–	–
1 Pfund Karpfen	–	20	–	–	–	–
25 Stück Krebse	–	8	–	–	12	–
1 Pfund Kalbfleisch	–	24	–	–	36	–
1 Pfund geräuchertes Fleisch	–	32	–	–	–	–
1 Pfund Kümmel	–	20	–	–	–	–
1 Pfund Schmalz		29	–	–	32	–
1 Pfund Schmelz-Butter	–	28	–	–	30	–
1 Pfund Land-Butter	–	26	–	–	28	–
4 Eier		4	–	–	–	–
1 Spanferkel	–	–	–		–	–
1 Gans in Federn	1	6	–	1	12	–
1 gerupfte Gans	1	18	–	1	30	–
1 Gansjung	–	12	–		14	–
1 Ente in Federn	–	24		–	33	–
1 gerupfte Ente	–	30	–	–	36	–
1 Entenjung	–	3		–	4	–
1 Indian	2	21	–	2	48	–
1 alter Hahn	–	18	–	–	24	–
1 alte Henne	–	20	–	–	27	–
1 Hahn	–	15	–	–	20	–

	fl.	kr.	pf.	bis fl.	bis kr.	bis pf.
1 paar Tauben	–	14	–	–	16	–
Eine Maaß Kirschenwasser	–	48	–	1	–	–
Eine Maaß guter Fruchtbranntwein	–	20	–	–	–	–
Eine Maaß geringer Branntwein	–	14	–	–	–	–
Eine Maaß Weinessig	–	12	–	–	–	–
Eine Maaß Bieressig	–	4	–	–	–	–
Eine rohe Zunge	1	30	–	1	36	–
Eine geräucherte Zunge	1	36		1	48	–
1 Pfund Hirschwildpret	–	12	–	–	16	–
1 Pfund Rehwildpret	–	12	–	–	24	–
1 Pfund Schwarzwildpret	–	–	–	–	–	–
1 Fasan	–	–	–	–	–	–
Eine Wildente	–	24	–	–	30	–
1 Rebhuhn	–	24	–	–	36	–
Eine Schnepfe	–	–		–	–	
1 Haase mit Jung	–	54	–	1		–
1 Haase ohne Jung	–	36	–	–	48	–
1 Pfund feiner Flachs	–	30	–	–	32	–
1 Pfund mittlerer Flachs	–	24	–	–	26	–
1 Pfund Werg	–	10	–	–	12	–
1 Pfund Schafwolle	–	48	–	–	54	–
1 Klafter Buchenholz	19	37	–	–		–
1 Klafter Birkenholz	17	2	–	–	–	–
1 Klafter Föhrenholz	13	26	–	–	–	–
1 Klafter Fichtenholz	11	49	–	–	–	–
1 Fuder weiche Kohlen	3	48	–	4	–	–
1000 Stück Torf	2	6	–	–	–	–

Sonntags-Beilage
zum
Augsburger Anzeigblatt.

Nummer 43. 27. Oktober 1861.

Ein Winkel-Consulent.

(Fortsetzung.)

Steh! befahl ihm der Förster, steh, oder dich trifft meine zweite Kugel!

Den alten Mann ergriff die Verzweiflung. Er wußte nicht mehr, was er that. Er stürzte sich auf den Förster. Freilich war er unbewaffnet, und der Förster trug neben seinem Doppelgewehr einen Hirschfänger bei sich. Er zog den Hirschfänger und führte damit einen Hieb nach dem Arme des Greises, der in seiner Verzweiflung nach ihm greifen wollte. Er zerschmetterte das Armgelenk. Der Arm mußte am andern Tage abgenommen werden. Der Erschossene wurde am andern Tage begraben. — Damit war die Sache zu Ende.

Der Förster hatte zwar den Vorfall seiner vorgesetzten Behörde angezeigt, aber so, als wenn er in offener Nothwehr gehandelt habe. Er erhielt gar eine Belobung für sein kräftiges, diensteifriges Handeln. Aber die ganze Gegend war empört. Dennoch wagte Niemand, höheren Orts eine Beschwerde anzubringen. Da entschloß ich mich zuletzt dazu. Ich hatte so Vieles gesehen und gehört, ich hatte immer dazu geschwiegen, ich hatte gedacht: Was geht das dich an! Aber hier lag ein offener Mord vor. Es geht dich an! rief es in mir. Bleibt diese That unbestraft, so ist kein Mensch im Lande mehr seines Lebens sicher, auch du nicht, auch deine Frau und deine Kinder nicht. Ich war der Feder mächtig, ich setzte mich hin und machte eine Eingabe unmittelbar an den König.

Friedrich Wilhelm der Dritte konnte nicht umsonst in seinem Lande der Gerechte heißen. Wußte er, wo Unrecht geschah, so mußte er helfen, so mußte er das Recht wieder herstellen. Ich erzählte den Vorfall, wie er sich zugetragen hatte. Der König gab meine Schrift an den Justizminister ab, mit dem Befehle, die genaueste Untersuchung anzustellen und ihm von dem Verlauf derselben Bericht abzustatten.

Der Justiz-Minister Kircheisen ordnete die genaueste Untersuchung an. Die Wahrheit kam darin zu Tage. Der Förster wurde zu sechszehn Jahren Zuchthaus verurtheilt. Der verwundete alte Mann erhielt ein sorgenfreies Unterkommen in einer öffentlichen Anstalt. Und ich erhielt dieses Schreiben von dem Justizminister Kircheisen.

Der Winkel-Consulent zog bei diesen Worten aus seiner Brusttasche ein sorgfältig zusammengefaltetes Papier hervor. Er entfaltete es. Darin lag ein Schreiben, das mit einem großen Ministersiegel verschlossen gewesen war. Er legte es aus einander und reichte es mir hin. Es trug die Adresse: An den Spezereihändler Herrn August Hartmeier, Wohlgeboren in —

Sein Inhalt lautete: „Euer Wohlgeboren spricht der Justiz-Minister hiermit seinen Dank für den redlichen Eifer aus, mit welchem Sie die Angelegenheit Betreffs des Försters Meinhard und das unverantwortliche Verfahren der Behörden in derselben zur Anzeige gebracht und dadurch wesentlich beigetragen haben, daß die Gerechtigkeit in diesem Falle zur Geltung hat gelangen können. Der Justiz-Minister wird auch ferner, wenn etwa Behörden sich wieder Ungerechtigkeiten oder Versäumnisse sollten zu Schulden kommen lassen, ähnliche, nur aus einem löblichen Eifer für das Recht hervorgegangene Anzeigen gern von Ihnen entgegen nehmen.

Der Justizminister Kircheisen."

Herr Criminalrichter, sagte, nachdem ich gelesen hatte, der Winkel-Consulent, der Justizminister Kircheisen war ein edler Mann.

Das war er, versetzte ich.

Kein preußischer Justizminister hat mehr für Recht und Gerechtigkeit gethan. Keiner!

Keiner! Ich mußte es zugestehen. Aber hatte er, der brave Justizminister Kircheisen, in seinem Eifer für Recht und Gerechtigkeit nicht hier ein großes Unglück herbeigeführt, einen braven Mann, eine ganze Familie unglücklich gemacht?

Ich, der Schreiber dieser Zeilen, muß hier die wahrheitsgetreue Versicherung beifügen, daß August Hartmeier und jenes Justizministerialschreiben wirklich existirten.

Der Vorfall, den Hartmeier zur Anzeige gebracht, hatte dem braven Justizminister über Manches die Augen geöffnet, was ihm früher hatte verborgen bleiben müssen. Er wollte mit allen Mitteln helfen, die ihm zu Gebote standen. Auch der edelste und einsichtigste Mensch kann fehlgreifen. Und noch Eines muß bemerkt werden: der Vorfall trug sich in dem letzten Jahre der Wirksamkeit und des Lebens des sehr alt und zuletzt stumpf gewordenen Ministers zu.

In der Geschichte des Winkel-Consulenten August Hartmeier war mir nichts mehr unklar oder zweifelhaft. Er war ein Unglücklicher, freilich am meisten durch seine eigene Schuld, durch Eitelkeit und Stolz, mit denen er, der Halbgebildete, sich doppelt überhoben hatte.

Bis jetzt noch war er nur ein Unglücklicher. Er war aber auf dem geradesten Wege, auch schlecht zu werden, wie ich ihm vor wenigen Augenblicken hatte sagen müssen.

War Hartmeier zu retten? Hierauf kam es nur noch an. Meine Hoffnung darauf sollte sehr schnell wenigstens erschüttert werden. Ich nahm das Ministerialschreiben zu den Akten; ich ließ dessen Veranlassung zum Protokoll niederschreiben.

Das ist Ihre beste Vertheidigung, bemerkte ich ihm. Er lächelte bitter. Seit dem Tode des Ministers Kircheisen hat man an den Gerichten nur darüber gelacht, sagte er.

Sie sehen, daß ich nicht darüber lache.

Sie machen mein Urtel nicht, Herr Criminalrichter.

Er hatte Recht. Ich war nur Vorstand der Criminal-Untersuchungsbehörde. Nach Beendigung der Untersuchung mußte ich die Akten an das vorgesetzte Ober-Landesgericht zur Abfassung des Erkenntnisses einsenden.

Und glauben Sie mir, fuhr er fort, auch die Richter, die mein Urtel machen, werden nur Spott dafür haben. Ich will Ihnen auch sagen, warum. Die Gerichte sind in der Provinz besser geworden, als sie waren, weit besser. Aber das verdankt die Provinz mir. Durch jene Beschwerde, die von mir ausging, war man in Berlin zuerst auf den schlechten Rechtszustand in dieser Provinz aufmerksam geworden. Meine späteren Beschwerden deckten noch mehr auf. So kam endlich nach und nach ein besserer Zustand, die alten räudigen Schaafe wurden ausgerottet.

Aber ich war und blieb die erste Veranlassung, und das vergeben mir auch die Anderen, die Besseren nicht. Daß es von Einem ausgegangen ist, der nicht zu dem Beamtenthum gehört, das vergißt und vergibt mir das Beamtenthum nie, das muß ich büßen, darum bin ich der verfolgte Winkel-Consulent.

Er hatte Unrecht, indem er diese Consequenzen zog, indem er übertrieb. Aber verkannte er völlig die Bureaukratie, wenn ihm auch der Name fremd war?

Er war wieder eifrig, heftig geworden.

Zu meiner Vertheidigung soll dieses Schreiben dienen, sagte er weiter. Sie werden nur um so mehr mich in das Zuchthaus einsperren, mir die National-Cocarde aberkennen, damit sie dann, wenn ich noch einmal rückfällig werde, wie sie es nennen, gar die Genugthuung haben können, gegen den Ehrlosen auf körperliche Züchtigung zu erkennen, mich peitschen zu lassen. Ja, und sie sollen die Genugthuung, die Freude haben. An dem Tage, an dem ich aus dem Zuchthause entlassen werde, will ich wieder für das Recht, für die Armuth, für die Unschuld kämpfen, bis sie mich von Neuem einsperren, und von dem Augenblicke an, wo sie mich von der Prügelmaschine losschnallen, werde ich ihnen wieder ihr Unrecht vorhalten, bis sie mich wieder hinaufschnallen und die Peitsche wieder über mir schwingen.

Und Ihre Frau und Kinder unterdeß? fragte ich ihn. Das wilde Feuer seines Fanatismus glühte wieder in seinen Augen.

Mögen auch sie zu Grunde gehen, rief er, mit mir, wir alle! Als ein Wahrzeichen dieser schlechten Justiz! Mögen sie! Aber das Recht will ich vertheidigen, immer, so lange ich lebe, so lange ich schreiben, so lange ich sprechen kann. Für das Recht will ich leben und sterben.

Es war nichts weiter mit ihm zu machen. Der wieder erwachte Fanatismus wich zum zweiten Male nicht von ihm. Ich mußte die Untersuchung mit ihm abschließen.

Der erkennende Gerichtshof verurtheilte ihn leider zur Zuchthausstrafe. Das Gesetz sprach sie aus. Jenem Schreiben des Justizministers wurden die vielen vorhergegangenen Verwarnungen und Bestrafungen des Beschuldigten entgegengesetzt, und so fand man keinen Milderungsgrund darin.

Und ich werde dennoch für das Recht leben und sterben! rief er, als ich ihm das Urtheil publicirte.

E pur si muove!

Er mußte seine Strafe antreten. Ich bewirkte bei dem Direktor der Strafanstalt, daß er in dessen Bureau als Schreiber verwandt wurde. Aber hatte ich gehofft, dadurch auf eine Besserung zu wirken, so hatte ich mich bitter getäuscht. Schon nach wenig Wochen mußte

er aus dem Bureau wieder entfernt werden. Er hatte seine begünstigte Stellung nur dazu benutzt, selbst in der Strafanstalt den Winkel-Consulenten zu machen. In einer solchen Anstalt glaubt jeder Gefangene völlig ungerecht oder zu schwer bestraft worden zu seyn, oder er will glauben machen, daß er es sey. Er beschwert sich, wann, wie und wo er kann. Der Name, selbst die Person des Winkel-Consulenten war unter den Gefangenen schon bekannt; bald wurde er Allen bekannt. Er war in der „Schreiberei" der Anstalt. Ihm war das kostbare Material zu Beschwerdeschriften, Feder, Papier und Dinte, zugänglich. Es war ihm zwar streng verboten, davon irgend einen andern, als den bureaumäßigen Gebrauch zu machen. Schriften für Gefangene ohne ausdrückliche, schriftlich beigefügte Genehmigung des Direktors anzufertigen und abzusenden, war völlig gegen die Hausordnung. Aber wie konnte der Winkel-Consulent widerstehen, der schon seit Jahren nur zu sehr gewohnt war, in dem Beamten nur einen Spitzbuben, dagegen in jedem von den Behörden angeklagten und nun gar verurtheilten Spitzbuben nur einen ehrlichen Menschen zu sehen! Schon nach kurzer Zeit regnete es aus der Strafanstalt Beschwerden an die oberen Behörden der Provinz, an alle Ministerien in Berlin. August Hartmeier mußte wie jeder andere Zuchthausgefangene behandelt werden.

Freilich fruchtete das wenig. Die Unruhe, die er bisher nach außen hin verbreitet hatte, erregte er jetzt in der Strafanstalt. Er arbeitete mit andern Gefangenen zusammen. Er hetzte jeden auf, mit dem er zusammen kam, zu allerdings nur mündlichen Beschwerden über jeden Beamten, am Ende über jeden Gefangenen. So mußte er zuletzt einsam eingesperrt werden.

Als seine Strafzeit zu Ende war, hatten Groll und Haß gegen Gesetz und Beamtenthum in seinem Innern sich verdoppelt. Die Steigerung zeigte sich in seinem Thun. Er hatte recht gesagt: an dem Tage, an welchem er aus dem Zuchthause entlassen wurde, begann er wieder sein Treiben. Aber hatte er früher noch einmal geprüft, ob er auch wirklich dem Rechte gegen das Unrecht, dem Unterdrückten gegen den Unterdrücker diene, jetzt war ihm ohne Ausnahme jeder, der sich beschwerte, und weil er sich beschwerte, ein ungerecht Behandelter, ein Unterdrückter. Sein Rechtsfanatismus stieg höher, er selbst sank täglich tiefer. Er wurde bald zu neuer Untersuchung gezogen und zu neuer Zuchthausstrafe verurtheilt.

Er verbüßte auch diese, um am Tage seiner Freilassung schon den neuen Grund zu weiterer Untersuchung und Strafe zu legen.

Beinahe drei Jahre lang verließ er das Zuchthaus nur, um es nach wenigen Wochen wieder zu beziehen. Auf eine längere Dauer als sechs Monate konnte er nach dem Gesetze nicht eingesperrt werden.

Auf einmal sah und hörte man in der Provinz nichts mehr von ihm. Es hieß, er habe sich nach Berlin begeben, um dort bei der Centralbehörde des Staates unmittelbar Generalbeschwerde zu führen über alles, was seit Jahren in der Provinz ihm angethan sey. Seine Familie hatte er mitgenommen.

Ich war einige Zeit nachher in eine andere, entfernte Provinz des Staates, und dann gegen das Ende der dreißiger Jahre an das Criminalgericht zu Berlin versetzt worden.

August Hartmeier — ich hatte den ungewöhnlichen Winkel-Consulenten nicht vergessen. Ich hatte ja unterdeß so viele gewöhnliche, ordinäre, gemeine Leute kennen lernen müssen, die nur von ihrer Gemeinheit und vom Fusel lebten. Jeder hatte mir den Fanatiker lebhafter in das Gedächtniß zurückgerufen. Was war aus ihm geworden? War er, wie ich es ihm vorhergesagt hatte, zu diesem Troß der Andern heruntergesunken, lebte auch er nur von Gemeinheit und von Fusel?

Ich sollte es bald erfahren. Schon nach wenigen Monaten las ich in dem, täglich dem Direktorium des Criminalgerichts vorgelegten Rapport über die zu den Gefängnissen der Stadtvogtei eingelieferten Gefangenen: „August Hartmeier, vielfach bestrafter Winkel-Consulent, verhaftet wegen wiederholten unbefugten Winkel-Consulirens, wegen Begünstigung von Diebstahl, Wucher u. s. w."

Er war also völlig so tief gesunken, wie ich es hatte vorhersehen müssen. Er war tiefer gefallen. Er war Theilnehmer an dem gemeinsten Verbrechen geworden. Seine Akten bestätigten es. Er verkehrte seit Jahren nur noch mit bestraften Dieben und ähnlichem Gesindel. Anfangs hatte er ihnen nur Beschwerden angefertigt; bald half er ihnen auch zu ihren Verbrechen, wenn auch nicht unmittelbar, doch desto mehr in mittelbarer Weise.

Es war damals in manchen Dingen eine eigene Zeit in Preußen. Namentlich in der Justizpartei war z. B. das Ersparungssystem auf seine Spitze getrieben. So arbeiteten bei den Gerichten Schreiber und Protokollführer, die für die Stunde mit einem Silbergroschen bezahlt wurden. Die Spitzbuben bezahlten sie besser. Die Unter-Bedienten bei den Behörden mußten aus dem Militär entnommen werden. Wie mancher Invalide, der in der Compagnie nicht mehr gebraucht werden konnte, wurde als Gerichtsdiener, Gefangenwärter u. s. w. „weggelobt"! Die Behörden konnten eben auch nicht viel mit ihnen machen. Ein Spitzbube aber weiß Alles zu gebrauchen.

August Hartmeier suchte die Schreiber und Protokollführer des Mittags in den Viktualienkellern auf, in denen sie, nach gethaner Arbeit beim Criminalgericht, ihr Mittagbrod verzehrten. Die Gefangenwärter der Stadtvogtei traf er Abends beim Weißbier. So wurde er der Vermittler zwischen den verhafteten Verbrechern und ihren Angehörigen und ihren unbekannt gebliebenen, nicht verhafteten Mitschuldigen. Er trug hin und her, was Jeder zu sagen habe, was Jeder gesagt hatte. Er gab Anleitung zum Läugnen und zum Lügen; er instruirte die Zeugen; er warb falsche Zeugen. Er war der Mitgenosse der gemeinsten Betrüger, Wucherer und Diebe geworden. Und damit lebte er, mit seiner Familie, die auch bei ihm war. Wie sie lebten? Ich sah ihn im Gefängnisse. Er war sehr alt geworden. Er war noch keine fünfzig Jahre alt; er sah aus, wie ein hoher Sechziger. Sein starkknochiger Körper schlotterte; sein Gesicht war hoch aufgeschwemmt und grau. Seine Augen hatten rothe, triefende Ränder. Das dunkle Feuer in ihnen brannte noch, aber nur zu Zeiten. Für gewöhnlich war es erloschen; brach es aber wieder auf, so flammte es furchtbar empor. Der ganze Mensch sah nach Branntwein aus. Wie der Gemeinheit überhaupt, so war er auch dem Fusel verfallen.

(Fortsetzung folgt.)

Bilder für den Nationalstolz.

Wir lagen, so erzählte uns ein schleswig-holstein'scher Offizier, vor einem Walde an der Küste in Biwacht. Plötzlich kam von den Vorposten die Meldung, ein Schiff sey in der nahen Bucht eingelaufen, ob Freund, ob Feind sey in der Dunkelheit nicht zu erkennen, die Mannschaft habe sich in einem Häuschen am Strand einquartirt. Ich erhielt den Befehl, auszukundschaften und ging mit meiner Mannschaft vor. Plötzlich rief's: Werda? — Die Unbekannten waren Freunde, Schleswig-Holsteiner, deren Kanonenboot in der Bucht und deren Mannschaft im Häuschen lag. Ich trat in die tiefe Stube des Häuschens, auf dem Boden lagen an vierzig Matrasen und See-Soldaten und schliefen den Schlaf des Gerechten. In der Ecke saß einsam an einem Tischchen der Capitän. Wir saßen bald einander gegenüber und zwischen uns stand der Punschnapf. Ich lernte einen Mann kennen, so ernst, so fest, wie sie selten sind: die geheimsten Gedanken, die kühnsten Hoffnungen, die bangsten Befürchtungen tauschten wir aus. Er erzählte mir zum Abschied aus seinem Leben und ich will's wieder erzählen.

Aus Braunschweig gebürtig war er mit seinen Eltern jung nach Rostock übergesiedelt und Seemann geworden. Jahrelang diente er auf Kauffarteischiffen, trat dann in die englische Marine, um auch den Kriegsdienst zu lernen, und brachte es — eine Seltenheit bei Ausländern — zum Offizier. Eine Wunde zwang ihn zu quittiren. Wiederum Kapitän auf einem Kauffahrer geworden, führte ihn seine Fahrt nach Buenos-Ayres. Kaum im Hafen eingefahren, dictirte ihm der dortige Dictator eine Strafe von mehreren hundert Gulden wegen Uebertretung eines Hafengesetzes. Ich weigerte mich zu zahlen, erzählte der alte Seemann; denn es gab kein Gesetz, das ich übertreten hätte und ich sollte nur geprellt werden. Ich benachrichtigte meinen, den Mecklenburg'schen Consul und war selber auf dem Wege zu ihm, als auch schon der Hafenkapitän auf mein Mecklenburgisches Schiff Beschlag legte und mich gefangen abführen ließ. Endlich kam der Consul, aber kein Trost. Ich müsse nachgeben, mich ins Unvermeidliche schicken, sagte er, und die unterdeß verdreifachte Strafe zahlen; denn Gewalt gehe vor Recht; er, der Consul, habe trotz allen Laufens und Bittens nicht einmal eine Stundung der Summe erlangt. Trotze ich länger, so gehe am Ende das ganze Schiff verloren. Daheim in Deutschland kümmere sich keine Katze um mich und mein Schiff.

Unentschlossen, die Ohnmacht meines deutschen Vaterlandes und seiner Vertreter verwünschend, saß ich noch drei Tage in Haft, — da schoß mir ein Gedanke durch den Kopf; mir fiel mein Patent als königl. großbrittanischer Seeoffizier ein. Sofort schickte ich es mit der Anzeige der mir widerfahrenen Gewalt an den englischen Gesandten. Zwei Stunden später war ich ein freier Mann, noch eine Stunde später — und die Beschlagnahme meines Schiffes war aufgehoben, mir war Abbitte geleistet und eine klingende Entschädigung für Verzögerung meiner Handelsgeschäfte ausbezahlt. Wie ging das zu? — Der Gesandte Englands war sofort zum Dictator geeilt, hatte Freigebung und Genugthuung für den Kapitän verlangt als einen Offizier in englischen Diensten. Als der Dictator schwieg, schlug der Engländer mit der Faust auf den Tisch und drohte mit blauen Bohnen. Da eilte der Diktator nachzugeben. Dank- und schamerfüllt nahm ich Abschied. Die Seefahrt mit deutschen Schiffen war mir verleidet, ich setzte mich zur Ruhe, der schleswig-holsteinische Krieg erst machte mich wieder mobil, ich übernahm das Commando des Kanonenboots da draußen.

So weit der Alte: er hatte andern Tags ein keckes Seemannsstückchen, einen Angriff auf ein dänisches Schiff vor. Ich hatte ihn zum ersten- und letztenmal gesehen. Andern Morgens tobte ein heftiger Sturm. Auf der hohen See überfielen die Wogen das nicht gedeckte unpraktische Fahrzeug, vor den Augen der Strandbewohner versank nach muthigem Kampf das kleine Kriegsschiff „Meerjungfer." Die tobende See warf mehrere Leichen an den Strand, Schiff und Kapitän sah Niemand wieder.

Das Ausstellungs-Gebäude in London für 1862.

In den letzten vierzehn Tagen hat das Ausstellungsgebäude Form und Gestalt bekommen, so daß man sich schon eine gute Vor-

stellung von seinem Gesammteindrucke machen kann. Ein Drittel des Mittelschiffs ist überdacht, die Hälfte der Gemälde-Gallerie ist gedeckt, immer höher und höher steigen die Gerüste um den riesigen Kuppelbau auf den östlichen und westlichen Endpunkten, und die Bauunternehmer zweifeln keinen Augenblick, daß sie am 12. Februar die Vollendung ihrer Aufgabe durch ein großes Bankett im Mittelschiffe zu feiern im Stande seyn werden. An 1200 Menschen sind auf der Baustelle beschäftigt, und doppelt so viel in den verschiedenen, zum Theil ferne von London gelegenen Etablissements, welche die eisernen Strebepfeiler, Rippen und Bogen, das Gebälke, die Bedachung und die Fensterrahmen zu liefern haben. Ein Heer von Dampfmaschinen, Krahnen und hydraulischen Pressen arbeitet mit diesem kleinen Menschenheere um die Wette, und ferne von der Baustätte, in der Nähe von Trafalgarsquare, haben die Sekretäre des Centralcomités, die Ausschußmitglieder der verschiedenen Abtheilungen und die verschiedenen anderen mit ihnen in Verbindung stehenden Bureaus ihre Residenz aufgeschlagen. Was die Betheiligung der Industriellen in aller Welt Ecken und Enden betrifft, läßt sich heute schon mit Bestimmtheit versichern, daß sie eine viel größere ist als im Jahr 1851, und im Vertrauen können wir mittheilen, daß wohl die Hälfte der Anmeldungen wird zurückgewiesen werden müssen. Es wäre dieses der Fall gewesen, auch wenn das Gebäude dreimal so groß, als es jetzt angelegt ist, hätte gebaut werden können, denn ganz unglaublich ist es, wie viel tolles Zeug Einlaß begehrt. Der Wahnsinn aller fünf Welttheile scheint es darauf abgesehen zu haben, sich kommendes Jahr hier zusammenzufinden, und es ist eine beschwerliche Arbeit für die Kommissäre, dieses Rendezvous zu vereiteln. Will man auch das zu den Tollheiten rechnen, daß eine englische Compagnie ernstlich mit dem Plane umgeht, eine pneumatische Röhre vom südlichen Ende des Hydepark bis zum Haupteingang des Ausstellungsgebäudes zu legen, und durch diese Röhre, nicht etwa Briefe, Pakete und Kisten, sondern leibhaftige Gäste nach der Ausstellung zu expediren? Die Sache ist kein Spaß; der erste Versuch ist vor wenigen Tagen in Gegenwart einiger Regierungskommissäre bereits gemacht worden, und die Herren Direktoren ließen sich, auf dem Bauche liegend, durch ein Proberohr schießen. Strecke: eine halbe englische Meile, Geschwindigkeit: 30 Sekunden, Ort der Handlung: Battersea Park, gegenüber vom Parlamentsgebäude. Es geschah Keinem ein Leid, aber angenehm mag diese Spazierfahrt auch nicht gewesen seyn, und wie sich ein derartiges Unternehmen rentiren soll, ist nicht gut einzusehen.

Historische Berichtigung.

Da die Behauptung: „in Augsburg seyen die Bäcker-Schwein-Ställe paritätisch abgetheilt", bereits in allen öffentlichen Blättern die Runde gemacht hat, fand ich mich wiederholt veranlaßt, in dieser Beziehung Erkundigung einzuziehen und erhielt die Aufklärung, daß, obgleich dieser Unsinn im Häuser-Verzeichniß (J. Nr. 3 und 156 u. 157) angegeben ist, derselbe in Wahrheit doch nicht bestehe, sondern die Bäcker-Schweinställe außer dem Jakober-Thore für die in der Vorstadt und obern Stadt, die außer dem Wertachbrucker-Thore gelegenen aber für die in der untern Stadt wohnenden Bäcker, beide Abtheilungen aber ohne Ausscheidung nach Glaubens-Bekenntniß der jeweiligen Besitzer bestehen. Bei diesem Sachverhalte hätte man also hier in Augsburg einen paritätischen Schweinstall nicht ferner bei der Bäcker-Innung zu suchen. Wie es sonst hier steht zu untersuchen ist nicht meine Sache.

Ein Augsburger Bürger.

Stand der ältern Planeten im November 1861.

Merkur (☿), am 3. Abends 9 Uhr 18 Min. und 30. Abends 7¾ Uhr beim Mond, geht am 11. Abends 7 Uhr 17 Min. durch ♌ und am 12. Morgens 8 Uhr 13 Min. bei unterer ☌ durch ☉. Er ist am 16. im Perihel, am 26. in größter nördlicher Breite, am 29. in größter westlicher Ausweichung.

Venus (♀), deren Helligkeit und Entfernung von ☉ sehr zugenommen, kann über drei Stunden am Abendhimmel gesehen werden. Kommt am 5. Abends zum Mond und am 11. Morgens 8 Uhr in die größte südliche Breite.

Mars (♂), am 1. Morgens 7 Uhr 8 Min. und am 29. Abends 10¾ Uhr beim Mond, ist dem bewaffneten Auge Morgens sichtbar.

Jupiter (♃), in ♍ 12 bis 14° wird von 1 Uhr Morgens an am Osthimmel sichtbar, und am 27. vom Mond erreicht.

Saturn (♄), in ♍ 15 und 16°, erhebt sich fast mit ♃ über den Horizont und wird vier Stunden früher als dieser vom Mond erreicht.

Uran (♅), in ♉ 14°, die ganze Nacht sichtbar, ist am 19. Morgens 6 Uhr beim Mond.

Witterungsbericht nach dem 100jähr. Kalender.

November.

Fängt mit schönem Wetter an bis zum 7., wo Regen einfällt; vom 11. bis zum 16. Schnee; hierauf drei Tage schön; hernach unangenehme Zeit bis zum Ende.

Landwirthschaftlicher Kalender.

November.

Feldgeschäfte: Wenn es möglich ist, pflüge man die Stoppelfelder noch um und dünge sie. — Wasserfurchen muß man eine sehr große Aufmerksamkeit schenken, und nirgens sind Wasseransammlungen zu dulden. — Höher liegende Wiesen kann man durch Mistjauche düngen; auf saure, bemooste Wiesen paßt jedoch hitziger Dünger, wie Asche, Aescherich, Kalk u. s. w. — Wo die Hopfenstöcke noch nicht behackt und gedüngt sind, muß es jetzt geschehen. Zu neuen Hopfenanlagen muß man den Boden zum zweiten Mal umgraben und zugleich den Dünger unterbringen.

Gartengeschäfte: Man kann noch copuliren und pfropfen. Setze die Orangeriebäumchen in die Erde, daß der Schaft ¼ Fuß tief in die Erde komme, oder bringe sie mit den Blumen ins Winterquartier. Grabe die Bäume um und dünge sie; weichliche Sorten mit Taubenmist, z. B. Pfirsing und Aprikosen. Begieße die Erdmagazine mit Mistjauche; ein paar Schaufel voll thun Wunder bei versetzten Bäumen — Pflanze Artischocken im Keller so tief in Sand, als sie in der Erde standen. Die im Garten bedecke fest mit Erde und langem strohigen Dünger ½ Fuß hoch. Die Unkrauthaufen müssen umgearbeitet werden. Bringe die Blumen in's Winterquartier, gib ihnen oft freie Luft und bewahre sie vor Staub.

Waldverrichtungen: Die Hauungen in den Hochwaldungen beginnen und selbst das Unterholz in Mittelwaldungen wird gefället und zwar, wenn zu befürchten ist, im nächsten Frühjahr nicht zeitig genug damit fertig zu werden. Die Fichtenzapfen werden gebrochen. Wenn es die Witterung zuläßt, werden die Pflanzungen der Laubhölzer fortgesetzt. Die Forstaufsicht wird strengstens gehandhabt. Der Kiefernspinner hat sein Winterlager bezogen und kann gesammelt werden; auch die Nester des kleinen Fichtenspinners (Phalaena [Bombyx] pityocampa) können bei feuchter Witterung mit Vorsicht aufgesucht werden. Zur Vertilgung der verpuppten Insekten, vorzüglich der Forleule, wird der Eintrieb mit Schweinen fortgesetzt.

Bienenzucht: Die Bienen werden gegen die Räuber durch ein Kartenblatt geschützt, das man an das Flugloch befestigt, damit die Bienen nur einzeln aus- und eingehen können, oder man stelle die Stöcke an einen kühlen Ort vom Stande entfernt und mache das Flugloch mit einem durchlöcherten Bleche zu. Besser ist es aber, wenn man die Räuber selbst unschädlich macht, d. h. sie einige Zeit an einen kühlen Ort stellt und nicht mehr fliegen läßt. Die Räuber sind daran zu erkennen, wenn man die Bienen, welche an dem beraubten Stock aus- und einfliegen, mit Kalkmehl bestreut und nachsieht, wo sie einfliegen. Entfernt man diesen Räuber, so hat auch die Räuberei ein Ende. Das Giftlegen zum Vertilgen der Räuber lasse man bleiben, denn es kann schreckliches Unglück verursachen, und wer die Räuber durch Bierhefe tödtet, schadet seinen eigenen Stöcken. Bienenstöcken, denen der Honigvorrath nicht über den Winter reicht, ist jetzt das Fehlende zu geben, wenn es wegen des Wetters ohne Gefahr geschehen kann. Soll ein Stock durch den Winter kommen, so soll derselbe mit Korb, Brett, Honig und Volk wenigstens 20–30 Pfund wiegen.

Viehzucht: Für die Schafe sind jetzt hohe Wiesen die zuträglichsten Hutungen. Bei Regen lasse man sie im Stalle. Um Martini verkaufe man das Brack- oder Märzvieh, worunter alle zur Zucht nicht mehr tauglichen und deßhalb ausgemärzten Thiere verstanden werden. — Beim Rindvieh hört der Weidegang auf. — Alles Futter wird dem Viehe gedeihlicher, wenn dasselbe zuweilen etwas gesalzen wird, oder wenn das Rindvieh, sowie die Pferde und Schafe, Steinsalz zum Lecken erhält.

Jagd. (Dachs-Monat.) Alt- und Schmalthiere, Kälber und Rehböcke werden gebirscht. — Die Saujagd, auch die Treibjagd der Füchse und Hasen wird fortgesetzt, die Gemsjagd beendigt. — Der Dachs wird noch in Schlagfallen und Tellereisen gefangen. — Die Jagd des großen und kleinen Federwildes, auch der Vogelfang auf dem Herde wird fortgesetzt.

Fischerei. Man esse: Aesche, Amaul, Barbe, Barsch, Brachse, Hecht, Huche, Karpfen, Schied, Schleihe, Waller.

Gemeinnütziges.

Reinigung der Haarbürsten. Man löst etwas Soda in Wasser auf, legt die Bürsten mit der Borstenseite so weit hinein, daß der Holzboden bespült wird, jedoch nicht die äußere Politur. Nach einiger Zeit nimmt man die Bürsten heraus und hat dann nur nöthig, sie mit einem starken Tuch gehörig abzureiben.

Fleisch bald weich zu kochen. Wenn das Fleisch abgeschäumt und im stärksten Aufwallen ist, so gießt man ungefähr auf drei Pfund Fleisch zwei Löffel voll guten Kornbranntwein hinzu. Das Fleisch, wäre es auch von einem alten Thiere, wird schnell weich und von dem Geruche des Branntweins bleibt nicht die geringste Spur übrig.

Zum 18. Oktober.

Es lodern rings auf allen Höh'n
Die Freudenfeuer heute.
Was habt ihr denn, beim Licht beseh'n,
Für einen Grund zur Freude?
Geschah vom Sund bis nach Tyrol
Vielleicht ein Einheits-Wunder?
Herr Beust ist noch gesund und wohl,
Und Borries ist noch munter!

Herr Dalwigk auch ist noch gesund,
Es müßte Alles trügen;
Und habt ihr an dem Deutschen Bund
Vielleicht so ein Vergnügen?
Und jauchzt vielleicht ihr dem Lykurg
Im Canaan Kurhessen?
Vielleicht im Eden Mecklenburg
Den Rittern, erbgesessen?

Freut euch Hannovers Musterstaat
Mit dem Juwele oben?
Und ward vielleicht das Concordat
In Oestreich aufgehoben?
Freut euch vielleicht die Deutsche Flott',
Die ihr ja einmal hattet?
Und ward vielleicht vom lieben Gott
Das Geld zurück erstattet?

Jauchzt ihr den kleinen Gernegroß,
Dem Bayer, Sachs' und Schwaben?
Meint ihr vielleicht vor dem Franzos
Jetzt ewig Ruh' zu haben?
Habt ihr vielleicht an Lobenstein
Ein solches Wohlgefallen?
Und gilt's vielleicht dem freien Rhein
Mit seinen Zöllen allen?

Hat etwa Preußen sich ermannt
Und rückt dem Dän' zu Leibe,
Daß Schleswig-Holstein, stammverwandt,
Dem deutschen Reich verbleibe?
Hat es schon gar den Königszwerg
Bestraft ob mancher Höhnung?
Vielleicht auch gilt es Königsberg,
Denn dort ist heute Krönung.

Wer aber hat schon nachgedacht
Von Deutschlands klugen Söhnen,
Weshalb am Tag der Völkerschlacht
Sich läßt ein König krönen?
Wohl deshalb, weil des Volkes Sohn
In jenen großen Tagen
Sich nur für Thron und Königskron'
Bei Leipzig hat geschlagen?

Vielleicht auch gilt die Flammenpracht
Der Berge jenen Gästen,
Die nach der großen Völkerschlacht
Dereinst zu Wien congreßten.
Die schnöd das deutsche Reich zerstückt,
Daß all' sein Glanz erblichen,
Und dreißig Städtchen dann beglückt
Mit dreißig Metternichen.

Doch nein! dem allen gelten nicht
Die Freudenfeuerzeichen!
Denn wißt: der Könige Gericht
Das ist der Völker Schweigen!
Auch gilt es nicht der Leipz'ger Schlacht,
Doch gilt's in jedem Brande
Dem heil'gen Drang nach Einer Macht,
Nach Einem Vaterlande!

O flammt, ihr Kuppen! winkt, ihr Höh'n
In immer weitern Kreisen!
O Gott, wie wär' es doch so schön
Ein einig Volk zu heißen!
Und bricht zuletzt der Berge Brand,
Die heil'ge Gluth zusammen,
O stieg' ein Einig Vaterland
Hervor dann aus den Flammen!

Kleinigkeiten.

Lagerbier für die deutschen Soldaten in Nord-Amerika. Dr. Hamilton vom 31. New-Yorker-Regiment, einer der tüchtigsten Aerzte der Armee, macht in einer Denkschrift an die Gesundheitskommission in Washington folgende Bemerkungen über das Lagerbier: „Die Deutschen, welche Lagerbier trinken, haben unter sich die wenigsten Fälle von Diarrhoe. In der That, die welche „Lagerbier" erhalten können, werden selten als krank berichtet. Ich erlaube ein Viertelfäßchen „Lager" für 24 Mann per Tag. Die Leute unterschreiben dafür unter Aufsicht des Kaplans. Die Deutschen sind gewohnt mehr zu trinken; aber dieß entspricht den medizinischen Zwecken, welche ich im Auge habe. Es regulirt die Gedärme, verhütet Verstopfung und wird in dieser Weise ein schätzbarer Ersatz für Gemüse. Ich ermuntere alle Soldaten, es mäßig (aus Maßkrügen, wie im Hofbräuhause?) zu trinken; aber die meisten haben kein Geld, es zu bezahlen. Wisky und Brandy sind, wie ich glaube, verderblich."

Eine Rundreise.

Das alte deutsche Volkslied:

„Die Mädel und die Wirthsleut', die rufen Beid': o weh!
Die Wirthsleut', wenn ich komme, die Mädel, wenn ich geh'! —"

soll bei Gelegenheit einer kurfürstlichen Rundreise folgendermaßen varirt worden seyn:

„Mein Volk, wohin ich komme,
Ruft Juchhe und O weh:
O weh, sobald ich komme,
Juchhe, sobald ich geh'."

Zschokke sagt im Schweizerboten. „Denkschrift eines Handwerksmannes an seinen Sohn, der in die Fremde wanderte: „Kommst Du in ein Land oder Ländchen, wo die Landstraßen mit Obstbäumen besetzt sind, ... wo Schulen und Spitäler die schönsten Gebäude sind, da mein Sohn, ruhe aus. Du bist in einem Lande, wo rechtliche Leute wohnen, die den Kopf am gehörigen Orte haben. Wo Essen und Trinken das Ende von jedem Liede ist und kein Winterabend ohne Kartenspiel überlebt werden kann; da sind die Köpfe Knechte, und der Magen und die Gurgel sind Hausherrn; da ist eine Köchin mehr werth, als ein vernünftiger Mann — und ein Spiel Karten wichtiger, als das schönste Buch. Alles hängt in den Ländern (und Orten), worin man lebt, von den Obrigkeiten ab. Sind sie im Kleinlichen groß, du kannst darauf schwören, sie sind in großen Dingen klein. Ich habe jetzt genug gesagt, aber noch nicht Alles!"

Goldkörner.

Wie der Epheu fester seine Ranken
Stets um morsche Säulen klammert,
So erfaßt der Mensch mit den Gedanken
Inniger, was er bejammert.

Heftigkeit ist eben so häufig angenommen, als Sanftmuth. Es gibt eben so viel Schafe in Wolfskleidern, als Wölfe in Schafskleidern.

Die beste Art irdischer Herrschaft ist Selbstherrschaft.

Du gibst nicht, sondern Du verkaufst, wenn Du bei jedem Freundschaftsdienst auf Dankbarkeit rechnest.

Berliner Jungfern.

Zweihundert Jungfern in Berlin
Die tragen keine Crinolin',
Dieweilen diese Königsstadt
Nicht lauter glatte Jungfern hat.

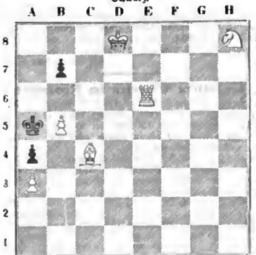
Zweihundert Jungfern in Berlin
Die tragen keine Crinolin',
Weil ein gewisser Umfang nicht
Den Jungfern überhaupt entspricht.

Zweihundert Jungfern in Berlin
Die tragen keine Crinolin',
Denn Preußen, das erinnert euch,
Geht ohnedem nicht stark in's Zeug.

Schach-Aufgabe 3.

Weiß zieht an und setzt mit dem fünften Zuge Matt.

Schwarz.



Weiß.

Auflösung der „Räthsel-Aufgabe" in Nr. 42 der Sonntags-Beilage vom 20. Oktober 1861.

Ende — Eden.

Richtige Auflösungen gingen ein von: L. R. — August S.

Sonntags-Beilage
zum
Augsburger Anzeigblatt.

Nummer 44. 3. November 1861.

Ein Winkel-Consulent.

(Fortsetzung.)

Hartmeier war dennoch, trotz allem dem, vollständig der Rechts-Fanatiker geblieben. Mitten in der Tiefe der Gemeinheit hielt er sich für einen edlen, hoch, erhaben dastehenden Menschen. Der Theilnehmer an Verbrechen, der Genosse der gemeinsten Verbrecher, hielt er sich für den Diener des Rechts und der Gerechtigkeit. Sein Fanatismus war nur noch immer höher und höher gestiegen. Er rieth mit Bewußtseyn zum Lügen, er warb mit Bewußtseyn falsche Zeugen; aber mit jenem Bewußtseyn, das ihm sagte: Die Polizei ist eine Anstalt von Banditen, das Criminalgericht ist eine Gesellschaft von Räubern und Mördern; die Angeklagten sind arme, unschuldige, verfolgte, unterdrückte Geschöpfe: man muß ihnen gegen ihre Verfolger und Unterdrücker, gegen die Räuber, Banditen und Mörder beistehen; das ist Pflicht: für diese Pflicht ist jedes Mittel ein erlaubtes, ein heiliges. — Das war seine Logik.

Sie brachte ihn freilich von Neuem in das Zuchthaus; gar auf längere Zeit als früher. Er wurde zu mehreren Jahren Zuchthausstrafe verurtheilt. Die mehreren Jahre aber hatte ich wieder nichts von ihm gehört. Auch ein Jahr lang später nicht. Nahm er sich mehr in Acht als früher? Oder hatte er einen andern Lebenswandel angefangen? War er von Berlin fortgezogen? Oder war er gar todt? Ich sollte eines Tages Antwort auf meine Fragen erhalten. Es war eine schreckliche Antwort.

Es war die Geschichte eines, nur eines einzigen Tages.

Am 3. Oktober des Jahres 184* trug sich am Stralauerplatze Folgendes zu: In einer ärmlichen, aus einer einzigen Stube bestehenden Wohnung war eine arme Frau beschäftigt, ihren Kindern beim Ankleiden zu helfen, damit sie um acht Uhr Morgens in die Schule gehen konnten. Es war eine magere blasse kränkliche Frau. Ihr leidendes Gesicht zeigte, daß es früher schön gewesen war. Das schöne Gesicht hatte früher gewiß bessere Tage gesehen. Die Kinder waren ein Knabe von acht und ein Mädchen von sechs Jahren. Auch sie sahen blaß, kränklich und elend aus. Es waren die Frau und die Kinder des Winkel-Consulenten August Hartmeier.

Der Anzug der Kinder war vollendet. Die Mutter gab jedem ein Stück Schwarzbrod. Dazu tranken sie aus einem zerbrochenen Glase kaltes Wasser. Das war ihr Frühstück, mit dem sie in die Schule gehen mußten. Sie gingen.

Die Mutter sah ihnen mit schwerem Seufzen nach. Thränen hatte sie wohl nicht mehr für etwas, das ihr alltäglich passirte. Aber kein Anderer hätte es ohne Thränen ansehen können.

Als die Kinder fort waren, ging die Frau in den Hintergrund der Stube. Dort lag in einem alten Bette — es bestand aus Lumpen, wie die paar andern Betten in dem Gemache —, ein drittes Kind der armen Frau. Es war ein Mädchen von dreizehn bis vierzehn Jahren; das Gesicht war außerordentlich fein, von einer fast regelmäßigen Schönheit, aber es trug die Leichenblässe der nur zum Tode führenden Auszehrung. Und ihr Körper war verkrüppelt. Willst du jetzt frühstücken, meine liebe Mathilde? fragte die Mutter das kranke Mädchen.

Ich habe keinen Hunger, liebe Mutter. Aber du hast heute noch nichts genossen.

Die Mutter errieth das Kind, und jetzt mußte sie weinen. Es ist für uns beide da! sagte sie. Sie holte aus einem Wandschranke ein Töpfchen mit Milch, den Rest eines Schwarzbrodes und ein weißes Milchbrödchen. Die Milch aus dem Töpfchen schüttete sie in eine Tasse. Sie war wohl recht dünn und blau. Die Tasse und das Brödchen setzte sie dem kranken Kinde vor. Von dem Schwarzbrode schnitt sie sich ein Stück ab.

Mutter, sagte das Kind, du weißt es, das Milchbrödchen muß ich nun einmal nehmen.

Der Arzt wollte es, mein Kind.

Aber die Milch mußt du mit mir theilen.

Ich habe keinen Durst, Mathilde.

Auch ich nicht, Mutter.

Doch! doch!

Die arme Frau fuhr vergebens mit der Hand über die Augen, um ihre Thränen zurückzuwehren. Das kranke, so früh dem Himmel geweihte Kind hatte wohl die lebendige Ahnung von der himmlischen Liebe des Mutterherzens. Sie schwieg, sie verzehrte das Frühstück, das die Mutter ihr hingesetzt hatte. Die Frau aß ihr Stück Schwarzbrod. Ihre Thränen hatten aufgehört. Aber eine große Unruhe ihres Innern blieb noch äußerlich sichtbar. Die Kranke sah sie.

Du denkst an die arme Louise, Mutter!

Ich denke an sie; sie hat heute den schweren Tag.

Sie soll am Landgerichte den Eid schwören?

Ja.

Aber sie kann es, Mutter; sie kann es mit gutem Gewissen.

Sie kann es, mein Kind. Aber wie schrecklich, daß sie es muß! Das junge, verführte Mädchen muß mit ihrem Kinde auf dem Arme, vor dem Gerichte, vor ihrem rohen Gegner, vor den Advokaten und allen den Leuten sich hinstellen und ihre Schande bekennen und mit einem Eide bekräftigen. Und sie muß ganz allein vor allen den fremden Leuten stehen. Niemand von uns kann bei ihr seyn. Der Vater darf von dem Prozesse nichts wissen, und nun kann auch ich ihr nicht beistehen. Die Gerichte wollten nichts mit ihm zu thun haben, weil er ein so frecher Winkel-Consulent sey, und darum ordneten sie der armen Louise einen besonderen Vormund zu, der für sie und das Kind den Prozeß führen mußte. Wenn der Vater Nachricht davon bekommen hätte, er wäre zu Allem im Stande gewesen, er hätte das größte Unglück über uns alle gebracht.

Die Kranke mochte früher über die Lage ihrer Schwester wohl nicht so genau nachgedacht haben. Die arme Louise! sagte auch sie jetzt; so allein, so verlassen! Ach, wie schrecklich muß das seyn! — Mutter, du versprachst mir immer, mir ihr Unglück zu erzählen. Thue es jetzt.

O, mein Kind, sagte die Mutter, ihr Unglück ist das größte, das einem Mädchen begegnen kann, und doch ein so gewöhnliches, daß kaum davon etwas Besonderes zu erzählen ist. Die arme Louise mußte früh einen Dienst außer dem Hause suchen. So konnte sie bald als Kammerjungfer in den ersten Häusern dienen. Vor zwei Jahren kam sie zu der adeligen Herrschaft in Beeskow, zwei Meilen von hier. Sie lernte dort einen jungen Mann aus dem Dorfe kennen. Er war ein reicher Bauernsohn, er versprach ihr die Ehe; sie traute ihm, sie wurde von ihm verführt. Als sie ein Kind von ihm unter dem Herzen trug, läugnete er ab, was er ihr versprochen hatte, er erklärte sie laut für eine freche liederliche Dirne, die es auf sein Vermögen abgesehen habe; und überließ sie der Schmach und dem Elende. Ihre Herrschaft verstieß sie; zu uns konnte sie nicht zurück. Sie war zu der gerichtlichen Klage gegen den Verführer gezwungen. Sie hat den Prozeß so weit gewonnen, daß sie heute schwören soll, daß der schlechte Mensch der Vater ihres Kindes sey und ihr die Ehe versprochen habe. Ein Unglück kommt nie allein, schloß die unglückliche Frau.

Ja, ein Unglück kommt nie allein!

Sie hatte kaum die Worte gesprochen, da meldete sich ein neues Unglück bei ihr an. Die Thüre öffnete sich, und in die ärmliche Stube traten zwei Männer. Der Eine war lang, mager, steif und fromm; er war der Eigenthümer dieses Hauses. Der Andere war klein, rund, gemessen und herablassend; seine halb bürgerliche und halb militärische Kleidung ließ ihn als einen Executor des Stadtgerichts erkennen.

Hießen doch früher die Justizminister in Preußen: Kriegs- und Justizminister. Freilich mag auf den Namen nicht viel ankommen. In Spanien hießen sie und heißen sie noch: Minister der Justiz und der Gnaden.

Die beiden Männer traten zu der Armuth ein, kurz und ohne Umstände. Die Frau erschrack heftig, als sie sie sah. Die arme Frau kannte sie wohl.

Ja, ja, Frau, sagte, indem er einen frommen Blick zum Himmel warf, der berliner Haus-Eigenthümer, es ist heute der 3. Oktober, also der letzte Tag.

Aber, mein Gott, Herr Liedke, sagte die Frau, mein Mann hat mir gesagt, es sey Alles in Ordnung gebracht.

Ihr Mann, liebe Frau, gehört zu den lügenhaften Kindern dieser Welt. Dieser hochgeachtete Stadtgerichts-Executor wird Ihe das beweisen.

Ja, Frau Hartmeier, nahm mit freundlicher Würde der Executor das Wort. Ihr Mann hat zwar auf seine gewöhnliche Weise wieder Winkelzüge gemacht aber das Gericht hat sie verworfen, und die Sache steht klar. Sie verschulden die halbjährige Miethe mit zwanzig Thalern. Der Herr Liedke hat darüber ein rechtskräftiges Urtheil, und ich habe vom hochlöblichen Stadtgerichte den Befehl, wenn bis heute Morgens um 8 Uhr die Miethe nicht vollständig bezahlt

ist, Mann und Frau und Kinder aus der Wohnung zu exmittiren. Die Sachen, außer den zum Leben nothwendigsten Möbeln, wenn noch andere da sind, bleiben hier zur Deckung des Haus-Eigenthümers.

Ist denn gar nichts dagegen zu machen? fragte die Frau.

Gar nichts. Es ist 8 Uhr vorbei, das Geld ist nicht bezahlt, ich muß sofort zur Exmission schreiten.

O Gott, wo soll ich denn hin mit meinen Kindern?

Der Executor zuckte die Achseln und sagte freundlich: Es thut mir leid, meine liebe Frau, aber ich habe strengen Befehl, von dem ich nicht abweichen darf.

Er war in seinem täglichen Geschäfte, er sagte täglich dasselbe in derselben freundlichen Manier. Der berliner Stadtgerichts-Executor ist in der Regel ein höfliches und mitleidiges Wesen.

Wir haben kein anderes Unterkommen, jammerte die Frau, wir müßten auf der Straße bleiben!

Es thut mir leid, liebe Frau. Aber wenn der Herr Liedke Ihnen nicht noch eine Frist geben will —.

Auch das sagte der freundliche und mitleidige Stadtgerichts-Executor täglich, obwohl er seit vielleicht zwanzig bis dreißig Jahren wußte, daß er es umsonst sagte. Er milderte dadurch doch das Unangenehme seines Amtes.

Die arme Frau wandte sich an den Haus-Eigenthümer: Haben Sie Erbarmen mit uns, Herr Liedke!

Aber der fromme Mann belehrte sie: Das wäre gegen meine Pflicht, meine liebe Frau. Als berliner Bürger und Haus-Eigenthümer habe ich meine Steuer zu bezahlen; als Mensch habe ich selbst zu leben, und als Christ und Mitglied von Missions-Gesellschaften habe ich meine Beiträge zu leisten für die Bekehrung der Juden und der Heiden — das alles könnte ich nicht, wenn ich nicht mein geringes Vermögen, über das der Herr mich nur als seinen Knecht und Verwalter gesetzt hat, gewissenhaft zusammenhielte.

Geben Sie mir noch zwei Tage Frist, bat die Frau, ich werde bis dahin das Geld zusammenbekommen.

Keine Stunde mehr, Frau, meine Pflicht als Bürger, Mensch und Christ verbietet es mir!

Ist denn gar kein Erbarmen?

Der Herr Liedke zuckte die Achseln, wie vorhin der Executor.

Aber dieses arme, kranke Kind! rief die Frau. Sie können es doch nicht auf die Straße werfen!

Der freundliche Executor nahm wieder das Wort: Dafür hat das hochlöbliche Stadtgericht gesorgt; ich habe den Befehl, die Kranke in die Charité zu bringen.

Der Kranke kann vielleicht nirgends eine bessere Pflege finden, als in der Charité zu Berlin; der Berliner, besonders der unteren Klassen, scheut aber nichts mehr als die Charité.

Die Frau erschrack von Neuem, sie erschrack heftiger. Dahin soll mein Kind? Es soll von mir gerissen werden? Zu fremden Leuten! ich soll es nicht mehr pflegen? Sie warf sich weinend über das Bett des Kindes und umfing die Kranke mit beiden Armen. Ich lasse mein Kind nicht!

Auch das Kind umschlang sie. Sey ruhig, Mutter, sagte es, kein Mensch soll mich zwingen, in anderen Armen zu sterben, als in deinen.

Der Haus-Eigenthümer Liedke warf einen frommen Blick zum Himmel. Der Executor aber — er hatte schon Anderes gesehen und gehört, wie oft schon! Aber er wandte sich doch zu dem Eigenthümer: Herr Liedke, einen Tag Frist könnten Sie schon geben.

Der Blick des Herrn Liedke wurde frömmer. Wenn Sie denn meinen, Herr Executor, wenn ein Diener der von Gott eingesetzten hohen Obrigkeit selbst das Ansinnen an mich stellt und so gleichsam die Verantwortlichkeit für mein Thun übernimmt, so will ich das in Demuth als einen unmittelbaren Wink des Herrn ansehen und dieser Frau noch eine Frist gestatten bis zwölf Uhr, bis Mittag. Aber es ist die letzte, die allerletzte.

Dem Executor schien es wirklich leichter zu werden. Na, Frau, Sie haben es gehört, gebe Gott Ihnen Glück, daß Sie das Geld bis dahin zusammenbringen.

Aber die vollen zwanzig Thaler, ermahnte Herr Liedke, es darf kein Pfennig daran fehlen, und punkt zwölf Uhr sind wir wieder hier.

Der Executor und der Haus-Eigenthümer entfernten sich.

Zwanzig Thaler! jammerte die Frau. Und bis zwölf Uhr! Nur noch kaum vier Stunden! Woher soll ich das Geld bekommen? Ich kenne hier Niemanden und die Menschen sind alle so kalt, so fremd, so hartherzig in dieser großen Stadt! — Die Kranke konnte in ihrem Bette nur still weinen, sie konnte ja nicht einmal aufstehen, viel weniger helfen. Und Trost? was waren Trostesworte in solcher Noth! Aber die Frau hatte den Muth nicht verloren. Sie kleidete sich zum Ausgehen an; sie mußte suchen, das Geld zu erhalten.

Während des Ankleidens sah sie sich in der Stube um, ob denn gar nichts, gar nichts zum Versetzen da sey. Aber wie oft hatte sie in der Stube der Armuth sich schon umgesehen — immer vergebens! Auch heute. Es war ja nichts da, als was für die äußerste Nothdurft unentbehrlich war, und es war so wenig; auch ihre eigene Kleidung war so ärmlich, so dürftig, sie gewährte ihr keinen Schutz gegen das kalte, nasse Wetter des Oktobertages.

(Fortsetzung folgt.)

General Fremont und Präsident Lincoln.

Der Zwiespalt zwischen General Fremont und Präsident Lincoln droht endlich die gefährlichste Wunde aufzudecken, an der die Zustände in den Vereinigten Staaten leiden. Wie die Katze um den heißen Brei gingen bisher die Parteien, gingen die Oberfeldherrn, ging der Congreß und selbst der Präsident um die Sklavenfrage herum. Niemand wagte sie herzhaft anzufassen und wo sie angefaßt wurde, da verbrannte sich jeder die Finger. Die republikanische Partei verwahrte sich von jeher dagegen, daß sie die Sklaverei abschaffen wolle und alle steifrepublikanischen Zeitungen bestanden auf dem Axiom, daß dieser Krieg nur den Zweck habe, die formelle Anerkennung der Union auf ihrem ganzen Gebiete zu erzwingen. Dies täuschte natürlich keinen Menschen und daß so oder so der Krieg eine mächtige Reorganisation des Sklavenwesens wenigstens indirekt hervorbringen müsse, war in Jedermanns Bewußtseyn zur sichern Aussicht geworden. — Der erste Sklave, der mit den Waffen in der Hand ergriffen wurde oder der seinem Herrn entlief und sich zur Unionsarmee begab, mußte einen Riß in die republikanische Parteidoktrin machen. Was sollte mit diesem Sklaven geschehen? Der erste Fall kam in Maryland vor. General Buttler erklärte die übergelaufenen oder gefangenen Sklaven für Kriegscontrebande und der Präsident unterstützte ihn in dieser Ansicht. Doch war dies eitel Wortklauberei. Was sollte mit dieser Kriegscontrebande geschehen? Konnten sie die freien Staaten zu Geld machen? oder sie selbst zu Sklavenarbeit benutzen? Der Buchstabe des Gesetzes verbietet dies in den freien Staaten und ein Schrei der Entrüstung wäre von den abolitionistischen Neuenglandstaaten ausgegangen, der die ohnehin schwer erschütterte Autorität des Bundespräsidiums vollends geknickt hätte. Man hielt sie also provisorisch gefangen und ließ die definitive Entscheidung vorbehalten. — Da trat der Congreß zusammen und eine seiner ersten Arbeiten war die Debatte über die Frage, wie die entlaufenen oder mit Waffen betroffenen Neger-Sklaven zu behandeln seyen. In seinem Beschluß vom 6. August ging er einen Schritt weiter als General Buttler; aber definitiv entschied auch er die Frage nicht. Er erklärte, daß alles Eigenthum der Rebellen konfiszirt werde. Zu diesem Eigenthum wurden nun auch die Sklaven miteingerechnet, obgleich die Verfassung weder das Wort slave noch slave-property kennt, sondern nur von „unfreiwilliger Dienstbarkeit" spricht und sich erst durch den Gebrauch volles Eigenthumsrecht an Negersklaven wie an Pferden und Stieren herausgebildet hat. — Sklaven, die Rebellen gehörten, welche mit den Waffen in der Hand betreten wurden, sind von da ab von allen Oberfeldherren konfiszirt worden. Aber was dann? Konnten sie in den freien Staaten wie anderes konfiszirtes Eigenthum verkauft werden? Gewiß nicht. Im Zweifel darüber hielt sie der Generalmajor M'Clellan gefangen, während General Fremont sie freigab. Dieser erließ am 30. August eine Proklamation, in welcher er den Staat Missouri in Belagerungszustand setzte und die Befreiung von allen, Rebellen angehörigen Sklaven aussprach. Der Modus, wie er den einzelnen Sklaven entließ, ist eine Art von Manumission und ich füge hier einen Freibrief bei, wie ich deren viele in der Missouri-Zeitung abgedruckt finde: — „Freibrief. Da es erwiesen ist, daß Thomas L. Snead aus St.-Louis, County von St.-Louis, im Staate Missouri während der gegenwärtigen Rebellion thätigen Antheil an den Feindseligkeiten gegen die Regierung der Vereinigten Staaten genommen hat. Erkläre ich, John Charles Fremont, kommandirender Generalmajor des westlichen Departements der Vereinigten-Staaten-Armee, in Vollmacht des Gesetzes und kraft der mir verliehenen Gewalt als kommandirender General, den Hiram Reed, bisherigen Sklaven des besagten Thomas L. Snead, für frei und für immer der Dienstpflicht gegen denselben enthoben, gebe ihm volles Recht der Nutznießung seiner eigenen Arbeit, wo er es für gut findet zu arbeiten oder zu dienen, ohne irgendwelche Verbindlichkeiten gegen Thomas L. Snead oder wer unter diesem Namen Ansprüche gegen ihn geltend zu machen versuchen mag. Dieser Freibrief soll von Jedermann und von allen Gerichtshöfen und Richtern als der rechtsgültige Beweis der Freiheit des besagten Hiram Reed respektirt werden. Zur Bekräftigung dieses Aktes, ausgefertigt im Hauptquartier des westlichen Departements der Vereinigten-Staaten-Armee in der Stadt St.-Louis im Staate Missouri am 12. September 1861, habe ich mein Siegel meiner eigenhändigen Namensunterschrift beigedrückt. (gez.) John C. Fremont, kommandirender Generalmajor. Geschehen in der Office des Provost-Marschalls der Stadt St.-Louis, am 12. September 1861 um 9 Uhr Abends. Zur Beglaubigung dieses ist meine eigenhändige Namensunterschrift und mein Siegel beigefügt. (gez.) J. M. Kinstry, Brigadegeneral, Provost-Marschall.

Fremont's Auslegung des Kongreßbeschlusses ist offenbar die einzig konsequente und würdige und seinem ganzen Charakter entsprechend. Wie er das gesammte militärische Wesen in Missouri durch und durch reformirte, ja geradezu auf einen revolutionären Fuß setzte, so begriff er auch, daß mit halben Maßregeln in einem Kampfe nichts auszurichten sey, der von den Gegnern mit unerhörter Rücksichtslosigkeit geführt wurde. In ihrem tiefsten Interesse mußten die Südländer angegriffen, ihr ganzes Prinzip mußte mit Vernichtung bedroht werden, sollte auf eine allgemeine, nachhaltige, entscheidende Betheiligung des nördlichen Volks und namentlich der Neuenglandstaaten an diesem Kriege gerechnet werden. Namentlich im Westen, wo die ganze unionstreue Bevölkerung aus Deutschen besteht, die alle sammt und sonders Abolitionisten sind und die definitive Ruhe und Sicher-

heit ihrer Person und ihres Eigenthums nur im Untergang der Sklaverei und namentlich der Sklavenhalterpartei sehen, mußte endlich dem Kampfe sein rechter Gegenstand gegeben werden. — Dies that General Fremont, der ohnehin seit sechs Jahren der Liebling der Deutschen war. Er umgab sich vollständig mit ungarischen und deutschen Oberoffizieren. In seinem Stabe befinden sich die drei Ungarn Asboth, Fiala und Albert und die Deutschen Sigel, Ramming und Börner. Asboth und Sigel sind Generale, die übrigen sind Obersten. Fiala befestigt St.-Louis und Asboth, Ramming und Albert organisiren die Armee, während Sigel im Felde steht und Gustav Börne (von Frankfurt a. M., früherer Gouverneur-Lieutenant von Illinois) die Seele der Militärverpflegung ist. Ramming ist der Bruder des österreichischen Barons Ramming von Riedkirchen, Chef des österreichischen Generalstabs. Das Westheer einmal deutsch organisirt, blieb dem muthigen Chef nichts mehr zu thun, als auch dem Kriege ein deutsches Ziel zu geben. Dieses Ziel, nach welchem nunmehr volle 15 Jahre die deutsche Bevölkerung Missouris ringt und in Aussicht auf dessen Erreichung sich mehr als 200,000 Deutsche in Missouri angesiedelt, ist die Emanzipation des Staates von der Sklaverei. — Daß Fremont dem Privatmanne Lincoln aus dem Herzen gehandelt, unterliegt auch nicht dem leisesten Zweifel. Lincoln ist einer der begeistertsten und beherztesten Gegner der Sklaverei, aber seine offizielle Stellung bindet ihm die Hände. Auch wußte er, wie viele Freunde der Süden in den freien Staaten habe und wie es noch vor Monaten nur an einem Fädchen hing, daß die zwei großen Oststaaten Pennsylvanien und Newyork nicht auch abfielen. Es wird einer erstaunlichen Provocation, einer unabweisbaren Nothwendigkeit des Moments, einer plötzlichen Aufregung ohne Gleichen bedürfen, um die Worte auszusprechen, die täglich dem Präsidenten auf die Zunge gelegt werden: „Die Sklaverei ist für immer in den Vereinigten Staaten aufgehoben!“ Im gewöhnlichen Verlaufe dieses Krieges wird es dazu nicht kommen und wohl weniger nach einem Siege als nach einer Niederlage. — Daß gegen den Bund Lincoln's mit Fremont noch andere Elemente mitagitiren, liegt auf der Hand. Als der erste Revolutionär des Nordens hat Fremont alle entschiedenen Anhänger des Legalitätsprinzips zu Feinden. Als treuer Freund der Deutschen hetzt in Washington die ganze Meute der Knownothings und Nativisten gegen ihn; als erster Präsidentschaftskandidat der republikanischen Partei mag er auch einige Vergleichspunkte in Lincoln's Seele hervorrufen, die Letztern unwillig machen, dem kühnen Manne ein so breites und prächtiges Piedestal als das eines westlichen Diktators zu bereiten. Fremont ist kein Advokat; der erste bedeutende Amerikaner seit langer, langer Zeit, der dieser Unheilszunft nicht angehört . . . zu Tausenden ist darum die ganze Maulheldenschaar hinter ihm drein!

Das Ausstellungsgebäude in London.

Das merkwürdigste Beispiel von Mangel an Raum in einer bis jetzt mit bloßem Auge nicht ermeßlichen Räumlichkeit, der größten, die jemals von Mauer und Dach eingeschlossen ward, liefert das riesige Ungeheuer von Ausstellungsgebäude für 1862. Es steigt jetzt unter 3000 geschäftigen Händen, die wie Ameisen drum und dran wimmeln, rasch in die Höhe, etwas südlicher als der riesige Krystallpalast vor elf Jahren und ein halbesmal größer, als das damalige unabsehbare Ungeheuer von Glas und Eisen, schon mit Seitengebäuden und doch jetzt schon viermal kleiner, als der Raum, den die verschiedenen Nationen als Aussteller bestellt haben. Bis jetzt sind über 9000 englische Aussteller angemeldet worden, doch vermehrt sich die Zahl derselben in täglicher Steigerung bis zum letzten Termine. Noch größer ist die Menge französischer Anmeldungen, die sich im Jahre 1851 auf noch nicht 2000 belief und jetzt schon weit über 7000 angeschwollen ist, die allein mehr Raum beansprucht, als das ganze Ausstellungsgebäude mit seinen Hunderttausenden von Quadratfuß überhaupt einschließt. Im Jahre 1851 nahm England die größere Hälfte, nämlich 544,000 Quadratfuß, ein, seine Colonien und die ganze übrige Welt nur 403,000 Quadratfuß. Die 1,500,000 Quadratfuß Raum in dem neuen Ausstellungsgebäude (just 500,000 Quadratfuß mehr, als im alten) nimmt England wieder zur Hälfte in Anspruch; alle übrigen Aussteller müssen sich in die andere Hälfte theilen, obgleich Frankreich allein mehr als das Ganze verlangte. Es soll die ganze Hälfte der fürs Ausland bestimmten Hälfte bekommen, wobei es doch noch über viermal in seinen Ansprüchen verkürzt wird, so daß im Durchschnitt auf jeden Aussteller nur sechs Quadratfuß kommen (1851 waren es 26). Die andern Völker folgen, je nach ihren Raumansprüchen, so: Oesterreich, die Unvereinigten Staaten, Belgien, Preußen und Rußland. Doch klagen alle über Raumabzug, besonders im Departement der Gemälde. Man hat blos 69,000 Quadratfuß Wandraum dafür zu vergeben, wovon England die Hälfte, also 34,500, bekommt. Die Künstler aller übrigen Völker müssen sich mit der andern Hälfte behelfen, obgleich Frankreich wieder allein mehr verlangt, nämlich 40,000. Dazu kommen Belgien mit 17,000, Rußland mit 10,000, Deutschland, Holland, Schweden, Dänemark, Italien und die Schweiz mit 60,000 Quadratfuß. Nun sind sogar auch noch Californien, Australien und selbst die Sandwichs-Inseln mit nicht unbedeutenden Wandraumansprüchen für ihre schönen Serien in Oel aufgetreten.

Summa Summarum: es wird auf diesen anderthalb Millionen Quadratfuß Ausstellungs- und den 69,000 Quadratfuß Gemälderaum sehr voll werden, da nicht nur ganz neue Ausstellungs-Länder, sondern auch 1851 gar nicht vertretene Gegenden untergebracht seyn wollen, z. B. die Colonie Viktoria, das englische China, und das ganz neue Gebiet des Erziehungs- und Schulwesens mit Gebäude- und Schulstuben-Modellen, Mustern für Lese- und Hörsäle, Heizung, Beleuchtung, Ventilation, Schulbücher, Unterrichtsmittel, Gymnastik, Turnerei, pädagogische Spielwaaren, Naturgeschichte und Muster-Sammlungen für die Gebiete derselben; die seit zehn Jahren zur Heldin gewordene Photographie in allen ihren Spielarten, Anwendungen und Apparaten, Cameras, Lampen, Linsen, Scheiben, Flaschen. Dazu Weine und andere höhere Flüssigkeiten, Nahrungsmittel und deren Veredlung und Aufbewahrung, ein culinarisches Departement mit Proben und Idealen der Koch-, Brat- und Schmorkunst.

Für den Bau des Ausstellungsgebäudes von 1851 erhielten die Herren Fox und Henderson 80,000 Pfund Sterling; die Bau-Unternehmer des jetzigen größeren, massiven Gebäudes sollen 300,000 Pfd. St. (ohne die Seitengebäude) erhalten, wobei sie 100,000 Pfd. St. riskiren, indem sie diese nur in Anspruch nehmen wollen, wenn die Ausstellungs-Einnahmen, inclusive dieser 100,000 Pfund Sterling, kein Defizit ergeben. Die beiden Annexirungen sind auf 20,000 Pfund Sterling berechnet, was den Gewinn des ganzen Unternehmens noch viel fraglicher macht. Doch wird man auch dies riskiren.

Von Gottes Gnaden.

Gegen das legitime Königthum hat sich wohl mit Ausnahme von Byron noch nie ein Dichter so kräftig ausgesprochen wie Platen in dem poetischen Sendschreiben, das er im Jahre 1831 an den verstorbenen König von Preußen (damals Kronprinz) richtete und das Derselbe zur Zeit sehr huldvoll beantwortet hat. Da der Cotta'sche Verlag sich noch immer nicht entschließt, Platen's Polenlieder (sammt dem herrlichen Klagelied für Italien) seinen Ausgaben von des Dichters Werken einzureihen, so ist auch jenes Sendschreiben nicht so bekannt geworden, als es vielleicht gerade in diesem Augenblicke zu seyn verdient. Hier wird „dem Mächtigen“ folgende Warnung ertheilt:

Er rühme nicht sich und erdichte
Ein göttlich Recht! Es ruft Geschichte
Ihr lautes Nein!
So Manche, deren Gräber sprechen,
Erlangten Kronen durch Verbrechen;
Kann ein Verbrechen göttlich seyn?

Manch Reich entstand aus Schwert und Flamme,
Es ist von manchem hohen Stamme
Die Wurzel faul.
Und seit es Kön'ge hat gegeben,
So rief sie nur das Volk ins Leben,
Gleich jenem ersten König Saul.

Nur um des Volkes Wunsch zu stillen,
Hat ihn gesalbt mit Widerwillen
Des Herrn Prophet.
O mögen Fürsten stets empfinden,
Daß Erdentage schnell verschwinden
Und nur des Namens Ruhm besteht.

Gemeinnütziges.

Ueber den Kartoffelbau. Ein englischer Landwirth, Jennings, theilt folgendes Verfahren mit: Im Juni und Juli pflanze er Kartoffeln wenigstens vier Zoll tief, um die Hälfte oder zwei Drittheile näher zusammen als gewöhnlich, in leichte, gut verarbeitete Erde. Er behandele sie wie gewöhnlich, bis Frost einzutreten scheine. Dann schneide er das Kraut ab und decke eine zehn bis zwölf Zoll tiefe Lage von Erde darüber, so daß der Frost nicht in die Erde dringen könne. Der untere Theil des Stengels des Krautes werde bleich und verschwinde allmählig. Im April und Mai räume er die Decke weg, grabe nach und finde Kartoffeln, die, wenngleich im Herbste gewachsen, doch so zart, so gut und so frisch seyen, wie man sie nur wünschen könne.

Brandwunden durch Phosphor werden gefahrlos, wenn man z. B. die Hand, woran die Wunde ist, schnell in Wasser, worin Chlorkalk aufgelöst ist, einige Minuten hält. Sollten Wunden dieser Art an anderen Körpertheilen seyn, so werden wohl in benanntem Wasser stark angefeuchtete Leinwandbinden, auf die Wunden gelegt, gleiche Hülfe leisten.

Wo ist denn unser Herr Bundestag?

Auch ein Beitrag zur deutschen Flotte, von Arnold Schloenbach.

Wo ist denn unser Herr Bundestag,
Daß man ihn fragen und fragen mag,
Wo ist das Geld,
Was die deutsche Welt,
Zu aller Völker Spotte, —
Einst gab zur deutschen Flotte? —
Er sitzt daheim,
Am Main, am Main,
Und läßt die Wellen fließen;
Er sieht die Blitze nicht schießen,
Die schwarzrothgold, —
Während der Donner rollt, —
Am deutschen Himmel zucken;
Und er läßt drucken und drucken!

Wo ist denn unser Herr Bundestag,
Daß man ihn fragen und fragen mag:
Wo ist die Kraft, —
Die gewaltig schafft, —
— Trotz aller Völker Spotte —
Die Freiheit und die Flotte?
Er sitzt daheim,
Am Main, am Main,
Und läßt die Wellen rauschen;
Die Völker aber lauschen
Dem tiefen Klang,
Dem dröhnenden Gang
Der neuen Weltgeschichte:
Und er macht immer Berichte

Wo ist denn unser Herr Bundestag,
Daß man ihm rathen und rathen mag:
Heraus mit dem Geld,
Was die deutsche Welt
Einst für die Flotte gesammelt,
Als sie nach Einheit gestammelt!
Nun ist sie daheim,
Am Main und Rhein,
An der Donau, Oder und Elbe;
Und er ist immer derselbe.
Und das Volk ist die Kraft,
Die wirkt und schafft;
Wird Flotte und Freiheit haben;
Er aber — kann sich begraben!

Kleinigkeiten.

Der Klerus in Mexiko. Die Einkünfte des mexikanischen Klerus sind doppelt so groß, wie die gesammten Staatseinkünfte; nach ungefährer Schätzung belaufen sie sich jährlich auf 19 bis 20 Mill. Pesos. Ueber die Hälfte dieser Revenuen stammt vom Kapital-Vermögen und vom Grundbesitz; der letztere ist so ausgebreitet, daß in manchen Staaten, z. B. im Distrikt Mexiko, über die Hälfte, in den meisten wohl ein Drittel des Grundbesitzes sich in den Händen der Geistlichkeit befindet. Den Rest des Einkommens, etwa neun Millionen, liefern die Zehnten, die Sporteln und Stolgebühren, die so exorbitant sind, daß — nach dem Urtheile eines hochgestellten Mexikaners — ein Taglöhner, der sich verheirathet, durch die Höhe der kirchlichen Abgaben auf Lebenszeit ruinirt wird. Zum Zweck der Gelderpressung hatte der Klerus zu Mitteln gegriffen, die auf seinen eigenen Zustand, wie auf den des Volkes den düstersten Schatten werfen. In einigen Theilen des Landes hatte er Lotterien veranstaltet, um die Seelen der Verstorbenen aus dem Fegfeuer hinauszuspielen; wer um das Seelenheil eines seiner verstorbenen Angehörigen besorgt war, ließ gegen Erlegung von zwei Reales den Namen des Verstorbenen auf ein Lotterieloos schreiben, und nach der Verloosung wurden die Seelen derer, deren Namen auf den gewinnenden Loosen standen, durch eine kirchliche Zeremonie feierlich aus dem Fegfeuer in das Paradies versetzt. Zu Ehren unserer lieben Frauen zu Guadalupa veranstaltet das dortige Kollegiat-Bisthum monatlich zwei Lotterien, zu denen jedesmal 13,000 Billets à 1 Peso abgesetzt werden, während die Gewinne nur 6500 Pesos werth sind; die frommen Väter erhalten durch diese Prozedur also eine jährliche Revenue von 156,000 Pesos. Eine unbändige Spielsucht ist das Hauptlaster des nichtsnutzigen Volks: die Kirche patronisirt es und macht aus ihm eine hübsche Erwerbsquelle für sich selbst. Während die Regierungskassen leer bleiben, füllt sich der Säckel des Klerus.

Gebrauch des Feuers. Man sollte glauben, daß das Feuer, diese mächtige, erhabene und belebende Naturkraft, eines der ersten Hülfsmittel gewesen wäre, auf welches die Menschen durch die sie umgebende Natur selbst hingewiesen worden wären, und dennoch berichten uns Erzählungen aus den früheren Zeiten vieler, nachmals wegen ihrer Bildung und Gesittung hochberühmten Völker, daß denselben der Gebrauch des Feuers lange Zeit unbekannt gewesen ist. So erzählt Plinius, daß die alten Egypter das Feuer nicht kannten und höchst erstaunt waren, als der berühmte Astronom Eudoxus es ihnen zeigte. Die Perser, Phönizier, Griechen und Chinesen gestehen ebenfalls die gänzliche Unwissenheit ihrer Vorfahren über diesen Punkt ein, und Pomponius Mela, Plutarch und mehrere andere alte Schriftsteller berichten von Völkerschaften, die selbst zu der Zeit, wo sie schrieben, den Gebrauch des Feuers gar nicht kannten oder doch so eben erst kennen gelernt hatten. Auch die Geschichte späterer Tage hat ähnliche Beispiele aufzuweisen, denn die Bewohner der 1551 entdeckten Inselgruppe der Marianen hatten nie eine Idee von dem Daseyn dieses Elementes gehabt, und als Magellan an einer der Inseln landete und das Schiffsvolk ein Feuer anzündete, kannte die Verwunderung der Eingebornen beim Anblick der Flamme keine Grenzen und sie hielten es für ein sich von Holz nährendes Thier. Die Bewohner der Philippinen und der kanarischen Inseln befanden sich in derselben Unwissenheit, und in Afrika leben noch bis auf den heutigen Tag Völkerschaften, die keine Ahnung von dem Daseyn dieser „Himmelskraft“ haben.

Eine heizbare Wasserspritze. In Arad hat der Glockengießer Friedrich Hönig eine heizbare Feuerspritze erfunden, welche in jeder Beziehung die Beachtung der Communalvorstände verdient. Diese Spritze hat vor den bisher in Gebrauche stehenden nicht allein den Vortheil voraus, daß sie im strengsten Winter verwendet werden kann, da sie in kaum 5 Minuten geheizt und so das Zufrieren des Wassers verhindert wird, sondern sie kann durch Anwendung des Schwungrades statt des bisherigen Drucksystems viel leichter und schneller operiren, so daß bei derselben ein Mann mehr leistet, als bei den gewöhnlichen Spritzen 40 (?) zu leisten vermögen. Diese kurzen Andeutungen mögen genügen, den Werth dieser Erfindung zu constatiren. Nur wollen wir noch bemerken, daß die Anschaffungskosten dieser neuen heizbaren Spritzen, wenn man ihre Leistungsfähigkeit mit denen der bisher verwendeten vergleicht, nicht auffallend höher wie bei diesen zu stehen kommen.

Die Kometen. Professor Dove theilte unlängst in der „Gesellschaft für Erdkunde“ zu Berlin seine wichtigsten Untersuchungen über das Licht des zuletzt sichtbar gewesenen Kometen mit. Es wurde zuerst mit einem Nicol'schen Prisma allein operirt, und alsdann der größeren Sicherheit halber mit vorgeschobenen Gypsplättchen von verschiedener Dicke. Das Licht zeigte sich bei der einen wie bei der andern Untersuchungsmethode vollständig polarisirt, woraus folgt, daß der Komet nicht mit eigenem, sondern mit erborgtem Licht glänzt. Es ist dieser Versuch nur eine Bestätigung der früher schon mit Wandelsternen angestellten. Somit wären denn Kometen keine selbstleuchtenden Körper und vor allen Dingen die Furcht vor einer Entzündung der Erde durch Kometen als gänzlich unbegründet zu bezeichnen.

Goldkörner.

Der Freieste ist Der, welcher Anderen viel seyn kann, ohne Anderer zu bedürfen.

Im Streben, Kenntnisse und Fähigkeiten zu erwerben, thue, als lebst du ewig; die Lauterkeit und Ruhe des Gewissens bewahre, als stürbest du schon morgen.

Die Sucht nach Gewinn und das Gelüst nach Genüssen, das sind die beiden Teufel, denen die Menschheit sich jetzt mehr als je verschrieben hat. Deshalb liegt das hauptsächlichste Elend der Gegenwart darin, daß die Meisten ein größeres Talent im Fordern als im Fördern haben, der Verdienst ihnen immer reizender ist als das Verdienst.

Wenn wir die ganze Welt durchwandern, um das Schöne zu suchen, finden wir es doch nie, wenn wir es nicht in uns tragen.

Rechnungs-Aufgabe.

Ein Gutsbesitzer schickte einen Boten an einen Freund, der fünf Meilen von ihm entfernt wohnte, mit der Einladung, an einem Familienfeste theilzunehmen. Bald darauf fiel ihm ein, daß der Freund in seinem letzten Briefe vor vier Wochen ihm unter anderm auch geschrieben, er würde verreisen und erst nach drei Monaten zurückkehren. Der Gutsbesitzer schickte deshalb gerade eine Stunde später einen zweiten Boten ab, der den ersten zurückrufen sollte. Der erste legte in zwei Stunden, der zweite aber in einer Stunde zwanzig Minuten eine Meile zurück. Nach wieviel Stunden hatte dieser jenen eingeholt?

Zahlen-Rebus.

1 2 3 4 5 6	ein Land in Europa,
2 5 2 1 3 4 6	ein Land in Asien,
5 2 1 4	ein Raubvogel,
1 2 5 1 2 5	ein böser Mensch,
2 5 2 1 4 5	ein Volksstamm,
1 2 5 1 2 5 2	ein Name,
6 2 5 5	ein überspannter Mensch.
6 2 5 1 4	eine böse Rückerinnerung.

Auflösung der „Schach-Aufgabe 6“ in Nro. 43 der Sonntags-Beilage vom 27. Oktober 1861.

Weiß.	Schwarz.
1) L. C 4 — F 1	B 7 — B 6
2) T. E 6 — E 2	K. A 5 — B 5
3) T. E 2 — E 5 †	K. B 5 — C 6
4) L. F 1 — G 2 †	K. C 6 — D 6
5) S. H 8 — F 7 † m.	

Richtige Auflösungen gingen ein von: A. L. — P. K....

Sonntags-Beilage

zum

Augsburger Anzeigblatt.

Nummer 45. — 10. November 1861.

Ein Winkel-Consulent.

(Fortsetzung.)

Die arme Frau war angekleidet. Sie nahm aus dem Wandschranke noch ein Milchbrödchen und den Rest des Schwarzbrodes und legte Beides auf den Tisch.

Euer Mittagsbrod, Mathilde, wenn ich vor Mittag nicht zurückkomme; das Brödchen ist für dich, das Andere für die Kinder. Und hier habe ich auch noch zwei Silbergroschen, laß die Kinder ein Stückchen Wurst dafür holen.

Sie konnte vor Weinen nicht weiter sprechen. Auch das Kind konnte nur noch immer still weinen. Sie stürzte aus der Stube. Draußen mußte sie stehen bleiben, um ihre Augen zu trocknen.

Wie sie da stand, kam Jemand die Treppe herunter. Es war die erschlaffte Gestalt ihres Mannes, des Winkel-Consulenten August Hartmeier. Er wohnte mit seiner Familie zusammen; seine Schlafkammer war oben in den Mansarden. Aus ihr kam er hervor, er war so eben aufgestanden, aber er war völlig angekleidet zum Ausgehen. Sein aufgedunsenes Gesicht war sehr bleich, seine Kniee schlotterten, indem er die Treppe herunterstieg, er mußte sich mit beiden Händen am Geländer und an der Mauer halten, und seine Hände zitterten. Der Mann war noch nüchtern, er hatte noch keinen Schnaps genossen, der ihm erst wieder Leben und Kraft geben mußte; so tief war er gesunken. Er holte sich Leben und Kraft jeden Morgen in einem Keller an der Stralauerbrücke. In diesem Keller hatte er auch den ganzen Tag über seinen Aufenthalt und, wie er selbst und seine Kunden es nannten, sein Bureau. Seine Kunden waren auch noch die des Criminalgerichts. Von dem Criminalgericht lag die Stralauerbrücke nicht zu weit entfernt. Zur Noth konnten auch die täglichen Kunden, die Querulanten des Stadtgerichts in der Königsstraße und des Landgerichts in der Zimmerstraße sie erreichen. Er hielt in dem Keller sich den ganzen Tag auf. Der Wirth der durch ihre gemeinschaftlichen Kunden verdiente, hatte ihm hinten ein besonderes Kellerstübchen eingeräumt. Das war sein Bureau, dort arbeitete und aß und trank er: er arbeitete, so lange der Schnaps es ihm erlaubte, und ging des Abends zum Schlafen nach Hause, wenn sein Rausch es ihm erlaubte. Brachte er Geld mit, so gab er seiner Frau ein paar Silbergroschen davon ab, daß sie am andern Tage mit den Kindern nicht zu hungern brauche; brachte er nichts mit, so mußten sie hungern.

So war das Leben des Winkel-Consulenten August Hartmeier und seiner Familie geworden.

Als der Winkel-Consulent unten an der Treppe seine Frau sah, wollte er an ihr vorübergehen; er hatte ihr eben nichts zu sagen, es zog ihn zu seinem Bureau.

Die Frau schwankte, ob sie ihn anhalten sollte; sie hatte ihm so viel zu sagen — aber konnte es ihr eben helfen? Sie hielt ihn doch an; in ihrer Noth mußte sie jeden Versuch machen.

Hartmeier, so eben geht der Stadtgerichts-Executor von mir.

Der Winkel-Consulent fuhr auf; das blasse Gesicht wurde erdfahl, roth konnte es nicht mehr werden. Der Name eines jeden Beamten versetzte ihn in Zorn, nun war gar ein Executor dagewesen!

Was! rief er, der Executor? Warum hast du mich nicht hereingerufen, um den Schurken aus dem Hause zu werfen?

Er will uns aus dem Hause werfen, mich mit den Kindern, wenn nicht bis Mittag die Miethe bezahlt ist.

Der Winkel-Consulent rollte seine triefenden Augen. Die Miethe? Kein Pfennig wird bezahlt! Der Kerl, der Haus-Eigenthümer, schuldet mir, ich habe eine Entschädigungs-Forderung an ihn, die größer ist, als die ganze Jahresmiethe. Der Ofen raucht; dabei kann ich nichts arbeiten, also nichts verdienen. Dafür muß er mich entschädigen, ich bekomme von ihm noch heraus.

Aber er hat ein rechtskräftiges Urtheil, daß wir ihn bezahlen sollen.

Das ist ein Schand-Urtheil. Die Gerichte stecken mit ihm unter einer Decke. Ich habe die Nichtigkeits-Beschwerde dagegen erhoben.

Könntest du nicht lieber das Geld herbeischaffen, lieber Mann?

Geld, Geld? Keinen Groschen soll er haben, der Schuft, er muß mir herausgeben!

Was half der armen Frau jedes fernere Wort an den Wahnwitzigen? sie ließ ihn an sich vorübergehen.

Beide Gatten verließen das Haus einzeln und bald verschiedene Richtungen einschlagend. —

Der Winkel-Consulent begab sich in den Keller an der Stralauerbrücke. Schon manche seiner Kunden warteten auf ihn, zerlumpte Diebsgestalten, verschmitzte Betrügergesichter, Wucherer mit hohen weißen Halsbinden und langen spitzigen Nasen. Der Wirth kam ihm mit einem großen, vollen Schnapsglase entgegen. Er leerte es in Einem Zuge und war gestärkt. Er sah sich unter den wartenden Kunden um. Wer ist der Erste? fragte er.

Er hielt es, wie die Minister, wenn sie Audienz geben: Wer zuerst gekommen war, wurde zuerst vorgelassen.

Ein spitznasiger Wucherer meldete sich. Kein Dieb und Betrüger ist so sorgsam und vorsichtig, wie ein Wucherer.

Der Winkel-Consulent wollte mit ihm in sein „Bureau" hinter der Kellerstube gehen — da kam schwer und geräuschvoll ein dicker, gewichtiger Mann die Treppe herunter, in die Kellerstube hinein. Es war ein Landmann, ein wohlhabender, ein reicher Landmann, wie sein ganzes Aeußeres zeigte.

Den Dieben und Betrügern in dem Keller lachte das Herz im Leibe, als sie den wohlgenährten und wohlgekleideten Bauer sahen. Welche volle Börse, welche gespickte Geldkatze mußte der bei sich führen! Und waren er und sie in dem Keller nicht schon in ihrer Gewalt, wenn sie es nur recht anfingen? Die Wucherer wurden gelb vor Neid, wenn sie den Mann ansahen, an dem sie nichts verdienen konnten.

Der Landmann trat, wie ein reicher Bauer, derb, grob, befehlend in den Keller ein. Wo ist der Wirth?

Was wäre Ihnen gefällig? trat der Wirth als Kellner vor.

Es ist mir gesagt, daß ich hier einen Advokaten treffen würde.

Wie soll der heißen? fragte der Wirth.

Seinen Namen hat man mir nicht sagen können. Er soll auch kein Advokat, sondern so ein Winkel-Consulent seyn, wie sie sagen, der aber doch den Leuten besser helfen könne, als die rechten Advokaten.

August Hartmeier trat stolz vor. Ich bin es, den die Leute einen Winkel-Advokaten nennen und die Gerichte als einen Winkel-Consulenten verfolgen, verfolgen und bestrafen, weil ich mehr Muth habe, des Rechts und der Unschuld mich anzunehmen, als die vom Staate angestellten Advokaten, die sich vor ihnen fürchten.

Der Bauer sah sich den alten, verkommenen Mann an, in dessen Augen aber noch immer das wilde Feuer der früheren Jahre brannte. Also Sie sind der Advokat aus dem Keller an der Stralauerbrücke.

Wollen Sie etwas von mir? fragte der Winkel-Consulent.

Ich möchte in einer wichtigen Sache Ihren Rath haben, ich bezahle gut, und wenn Sie mir helfen können, sollen Sie ganz Ihren Mann an mir finden. Er klapperte mit harten Thalern in seiner weiten Hosentasche, daß den Dieben in dem Keller das Wasser in dem Munde zusammenlief.

Der Winkel-Consulent antwortete ihm stolz: Ich bin für den Armen wie für den Reichen da, denn ich diene nur dem Rechte. Warte Sie nur, bis die Reihe an Sie kommt, dann bin ich auch für Sie da.

Aber ich bin eilig, meinte der Bauer.

Kommen Sie mit mir.

Damit ließ der Winkel-Consulent den langen Wucherer stehen und ging mit dem reichen Bauern in sein Bureau.

Auch bei den Audienzen der Minister wird ja wohl zuweilen eine Ausnahme von der hergebrachten Regel gemacht, und wer zuerst im Vorzimmer war, ist nicht immer der Erste im Cabinet Sr. Excellenz.

Nun, Herr Advokat, hob der Bauer an, kurz zu meiner Sache. Ich habe einen Sohn, der einmal meinen Hof erben wird; und mein Hof ist kein schlechter. Nun hat der Bursche ein Unglück mit einem Mädchen im Dorfe gehabt.

O, o, sagte der Winkel-Consulent, wohl eine Verführungs-Geschichte?

Ja, die Dirne behauptet, von meinem Sohne verführt zu seyn.

Und sie hat wohl den reichen Erben verführt?

Ich weiß das nicht, Herr.

Aber ich weiß es, Herr. Die Dirne ist arm, nicht wahr?

Sie hat nichts, sie dient.

Sie ist eine listige, gewandte Person?

Sie ist aus der Stadt.

Sehen Sie?

Und dient als Kammerjungfer bei unserm Edelmann.

Was wollen wir mehr? Was ist natürlicher, als daß die freche, liederliche, listige Person, eine Kammerjungfer aus der Stadt, den reichen Schulzensohn verführt hat?

Ja, Schulze bin ich.

Nun, und was ist weiter vorgefallen?

Die Person hat meinen Sohn verklagt, sie hat behauptet, daß er sie unter dem Versprechen der Ehe verführt habe.

Das sieht der frechen Verführerin ähnlich. Und wie steht der Prozeß?

Das Gericht hat erkannt, daß sie einen Eid schwören solle, daß mein Sohn ihr wirklich die Ehe versprochen habe, und dann solle sie für seine geschiedene rechtmäßige Frau, und ihr Kind für sein eheliches Kind erklärt werden.

Das hat das Gericht erkannt?

Und das Urtheil ist rechtskräftig.

Diese schlechten Gerichte! Mit jeder Niederträchtigkeit und Gemeinheit stecken sie unter Einer Decke. Aber Ihr Advokat? Hat er das geduldet?

Er hat mir nicht helfen können.

Ja, ja, diese schlechten Advokaten!

Ich hätte tausend Thaler gegeben, wenn man mir hätte helfen können, wenn ich von der Person frei gekommen wäre; ich habe ihr Geld über Geld angeboten, aber sie wollte nicht, sie will noch immer nicht; um Geld sey es ihr nicht zu thun, sie will Frau werden, ihre Ehre soll wieder hergestellt werden.

Ja, so reden diese frechen Personen.

Herr, können Sie mir nun helfen? Ich habe von Ihnen gehört. Die Leute sagen, Sie wüßten für Alles Rath.

Hat die Person den Eid schon geschworen? fragte der Winkel-Consulent.

Sie soll ihn heute schwören hier, am Landgerichte, heute Morgen um halb zwölf Uhr steht der Termin an.

Sie darf nicht schwören! rief der Winkel-Consulent, das darf nicht geduldet werden, es wäre Meineid.

Aber wir können sie nicht meineidig machen, bemerkte der Bauer.

Hat die Person mit keinem andern Burschen im Dorfe Umgang gehabt?

Mit keinem Einzigen.

Ist auf dem Edelhofe kein junger Herr?

Nein.

Kommen keine junge Herren zum Besuche hin?

O ja, es ist oft Besuch von den jungen Garde-Offizieren da.

Der Winkel-Consulent sprang endlich wie mit erleichterter Brust auf. Da haben wir es: Garde-Offiziere gar! Was wollen wir mehr? Sie ist eine Kammerjungfer — die Person ist doch hübsch?

Sehr hübsch.

Richtig, die Sache ist in Ordnung, die Person darf nicht, wird nicht zu dem Eide zugelassen werden.

Aber, Herr, kein Mensch kann dem Mädchen etwas Schlimmes nachsagen.

Desto besser! Ein Beweis von der großen Hinterlist der Person.

Man kann ihr nichts beweisen.

Beweisen? Man kann Alles beweisen, man muß Alles beweisen können, wir werden schon Zeugen finden, wir müssen sie finden.

Aber wo, Herr? wo?

Habt Ihr keinen einzigen Dieb, keinen einzigen Betrüger in Eurem Dorfe?

Der Bauer ahnte, was der Winkel-Consulent wollte, er sann nach. Ich wüßte wohl welche.

Könnt Ihr sie noch heute zur Stelle schaffen?

Die ich meine, haben gerade heute einen Termin am Landgerichte.

Und es sind zuverlässige Menschen?

Zuverlässig? fragte der Bauer verwundert.

Nun ja, auf die man sich verlassen kann, daß sie sich in keine Widersprüche verwickeln, daß sie gar nicht hinterher verrathen, was ihnen vorgesagt ist?

Der Bauer wurde doch nachdenklich. Aber ist die Sache nicht gefährlich? fragte er.

(Fortsetzung folgt.)

Der badische Korporal Bauernschmied und seine Rekrutenabtheilung beim praktischen und theoretischen Unterrichte.

Korporal: „Ich bitt' mir von vornherein Aufmerksamkeit und Ruhe aus, sonst muß Euch ein Windswetter verzehren! Verstanden? Ohren gespitzt auf Alles, was Euch explizirt wird, und wohlgemerkt. Sonst spukt's! Ich hoffe, daß es heute besser geht, als gestern und die vorigen Tage! Obacht gegeben: Von heute an exerziren wir mit dem Gewehre. Wir kommen zuerst zum Hochnehmen. Auf das Commandowort: Hoch's G'wehr Eins! umfaßt die rechte Hand das Gewehr nach Vorschrift — merk' Er auf, Maler, und halt' Er endlich einmal sein' Kopf ruhig! Der Kerl hat schon so einen langen Hals, daß die Menage g'friert, bis sie nur in den Magen 'nunter kommt! — Auf das erste Commandowort geschieht gar nichts (Pause) — als: das Gewehr wird ergriffen und gerade in die Höhe geworfen. Also Obacht: Hoch's Gewehr Eins!"

(Soldat Gischbl mißversteht die Erklärung und wirft mit Todesverachtung sein Gewehr in die Höhe.)

Korporal: „Kerl, ich reiß Dir die Seel' 'raus und schlag Dir's um's Maul! Ich glaub', Du bist verrückt oder hast Dein Hirn verbrannt! Wie Du auf die Welt kommen bist, muß unser Herrgott in Urlaub g'wesen seyn, das ist nicht anders möglich! Wirft der Kerl sein Gewehr in die Luft — da hört sich doch Alles auf! — Wie der Nro. 4 dasteht, der unglückliche Weinert, wie eine mater dolorosa' Du wärst auch g'scheidter ein Kapuziner worden, als ein Soldat' — Da möcht ein' schon die Geduld verlassen! Und die Hitz', die miserablige! — Ruht!"

„Sag' Er mir, Müller, die Gradauszeichnung der Herren Kompagnieoffiziere."

Müller: „Der Herr Lieutenant hat eine, der Herr Oberlieutenant zwei und der Herr Hauptmann hat drei —"

Korporal: „Recht; also merkt's Euch: der Herr Hauptmann hat die meisten Litzen! Woran erkennt Er unsern Herrn Hauptmann, Huber?"

Huber: „An seine rothen Haar!"

Korporal: „Ich glaube, Bursche, Er macht schlechte Witze! Noch einmal, wenn Er sich so etwas beigehen läßt, Er vom Land' reingeschobener, in blau Tuch eingewickelter, roth paspolirter Bauernbub, dann schlag ich ihn auf's Kapital, daß ihm die Zinsen bei den Absätzen 'rausfallen! — Sag' Er mir, Trampl: Was versteht Er unter Dienstweg?"

Trampl: „Den Weg — den Weg —"

Korporal: „Na, weiter! —"

Trampl: „Den Weg von der Kasern' bis auf'n Exerzierplatz!"

Korporal (entrüstet): „Kerl, ich will Ihm auch einen Dienstweg sagen: das ist der Weg von hier bis in die Strafstub'n, da kommt Er hinein, Er Dakl. Wenn Er noch einmal so dumm daherred't, da kann Er mit die Mäus und Ratten Bruderschaft trinken, dort gibt's grad g'nug! Ihr seyd aber schon rein vernagelt! Sag' Er mir, Schnuttl, was ist die erste und heiligste Pflicht des Soldaten?"

Schnuttl. „Tapferkeit gegen den König und dessen Stellvertreter Liebe und Anhänglichkeit an den Feind."

Korporal: „Wieder grad verkehrt! Daß der Unglückliche doch Alles verkuhwedeln muß in seinem Strohmagazin: Du bist schon die Quintessenz aller Rekruten! Du bist wahrhaftig nit werth, daß d'schnaufen kannst! Aber wart', ich will Dir die Cravatte anziehen' Sag' Er mir's, Pappler!"

Pappler: Tapferkeit gegen den Feind, Liebe und Anhänglichkeit an den Monarchen und dessen Stellvertreter."

Korporal: „Recht! Der Nächste! Hans! (Es schlägt *Marsch.*) Achtung! Vorwärts Marsch! Zug — halt! O Gott, o Gott! jetzt tritt dieser Jammermann schon wieder mit dem rechten Fuße an! Das will ich jetzt aber nimmer seh'n, merkt's Euch! (feierlich): Das ist das Verderblichste für einen Soldaten, wenn er mit dem rechten Fuße antritt! Vorwärts Marsch!

21 — 22 — eins und zwei,
Auswärts, abwärts auch dabei,
Kopf in d'Höh' — d'Schultern z'rück,
Thut Ihr's — oder ich brech' Euch's Gnick!

Zug — halt! — Kehrt euch! (Trinkt aus seiner Schnapsflasche.) Sag' Er mir, Wurschtler, was ist eine Suffgarde (Sauve-garde) für eine Wache?"

Wurschtler: „Suffgard ist die Wach', die, wo bei die Besuffenen ausrückt."

Korporal: „O Du Stier von Uri! Wer hat Dich denn um's Himmelswillen das gelehrt? Das ist schon zum Hinwerden hergericht' mit Euch! Na, ich bin doch begierig, was Ihr noch Alles auf die Welt bringt. So eine Rekrutenpartie, wie Ihr seyd, hätten, weiß Gott, die Spatzen nit schöner zusammentragen können. Man glaubt rein, der Esel hätt' Euch's Hirn ausg'soffen! — Was versteht Er unter einem Individuum?"

„Ich weiß nicht; das ist uns noch nicht gesagt worden."

„Na, paßt auf: Wenn Einer eine Zeit lang beim Militär ist, nachher nennt man ihn ein Individuum.

Achtung! Vorwärts Marsch: Linker, Rechter,
All' Tag schlechter,
Geldtag — Brodtag,
Urlaub — Strafstub'n!

Eins und Zwei! Zug — halt! — Beim Fuß 's G'wehr, eins' Du lieber Gott, das war wieder ein Griff! Den vergönnt kein Hund seiner Mutter! Nr. 5, wie hat Er seinen Arm? Wagrecht soll er liegen! (Nr. 5 nimmt eine verkehrte Verbesserung vor.) Kerl, weiß Er nicht, was wagrecht ist? Er Barbar! Wagrecht ist, wenn Er seinen Arm gerade über den Bauch oder die Brust legt. Merk Dir's, Zwei! Ruht! — Was versteht Er unter Subordination, Trampl?"

Trampl: „Den absoluten Gehorsam gegen seine Vorgesetzten!"

Korporal: „Recht; weiß Er aber auch, was absolut heißt? — Aufgepaßt! Absolut, das heißt: „Viel g'sagt!" Das merkt Euch. Was ist absolut, Bätsch?"

(Bätsch ist eine Zeit lang ruhig und dann sagt er gar nichts.)

Korporal (ihn mitleidig auf die Achsel klopfend): „Der stirbt einmal leicht! Der braucht kein' Geist auszuhauchen. — Was thut Er im Wirthshaus, wenn ein Offizier kommt?"

Rekrut. „Trinken lassen!"

Korporal: „O Du Schwab, Du bornirter! Du hast freilich noch 18 Jahr bis zum Schwabenalter! Siehst: Dumm ist nit dumm. — Aber Kreuzmillionendumm, das ist dumm — und das bist Du."

Korporal: „Müller, welchen Zweck haben die Pionniere?"

Müller: „Um der Kompagnie Oeffnung zu machen."

Korporal: „Recht! Ueberhaupt, um allenfallsige Hindernisse zu beseitigen. — Was ist ein Hinderniß, Maier? (schweigt.) Na, zum Beispiel, es liegen, wenn wir marschiren, Balken, Fässer, umgestürzte Wagen rc. vor uns, was ist das?

Maier: „Das nennt man ein Vorderniß!"

Korporal: „Kerl, du gehörst trepanirt! — Die Hirnschale angebohrt, das Stroh heraus und Sägspäne hinein! Diesen Guano, den der in seinem Schädel fabrizirt, da hört sich Alles auf! — Was ist eine Spezialrevue, Müller? Na besinn' Dich. ich hab's Euch erst gestern erklärt!"

Müller: „Eine große Parade vor einem großen Herrn, wo Alles d'rinn seyn muß!

Korporal: Recht! im Tornister nämlich. — Was versteht Er unter Kriegsheer? Huber."

Huber: „Die gegliederte Soldatenmasse."

Korporal: „Weiter: was thut der Soldat, wenn er sich gekränkt fühlt?"

Trampl: „Er meldet sich zum Doktor."

Korporal: „Ja Esel, wenn Er freilich das Wort nach dem pfälzischen Krenk (Krankheit) ableitet, nachher hat Er recht. So aber ist's falsch! — Er meldet sich zum Kompagnie-Rapport, wo ihm dann Recht geschieht, wenn's auf seiner Seite ist. — Achtung! Na, Wurschtler ist's Ihm gefällig, in die Stellung zu fahren? Verfluchter Träumer, wach' auf! (gibt ihm einen Rippenstoß.)

Wurschtler mit lächelnder Miene stellt sich in Achtung.

Korporal: „Kerl, Er lacht! Wart', ich will Ihm! Was soll das?"

Wurschtler: „Ja, der Herr Korporal hab'n uns ja vorgelesen, daß der Soldat, wenn er bestraft wird, die Strafe mit heiterer Miene hinnehmen und keinen unwilligen Kopf machen soll."

Korporal: „Millionen Donnerwetter! mach mich nicht falsch. (Der Trommler schlägt ab.)

Achtung! — Rechts um!
Auseinander — Marsch!"

B. L.

Die Dappenthalfrage

ist sehr alt, und zugleich sehr unbekannt, oder fast vergessen. Im Jahre 1820, am 30. Juni, fand der französische Gesandte bei der Schweiz, Graf Talleyrand, die Geschichte habe an sechs Jahre schon genug gedauert: Alles sey gesagt, Frankreich „werde nie verzichten", und nun zählen wir 1861, und die Geschichte ist wieder neu. Ihr Inhalt ist kurz folgender: Das Thal gehörte von Alters her zur Schweiz; es hält 6000 Morgen, meistens Waldboden. Im Jahre 1802 verlangte Napoleon Bonaparte dasselbe, um eine Straße von Morey nach Gex mit Anschluß an die Simplonstraße zu bauen. Dem Verlangen wurde ein Jahr später in Form eines Vertrags entsprochen und den Waadtländern anderweitige, nie realisirte Entschädigungen in Aussicht gestellt. Im Jahr 1815 beschloß der Wiener Congreß, mit Akt vom 20. März, die Restitution an die Waadt; dagegen reklamirte die Gemeinde Gex, machte großes Aufsehen aus der neuen Straße, die nun trotz der ungeheuern Kosten so gut als verloren sey, dabei wurde behauptet, daß das Thal schon früher zu Frankreich gehört habe und von der Schweiz in gewaltthätiger Weise angeeignet worden sey — kurz es kam dahin, daß die französische Regierung vermocht wurde, bei den allirten Mächten die unbedingt beschlossene Abtretung wieder rückgängig zu machen. Die vier Mächte (England, Oesterreich, Preußen und Rußland) willfahrten dem Wunsch und erklärten mit Akt vom 19. November 1816: daß sie die Berechtigung der Gründe Frankreichs für Nichtabtretung anerkennten, aber ohne die Zustimmung des schweizerischen Gesandten von der betreffenden Kongreßbestimmung nicht abgehen könnten, dagegen wirksame Schritte bei der Schweiz thun würden, um deren Verzicht zu erzielen. Während nun Frankreich auf die Wirksamkeit dieser Schritte zählte, verharrte die Tagsatzung auf der Kongreßbestimmung vom 20. März 1815 und gab dabei unumwunden zu verstehen, daß ihre 15 Millionen Kriegskosten wohl eine kleine Entschädigung werth seyen. Man wandte sich direkt an die französische Regierung, und der Herzog von Richelieu gab dem schweizerischen Geschäftsträger, Hrn. v. Tschann, gute Worte: Es sey nicht die Absicht Seiner Majestät, der Schweiz zu nahe zu treten, man habe bloß erwartet, daß zwei altbefreundete Nachbarn einander gegenseitig Rücksicht tragen würden; der Besitz des Thals sey für Frankreich unerläßlich, aber der König werde nicht drängen. Ganz anders, wie wir schon gesehen, klang die Sprache Talleyrand's. Den 30. Juni 1820 dringt derselbe auf eine endliche Erledigung in der Tagsatzung. Es sey ganz richtig, daß der Wiener Kongreß das Thal der Schweiz zuerkannt habe, dagegen sey über die Beziehungen zwischen Frankreich und der Schweiz nicht damals, sondern erst später durch den Pariser Vertrag vom 30. November 1815 stipulirt worden. „Durch diesen letzteren Vertrag erhielt die Eidgenossenschaft neue Gebietsabtretungen und verschiedene andere Vortheile, von denen in den Wiener Akten keine Rede war, so z. B. die westliche Abdachung des Jura zur Grenz von Neuenburg und einige französische Gemeinden, die zur Herstellung des unmittelbaren Verkehrs mit der Waadt zu Genf geschlagen wurden. In Folge dieser letztern Konzessionen fanden die vier Großmächte, daß das Verlangen Frankreichs berechtigt sey, indem es auf den gleichen Gründen des Verkehrs fußte, welche auch für die Schweiz geltend gemacht worden waren. Es wäre allenfalls an Genf, die Waadt zu entschädigen, und in diesem Falle dürfte Genf von Frankreich Erleichterungen für den Vertrieb mit Uhren gewärtigen. Frankreich werde nie verzichten." So stand die Frage in den Zwanziger-Jahren, so verhielt sie sich unter der Regierung des zehnten Karl, des Bürgerkönigs, der zweiten Republik und des zweiten Kaiserreichs; die Schweiz hält fest am Wiener Kongreßentscheid, Frankreich an der nachträglichen Uebereinkunft im Pariser Vertrag.

Gemeinnütziges.

Wie sollen Baumstämme zu Bretern geschnitten werden, damit sie sich weniger krümmen oder werfen? Bei aufmerksamer Betrachtung findet man, daß alle Bäume, auch die im dichten Walde stehenden, nicht nach allen Seiten ihren Stamm gleich ausbilden. Man kann schon an der Rinde die Nord- oder Südseite an der verschiedenen Rauhheit erkennen, und wenn der Baum gefällt oder abgeschnitten ist, sieht man, daß der Durchschnitt keine vollkommene kreisrunde Scheibe bildet, in deren Mitte die Markstelle sich befindet, sondern daß die gegen Norden stehenden Jahresringe schmäler, die gegen Süden gerichteten breiter sind, wodurch die Markstelle des Stammes gegen die Nordseite vorrückt. Die Ursache ist die größere Erwärmung der Pflanze an der Südseite durch die Sonne. Die Südseite ist daher üppiger ausgebildet, die Zellen sind größer, die Jahresringe breiter. An den Stellen, wo die Zellen kleiner, die Jahresringe schmäler sind, ist aber das Holz fester und härter, und daher ist in jedem Baue selbst wieder das Holz zu unterscheiden, was der Holzarbeiter wohl zu beachten hat. Als Folgerung hieraus ergibt sich, daß Breter, welche nach den angedeuteten Verhältnissen oder auf der Durchschnittlinie von Süden nach Norden, also nach dem Stande des Baumes von Westen nach Osten geschnitten sind, sich werfen, da sie aus dichterem und leichterem Holze bestehen. Daher sollten alle Baumstämme nach der an der Gestalt der Jahresringe leicht erkennbaren Richtung von Norden nach Süden geschnitten werden, damit sich die Breter nicht werfen. Verwendet man ganze Stämme oder Bäume zu irgend einem Zwecke, so muß man zu der Seite, die mehr zu leisten hat, stets die Nordseite mit den engeren Jahresringen und der festeren Holzschale nehmen.

Leinwandproben. Um reine Leinenstoffe von solchen zu unterscheiden, die mit Baumwolle gemischt sind, hat man verschiedene Proben. Die beste ist die mikroskopische. Wenn Flachsfaser 300mal vergrößert wird, so erscheint sie wie lange, massige Röhren mit einem engen Kanal in der Mitte, während die Baumwollfaser flache, bandähnliche, schraubenförmig gewundene Cylinder darstellt. Die Untersuchung mit Vitriolöl oder verdünnter Schwefelsäure paßt für eine geübte Hand, doch muß vorher alle Schlichte aus dem Zeuge entfernt werden. Die Fasern werden auf eine Glasplatte gelegt und dann die Säure daraufgetropft. In kurzer Zeit löst sich die Baumwollfaser auf, während die Leinenfaser unverändert bleibt oder doch nur die feinsten Fasern angegriffen werden. Die Oelprobe ist nicht minder eine gute und untrügliche. Wenn Flachsfaser mit Olivenöl gerieben wird, so wird sie durchscheinend, wie Oelpapier, während die Baumwolle unter gleichen Umständen weiß und undurchsichtig bleibt. Elsner's Verfahren besteht darin, daß er die Zeugfasern einige Zeit in verschiedene rothe Farbenbrühen taucht, worunter die von Cochenille und Krapp die besten sind. Der Farbestoff wird nämlich mit Alkohol versetzt. Die Cochenilletinktur färbt die Baumwolle hellroth, die Flachsfaser violett. Im Krapp wird die Baumwolle hellgelb, reiner Flachs gelbroth. Will man vollständige Sicherheit haben, so muß man stets mehrere Proben anstellen.

Schaafwollene Zeuge zu waschen, daß sie gar nicht einlaufen, hat wohl Mancher schon für unmöglich gehalten, und — wahrlich, wir sähen ungleich weniger schmutzige Tücher, Röcke rc. im Winter, wenn wir uns nicht vor dem Einlaufen (Eingehen) der Stoffe in der Wäsche fürchteten. Alles, was so gut, so nett, so vollkommen paßte, ist nachgehends zu klein, verzerrt, verschrumpft! Aber man wasche die wollenen Zeuge nur nicht mit Seife, sondern bloß mit Wasser, zu dem man nur etwas aufgelöstes kohlensaures Natron, also mit einem Worte Soda, gethan hat, und alle Sorge ist überflüssig. Nichts läuft oder geht ein. Auch Ammoniak oder Salmiakgeist in verdünntem Zustande statt der Soda in das Wasser gegossen, thut dieselben Dienste.

Flüssiger Leim wird erhalten, indem man guten kölner Leim in einer gleichen Quantität starken Essigs löst, $^{1}/_{4}$ Alkohol und etwas Alaun zusetzt. Er bleibt immer flüssig und ist für eine Menge kleiner Arbeiten, die ein besonders starkes Bindemittel verlangen, sehr bequem.

Wir Alle sind von Gottes Gnaden.

Wir alle sind von Gottes Gnaden,
Vor Gott sind alle Menschen gleich,
Und eine Extra-Wurst gebraten
Bekommt man nicht im Himmelreich.
Vor Gott sind alle Kronen Plunder
Und eitler Menschenaberwitz;
Kommt was vom Himmel noch herunter,
So ist es ein gesunder Blitz!

Herr Borries, das ist ein Minister
Ein neuer Graf und stolzer Geist,
Doch in den Augen Gottes ist er
Nicht mehr als wie – der Herr von Beust.
Herr Dalwigk, an dem Darmgestade,
Er dünkt sich mächtig hoch und klug,
Allein vor Gott da gilt er grade
So viel als wie – der Hassenpflug.

Herr Vincke, der kann wacker schwätzen
Und glaubet Wunder, was er sey,
Doch Gott wird ihn nicht höher schätzen
Wie jeden Spatz und Papagei.
Und der im Sunde sich so lange
Schon breit macht auf dem Klippenfels,
Bei Gott steht er in gleichem Range
Mit einer L—s im deutschen Pelz.

Und der Herr Louis, der getrieben
Mit manchem König seinen Jux,
Gott wird ihn drum nicht höher lieben
Wie Canis vulpes, einen Fuchs.
Und Palmerston, der Herz-Vertraute,
Er werf' nur seinen Dünkel fort,
Vor Gott gilt eine Baumwollstaude
So viel als wie der edle Lord.

Wir alle sind von Gottes Gnaden,
Vor Gott sind alle Wesen gleich;
Und eine Extra-Wurst gebraten
Bekommt man nicht im Himmelreich.
Und keiner trägt zum ew'gen Lohne,
Vom Herrgott extra festgeschraubt,
Und unantastbar eine Krone,
Kein Sterblicher! auf seinem Haupt.

Man soll das Schicksal nicht verhöhnen,
Wenn man sich eine Gunst erwarb.
Man sah schon manchen König krönen,
Der elend in Verbannung starb.
Wer ist des Schicksals Herr und Meister?
Wer weiß, was ihm im Schooße ruht?
Herauszufordern finst're Geister
Der Zukunft, ist ein Uebermuth.

Indeß Herr Victor jetzt regieren,
Gott schenk ihm manches Jährchen noch.
Sehn Franz der Zweite heut' spazieren,
Und war von Gottes Gnaden doch!
Die Krone, die vom lieben Gotte
Dem Wasa einst ward aufgetischt,
Die haben heut die Bernadotte,
Und der Herr Wasa haben — nischt!

Nur eine Krone wird nicht trübe,
Bleibt unvergänglich, hochgeschätzt:
Die Krone, die des Volkes Liebe
Dem König auf die Locken setzt,
Wo Freiheit d'rin als Hauptjuwele,
Und Recht als schönste Perle sitzt,
Die mild in jede Menschenseele
Und hell durch alle Zeiten blitzt.

Kleinigkeiten.

Unveräußerlich.

Die Kron' ist unveräußerlich!
Ich sag's!
Der sechzehnt' Ludwig.
Ja unantastbar ist die Kron'!
Jawohl!
Der erste Napoleon.
Ja, das ist in der That der Fall!
Don Miguel von Portugal.
Das sag' ich auch! gewiß! ja, ja!
Der fünfte Franz von Modena.
Was And'res wäre Unverstand!
Toskana's Herzog, Ferdinand.
Ja, dumm und albern wäre dieß.
Der Herzog Braunschweigs in Paris.
Ja, so was ist unmöglich ganz
In gebildeten Familien!
Das mein' ich auch!
Der zweite Franz,
Monarch der zwei Sicilien.
In Parma wär' das schauderhaft!
Robertus (unter Vormundschaft).

Nachahmenswerthe Anstalt. Der bekannte überaus reiche Fürst Anatol Demidoff hat in Petersburg eine in fünf Abtheilungen getheilte Anstalt für Arme errichtet, die seinem Rufe Ehre macht und nunmehr schon lange Jahre segensreich besteht. Eine Abtheilung ist Speiseanstalt für dürftige Familien (200,000 Mahlzeiten jährlich), eine zweite Asyl für 150 Waisen, eine dritte Asyl für 40 verarmte Frauen höherer Stände, eine vierte Arbeitsanstalt für Frauen niederer Stände, die fünfte Erziehungsanstalt für 150 arme Mädchen, welche zu guten Dienerinnen herangezogen werden. Diese großartige Anstalt ist jedoch nicht die einzige, die der großmüthige Russe gegründet hat, der in Wohlthun, Beförderung der Kunst und Wissenschaft fürstliche Freigebigkeit und ein gutes Herz walten läßt.

Ob nicht vielleicht die Eskimo ...

Jetzt ist der Franz der Zweite froh
Und Mexiko kann lachen,
Zum Könige von Mexiko
Willst du ihn, Louis, machen!
O wie du sinnst doch und entdeckst,
Was Jedem wohlgefalle!
Denn, wär' er, wo der Pfeffer wächst!
Das wünschen wir ja Alle.
Jetzt blicke hin auch anders wo
Mit deinen klugen Augen,
Ob nicht vielleicht die Eskimo
Auch einen Kurfürst brauchen.

Goldkörner.

Gewöhnlich werden die Fehler eines Ehrenmannes leichter bemerkt, als die Laster eines gemeinen Menschen.

Wissenschaft ist die geeignetste Nahrung des Geistes.

Alles Unwahre trägt den Keim des Unverstandes in sich.

Räthsel.

Doppelt bei den meisten Menschen
Bin ich dreifach bei den Vögeln,
Dreifach bei dem Edelwilde.
Dutzendfach bin ich zu finden
Bei den grimmen Krokodilen;
Auch die schildbewehrte Kröte
Hat mich zahlreich aufzuweisen.
Nirgend ist das kleinste Bächlein
Dem ich fehle, und die Meere
Kleide ich in stille Schönheit.
Oftmals schweb' ich in den Lüften,
Oder weihe die Geschosse
Aus den krachenden Kanonen.
Oft auch lös' ich das Geheimniß
Ferner Welten dem Gelehrten;
Oder bin der schlimmste Popanz
Für die Damen, die nur selten
Mich in ihrem Alter lieben,
Aber niemals mich verbannen.
Mit den Schiffen segl' ich immer,
Keines kann mich je entbehren,
Und der Stolz des Künstlers ist es,
Wie des Priesters, mich zu bilden.
Feuersgluth und grimme Kälte,
Kann ich ohne Schaden dulden,
Denn ich halte aus im Flusse
Der Metalle, wie im Eise.

Sprachliche Aufgabe.

Es gibt gewisse Redensarten, in denen zwei Hauptwörter miteinander verbunden vorkommen, welche immer gleiche Anfangsbuchstaben oder gleichen Klang haben, und auch gewöhnlich in ihrer Bedeutung einander ähnlich sind, wie „Er sprang über Stock und Stein". Man versuche es, sechzehn dergleichen Redensarten aufzufinden.

Auflösung der „Rechnungs-Aufgabe" in Nr. 44 der Sonntags-Beilage vom 3. November 1861.

Es holt der zweite Bote den ersten ein, nachdem der erste drei und der zweite zwei Stunden gegangen und nachdem Beide 1½ Meilen zurückgelegt haben.

Richtige Auflösungen gingen ein von: K. W. (unter Beifügung des algebraischen Beweises). — Fanny Rh..n. — G. Z...... — Ign. Spiegel. — St.....ry. — J. Kohler. — P. Böhner in Leipheim. — J. B. S. in Aindling. — Franz Fronert. — Barbarossa.

Auflösung der „Zahlen-Rebus" in Nr. 44 der Sonntags-Beilage vom 3. November 1861.

Baiern — Arabien — Rabe — Barbar — Araber — Barbara — Narr — Narbe.

Richtige Auflösungen gingen ein von: Thekla B. — Fanny Rh..n. — Amalie Mittring. — Marie, Konrad und Ludwig Siegel. — Ign. Spiegel. — J. K. W...t — F. und M. S. — G. Z...... — W. S... — L. Eb.. — v. Schrö. — Barbarossa. — P. W. — Jos. Mayer von Thannhausen. — P. Böhner in Leipheim. — Dav. Victor in Kaufbeuren. — Franz Fronert. — Therese Rieger.

Sonntags-Beilage

zum

Augsburger Anzeigblatt.

Nummer 46. 17. November 1861.

Ein Winkel-Consulent.

(Fortsetzung.)

Der Winkel-Consulent sah den Bauern verächtlich an. Gefährlich? es ist Nothwehr gegen die Schlechtigkeit dieser Person. Kann man ihr anders beikommen? Aber meinetwegen könnt Ihr die Dirne zu Eurer Schwiegertochter nehmen.

Nein! rief der Bauer entschlossen, nie soll sie das werden! Was wollen Sie von mir? Was soll ich thun?

Ah, Schulze, Sie werden vernünftig! Was Sie thun sollen? Sie bringen mir die Menschen — zwei sind genug — auf der Stelle hieher. Wir besprechen mit ihnen, was sie am Gerichte aussagen sollen. Ich nehme darüber sogleich eine Schrift auf, die Sie unterschreiben müssen. Mit der Schrift gehen Sie in den Termin, Sie legen sie dem Gerichte vor, wenn das Mädchen schwören soll, das Gericht darf sie dann nicht zum Eide zulassen, der Prozeß muß von Neuem anfangen und daß Sie ihn nicht nochmals verlieren, dafür lassen Sie mich sorgen. Gehen Sie jetzt auf der Stelle, die Zeugen zu holen.

Der Bauer ging. Vorher zog er einen Thaler aus der Tasche. Vorläufig! sagte er.

Der Winkel-Consulent, indem er den Thaler einsteckte, sah so stolz aus, als wenn er das Geld nicht empfangen, sondern gegeben hätte. Er gab dann seinen Clienten der Reihe nach Audienz. —

Seine Frau unterdeß? — Die Unglückliche war ausgegangen, zwanzig Thaler zu suchen. Zwanzig Thaler in dem großen, reichen, stolzen, üppigen Berlin! Welche Kleinigkeit! welche unendliche Kleinigkeit! Und doch, welch ein Capital, welch ein unerschwingliches Capital für den Armen, den fremden, unbekannten Armen, in der großen Stadt! Die Menschen sind alle so fremd, so kalt, so herzlos in dieser großen Stadt! hatte die arme Frau gesagt. Und zu diesen fremden, kalten herzlosen Menschen ging sie aus, um das unerschwingliche Kapital zu suchen, zu ihnen mußte sie ausgehen, denn die wenigen Menschen die sie kannte, und die vielleicht nicht kalt und nicht herzlos waren, sie waren arm und selbst der Hülfe bedürftig, wie sie. Wohin sollte sie sich wenden?

Eine ihrer alten Bekannten, eine Tischlerfrau, hatte ihr von zwei Wohlthätigkeits-Vereinen gesagt, die sich die Aufgabe gestellt hatten, Arme, namentlich sogenannte verschämte Arme in ähnlicher Lage zu unterstützen. An der Spitze des einen stand ein reicher Kaufmann in der Königsstraße, an der des andern eine vornehme Dame in der Wilhelmsstraße — sie wußte von Beiden die Namen — bei ihnen wollte sie ihre Zuflucht suchen, sie waren ihre einzige, ihre letzte Hülfe und Rettung. Sie trat den Weg zu ihnen an; es war ein schwerer, saurer Weg, der des offenen Bettelns bei fremden Leuten; sie betrat ihn zum ersten Male in ihrem Leben — aber konnte sie ihn vermeiden? Für sich wohl. Hätte sie allein gelebt, wie gern hätte sie ihren müden, kranken Körper, ihr trauerndes Herz auf den ersten, besten Fleck Erde zum Sterben hingelegt! Aber wenn sie an ihre Kinder dachte, wenn namentlich das Bild der kranken, verkrüppelten Mathilde vor sie trat, dann mußte sie weiter, dann konnte sie vor dem schwersten, dem sauersten Wege nicht zurückschrecken. Das kranke Kind sollte von ihr gerissen, in die gefürchtete Charité gebracht werden, bei fremden Menschen sterben! Es war nicht möglich!

Sie ging zuerst zu dem reichen Kaufmann in der Königsstraße. Er sey weniger vornehm, und der Verein habe mehr Geld, hatte ihr die Tischlerfrau gesagt. Sie erreichte die Straße, das Haus. Eine Menge Equipagen hielten vor und bei dem Hause, bis weit in die Nachbarschaft hinaus, glänzend galonnirte Kutscher saßen auf dem Bocke, reich gekleidete Bediente standen daneben.

Welch ein Capital für die arme Frau! Wenn sie nur den tausendsten Theil von dem, was hier verschwendet war, gehabt hätte! Mit den silbernen Knöpfen auf der Livree eines einzigen der vielen Bedienten hätte sie ihrer Noth abhelfen können.

Es war eine Hochzeit, sagte man ihr. Die Tochter des reichen Kaufmanns fuhr in die Kirche zur Trauung. Das Herz des Vaters wird desto milder gestimmt seyn! dachte die hoffende, arme Frau. Sie drängte sich durch die Wagen bis an die Thür des Hauses und wollte in das Haus hineingehen.

Ein Bedienter hielt sie zurück. Wohin?

Zu dem Herrn.

Jetzt nicht! er hat Gesellschaft und wird im Augenblick ausfahren.

Ich habe ihn so dringend zu sprechen!

Der Herr hat noch ein dringenderes Geschäft!

Ich bin in so großer Noth!

Zurück! Fort!

Von der Treppe herunter, aus dem Portale des Hauses heraus kam die Hochzeits-Gesellschaft. Voran ging der reiche Kaufmann. Er führte seine Tochter, die Braut, am Arme: sie war so schön! sie waren beide so stolz!

Sollte die arme Frau an ihn herantreten? Es galt ja das Leben ihres kranken Kindes. Das Glück seiner Tochter wird ihm das Herz milde gestimmt haben. — Sie wagte es. — Ach, lieber Herr, verzeihen Sie mir —

Der reiche Kaufmann sah sie entrüstet an. Welche Impertinenz! Ist denn keine Polizei hier?

Sie sind der Vorstand des wohlthätigen Vereines —

Heute nicht! Kommen Sie morgen wieder. Fort! Er hob die Tochter in den Wagen. Die Bedienten hoben ihn nach. Die arme Frau warfen sie zurück.

Die Wagen rollten davon. Die arme Frau blieb verlassener und unglücklicher auf der Straße zurück. Aber ihr Herz war nicht bitter geworden. Möge Gott Euch vor einem Elende bewahren, wie das meinige ist! sprach sie den reichen Leuten, dem glücklichen Brautpaare nach.

Ihr frommes Gebet ist nicht erhört worden. Der reiche Kaufmann hat seitdem Bankerott gemacht; er hatte auch die Kasse des Wohlthätigkeits-Vereines angegriffen. Der Mann der Tochter war ein roher Mensch und wurde ein liederlicher Verschwender. Seine Frau lebt mit ihren Kindern von der Gnade übermüthiger Verwandten.

Die unglückliche Frau des Winkel-Consulenten mußte ihren Weg weiter fortsetzen, zu der vornehmen Dame in der Wilhelmsstraße. Welcher Empfang stand ihr bevor? Schon der Reichthum, der nicht vornehme Reichthum, hatte sie so behandelt. Hatte sie von der Vornehmheit eine bessere Aufnahme zu erwarten? Vielleicht eine nicht so brutale, aber dafür eine desto kältere! Und was war verletzender? Ihre Lage, ihr Unglück blieb in beiden Fällen dasselbe.

Sie erreichte die Wilhelmsstraße und kam vor einem großen, stolzen Palaste an; dort wohnte die vornehme Dame. Sie zog die Klingel an dem großen Portal. Die Thür sprang auf, Sie trat in einen weiten hohen Flur. Seitab öffnete sich das Fenster der Portierloge; das rothe Gesicht des Portier sah unwillig hinaus. Zu wem will Sie?

Zu der gnädigen Frau — sie ist Vorstand des Wohlthätigkeits-Vereins —

Ist Sie eine Wöchnerin?

Der Verein hatte sich in erster Linie zur Unterstützung armer Wöchnerinnen gestiftet, nebenbei auch für andere arme Familien-Mütter.

Nein, antwortete die Frau.

Kommt Sie für eine Wöchnerin?

Auch das nicht.

Dann kann Sie nicht angemeldet werden.

Ich bin in so großer Noth!

Ich denke, du machst eine Ausnahme, sagte eine weibliche Stimme in der Portierloge. Es war wohl die Frau des Portiers, denn sie sprach befehlend, keifend. Aber die gegen den Mann keifende Frau hatte doch ein Herz für die Armuth.

Und der Mann gehorchte. Jean! rief er durch eine Thür. Eine Arme — zur gnädigen Frau — aber nichts von Wöchnerin!

Aus einer Seitenthür kam ein Bedienter. Es war ein dürrer Mann, mit einem blassen Gesichte und glatt gescheiteltem Haare, Alles an dem Manne sah so fromm aus. Folgen Sie mir, sagte er zu der Frau. Aber treten Sie leise auf.

Er führte sie eine Treppe hinauf. Oben mußte sie warten. Er selbst ging in ein Zimmer. Nach einigen Minuten kehrte er zurück.

Treten Sie ein, aber sehr leise, sprechen Sie auch leise, die gnädige Frau kann kein Geräusch vertragen.

Sie trat in ein großes, elegantes, halb dunkles Zimmer. Die gnädige Frau konnte auch wohl keine Helle vertragen. Die Dame lag auf einer Ottomane ausgestreckt, sie war noch dürrer und blässer und sah noch frömmer aus, als ihr Bedienter.

Was wünschen Sie? sprach sie mit leiser, matter Stimme.

Gnädige Frau, sagte die arme Frau des Winkel-Consulenten, ich komme mit einer großen Bitte zu Ihnen —

Die gnädige Frau unterbrach sie. Sie sind keine Wöchnerin?

Nein.

Sie kommen auch für keine Wöchnerin?

Nein.

Besuchen Sie die Missionsstunden in der Louisenkirchstraße?

Ach, gnädige Frau, die Armuth —

Also nicht. Auch nicht in der Sebastianskirchgasse?

Nein, gnädige Frau —

So bedauere ich; der Verein gibt keine Unterstützung nur an Würdige.

Die Dame klingelte.

Gnädige Frau, sagte die Arme, ich muß für drei kleine, kranke Kinder sorgen. Die Armuth muß zuerst an das Arbeiten denken.

Nach der Bibel soll man zuerst beten, und dann arbeiten. Jean, führen' Sie die Frau zurück.

Der Bediente war wieder eingetreten.

Die arme Frau wollte noch einen Versuch machen, noch einmal den Mund öffnen.

Die Dame kam ihr zuvor. Ich bedaure, ich habe mich an die Statuten unseres Vereins zu halten.

Der Bediente nahm den Arm der Unglücklichen, sehr leise, sehr höflich. Kommen Sie, liebe Frau, Sie sieht, Sie ist der gnädigen Frau überlästig. Er führte sie höflich zur Thür und zum Hause hinaus.

Draußen vor dem stolzen Palaste stand sie wieder verlassen und unglücklich. War die brutale Grobheit, war die höfliche Kälte verletzender gewesen?

Das Unglück der armen Frau war dasselbe. Nein, es hatte seinen Gipfel erreicht. Was sollte sie nun beginnen? Sie wußte in der ganzen weiten, großen Stadt keinen einzigen Menschen mehr, an den sie sich wenden, von dem sie Hülfe erwarten konnte; sie hätte nur noch betteln, auf gut Glück betteln können, in den Häusern, auf den Straßen. Nein, das konnte sie nicht. Und was hätte es ihr auch geholfen? Die Menschen sind alle so fremd, so kalt, so herzlos in der großen Stadt! — Fort! Zurück! sagte sie. Mit der Kranken will ich sterben, für die andern wird Gott sorgen. Auch für sie!

Sie schlug den Rückweg zu ihrer Wohnung, zum Stralauerplatze ein, müde, erschöpft. Sie hatte einen weiten Weg gemacht. Sie mußte einen weiten Rückweg machen. Von der Wilhelmsstraße bis zum Stralauerplatze hatte sie eine starke Stunde zu gehen. Die Witterung war kalt, es regnete. Die Glocke schlug zehn Uhr, als sie den Rückweg antrat. Sie schleppte sich mühsam durch die weiten und breiten Straßen Berlins fort.

Die Glocke schlug halb eilf Uhr, als sie den Schloßplatz erreichte. Sie ging auf die Kurfürstenbrücke zu, um durch die Poststraße über den Molkenmarkt die Stralauerstraße zu gewinnen. Vor dem königlichen Schlosse fühlte sie ihre Kräfte schwinden. Sie konnte nicht weiter, sie mußte sich an einem Steine niederlassen. Sie war müde und erschöpft auf den Tod. Die arme Frau, mit dem schwachen, kranken Körper, die den ganzen Morgen nichts, als eine kleine Schnitte Schwarzbrod genossen, die beinahe drei Stunden lang in dem kalten, nassen Wetter, leicht und ärmlich gekleidet, in den Straßen hatte umhergehen müssen, mit aller ihrer Sorge, mit aller ihrer Angst, brutal behandelt, kalt mißhandelt, zuletzt ohne Trost, ohne Hoffnung, der Verzweiflung hingegeben. So lag sie an dem kalten, nassen Steine. Gegenüber lag so stolz das königliche Schloß. Ihr zur Seite lagen so reich und glänzend weite Paläste, hohe Bürgerhäuser. An ihr vorbei fuhren Hunderte von glänzenden Equipagen, gingen Tausende elegant gekleidete Menschen. Wie mancher von ihnen hätte ihre Noth lindern können! Aber nicht einer sah sich einmal nach der armen, kranken Gestalt um. Doch, doch!

Eine andere arme, bleiche, abgezehrte und abgehärmte Gestalt sah sich nach ihr um. Aus der Königsstraße kam eine junge Frau. Das blasse Gesicht war schön, aber wie tief leidend! In ihren Armen trug sie ein kleines Kind. Sie sah die Unglückliche, die an dem Steine gegenüber dem Königsschlosse niedergesunken war. Sie hielt entsetzt ihre Schritte an. Mutter!

Louise!

Die beiden Frauen, Mutter und Tochter, lagen an dem Steine einander in den Armen; beide so unglücklich! Wer war die Unglücklichere?

Mutter, du bist so elend! du stirbst!

Nicht hier, mein Kind! O, nicht hier! Begleite mich! Führe mich! Zu Hause! Zu den Andern! Wir sterben dann zusammen! Auch auf der Straße, auf der nassen Straße! Aber doch zusammen!

Du sprichst irre, arme Mutter!

Möchte ich! Aber komm', ehe es zu spät wird. Um zwölf Uhr muß ich da seyn. Bin ich nicht da, so muß sie allein sterben, das arme Kind.

Aber was ist es, Mutter?

Um zwölf Uhr kommt der Executor, wir haben die Miethe nicht bezahlt.

Die Tochter wußte Alles. Und wie sie Alles wußte, trat auf einmal in das schöne, leidende Gesicht ein hoher Stolz und ein fester Entschluß. Mutter, sagte sie, wie viel Geld bedarfst du?

Zwanzig Thaler!

Geh zu Hause, in einer Stunde hast du das Geld, noch vor Mittag.

Kind, was hast du? Was willst du machen?

Laß mich, in einer Stunde bin ich mit dem Gelde bei dir! Sie küßte ihre Mutter, sie richtete sie auf; sie kehrte eilig in die Königsstraße zurück.

(Schluß folgt.)

Die Folterkammer auf der Burg zu Nürnberg.

Beim Eintritt in das vorderste Thor des äußern Theils der Burg überrascht, ja ich möchte sagen erschreckt den Fremden an dem seitwärts gelegenen Gebäude der alten Burgamtmannswohnung eine Tafel grauenvollen Inhalts. Sie enthält eine Aufzählung der Folterwerkzeuge und sonstigen Criminalrechtsalterthümer, die in einem Gewölbe dieses Gebäudes dem Fremden als ein unerfreuliches Denkmal des crassesten Aberglaubens und Unsinns, der gröbsten Ungerechtigkeit und Gräuelthaten gezeigt, und in ihrer Anwendung in der „guten alten Zeit der freien Reichsstadt" genau erklärt werden. Hieran anknüpfend dürfte es nicht ohne Interesse seyn, ein kurzes Bild von der schauderhaften und willkürlichen Uebung dieses Mord-Instruments zu entwerfen, wie sie in den letzten drei Jahrhunderten, in manchen Staaten selbst bis in's neunzehnte Jahrhundert hinein, die Quelle unzähliger Justizmorde war. Aller Grund dieses unsittlichsten und widerrechtlichsten Instituts lag in dem Abwege, in den das peinliche Beweisverfahren jener Zeiten gerathen war, um über Schuld und Unschuld zu entscheiden. Als Hauptziel eines jeden Prozesses galt es, auf alle mögliche Weise ein Geständniß herbeizuführen. Und wie dieß in frühester Zeit durch Gottesurtheile, Zweikämpfe, später im öffentlichen und mündlichen Verfahren der Vehmgerichte geschehen war, so brachte der im fünfzehnten Jahrhundert in Frankreich, Spanien und Italien bereits mächtige Absolutismus die Folter als ein neues, einfaches und energisches Mittel, dem Läugnenden ein Geständniß abzupressen, auch nach Deutschland, wo sie leider gar zu bald die Oberhand über die bisherigen schwierigeren Beweismittel gewann. Nur mit ihr in der Hand war es der Willkür möglich, Tausende von Schuldlosen als Zauberer und Hexen auf den Scheiterhaufen zu liefern. Ein widersinniger Verdacht war hinreichend, die Unglücklichen, die in die Hände der Gerichte gefallen waren, wenn sie nicht sofort, um den unsäglichen Qualen der Tortur zu entgehen, lieber gleich im ersten Verhör Alles eingestanden hatten, auf die Folter zu werfen. So kam es in unzähligen Fällen vor, daß sie Handlungen gestanden, woran oft schon der bloße Gedanke ein Unsinn und eine Unmöglichkeit war. Allein bei den Martern, die größer als jede Strafe waren, betrachteten die Inquisiten den Tod als einen Trost. Die Folter selbst wurde mit einer ganz schamlosen und empörenden Prozedur vorbereitet. Ihr folgte die eigentliche peinliche Frage mit dem Daumenstock, einer Schraube, in die der Daumen gelegt und durch allmäliges Zusammenschrauben gequetscht wurde. Half das nicht, so legte man dem armen Sünder die spanischen Stiefel oder Beinschrauben an, welche die Waden und das Schienbein breit preßten. Um die Leiden zu erhöhen, schlugen die grausamen Henkersknechte noch mit einem Hammer auf die Schrauben, wodurch oft Knochen zersplitterten. Die Verbindung der Daumen- und Beinschrauben hieß der Bock. Er bestand in kreuzweisem Zusammenschrauben je eines Daumens und einer großen Zehe, so daß der Gefolterte nur einen wimmernden Klumpen bildete. Widerstand der Inquisite noch, so kam es zur Streckleiter mit Flaschenzug. Man band dem Armen die Hände auf den Rücken, diese an ein Seil, welches mit einem Kloben an der Decke befestigt war, und so wurde er bald in der Luft frei schwebend, bald an einer Leiter, bei der oft in der Mitte eine mit spitzen Häkchen versehene Rolle, der gespickte Hase genannt, angebracht war, auf- und abgezogen, bis die Arme umgedreht und verkehrt über dem Kopfe standen. Dabei ließ man ihn manchmal schnell herabschnellen und zog ihn wieder auf. Ueberstand der Unglückliche auch diese Leiden, so hing man ihm zur Erhöhung der Schmerzen Gewichte an die Füße, legte ihm auch noch die Beinschrauben an und ließ ihn dabei oft Stunden lang leiden. Läugnete er immer noch, so goß man ihm Schwefel und Pech brennend auf den nackten Leib oder hielt ihm Fackeln unter die Arme, Füße oder andere Theile des Körpers. Auf diese Weise hatten die Gerichte neun Grade der Folter. Die Meisten starben während der Tortur oder gleich darnach. Hielt aber Einer unter standhaftem Betheuern seiner Unschuld diese Qualen wirklich aus, so war ein sieches, unglückseliges Leben und ein zerfleischter, halbverbrannter Körper sein Lohn. Jedoch wurde in den meisten Fällen das Geständniß, wie erpreßt, so auch gegeben; denn einer Weigerung folgte ebenso gewiß neue und schwerere Folter. Das Gleiche geschah bei einem spätern Widerruf, die häufig vorkamen. Erst im Laufe des achtzehnten Jahrhunderts traten Männer offen und kräftig gegen diese Schande des sechzehnten, siebenzehnten und achtzehnten Jahrhunderts auf. Aber nur ganz allmählig gelang es ihnen, den Despotismus von der Ungerechtigkeit und Grausamkeit jenes traurigen Mittels zu überzeugen. So viel über die Folter und ihre Werkzeuge. Noch einige Worte über die sonstigen Criminalrechtsalterthümer in dem dargestellten Gewölbe zu Nürnberg. Dieselben dienten meistens als Exekutionsmittel der Todesstrafen oder peinlichen Leibesstrafen. Was die von der peinlichen Gerichtsordnung Karl's V. verhängten Todesstrafen betrifft, so giebt es deren sieben Arten: 1) Das Viertheilen des Körpers.

die einzelnen Stücke wurden hierauf öffentlich gewöhnlich in vier Straßen aufgehängt. 2) Das Lebendigbegraben und Pfählen. Der Verurtheilte wurde in ein Grab gelegt und ihm ein zugespitzter Pfahl durch den Leib getrieben und dann das Grab geschlossen. 3) Das Verbrennen auf einem Scheiterhaufen. 4) Das Rad. Dem Verurtheilten wurden Arme und Beine ausgestreckt und dann mit dem Rad zerbrochen. Darauf wurde er, gewöhnlich noch lebend, auf dieses Rad geflochten und dasselbe auf einen Pfahl gesteckt. So mußte nun der Unglückliche verschmachten und auf der Richtstätte verwesen. 5) Eine weitere Todesart bestand darin, daß man den Verurtheilten in einen leinenen Sack steckte und dann zum Ertränken in das Wasser warf. 6) Das Erdrosseln und Aufhängen an einen Galgen mit Strang oder Kette. 7) Das Enthaupten mit dem Schwerte. Diese Todesstrafen konnten aber noch weiter geschärft werden, durch „Reißen mit glühenden Zangen“ vor der Hinrichtung, in der Regel durch 6 Griffe; ferner durch „Schleifen“ zur Richtstätte. Unter den peinlichen Leibesstrafen waren die gewöhnlichsten: 1) Die verstümmelnden Strafen. Augenausstechen, Zungenabschneiden, Abhauen einer Hand oder einzelner Finger, Abschneiden der Ohren u. dgl. m. Diese Strafen wurden durch den Henker vollzogen und machten zugleich ehrlos. In der Regel war auch Ausstellung am Pranger damit verbunden. 2) Das Aushauen mit Ruthen oder Peitschen, in deren Riemen bleierne Kugeln befestigt waren, welches ebenfalls durch den Henker am Pranger vollzogen wurde. Für alle geschilderten Strafexekutionsmittel sind die Werkzeuge in dem dargestellten Gewölbe als Zeugniß einer schrecklichen Vergangenheit aufbewahrt.

Die Göttlichkeit der Herrscher.

In dem jüngsten Erlasse des Königs von Preußen, worin er einen Dank ausspricht für die vielen Beweise von Liebe und Ergebenheit, die ihm allenthalben geworden, glänzt die Phrase „von Gottes Gnaden“, die einen Mißklang in die reine Harmonie des Krönungsfestes gebracht hatte, durch ihre Abwesenheit. Es wird sich Niemand darüber beschweren. Nur sey es bei dieser Gelegenheit gestattet, auf eine Stelle bei einem alten Geschichtschreiber und Philosophen aufmerksam zu machen, woraus hervorgeht, daß, wenn auch der Ausdruck „von Gottes Gnaden“ dem polytheistischen Alterthum natürlich unbekannt war, die Sache, der Begriff davon ihm keineswegs fremd blieb. Von den ältesten Zeiten bis auf Alexander und Cäsar herab suchten alle Fürsten, die sich mit einem besonderen Nimbus umgeben wollten, ihren Ursprung von irgend einem Gotte, gewöhnlich von Zeus, herzuleiten. Dadurch wurde ihre königliche Macht geadelt und geheiligt. Um sich für den Sohn des Gottes erklären zu lassen, unternahm Alexander den beschwerlichen Zug nach dem Tempel des Jupiter Ammon in der afrikanischen Wüste. Er hatte seinen Zweck erreicht, und war befriedigt nach Egypten zurückgekehrt, und bei dieser Gelegenheit fährt sein Lebensbeschreiber Plutarch also in der Erzählung fort: „Alexander soll auch in Egypten den Philosophen Psammon gehört, und von dessen Grundsätzen diejenigen besonders angenommen haben, daß alle Menschen von Gott regiert würden, denn das, was jedweden Menschen beherrsche, und in ihm wirke, sey etwas Göttliches. Nur soll Alexander in diesem Punkte noch weiter philosophirt und behauptet haben, Gott sey zwar der gemeinschaftliche Vater aller Menschen, er mache aber die besten davon sich auf eine ganz besondere Art zu eigen.“ In diesem Sinne, daß derjenige, der Großes leistet und dem das Außerordentliche gelingt, sich auch einer besonderen Gnade Gottes zu erfreuen habe, soll auch Cromwell das Wort genommen haben. Denn sterbend fragte er seinen Caplan: „Ist es möglich, Sterry, aus der Gnade zu fallen?“ Der sprach: „Es ist nicht möglich!“ „Nun so bin ich sicher,“ rief Cromwell, „denn ich bin gewiß, daß ich einmal in der Gnade gewesen bin.“

Gemeinnütziges.

Durch Paraffin gefälschtes Wachs zu erkennen. Der Paraffinpreis steht unter dem des Wachses, deßhalb wird bis zu 75 Prozent Paraffin dem Wachs zugesetzt, ohne daß die Composition, oberflächlich gesehen, Unterschiede vom Wachs zeigt. Zur Prüfung eines Wachses auf Paraffin erwärmt man am Besten ein ungefähr nußgroßes Stück in einer Porzellanschale mit einem Ueberschuß von rauchender Schwefelsäure. Nach dem Schmelzen des Wachses tritt eine ziemlich heftige Reaction ein, das Aufschäumen hiebei ist um so geringer, je größer der Paraffingehalt. Nachdem die Gasentwickelung schwächer geworden ist, fährt man mit dem Erwärmen noch einige Minuten lang fort und läßt hierauf erkalten. Es findet sich dann das Paraffin über der Schwefelsäure als erstarrte Schicht, die leicht abgehoben wird.

Nanking zu waschen. In der warmen Jahreszeit, wo der Nanking so häufig zur Toilette der Kinder gewählt wird, hört man nicht selten das Bedauern aussprechen, daß dieser Stoff beim Waschen mit Seife die Farbe verliere. Um dies zu vermeiden, legt man die zum Waschen bestimmten Nankingkleider vorher 24 Stunden in Salzwasser, wäscht sie darauf in frischer warmer Lauge, spült sie in reinem Wasser, drückt sie in einem Leinentuch aus ohne zu winden und läßt sie dann im Schatten trocknen. Bei dieser Behandlung behält der Nanking seine schöne gelbe Farbe.

Gicht und Rheumatismus. Ein bewährtes Mittel gegen solche, welches u. A. einen Veteran des Befreiungskrieges von schweren Leiden und Krücken erlöste, besteht aus einem Pflaster von geschmolzenem Kolophonium, Bernstein, Wachs und etwas Gummiharz, welche Masse heiß auf Leinwand gestrichen und sodann auf die schmerzenden Stellen, z. B. Brust und Rücken, gelegt wird. Das Pflaster bleibt so lange liegen, bis es von selbst abfällt.

Kleinigkeiten.

Ein deutsches Ständchen mit Nachklängen in Brasilien. Ein berühmter Reisender schrieb im Jahre 1858 aus Alegrette in Südbrasilien unter Anderm Folgendes: „Ich hörte unter meinem Fenster Menschen hin und her gehen und flüstern. Schon wollte ich wieder aufstehen und nachschauen, als zwei Harfen, eine Violine und eine Guitarre ein hübsches kleines Musikstück zu spielen anfingen. Sowie es beendet war, brach ein reichlich besetztes Männerquartett los. Hell und klar klangen die sonoren Stimmen durch die ruhige Mondnacht hindurch, und ein deutsches Lied tönte mir mächtig an Ohr und Herz. — Ich war wunderbar überrascht, noch tiefer bewegt. Nacheinander sangen meine lieben freundlichen Landsleute die hübschen Lieder: „Brüder, lasset uns eins singen“ — „Ich weiß nicht, was soll es bedeuten“ rc. Das Hauptlied war aber: „Schleswig-Holstein, meerumschlungen.“ Schleswig-Holstein! Die Deutschen haben keine Nationalhymne, denn sie haben kein Vaterland. Sie haben aber seit Jahren einen Nationalschmerz, dem sie in Wort und Ton Lauf geben. In Deutschland selbst ist die Nationalschmerzhymne polizeilich verboten. Da sind Manche damit bis zum Uruguay gezogen. Schleswig-Holstein! Sonderbare Leute, dieses deutsche Volk! Man wirft sie für die Treue, die sie für Schleswig-Holstein haben, zur Heimath hinaus. Tausende von Meilen ziehen sie fort: tief, tief in den fremden Welttheil hinein, und noch dort singen die Heimathlosen: „Schleswig-Holstein, meerumschlungen.“

Der älteste deutsche Adel. Die „Gartenlaube“ beschäftigt sich in einer etymologischen Abhandlung mit dem Namen Meier. Sie sagt: Meier, altdeutsch Mahr, ist gleichbedeutend mit mehr, und führt durch historischen Nachweis unwiderlegbar die Behauptung durch, daß bei den alten Deutschen jeder „Meier“ mehr als die anderen Menschen war und „Meier“ die älteste Titulatur der Volksvorsteher, älter als Meister, Richter, König, Herzog, Graf und Voigt ist. Wir begrüßen sonach mit schuldigem Respekte alle Meier's, mögen sie sich so oder Meyer, Mayer, Mayr, Maier, Maher oder Majer schreiben, als den ältesten deutschen Adel! Unsere Freude über ihre Erhebung ist allerdings — was wir heute von ihnen noch auszusprechen wagen — keine ganz reine. Sie wird sowohl durch die Erwägung getrübt, daß Deutschland in den Meiers eine Unmasse guter, schlichter Bürger verliert, wie durch die Befürchtung: auch die Müller's und Schmied's aus unserer bescheidenen Lebenssphäre auf etymologischem Wege zu verlieren.

Woher kommt der Ausdruck „Fidibus“? Unter Friedrich Wilhelm I. von Preußen hatte sich bekanntlich das Tabaks-Collegium gebildet, in welchem nicht nur geraucht, sondern oftmals höchst Ergötzliches zum Besten gegeben wurde. Eines Abends, als die Pfeifen sämmtlicher Herren ausgegangen waren, verfiel der König auf den Einfall, Demjenigen unter ihnen ein Lob zu ertheilen, welcher es verstände, seine Pfeife schnell wieder in Brand zu setzen. So mancher Vorschlag wurde gemacht, aber keiner war praktisch. Endlich nahm Gundling, der Hofnarr, einen Streifen Papier, faltete ihn zusammen, steckte damit seine Pfeife an und hielt das brennende Stückchen Papier seinem Nachbar unter die Nase mit den Worten: „Vide bos (Sieh, Ochse!)“ — Der König klatschte Beifall und Gundling wurde als „Allumeur des pipes“ anerkannt. — Aus den Wörtern Vide bos corrumpirte man später Fidibus mit der im Scherz gebrauchten Mehrzahl Fidibl; richtiger wäre allerdings Videte boves (Sehet Ochsen)!

Ein Ausspruch Dahlmanns. „Mag einer noch so erfüllt von der göttlichen Einsetzung der Fürsten seyn, den will ich noch sehen, der mir beweist, daß der böse Feind die Völker eingesetzt hat; wenn aber er nicht, wer denn sonst?“

Goldkörner.

Von der sanftesten Neckerei bis zur Beleidigung ist nur ein Schritt.

Die Leidenschaft, die jedem Alter angemessen, ist seine Vernunft. In jedem Alter glauben wir vernünftig zu seyn und sehen die Vernunft des verflossenen Alters als Leidenschaft an.

Armuth und Rechtschaffenheit vereint, sind die sichersten Führer zu Gott.

Der stotternde Politiker.

Geschwiegen hab' ich lange jetzt,
Weil nicht viel war zu sagen,
Und reden muß man doch zuletzt,
Wenn man nichts hört als Kla—klassische Geschichten,
Die lustig zu berichten.

Man sah im deutschen Vaterland
Das Volk nach Einheit dürsten:
Es blieb beim Alten vor der Hand,
Und zwar durch uns're Für—fürchterliche Unschlüssigkeit,
Drum bringen wir's nicht weit.

Zwar will der National=Verein
Uns rasch zur Einheit bringen.
Wir sollen deßhalb preußisch seyn —
Doch dies wird nicht gel—Gelegenheit geben,
Die deutsche Macht zu heben.

Moralisch möchte Preußen zwar
Eroberungen machen;
Was es bis jetzt erobert, war
Indessen nur zum La—langsamen Erreichen
Des Ziels ganz sonder Gleichen.

In Compiègne ward der Frieden schier
Durch manchen Kuß besiegelt.
O hättet, statt zu küssen, Ihr
Den Louis doch geprü—geprüft, was solche Milde
Wohl führen mag im Schilde.

In Königsberg war Freudentag,
Ein Fest im ganzen Lande;
Und was ein hoher Mund dort sprach,
Das war ja eine Scha—scharmante Tirade
Von Gott und seiner Gnade.

Und bei dem Einzug in Berlin,
Welch' Leben in den Straßen!
Die Reden flossen nur so hin,
Es waren lauter Phr—freundliche Gedichte
Und Wünsche, fromme, schlichte.

In manchem andern deutschen Staat
Steckt tief im D—k der Karren;
Und unser liebes Deutschland hat
Gottlob noch viele Na—nachsichtige Leute ohne Sorgen:
„Kommt's heute nicht, kommt's morgen!"

Sind jetzt Minister nicht beliebt,
So ist es gar kein Zweifel.
Den Landesherrn dies nicht betrübt,
Er schickt sie nicht zum Teu—theuren Privatleben zurück,
Obgleich es wär' ein Glück.

Wenn eine Kammer nicht parirt,
In irgend einem Lande,
So wird sie sicher suspendirt,
Ist das nicht eine Scha—scharmante Weise,
Die Alles hält im Geleise?

Ihr Herrn, treibt's nur nicht gar zu bunt,
Sonst könnt' es leicht passiren,
Daß man in einer schönen Stund'
Euch selbst wird sus—sus—sus......!
Ich schweige, weil ich muß!

Nürnberger Volks=Poesie.

Ein schlichter Nürnberger Handwerker, Herr Jäger, Schreiner, trug bei der Feier für Herrn Landtags=Abgeordneten C. Crämer und Genossen folgendes von ihm verfaßte Gedicht vor:

Heunt is der Tog, on den mer kumma
Und lau'n un're Stimma brumma
Für an Moh, den Jeder kennt,
Und Nürnberg stets mit Achtung nennt.

Es is Herr Crämer, dem dös gilt,
Herrn Brater und Herrn Lengenfeld,
Und all' no, döi im Herzen drinn
Für's Volk no hob'n an grod'n Sinn.

Denn wo döi Männer g'handelt hob'n,
Hob' me höir'n in de Zeiting lob'n, —
Ner d'Schwarzen denk'n in ihr'n Sinn:
Wärn's ner z'samm in Sibirien drinn.

Es haut's von uns a Jeder g'wißt,
Daß dau nit viel meih'r z'machen is,
Wenn Jeder on si selber denkt,
Nau wer'n d'Ried'n su verschrenkt.

Denn dösmol wor's waß Gott ka G'spaß
Denn döi mach'n an'n des Leben haß;
Doch sen's ditz schöi g'sund wieder dau,
D'rum sen mer alli herzli frauh.

Wir danken Ihnen für Ihr Möih,
Des, denk i, wern's scho verstöih,
Und nehmen Sie's halt, wöi's is, mit,
Denn besser konn ih's ganz g'wiß nit.

Un bleiben's su em Volk ner treu,
Wir wer'n immer dankbar sei:
I woaß, daß dau kan Ord'n git,
Doch dau d'rum kümmern Sie si nit.

A dankbar's Herz is meiher werth
Für den, der nauch kan Glanz begehrt,
D'rum drei Mal Hauch dem broaven Moh,
Der si für's Volk su bergeb'n koh.

Wort=Räthsel.

Welches einsilbige deutsche Wort bezeichnet zugleich: 1) einen berühmten Staatsmann, 2) einen Ort im Canton Schaffhausen, 3) ein Schloß in Nassau, 4) ein Gewicht, 5) eine Krankheit, 6) etwas im Dominospiel Vorkommendes, 7) etwas in der Mineralogie oft Genanntes.

Auflösung des „Räthsels" in Nro. 45 der Sonntags=Beilage vom 10. November 1861.

Spiegel.

Richtige Auflösungen gingen ein von: G. T. — Theodor und Emma P. — J. K.... — M.

Zur Lösung der „Sprachlichen Aufgabe" in der Sonntags=Beilage Nro. 45 vom 10. November 1861,

wurden uns von X., D. K. und St.....rg unter Andern folgende 32 Redensarten mit je zwei Hauptwörtern gleichen Klanges oder gleicher Anfangsbuchstaben eingesendet:

Ueber Stock und Stein — Durch Dick und Dünn — Mit Kind und Kegel — Von Haus und Hof — Mit Mann und Maus — Mit Lust und Lieb' — Mit Sing und Sang — Mit Rumpf und Stumpf — Mit Schiff und Schaff — Mit Rath und That — Voll Lug und Trug — Stein und Bein — In Saus und Braus — Mit Geld und Gut — Auf Knall und Fall — Mit Sack und Pack — Ohne Ruh und Rast — Auf Weg und Steg — Durch Thür und Thor — In Feld und Wald — Mit Gut und Blut — Hangen und Bangen — Scheiden und Meiden — Hoffen und Harren — Leben und Weben — Nacht und Nebel — Eile mit Weile — Auf Schritt und Tritt — Jugend hat keine Tugend — Liebe Freund und Feind — Glück und Glas — Wahl macht Qual.

Viktualien=Preise in Augsburg im Monat Oktober 1861.

	fl.	kr.	pf.	bis fl.	bis kr.	bis pf.
1 Pfund feine Rollgerste	—	14	—	—	—	—
1 Pfund mittlere Rollgerste	—	12	—	—	—	—
1 Pfund grobe Rollgerste	—	10	—	—	—	—
1 Vierling Erbsen	1	—	—	—	—	—
1 Vierling Linsen	1	15	—	—	—	—
1 Vierling Hirsen	2	8	—	—	—	—
1 Vierling Hanfkerner	—	12	—	—	—	—
1 Vierling Haberkern	2	8	—	—	—	—
Bei dem k. Salzfaktorie dahier						—
Kochsalz, 1 Fäßel zu 150 Pfund	9	39	—	—	—	—
Kochsalz 1 Sack zu 134 Pfund	6	29	2	—	—	—
Kochsalz 1 Pfund bei den Hucken	—	4	—	—	—	—
Viehsalz 1 Centner	2	9	—	—	—	—
Viehsalz, 1 Fäßel zu 250 Pfund	5	22	2	—	—	—
Dungsalz, 1 Fäßel zu 650 Pfund	7	15	—	—	—	—
1 Centner nasses Unschlitt	27	—	—	—	—	—
1 Centner ausgelassenes Unschlitt	37	—	—	—	—	—
1 Pfund gegossene Lichter	—	27	—	—	—	—
1 Pfund gezogene Lichter	—	25	—	—	—	—
1 Pfund Seife	—	16	—	—	—	—
1 Centner Heu	1	33	—	—	—	—
1 Centner Ohmet	1	29	—	—	—	—
1 Centner Roggenstroh	1	13	—	—	—	—
1 Centner Gerstenstroh	—	48	—	—	—	—
1 Centner Haberstroh	—	52	—	—	—	—
1 Maaß unabgerahmte Milch	—	4	—	—	—	—
1 Maaß abgerahmte Milch	—	2	—	—	—	—

	fl.	kr.	pf.	bis fl.	bis kr.	bis pf.
1 Metzen weiße Rüben	—	15	—	—	—	—
1 Vierling bayer. Rüben	—	20	—	—	—	—
1 Metzen weiße Kartoffel	—	45	—	—	—	—
1 Metzen rothe Kartoffel	—	42	—	—	—	—
1 Pfund gedörrte Zwetschgen	—	5	—	—	—	—
1 Pfund gedörrte Kirschen	—	14	—	—	—	—
1 Pfund Hechte	—	24	—	—	—	—
1 Pfund Karpfen	—	18	—	—	—	—
25 Stück Frösche		8	—	—	10	—
1 Pfund Krebse	—	24	—	—	36	—
1 Pfund geräuchertes Fleisch	—	32	—	—	—	—
1 Pfund Leinöl	—	22	—	—	—	—
1 Pfund Schmalz	—	30	—	—	32	—
1 Pfund Schweizer-Butter	—	28	—	—	30	—
1 Pfund Land-Butter	—	26	—	—	26	—
3 Eier	—	4	—	—	—	—
1 Spanferkel	—	—	—	—	—	—
1 Gans in Federn	1	12	—	1	18	—
1 gerupfte Gans	1	12	—	1	36	—
1 Gansjung	—	14	—	—	—	—
1 Ente in Federn	—	30	—	—	33	—
1 gerupfte Ente	—	24	—	—	36	—
1 Entenjung	—	3	—	—	6	—
1 Indian	2	24	—	2	48	—
1 alter Hahn	—	18	—	—	24	—
1 alte Henne	—	20	—	—	27	—
1 Huhn	—	15	—	—	18	—

	fl.	kr.	pf.	bis fl.	bis kr.	bis pf.
1 paar Tauben	—	14	—	—	18	—
Eine Maaß Kirschenwasser	—	48	—	1	—	—
Eine Maaß guter Fruchtbranntwein	—	20	—	—	—	—
Eine Maaß geringer Branntwein	—	16	—	—	—	—
Eine Maaß Weinessig	—	12	—	—	—	—
Eine Maaß Bieressig	—	4	—	—	—	—
Eine rohe Zunge	1	30	—	1	36	—
Eine geräucherte Zunge	1	36		1	48	—
1 Pfund Hirschwildpret	—	12	—	—	16	—
1 Pfund Rehwildpret	—	12	—	—	24	—
1 Pfund Schwarzwildpret	—	—	—	—	—	—
1 Fasan	—	—	—	—	—	—
Eine Wildente	—	24	—	—	40	—
1 Rebhuhn	—	24	—	—	36	—
Eine Schnepfe	—	42	—	—	54	—
1 Haase mit Jung	—	54	—	1		—
1 Haase ohne Jung	—	36	—	—	48	—
1 Pfund feiner Flachs	—	30	—	—	32	—
1 Pfund mittlerer Flachs	—	24	—	—	26	—
1 Pfund Werg	—	10	—	—	12	—
1 Pfund Schafwolle	—	48	—	—	54	—
1 Klafter Buchenholz	19	10	—	—	—	—
1 Klafter Birkenholz	16	18	—	—	—	—
1 Klafter Föhrenholz	13	1	—	—	—	—
1 Klafter Fichtenholz	11	34	—	—	—	—
1 Fuder weiche Kohlen	3	45	—	—	—	—
1000 Stück Torf	2	2	—	—	—	—

Sonntags-Beilage

zum

Augsburger Anzeigblatt.

Nummer 47. 24. November 1861.

Ein Winkel-Consulent.

(Schluß.)

In dem Keller an der Stralauer Brücke saß der Winkel-Consulene August Hartmeier in seinem Bureau. Der reiche Schulze war dahin zurückgekehrt. Er hatte zwei Menschen von zerlumptem Aeußeren, von zweideutigem Aussehen mitgebracht.

Das sind die Leute, Herr Advokat. Besprechen Sie sich nun mit ihnen.

Der Winkel-Consulent besprach sich mit ihnen. Ihr kennt das Mädchen, von dem die Rede ist?

Wir kennen sie.

Sie dient auf dem Schlosse des Edelmanns?

Als Kammerjungfer.

Auf das Schloß kam oft Besuch?

Sehr oft.

Auch von Garde-Offizieren aus Berlin?

Es kommen oft Offiziere aus Berlin hin.

Sie machten sich mit dem Mädchen zu thun?

Die beiden Menschen sahen einander an.

Nun das Mädchen war hübsch?

Hübsch war sie.

Junge Offiziere machen sich gerne mit hübschen Mädchen zu schaffen, thun schön mit ihnen, geben ihnen nach!

Ja, ja.

Sie sind auch dem Mädchen nachgegangen. Ihr habt das Mädchen dann mit dem einen, dann mit dem andern allein gesehen, im Schloßpark. Es ist doch ein Park hinter dem Schlosse?

Ja, es ist einer da

Und in dem Park ist ein Pavillon?

Ja, ein Lusthaus' hinten nach der Chaussee zu.

Eins oder mehrere?

Nur eins.

Gut. Ihr habt also gesehen, wie sie mit den Offizieren, bald mit diesem, bald mit jenem allein in den Pavillon oder das Lusthaus gegangen ist?

Die beiden Menschen sahen nicht mehr einander an. Ja, das haben wir gesehen, versicherten sie dreist.

Und Ihr könnt es beschwören?

Mit gutem Gewissen.

Ihr seyd auch bereit, eine Schrift, die ich sogleich darüber aufsetzen werde, zu unterschreiben?

Wir sind auch dazu bereit.

Wohl. Der Winkel-Consulent setzte sich hin, zu schreiben. Wie heißt Ihr?

Die beiden Menschen nannten ihren Namen.

Wie heißen Sie? Schulze?

Schulze Baumgärtner.

Aus welchem Dorfe?

Aus Breskow.

Der Winkel-Consulent stutzte. Aus Breskow?

Ja, Herr Advokat.

Der Winkel-Consulent wollte weiter fragen. Ein Geräusch in der Kellerstube, unmittelbar vor seinem „Bureau“, unterbrach ihn.

Sie dürfen da nicht hineintreten, hörte man laut zurückweisend die Stimme des Wirths sagen. Aber unmittelbar darauf öffnete sich doch rasch die Thür des Hinterstübchens, und in der Thür erschien ein schönes, blasses, junges Weib, mit einem Säugling in ihrem Arme. Ein hoher Muth, ein fester Entschluß hatten auf die feinen, bleichen Wangen eine leichte Röthe gehaucht.

Louise Hartmeier sah ihren Vater, sie sah den Schulzen Baumgärtner, den Vater ihres Verführers, ihren heftigen Gegner, sie sah die beiden zweideutigen Menschen aus dem Dorfe. Sie wurde nicht überrascht, sie schien das alles hier erwartet zu haben, nur ihre Erwartung bestätigt zu finden. Sie wandte sich an den Schulzen.

Schulze, ich hatte schon im Dorfe gehört, daß Sie noch ein letztes Mittel gegen mich versuchen, daß Sie an den Advokaten an der Stralauerbrücke sich wenden wollten. Ein Mann aus dem Dorfe, der mir in der Straße begegnete, sagte mir, daß er Sie mit diesen beiden Männern in diesen Keller habe gehen sehen. Geben Sie Sich keine Mühe weiter gegen mich, Schulze. — Sie sprach fest, klar, ruhig. Der Schulze sah sie verwundert an. Der Vater starrte sie ohne Bewegung und Sprache an. Der Winkel-Consulent war durch ihr plötzliches Erscheinen betroffen, als wenn es ihm die Besinnung genommen habe. Er konnte nur zu seinem Schnapsglase langen, das neben ihm stand. Er leerte es mechanisch.

Das Mädchen fuhr mit ihrer ruhigen und klaren Stimme fort: Schulze, Sie stehen hier im Begriff, mich zu einer schlechten Person machen zu wollen, damit ich zum Eide nicht zugelassen werde. Sparen Sie Sich die Mühe. Ich will mich mit Ihnen vergleichen.

Vergleichen!

Das Wort gab dem Winkel-Consulenten die Besinnung zurück, wohl nur die halbe. Die andere Hälfte hielt der Schnaps gefangen. Nichts da! rief er heftig. Wer will sich hier vergleichen? Ich leide es nicht. Das Mädchen kann sich nicht vergleichen. Sie steht unter meiner väterlichen Gewalt; ich protestire.

Das Mädchen sah ihn mit ihrem ruhigen, edlen Stolze an. Mit Ihnen nachher, Vater!

Er wich unwillkürlich zurück.

Sie fuhr zu dem Schulzen fort. Sie boten mir früher zweihundert Thaler, wenn ich meine Klage zurücknehmen wolle. Ich nehme jetzt Ihr Anerbieten an.

Hundert Thaler, sagte der filzige, großsprecherische Bauer.

Hundert denn! erwiderte mit Verachtung das Mädchen. Bleiben Sie bei Ihrem Anerbieten?

Ja.

So nehme ich es an, aber unter der Bedingung, daß Sie mir auf der Stelle dreißig, oder auch nur zwanzig Thaler auszahlen.

Hier sind dreißig Thaler.

Jetzt zu Ihnen, Vater. Schreiben Sie das alles nieder, was diese Menschen Schlechtes von mir sagen sollten. Schreiben Sie es nieder, als mein Bekenntniß, als mein Zugeständniß. Ich werde es unterschreiben.

Aber machen Sie rasch; schreiben Sie, der Sohn dieses Mannes ist nicht der Vater meines Kindes. Ich habe die Klage falsch gegen ihn angestellt. Ich bin eine schlechte, liederliche Person.

Bekennt Sie das? fragte der Bauer.

Ja, ich bekenne es.

Vor diesen Zeugen?

Laut vor diesen Zeugen.

Das ist mir genug, ich bedarf der Schrift nicht. Hier, nehme Sie das Geld, den Rest zahle ich Ihr morgen.

Sie nahm die dreißig Thaler, die der Bauer auf den Tisch gezählt hatte. Sie wollte sich damit entfernen, aber es war zu Ende mit ihrer Kraft; sie sank auf eine Bank nieder. Ein Strom von Thränen stürzte aus ihren Augen auf das Kind in ihren Armen. Sie riß das Kind an ihre Brust. Armes, armes Geschöpf! Du hast keinen Vater mehr, du bist der Schande verfallen, wie deine Mutter! — Aber sie, sie sind gerettet! Sie sprang auf, sie flog aus dem Keller, die Treppe hinauf, in die Straße.

Als man sich darauf aber nach ihrem Vater umsah, erblickte man ein verzerrtes Gesicht, ein stieres, glanzloses Auge. Zu dem Wahnwitze des Winkel-Consulenten hatte sich der Wahnsinn gesellt.

Es ist ein weiter Weg vom Schloßplatze bis zum Stralauerplatze in Berlin, von dem Platze der Hoheit, des Glanzes, des Reichthums, bis zu dem Platze, an dem die Armuth, die Sorge, das Elend wohnen.

Die Frau des Winkel-Consulenten konnte den Weg nur unter Anstrengung aller ihrer Kräfte, nur langsam und mühsam zurücklegen. Sie hatte in ihrer Ermüdung und Erschöpfung lange an dem Steine auf dem Schloßplatz sich aufgehalten. Sie hörte die Glocke auf der Werder'schen Kirche halb zwölf schlagen, als sie sich wieder auf den Weg machte.

Noch eine halbe Stunde! Nur noch eine halbe Stunde! Aber sie glaubte innerhalb der halben Stunde ihre Wohnung zu erreichen, noch früh genug bei ihren Kindern, bei der Kranken zu seyn, das Herbeischaffen des Geldes mittheilen, und so, wenn auch ihre Tochter sich um einige Minuten verspäten sollte, die Exmission aufhalten, verhindern zu können. Sie beeilte ihre Schritte. Sie legte die Poststraße, den Molkenmarkt, die Stralauerstraße zurück. Sie überschritt die Stralauerbrücke. Sie kam an dem Keller vorbei, in dem das „Bureau“ ihres Mannes war, in dem in diesem Augenblicke auch ihre Tochter sich befand. Daß ihr Mann da war, wußte sie: von der Anwesenheit ihrer Tochter hatte sie keine Ahnung. Sie ging mit einem schweren Seufzer vorüber an dem Aufenthaltsorte des Mannes, der ihr Leben vernichtet, ihre Kinder dem Elende Preis gegeben hatte.

Hätte sie vorübergehen können, wenn sie gewußt hätte, daß auch ihre unglückliche Tochter in dem Keller war und in diesem Augenblicke das schwerste Opfer, das Opfer ihrer Ehre brachte, und für sie, für ihre anderen Kindee brachte? Sie ging weiter, in die Holzmarktstraße hinein. An die Holzmarktstraße stößt unmittelbar der Stralauerplatz. Aber die Straße ist lang, lang; die Glocke hatte schon drei Viertel auf zwölf geschlagen, als die Frau sie betrat. Sie hatte in dem Geräusche der Straße, in jener von Kirchen entfernten Gegend die Glocke nicht gehört. Sie hatte nicht berechnet, daß ihre Schwäche ihren sonst schnelleren Schritt hemmte. Als sie in der Mitte der Straße war, hörte sie hinter sich auf der Waisenhauskirche die Uhr zwölf schlagen. Sie erschrack. Zwölf! Die letzte Frist! Er schwor es, er ist eigensinnig, hartherzig; er war immer auf die Minute da — Er wird doch kein Unmensch seyn! Ich verdoppele meine Schritte, ich bin in acht bis zehn Minuten da.

Sie verdoppelte ihre Schritte, sie versuchte es wenigstens. Aber als sie die Nähe der Schillingsbrücke erreicht hatte, als sie unmittelbar vor dem Stralauerplatze stand, als sie nur noch wenige, vielleicht zwanzig Schritte zu machen hatte, um ihre Wohnung sehen zu können, fiel die arme Frau zusammen; ihre Füße trugen sie nicht mehr weiter. Die Eile, die Angst, die Ansteengung aller Art hatten dem schwachen Körper seine letzte Kraft genommen. An der Treppe eines Hauses sank sie nieder, völlig erschöpft, einer Ohnmacht nahe. Sie fühlte, wie ihre Kräfte dahin waren, sie fühlte, wie der Kopf ihr schwindelte. Es ist vorbei! Ich sterbe! O, meine armen Kinder! Der Kopf sank ihr auf die Brust, sie hatte das Bewußtseyn verloren, sie lag in einer tiefen Ohnmacht. Ein Schmerzens-, ein Jammerruf brachte sie in das Leben zurück.

Mutter, arme Mntter, stieb nicht! .... Ihre älteste Tochter hatte sich über sie gebeugt.

Mitleidige arme Frauen der Nachbarschaft rieben ihr die Schläfen mit Essig; so kam sie wieder zu sich. Ihr erster, ihr einziger Gedanke waren ihre Kinder. Es ist zu spät! rief sie.

Ich bringe Geld, Mutter.

Eile voraus, Kind! Aber ihre furchtbare Angst gab ihr selbst Kräfte. Mit Hülfe der Frauen, die sie unterstützten, konnte sie der Tochtee folgen. Sie erreichte ihre Wohnung, es war zu spät. Der Eigenthümer des Hauses war pünktlich gewesen. Die wenigen Betten der armen Familie, der geringe Hausrath der Armuth, den auch die gerichtliche Execution nicht angreifen darf, lag in dem Regen auf der Straße. Die beiden jüngsten Kinder standen weinend und vor Frost zitternd daneben. Aber es war noch nicht Alles zu spät. Die kranke Mathilde lebte noch; sie lag in ihrem Bette auf einer Tragbahre. Zwei Männer, im Begriffe, die Bahre fortzutragen, zur Charité, waren bei ihr. Das Kind glich einem sterbenden Engel auf der Todtenbahee. Es sah seine Mutter.

Mutter, Mutter, ich sterbe doch bei dir!

Bei mir, in meinen Armen, mein Kind.

So geschah es.

Es ist zu spät, sagte auch achselzuckend der Hauseigenthümer. Bis Glock Zwölf hatte ich Frist gegeben, keine Minute länger. Als Christ, als Mensch, als Berliner Bürger muß ich mein Wort halten.

Die Tochter Louise konnte nur noch für eine zweite Tragbahre sorgen. Die erschütternden Ereignisse des Tages hatten den Lebenskeim in dem Körper ihrer unglücklichen Mutter völlig vernichtet. Die Mutter und das kranke Kind wurden zusammen zur Charité gebracht. Die andern Kinder brachte die Schwester in der Nachbarschaft unter. Acht Tage später wurden die Mutter und ihr Kind Mathilde auf derselben Todtenbahre aus der Charité auf den Kirchhof getragen. Der Winkel-Consulent endete im Irrenhause.

Das Wirthschaftsgeld der Hausfrau.

Von Amely Bölte.

Ausgabe und Einnahme in ein richtiges Verhältniß zu bringen, ist eine schwer zu erlernende Kunst, in welcher gar viele Menschen bis an ihr Ende Stümper bleiben. Wie in einem Staate das materielle Wohl des Volkes von dem Talente des Finanzministers abhängig ist und eine leere Schatzkammer den Ruin vieler Familien nach sich zieht; so auch liegt in der Hand der Hausfrau das Wohlbefinden der verschiedenen Mitglieder ihres kleinen Kreises.

Ein Jeder soll sich freilich nach seiner Decke strecken können; allein die Länge und Kürze dieser Decke ist Bedingungen unterworfen. Sie verlängert sich nicht; doch kann man sie hierhin und dorthin zupfen und dadurch unzureichend machen, während eine geschickte Hand jede Blöße zu vermeiden wüßte.

Der Herr des Hauses kennt nicht in allen Fällen seine Jahres-Einnahme; immer aber wird er sich ungefähr einen Ueberschlag machen und, dem entsprechend, seiner Frau ein Monatsgeld zur Bestreitung des Haushaltes auszahlen. Die junge Gattin hat meistens noch keine Summen in der Hand gehabt und findet sich darum im Besitze so vieler Thaler außerordentlich reich. Allein wie schnell laufen diese davon, wenn sie die Groschen nicht festzuhalten versteht. Mit dem besten Willen gelingt es daher so Mancher von ihnen nicht, mit dem zugestandenen Budget auszureichen, ohne daß man ihr nachweisen könnte, wo sie eigentlich gefehlt habe; denn allem Anscheine nach hatte sie sich keiner unnützen Ausgaben anzuklagen.

Ihr Geld ist zu Ende. Sie begreift selbst nicht, wie es so schnell habe gar werden können. Die ersten Wolken sammeln sich auf der Stirne des Hausherrn. Er weiß ihr nicht zu rathen und doch muß es anders werden, das sieht er ein. Seine junge Ehe begann so heiter, so hoffnungsvoll, er rechnete so sicher auf ein behagliches Leben, auf Glück; und nun steht die Sorge mit einem Male vor seiner Thüre und zeigt ihm ihre drohende Miene.

Die junge Frau weint.

Das Ungewitter zieht damit vorüber; doch weissagt es neue Stürme, weil die Wolken geblieben sind. Diese verlieren sich nicht mehr. Schaffe man auch Blitzableiter an, das Haus wird ewig vor dem hellen Strahle zu zittern haben und ein trauriges Haus wird es bleiben, so lange es steht, denn vor dem Minus in der Kasse flieht das Wohlbefinden. Man könnte ein solches Haus mit einem Kreuze bezeichnen; denn wer über die Schwelle tritt, den weht es kalt darin an.

Wie ist aber dies zu vermeiden?

Auf dem Punkte, auf dem wir angekommen sind, ist es dazu bereits zu spät.

Dieß leidige „zu spät!"

Was Hänschen nicht gelernt hatte, das lernt Hans nun wohl nimmermehr! Wer stets en gros verkaufte, wird nie einen guten Detailhandel mehr führen können; das Umgekehrte findet sich häufig.

Die Kunst der Sparsamkeit ist nicht die schönste, aber doch die wichtigste allee Künste und wäre es werth gewesen, daß die Griechen sie mit einer zehnten Muse bedacht hätten, denn nur eine Frau kann gerade über dieser würdig zu Gerichte sitzen, weil sie den Grundstein zu allem Glücke in der Familie legt und die Palme des häuslichen Friedens in der Hand trägt.

Aber, wie jede Kunst, so bedarf auch diese einer strengen Lehrzeit. Ein Mädchen, das diese Schule mit Erfolg durchgemacht hat, wird allein die rechte Hausfrau seyn; denn mit der Ehe lernt sie es nicht mehr, die Thaler lassen sie den Werth des Groschen dann schon übersehen. An der kleinen Münze findet nur die kleine Weltenbürgerin das richtige Gefallen. So wie das Kind zum ersten Male den Wunsch äußert, Geld zu besitzen, muß sich an die Gabe des Groschens die Frage knüpfen: was es nun Nützliches dafür zu kaufen gedenke? Fort und fort muß es zu dieser Rechenschaft gezogen und immer wieder darauf hingeleitet werden, erst wohl zu überlegen, bevor es etwas kaufe, weil kein Pfennig in die eigene Tasche zurückkehre und es Verstand zeige, ihn gegen einen brauchbaren Gegenstand umgewechselt zu haben.

Und besteht hierin nicht auch die ganze Kunst unseres Lebens? Liegt nicht der Begriff vom Werthe des Geldes nur darin, daß wir uns seines Besitzes entäußern, um das zu erhalten, was zu der wirklichen Annehmlichkeit des Lebens beiträgt? Nicht zu früh kann man dem Kinde dieß recht fühlbar machen.

Sowie das kleine Mädchen zu rechnen gelernt hat und schreiben kann, bewilligt man ihm ein Taschengeld und lasse es seine Einnahme und Ausgabe in ein dazu geheftetes Büchlein eintragen. Man beginne mit einem Groschen jede Woche zu Schreibfedern und Griffeln, was es darin erübrigt, verwende es, wie es Lust hat. Seine Mutter lese in dem Buche nach, wo das Geld geblieben ist und spreche mit ihm darüber.

Auf diese Weise lehrt sie es nachdenken, bevor es kaufe, und bildet seinen Verstand: denn was heißt bilden, als den idealen Maßstab anlegen und dann feilen? — Eine Näscherei zu kaufen, muß als etwas Unwürdiges gänzlich verpönt seyn, denn dasselbe Geld reicht hin, Jemandem eine Freude zu bereiten oder einen Hungrigen zu sättigen. Das Ehrgefühl des Kindes erhebt sich nach und nach zu dieser Anschauung von einem würdigen Gebrauche des Geldes.

Die Hausfrau spart und versagt sich Manches, um den Nothpfennig zurückzulegen. Die Tochter hört das, sie erlebt es mit und die Stunde schlägt endlich, wo sie die Wohlthat dieses Nothpfennigs selbst erfährt. Sie segnet nun die Entbehrungen ihrer Mntter und liebt sie jetzt nicht nur, sondern verehrt sie auch.

Der Vater stirbt. Wie schwer wird es dann der Wittwe, die Erziehung der Kinder auf dem angefangenen Fuße fortzusetzen. Beide Eltern kann der Tod abrufen. Das kleine mühsam zurückgelegte Kapital ist nun der Waisen einzige Aushilfe.

Eine solche Vorsorge hat ihr Glück und bringt ihren Segen mit sich; denn jeder denkende Mensch soll für den Schatten in der Zukunft gerüstet seyn. (Schluß folgt.)

Die Geistlichkeit in Frankreich.

Wir entnehmen der allgemeinen deutschen Strafrechtszeitung nachstehende höchst interessante Mittheilung:

Vor einiger Zeit erschien in Paris in allen Buchhandlungen eine Broschüre unter dem Titel „Crimes, délits, scandales au sein du clergé pendant ces derniers jours." Obwohl dieselbe thatsächlich nichts enthielt, was nicht bereits in den Berichten über gerichtliche Verhandlungen beglaubigt worden war, so schien eine summarische Zusammenstellung, ein Additionsexempel der kürzlich von Geistlichen

verübten Verbrechen dem Gebrauch der Buchdruckerpresse wenig zu entsprechen. Aus solchen Gründen oder aus Gefälligkeit für den Buchhandel wurde das kleine Buch verboten.

Während die Geschichte der Bourbonen und der Julimonarchie nur sehr wenige Verbrechen der Geistlichkeit in den Annalen der Rechtspflege verzeichnet, und einzelne Vorkommnisse, wie der Prozeß gegen den Abbé Mingrat (1822) wegen Nothzucht und Mordes, gegen Abbé Contrafatto wegen gewaltsamen Angriffs auf die Schamhaftigkeit (1827), auf den Pfarrer Delacollonge wegen Mordes (1836) und gegen den Bruder Léotade (1837) der Welt lange Zeit hindurch Stoff zu boshaften Gesprächen lieferten, ja sogar den Anlaß zu einer eigenen Literatur wurden, fängt man allmählig an, die Geistlichkeit milder zu beurtheilen, seitdem die Verbrechen unter ihren Mitgliedern häufiger werden und den Reiz des Unerhörten verlieren. Nach französischer Auffassung dabei muß das Cölibat regelmäßig als Milderungsgrund gelten.

Auffallend ist es insbesondere, daß die Geschlechtsverbrechen der Geistlichen in Frankreich — oder doch die gerichtliche Verfolgung derselben — seit dem Ende des italienischen Krieges so bedeutend zugenommen haben. Wie man von sciences morales et politiques spricht, so fühlt man sich versucht, auch von défauts moreaux et politiques zu reden. Zwischen der Uebertretung des siebenten Gebots und der kirchlichen Politik scheint ein Zusammenhang zu bestehen, über welchen das ministère public in Frankreich vielleicht unterrichtet ist. Allein auch andere Verbrechen scheinen der Geschmacksrichtung des geistlichen Standes gegenwärtig besonders zuzusagen – Verbrechen, welche in seinen Augen vielleicht als Tugenden erscheinen, wir meinen die Entführung zu frommen Zwecken der Bekehrung, bei welchen man zuweilen kleine Israeliten männlichen Geschlechts, häufiger indessen junge Mädchen von angenehmem Aeußern betheiligt findet. Die Verbrecherstatistik seit 1859 weist folgende Urtheilssprüche in Frankreich auf:

Im Jahre 1859 fünf Nonnen zu Courtrai zu Gefängniß wegen Entführung. Im Jahre 1861, 1) Untersuchung gegen die Klosterdamen von Hautroge wegen gewaltsamer Freiheitsberaubung zu religiösen Zwecken; 2) Untersuchung gegen den Pfarer Bogaerts und Genossen in Belgien wegen desselben Verbrechens, bei welchem der Gebrauch falscher Pässe gerichtlich konstatirt wurde; 3) Verurtheilung des Abbé Mallet zu Reclusionsstrafe wegen Entführung mehrerer Töchter jüdischer Eltern und Unzucht: 4) Verurtheilung des Bruders Hugo in Belgien zur Todesstrafe wegen Brandstiftung; 5) Verurtheilung des Pater Arbange zu Aid wegen öffentlicher Verletzung der Schamhaftigkeit; 6) Verurtheilung des Pfarrers Grélat vor den Assisen des Cher wegen mehrfacher, theils gewaltsamer, theils nicht gewaltsamer Unzucht an unerwachsenen Personen; 7) Verurtheilung des Abbé Gurlino zu Turin wegen desselben Verbrechens, begangen an seinen Schülerinnen; 8) Verurtheilung des Priesters Taon zu Nizza wegen Nothzucht; 9) Verurtheilung des Bruders Letocus zu Angers wegen Sodomie an Zöglingen; 10) Verurtheilung des Bruders Casimir des Anges zu Angers wegen desselben Verbrechens; 11) Verurtheilung des Bruders Maria Agathon vor den Assisen des Main-et-Loire wegen Sodomie an sechszehn seiner Fürsorge anvertrauten Knaben; 12) Verurtheilung des Bruders Perréon vor den Assisen zu Chateauroux zu lebenslänglichem Zuchthaus wegen mehrfacher theils gewaltsamer, theils nicht gewaltsamer Unzucht an unerwachsenen Personen; 13) Untersuchung zu Courtrai gegen den Bruder Van Brakom wegen gleicher Verbrechen; 14) Untersuchung gegen mehrere Brüder zu Saintes wegen Unzucht; 15) Untersuchung gegen den Jesuiten Bernier zu Bordeaux wegen Sodomie.

Alle diese Verbrechen gehören den ersten vier Monaten des Jahres 1861 an, da der Verfasser seine Liste am 12. Mai ds. Js. geschlossen hat. An seine Aufzählung knüpft derselbe folgende Betrachtungen:

Sollte Angesichts solcher Thatsachen die Regierung den Klöstern nicht dieselben Beschränkungen auferlegen, welche für weltliche Erziehungsanstalten gelten; sollte insbesondere nicht die Regel Platz greifen, welche die Aufnahme unerwachsener Personen ohne elterliche Erlaubniß verbietet? Sollte endlich die Polizei nicht von Zeit zu Zeit sich durch strenge Aufsicht von der Beobachtung der Gesetze und Verordnungen in ähnlicher Weise überzeugen, wie dies bei öffentlichen Miethswohnungen (hôtels meublés) geschieht? So lange dies nicht geschieht, ist der gegenwärtige Zustand der Dinge ein für die Reinheit der Familie, und damit für die gesammte Gesellschaft gefährliches Privilegium. Man muß nämlich erwägen, daß die Entdeckung jener zahlreichen Verbrechen nicht etwa durch eine regelmäßige Aufsicht, sondern durch den bloßen Zufall herbeigeführt wurde.)

Ein Alpen-Vergißmeinnicht.

Bekanntlich hat die Innsbrucker Liedertafel ein Gedenkblatt für die Stadt Nürnberg bestimmt. Dasselbe ist nun eingetroffen und bietet dem Beschauer ein eben so sinnig ausgedachtes als herrlich ausgestattetes Bild. Es enthält unter Glas und Rahmen einen Kranz von 14 Arten getrockneter Alpenblumen, in dessen Mitte die Worte: „Erinnerung an den 20., 21., 22. und 23. Juli 1861. Von der Innsbrucker Liedertafel." Ein diesem ähnliches Blatt enthält die Gruppirungen der Blumen gezeichnet, mit deren Benennung (Alpen-Vergißmeinnicht; goldfarbenes Fingerkraut; Braunelle, gemeine; Edelweiß; mehlige Primel; Aurikel Platenigl; Edelweiß; Braunelle; Eis-Hahnenfuß; Alpen-Drottelblume; Platenigl; Alpenrose behaart; Edel-Raute; Edelweiß) und die Höhe der Berge auf denen sie wachsen. Ein weiteres Blatt enthält in Arabeskenverzierungen unten folgendes Gedicht sammt dem photographirten Porträt des Grafen Wolkenstein, des Vorstands der Innsbrucker Liedertafel. Dem Vernehmen nach werden die bisher eingelaufenen Erinnerungsgeschenke dem Publikum demnächst zur Ansicht ausgestellt werden.

Den hochherzigen Bewohnern der Stadt Nürnberg die dankbaren Sänger Tyrols.

Sind auch verhallt die muntern Lieder,
Die Eu're bied're Stadt durchrauscht,
Nie sterben die Gefühle wieder,
Die uns're Seelen ausgetauscht!

Ihr habt die Herzen Eu'rer Gäste
Erobert, wie mit Sturmesweh'n,
Ihr führtet uns zu einem Feste,
Wie Deutschland keines noch geseh'n.

Nicht können wir die Hand Euch reichen,
Die Ihr uns alle hochbeglückt,
D'rum haben wir als Dankeszeichen
Euch diese Blumen zugeschickt.

Verschmäht sie nicht, für Euch erkoren,
Ernährte sie die Alpenluft,
Ist auch ihr Bestes schon verloren,
Verstorben längst der süße Duft.

Noch blühten sie an jenem Tage,
Da Deutschlands Söhne sich vereint,
Durchzuckt von Einem Herzensschlage,
Daß Freudenthränen wir geweint!

Noch lebten sie an jenem Tage,
Sie sahen Deutschlands Morgenroth,
Dem Tod vermählt sich ohne Klage,
Wem solches Glück das Leben bot.

Der Tod des jungen Königs von Portugal

(er zählte erst 24 Jahre) ist eigentlich kein politisches Ereigniß, denn die Kämpfe im Innern von Portugal haben seit geraumer Zeit aufgehört; das Land erfreut sich aller Segnungen konstitutioneller Freiheit und konnte schon wegen seiner geringen Ausdehnung in europäischen Fragen kein Gewicht in die Wagschaale werfen. Dessenungeachtet verdient der verblichene Fürst eine freundliche Erinnerung. König Pedro V. war vielleicht kein hervorragender Geist, allein er besaß ein großes edles Herz. Man erinnert sich noch daran, wie vor einigen Jahren der kaum dem Jünglingsalter entwachsene König, als in seiner Hauptstadt das gelbe Fieber epidemisch wüthete, die Großen des Reichs, die mit dem Klerus an der Spitze die Flucht ergriffen, zum Bleiben aufmunterte und ihnen selbst mit glänzendem Beispiel voranging, wie er täglich die Spitäler besuchte, den Kranken Trost spendete und seine Privatchatoulle leerte, um die Lage der Unglücklichen zu erleichtern. Ein solcher Fürst wird allerdings in der sogenannten Weltgeschichte nur ein kleines Plätzchen einnehmen, und selbst die wenigen Zeilen, die ihm gewidmet werden dürften, hat er obendrein zum großen Theile dem Kaiser Napoleon zu verdanken, welcher wegen dem „Charles Georges" mit dem kleinen Vetter Händel anfing; allein die Zeitgenossen erfüllen eine Pflicht, wenn sie mit warmer Theilnahme eines Monarchen gedenken, welcher die in jeder andern Lebenssphäre so einfache, auf dem Throne aber so schwer zu übende Kunst verstand, — Mensch zu seyn. Da König Pedro kinderlos starb (seine Gattin, Prinzessin Stephanie von Hohenzollern-Sigmaringen war ihm nach kurzer Ehe vorangegangen), wird nun der um ein Jahr jüngere Bruder des verstorbenen Königs, Louis Philipp, Herzog von Oporto, den Thron Portugals besteigen.

Gemeinnütziges.

Zur Rattenvertilgung. Ein bewährtes Mittel, Ratten zu vertilgen, bietet die Anwendung der sogenannten Hundszunge (Cynoglossum officinale, Linné) dar, gegen welches dieselben eine solche Abneigung haben, daß sie die Gebäude, wohin diese Pflanze gestreut wird, längstens in einem Tage verlassen. Man zerquetscht die Stengel und streut sie an den Ort, welchen man säubern will. Zu diesem Behufe muß sie Anfang Sommers, wenn sie in voller Kraft steht, gesammelt werden. — Es ist dabei aber Nachbarnpflicht, auch die Hausnachbarn mit der Hülfe bekannt zu machen, weil die Ratten aus einem Gebäude gewöhnlich in die zunächstgelegenen ziehen.

Viehfutter aus Knochen. Gebrannte Knochen mit Salzsäure aufgelöst, mit Ammoniak und kohlensaurem Ammoniak versetzt, bilden einen Niederschlag, der, ausgewaschen, getrocknet, zerrieben und dem Futter in kleinen Portionen beigemischt, das Wachsthum der Knochen der Thiere bedeutend befördern soll.

Mittel gegen Schweiß an den Händen. Der Schweiß an den Händen, an welchen manche Personen leiden, ist besonders den Damen bei feinen Stickereien und andern feinen Arbeiten sehr unangenehm. Das Reiben der Hände mit Schwefelblumen ist ein so sicheres als unschädliches Mittel.

Ein deutsches Lied.

O Tannenbaum, o Tannenbaum,
Wie grün sind deine Blätter!
Du schaust so schwarz und düster drein,
Meinst wohl, Deutschland sollt' einig seyn,
O Tannenbaum, o Tanenbaum,
Wie grün sind deine Blätter!

O Sangverein, o Turnverein,
Wie oft darfst du noch tagen!
Das Licht thut ja den Augen weh,
Das ist ein alter, alter Schnee:
O Sangverein, o Turnverein!
Wie oft darfst du noch tagen!

O Königsberg, o Königsberg,
Du Hochgebenedeite!
Du weißt, woher das Königthum,
Und was des Volkes Stolz und Ruhm,
O Königsberg, o Königsberg,
Du Hochgebenedeite.

O Eisenbahn, o Eisenbahn,
Wie schnell bringst du uns weiter!
Das fremde Gut, schnell bringst du's fort,
Das heim'sche liegt an sicherm Ort,
O Eisenbahn, o Eisenbahn,
Wie schnell bringst du uns weiter!

O Hessenland, o Hessenland,
Wie ist so groß dein Segen!
Wer hat solch Regiment wie du,
Welch Land drückt so wie dich der Schuh,
O Hessenland, o Hessenland,
Wie ist so groß dein Segen!

O deutsches Reich, o deutsches Reich,
Wie magst du denn noch bangen!
Der Handkuß hat's besiegelt doch,
Die deutsche Treu sie stehet noch:
O deutsches Reich, o deutsches Reich,
Wie magst du denn noch bangen!

O deutsches Volk, o deutsches Volk,
Verlier' nur nicht dein Hoffen!
So long Hannover deutsch sich nennt,
Schandthaten mit Medaillen krönt,
O deutsches Volk, o deutsches Volk,
So lang noch darfst du hoffen!

O schöner Traum, o schöner Traum,
Vom goldnen Freiheitsmorgen!
Die Hoffnung hot ein großes Loch,
Vielleicht, vielleicht wirds besser noch, —
O schöner Traum, o schöner Traum,
Vom goldnen Freiheitsmorgen! *Kln.*

Kampf und Lohn.

Wer kann den Strom des Lichtes dämmen,
Der durch die Geister sich ergießt?
Wer kann die Macht der Liebe hemmen,
Wodurch sich Seel an Seele schließt?
Und ob man neue Ketten schmiedet:
Der Geist, der alten los, bleibt frei!
Die Liebe, die die Wele befriedet,
Bricht auch des Hasses Joch entzwei!

Das ist die Gotteskraft der Wahrheit,
Das unsre heilge Zuversicht!
Siegt einmal erst die Geistesklarheit,
Dann siegt die Liebe durch das Licht!
Das ist das Ziel nach dem wir streben!
Nach tausendjähr'gem Glaubensstreit
Sey endlich durch das Licht das Leben
Zum großen Bruderbund geweiht!

Umtobt von Stürmen noch und Wettern,
Steht muthig unsre kleine Schaar,
Zum Trotz den finstern Geistesketten,
Rings um der Menschheit Hochaltar.
Sie baut ihn nicht. Er steht schon lange,
Seit je ein Herz, Gott suchend, schlug
Nur ward er in der Zeiten Drange
Umschleiert oft von Lug und Trug.

Ja, Alle, die sich Menschen nennen,
Und in der Selbstsucht Banden noch
Das Ew'ge in sich selbst verkennen,
Und schmachten unter Geistesjoch:
Sie werden All' einst freudig treten
Heran zum Weltversöhnungsfest,
Und einig zu dem Einen beten,
Der niegends unbezeugt sich läßt.

Ob dann die Hüllen längst vermodert
Der Schaar, die kühn den Weg gebahnt;
Ob, wenn die Opferflamme lodert,
Die ersten Opfer Niemand ahnt:
Uns sey's genug, daß wir gestritten
Für ein Geschlecht, das weiter strebt!
Wer für die Menschheit treu gelitten,
Nein, der hat nicht umsonst gelebt!

Kleinigkeiten.

Auch eine Wahlrede.
(Wörtlich nachgeschrieben.)

Meine Herren!

Was heißt Jeschichte? — Daß wir draus was lernen sollen! — Was haben wir draus gelernt? — Jar nischt. — Beweis: Diese Versammlung! Denn wie war's 48? Janz so wie heute. Jeschrieben und jesprochen, jesprochen und jeschrieben! — Waschlappen und Compagnie! — Was kam? — Wrangel kam und — handelte. — Manteuffel kam und — handelte. — Hinckeldey kam und — handelte. Das heißt: sie setzten ab und setzten ein und setzten aus. Und wenn Einem die Concession jenommen und dem Andern jejeben wurde, was sagte die preußische Justiz? Sie sagte. Hinckeldey hat's jejeben, Hinckeldey hat's jenommen, Hinckeldey wird jelobt!

Nun, meine Herren, noch sechs Monate, und wir sind wieder so weit. Wer's nicht jlaubt, zahlt acht Groschen an die deutsche Flotte, wie ich anno 48 — und erfährt nie, was draus jeworden ist. Darum, meine Herren, sage ich jar nischt mehr; denn sonst bin ich aufjeschrieben, und sie schließen mir am Ende wieder wie anno 49 mein Jeschäft. Gründe: Concessionsentziehung. Zweite Instanz: Abjewiesen. Also, meine Herren, haben Sie die Jefälligkeit und schmeißen Sie mir 'raus, damit ich mir später darauf berufen kann; denn ich bin Familienvater und heiße — Müller.

Ein Spruch von Brentano. Bei einer Wahlversammlung in Berlin wurde unter großem Beifall ein Spruch von Clemens Brentano angeführt, der seinem Soldatenstück „Viktoria“ entnommen ist und den eine tapfere redliche Partei sich wohl aneignen könnte:

Wer fällt, der bleibet liegen,
Wer steht, der kann noch siegen:
Wer übrig bleibt, hat Recht
Und wer entflieht, ist schlecht!

Süd und Nord.

„Vorwärts auf der deutschen Bahn!
Lautet die Parole.
Was die Kammer hat gethan,
War zu Deutschlands Wohle:
Freier Glaube, billig Bier!“
Jubelt man in Baiern.
Was in Preußen thun denn wir? —
Liebe Herr'n, wir — feiern!

Feiern, daß wir stehn zum Schreck
Schiee von Reuß und Gera,
Feiern, bö llern, essen Zweck
Für die neue Aera,
Pflanzen Hoffnungsblumenkohl,
Jeden Gram begrabend,
Machen — hört's — zu Deutschlands Wohl — —
Was denn? — Feierabend!

Rösselsprung-Aufgabe.

gen;	sein	du	taumt,	ge-	Wer	ri-	grün-
Willa	läßt	Wer	Ge-	Schwie-	en-	win-	nicht
fer	lin-	nen;	nicht	freie	denkt,	den;	ges
Zeit	wird	Wer	nicht	ein-	be-	sa-	nen,
nen;	Ei-	ver-	gin-	nicht	Wer	wird	nichts
sein	gen,	wagt,	ver-	nichts	nen,	fin-	Ort,
ne	fin-	Eoll-	An-	nicht	Wer	wird	Ob-
dein-	fang	Ob-	er-	zagt,	ne	wird	den;

Räthsel.

Umsonst rufst du von meinem Ganzen
Der Ersten meine beiden Letzten zu!

Auflösung des „Wort-Räthsels“ in Nr. 46 der Sonntags-Beilage vom 17. November 1861.

Das fragliche einsilbige Wort ist „Stein“ und zwar: 1) ein berühmter preußischer Staatsmann heißt Freiherr von Stein (geb. 15. Okt. 1757); 2) Stein ist eine kleine Stadt im Canton Schaffhausen, am Ausflusse des Rheins aus dem Zellersee, östlich von Schaffhausen; 3) Stein ist das Stammschloß des von Stein'schen Geschlechts, am linken Ufer der Lahn in Nassau; 4) Stein ist ein Handelsgewicht (in Baden 10 Stein = 1 Ctr.); 5) Stein ist eine Krankheit (Blasenstein, Nierenstein); 6) Stein, zum Dominospiel unentbehrlich; 7) Stein, wesentlichster Gegenstand der Mineralogie.

Richtige Auflösungen gingen ein von: L. Haerdle. — P. Bohner. — B....t M.....i. — Ign. Spiegel. — G. Schneider. — P. W. — Ch. W. — K. E... — W. St..... — Franz Br. — (Ferner war ein „Ungenannter“ so freundlich, uns mittelst Packträgers die Lösung verkörpert in natura einzusenden.)

Sonntags-Beilage zum Augsburger Anzeigblatt.

Nummer 48. — 1. Dezember 1861.

Eine Fechtstunde.

Von Adolph Görling.

Eine Patrouille von Sansculotten, etwa zehn Mann stark, marschirte mit entblößten Säbeln durch die Straße der Belles-Cours in der Cité von Paris. Diese Belles-Cours waren sicher keine „schönen Höfe", wie der Name andeutete; blickte man durch die Bogengänge verwitterter Häuser, die sich an einander aus Altersschwäche anzulehnen schienen und aussahen, als wenn sie „zerhauen und zerfetzt als Ueberwundene ein Schlachtfeld verlassen wollten", so sah man in finstere Höfe hinein, wo Todtenstille herrschte und eine dumpfe, pestilenzialische Atmosphäre den Besucher zurückscheuchte.

Die Jakobiner mit ihrem Führer, einem schlanken Manne mit großem Hute und der Municipalschärpe, an der Spitze, schienen jedoch nicht auf das Abschreckende dieser Belles-Cours zu achten.

Es war freilich eine sehr helle, klare Sommernacht; (der letzte Decadi des Messidor des Jahres II. der einzigen und untheilbaren französischen Republik war vorübergegangen) aber in der schmalen Straße, noch mehr in den Höfen war es so finster, daß die Patrouille, welche jedes Haus sorgfältig betrachtete, nur sehr langsam vorwärts kam.

„Morbillan!" sagte der Municipalbeamte, und ein derber, gedrungen gebauter, schwarzbärtiger Mann sprang vor und salutirte mit seinem breiten Säbel.

„Commandant?" fragte er.

„Weißt du gewiß, daß wir den gelehrten Bürger Cato, Le Juste, den Gerechten, nicht verfehlen?"

„Parbleu, ich soll den Ex-Parlamentsadvokaten Pourliac verfehlen!" rief Morbillan, den Säbel schwingend. „Ich würde ihn in der Hölle der unbeeidigten Priester auffinden. Hier, hier ist mein Gewölbe, ah! welches Glück, als ich hier einst Messer und Gabeln verkaufte — fünf Livres das Dutzend —; als die arme Louison, meine Frau, noch nicht gestorben war — aus Gram, daß dieser Pourliac mir Alles, Alles abprozessirte, bis auf meinen schönen, braunen Leibrock, den der Bäcker drüben kaufte . . ."

„Was murmelst du?" sagte der Municipalbeamte, „du willst Messer und Gabeln verkaufen? Canaille, verkaufe deinen Säbel, den dir die Republik schenkte; aber laß dich mit Blut der Aristokraten bezahlen."

„Der Bäcker hat in den Sack geniest," sagte Morbillan; „aber Louison ist doch todt. Und Pourliac! He, Pourliac, verdammter ungerechter Cato! He! He! Herr Parlaments-Advokat, aufgemacht! Hier, Bürger-Commandant André, hier wohnt der Friseur Cato, den Meister Sanson zur Veränderung frisiren soll."

Morbillan donnerte an die kleine Thür, während links und rechts einige Männer als Wache in den anstoßenden Höfen plazirt wurden, und es währte in der That nicht lange, so ward die Hausthür von einem alten, hagern Manne eröffnet, den Morbillan sofort als den Ex-Advokaten Pourliac begrüßte.

„Wen suchen Sie meine Herren?" fragte der Alte mit Würde.

„Schurkischer Cidevant, du hast uns zu duzen und Bürger zu nennen!" rief Charles André, der Bruder von Jean Bon-Saint-André, dem Mitgliede des Wohlfahrts-Ausschusses.

„Sie verdienen nicht, von mir mit Du angeredet und Bürger geschimpft zu werden," erwiderte der Ex-Advokat ruhig. „Ich bin übrigens zu Ihren Diensten, wie Sie sehen."

Pourliac ward sofort gebunden.

„Wo befindet sich der Ex-Marquis de Nelles-Bohain aus der Picardie und sein Neffe, der Ex-Marquis Etienne de Conches, der Normann?"

Pourliac schüttelte zuerst zwar den grauen Kopf mit der Nachtmütze; dann sagte er seufzend:

„Ja, Henkersknechte, wozu die Leiden der Armen noch verlängern? Amande!" rief er, und ein altes Frauenzimmer der dienenden Klasse im Kostüme der Picardie erschien auf der schmalen, langen Flur.

„Wecke den Herrn v. Nelles und den Herrn v. Conches, und sage ihnen, unsere Köpfe seyen abgefordert!" sagte Pourliac.

„Bravo, er hat Muth!" sagten die Sansculotten. „Wir selbst könnten uns nicht besser benehmen."

Nach wenigen Augenblicken erschien ein alter, finster blickender, hochgewachsener Mann, der sich als Theophile Marquis von Nelles-Bohain, und ein Mann von gegen dreißig Jahren, der sich als den Marquis Etienne von Conches ankündigte.

Der Municipalbeamte zog ein Papier aus der Tasche und verglich das Signalement mit den Personen.

„Sie sind's, Bürger! Macht sie fest. Ah, ihr habt vergebens auf Paris mit euern falschen Pässen gerechnet . . . Wo ist das Geld, das ihr mitbrachtet? Ihr seht, wir sind genau unterrichtet . . ."

„Erlauben Sie, edle Herren," sagte Pourliac kalt, „daß ich diese Schinder zu Ihren wie zu meinen Erben einsetze? Es ist merkwürdig, daß meine letzte Handlung eine juristische ist. Hier ist mein Comptoir, und hier sind die Schlüssel zu meiner Geldkiste. Sie werden auch das Depositum dieser hohen Edelleute finden."

Im Augenblick hatten die Sansculotten die Geldsäcke in den Fäusten und blickten gierig nach weiterer Beute umher.

„Hier muß noch mehr stecken," schäumte Morbillan, „mehr Geld und mehr Aristokraten . . ."

„Sehen Sie nach, meine Herren," sagte Pourliac kalt, indeß die Edelleute düster schwiegen. „Amande, komm' doch, die Herren laden auch dich zu einem Spaziergange nach der Abtei ein . . ."

Die alte Magd sah wüthend die rothbemützten Banditen an.

„Die heilige Göttin Vernunft bewahre uns, daß wir den Priestern des alten Gottes nachahmen, die alte Weiber als Hexen hinrichten!" lachte der Beamte. „Welch' eine scheußliche, picardische Fratze von einem Frauenzimmer! Immer fort, Bürger; solches Blut verschmäht die heilige Mutter Guillotine. Wer übrigens von euch einen einzigen dieser Louisd'or der Cidevants beisteckt, macht die nächste Fourné (Guillotine-Lieferung) vollständig."

Die uneigennützigen Patrioten murrten; aber sie schienen sich bereits im Stillen entschädigt zu haben, als der Marsch mit den drei Gefangenen angetreten wurde.

„Sie wird gerettet seyn!" flüsterte Pourliac seinen Unglücks-Gefährten zu.

„Gottes Wille geschehe!" erwiderte der Marquis von Nelles-Bohain eben so leise.

Die alte Magd schloß innen die Thür, und fern schon verhallte die Marseillaise der von Blutdurst und Beutelust berauschten Truppe. Die alte Getreue ging die schmalen Stiegen vorsichtig hinauf, blieb oft stehen und wischte sich die Augen, und zog den Docht der Lampe höher empor, als wenn Dunkel sie umschließe. Aber muthig ging sie weiter und kam in ein Kämmerchen, wo ein Frauenzimmer in Bauernkleidung auf einem Bette ausgestreckt lag.

„Gnädiges Fräulein Stephanie," sagte die Alte leise; und als die Schlafende nicht sogleich erwachte, setzte sich die Picarde ruhig hin und wartete.

„Sie erfährt ihr Unheil früh genug!" flüsterte sie.

Der Lichtschein mußte das Auge der Schlafenden getroffen haben, denn sie richtete sich plötzlich auf und blickte verstört im Zimmer umher.

„Du, Amanda!" ächzte sie, „Gott sey Dank. Ich hatte einen furchtbaren Traum."

Sie saß auf dem Bette und bemühte sich, sich zu fassen.

„Schlafen Sie fort," sagte die Alte: „Sie sind zu Fuß von Bohain gekommen, und der Weg ist heute noch so lang, wie vor zwanzig Jahren, als ich ihn zuerst machte. Haben Sie ausgeruht, so werden wir weiter reden . . ."

„Wo ist mein Vater?"

„Der Herr Marquis von Nelles sind ausgegangen . . ."

„So früh . . . zwei Uhr Nachts . . . Aber Etienne, mein Verlobter . . ."

„Er begleitet den Herrn Marquis, ebenso wie der Advokat Pourliac . . . Sie werden am Ende ihre Pässe doch erhalten . . ."

Thränen stürzten über Amande's Wangen, — die Arme wußte Alles. Sie erhob sich, indeß ihr dichtes schwarzes Haar wirr um das bleiche Gesicht hing.

„Sie sind ergriffen und fortgebracht . . ."

„Ja, Mademoiselle . . ."

„Warum habt Ihr mich nicht geweckt? Habe ich keinen Muth? Ich bin in Bohain zurückgelassen, wo mich Niemand anzuklagen den Muth gehabt haben würde — hier bin ich in Paris, und kein übelverstandenes Mitleid soll mich abhalten, das Schicksal meines Vaters und meines Verlobten zu theilen. Ich werde mich einsperren lassen, um mit ihnen zu sterben."

„Versuchen Sie mit mir, die Unglücklichen zu retten!" sagte die picardische Magd. „Keiner derselben hat je gegen die Republik conspirirt. Sie können ihr Geld auf dem Altar Frankreichs opfern,

und der Unbestechliche, Robespierre — vor dem uns Gott behüte — wird gnädig seyn."

Zwanzig Minuten später befanden sich beide Frauenzimmer auf dem Wege nach der Wohnung des Gewaltigen.

Er schlief nicht — wann schlafen Tyrannen? — sondern ein bleicher junger Mann hielt ihm einen Vortrag ... St. Just erzählte, was im Convent Vadier, Amar und Tallien gegen Maximilian Robespierre, ihn selbst, Just und Couthon vorgebracht hatten.

Das Mädchen mit ihrer Begleiterin machte sich Bahn durch die grauenhafte Leibwache des Dictators, welche die ganze Treppe bis zur Werkstätte des Tischlers eingenommen hatte, bei welchem der Tyrann wohnte. Robespierre saß frisirt und vollkommen angekleidet in einem Lehnstuhle, St. Just saß auf dem Tische und sprach sehr ruhig, an den Fenstern waren mehrere bekannte Jakobiner, Barère, Billaud-Varennes, Collot d'Herbois, Henriot und Andere versammelt

„Was willst du, Bürgerin?" fragte der sinnliche Couthon, mit seinen lahmen Füßen trommelnd, indeß er sich im Sopha aufrichtete, als er die stolze Gestalt, das brennende Auge der jungen Aristokratin erblickte.

„Sie sind's, mein Herr!" sagte die Marquise, auf Robespierre deutend. „Sie sind der Mann, der Frankreichs Geschicke lenkt."

Robespierre mit seinem feinen, kalten Gesichte schien fast zu lächeln, aber der düstere Blutblick gewann sofort wieder die Oberhand.

„Hier sind keine Herren, nur Bürger!" sagte er mit Nachdruck. „Was verlangst du?"

„Gnade für meinen Vater, Gnade für meinen Verlobten."

„Wie heißen sie?"

Die Gräfin antwortete.

Ein schmächtiger Mann lächelte, hustete und sagte:

„Bürger-Präsident, die gehören mir."

Fouquier-Tinville, der öffentliche Ankläger, hatte gesprochen.

„Wie heißt du selbst?" sagte Robespierre. „Für deinen Kopf bittest du nicht?"

„Ich heiße Stephanie von Nelles-Bohain, — nehmen Sie mein Leben, wenn mein Vater und der Marquis von Conches gerettet wird."

„Wir werden an dich denken!" sagte Robespierre mit Bedeutung; „sag' deinen Namen aber nicht zu oft, wenn du nicht so gewiß verloren seyn willst, als deine Brut von aristokratischen Verwandten. Wo wohnst du?"

„Die Marquise ist erst gestern Abend zu Fuß angekommen, und wird nicht wissen, daß sie Rue des Belles-Cours Nr. 8 geschlafen hat!" erwiederte Amande.

„Dies Volk!" murrte Robespierre; „der Sklavensinn ist ihm angeboren. Hätten sie keine Tyrannen, sie würden sich selbst dergleichen machen. Tallien hat Recht, denn er stützt sich auf diese Cidevant-Stimmung ... Geh', Bürgerin, geh'! Du bist tugendhaft, sonst hättest du deinen Kopf nicht der kindlichen Pietät wegen gewagt, und wir — ja wir beschützen die Tugend oder gehen mit ihr unter!"

St. Just sah Robespierre mit glühendem Blick an.

„Schenkst du mir die Köpfe dieser Aristokraten?" fragte er.

„Nein!" war die kurze Antwort.

„Denjenigen des Mädchens erhalte ich, wie die Köpfe ihrer Angehörigen!" lachte Fouquier.

„Nein! nein! sage ich!" rief Robespierre. „Ich werde selbst sehen, wie diese Nelles und Conches stehen."

„Gut, Bürger Präsident," meinte Billaud; „aber ich sage dir, zeigst du dich im Convente wieder, so nimm eine Wache mit, sonst könntest du niedergestoßen werden und Niemand kann dich schützen."

„Du freilich nicht!" meinte St. Just verachtend.

„Der Convent muß gestürmt werden!" schrie der rohe Henriot. „Alles über's Messer!"

„Meine Anklage ist die Waffe," sagte St. Just ruhig; „und dann können die Sektionen an's Werk gehen. Wir haben Danton bezwungen, und Tallien und seine feigen Hunde sind nur Spielwerk, wenn der Löwe des Berges mit ihnen verglichen wird."

„Es giebt nur einen Löwen in Frankreich, der heißt Robespierre!" flötete Couthon.

„Und die öffentliche Meinung, das ist der andere!" fügte Barère ängstlich hinzu. „Einer von den Löwen muß jetzt stürzen und gefressen werden." (Schluß folgt.)

Das Wirthschaftsgeld der Hausfrau.

(Schluß.)

Dies Aufbauen seines Hauses, damit es Kindern und Kindeskindern eine sichere Stätte biete, ist leider in heutiger Zeit nicht mehr, wie sonst, eine Seite des Familienlebens, bei der Pflicht und Vergnügen einander die Hand bieten. Die Frauen sprechen davon, ihr Leben genießen zu wollen, und die Töchter hören dieß von den Müttern. Man wechselt mit seiner Wohnung, wie mit seinen Kleidern und ist endlich nirgends mehr zu Hause. Man kauft Sammet-Möbel und Fauteuils; man bedarf eines Trumeau und eines Velours-Teppichs, kurz die sogenannten Erfordernisse des Lebens heischen fort und fort, mit der Vergangenheit zu brechen. Im Sommer keine Reise zu machen, wäre eine unerhörte Sache! Im Jahre nicht vier neue Hüte zu haben, würde dem Manne wie ein Verbrechen vorgehalten werden.

Sparen, etwas zurücklegen, das geht auf diese Weise nicht an. Kommt Zeit, kommt Rath. Die Kinder mögen einst sehen, wie sie in der Welt fortkommen.

Das Leben zu genießen ist eine Phrase, die wenige Frauen zu erklären vermögen. Es wird in den Schulen so Vieles getrieben, was ein Mädchen nicht gebraucht; dagegen fehlt es an den einfachsten Begriffen. Unmöglich kann man irgend etwas einen Genuß nennen, das mit einer erfüllten Pflicht streitet. Unmöglich wird eine Frau die Aufgabe ihres Lebens so wenig verstehen, sie solchem Tande opfern zu wollen.

Die sparsame Hausfrau hat wenigstens das eine Glück gewiß sie ruht auf einem sanften Pfühle und keine selbstgeschaffenen Sorgen trüben den Schlummer dieser Gerechten. Sie hat den Kindern, welchen sie das Leben gegeben, auch die Bedingungen zu ihrem Fortkommen schaffen wollen: und wenn sie darum sich weniger putzte, den Rhein nicht sah und den Rigi nicht bestieg, so sagt ihre heitere Miene, der ruhige Friede ihres Gemüths, daß sie es so gar sehr nicht entbehrt hat; und wenn sie nach des Tages Mühen ihr Auge schließt, und mit ihren Gedanken sich vorerst noch zu dem Schöpfer aller Dinge erhebt, so spricht die Stimme ihres Gewissens ihr ein Schlummerlied, zu dem die Engel den Chor anstimmen.

Sie hat ihr Leben nicht genossen. Ihre Freundinnen behaupten das wenigstens: doch wird sie jene wahrlich nicht um deren Glück zu beneiden haben, weil eine Frau nur dadurch innerlich befriedigt seyn kann und soll, wenn sie mit ihrem ganzen Herzen ihrem Hause angehört und in der gesteigerten Achtung und Freundschaft ihres Gatten, in seinem wachsenden Vertrauen und in der unbegrenzten Liebe ihrer Kinder, die schönste Erfüllung ihrer Lebenswünsche sieht.

Gesellschaften, sammetne Möbel, bunte Hüte, seidene Kleider und Reisen in die Bäder, sind sie des hohen Preises werth, den eine Familienmutter dafür zahlt? Das Geld, welches sie diesen eingebildeten Freuden opferte, fehlt nun ihrem Hause; sie hätte die Summe auf den Unterricht ihrer Kinder verwenden können, es würde gedient haben, ihnen eine fremde Sprache mehr zu gewähren.

Sie mögen zusehen, wie sie durch die Welt kommen. So aber darf die ächte Mutterliebe nie reden. Gerade das, was eine Mutter durch selbstauferlegte Entbehrungen den Kindern angedeihen läßt, ist ein Kapital, das ihr in deren Herzen zehnfache Zinsen trägt und das auch im Himmel für sie angelegt wird, weil es der Nachwelt durch alle Zeit und Ewigkeit noch Früchte reift.

Die Kinder wachsen heran, sie treten in die Welt hinaus und was sie Tüchtiges leisten, das danken sie einer solchen Mutter. Sie sahen sie stets ordnend, schaffend, sparend, mit nie endender Sorge um ihr Glück bemüht, manchen stillen Wunsch ihrer Lieblinge mit ihren Nothpfennigen erfüllend. Der Sohn erzählt noch Kindern und Enkeln von diesem heiligen Walten der Mutter, die Tochter fragt sich bei Allem, was sie unternimmt: wie würde da in dem Falle meine Mutter gehandelt haben? — und daß diese weniger geputzt war, wie andere Frauen, vermißte Keiner von ihnen. Sie kannten aber auch das Wort Sorge nicht und gewahrten nie die Falte, welche sie so peinlich über die Stirne legt.

Wer einen Nothpfennig erübrigen kann, der ist reich. Die Hausfrau, welche ihre Kasse nie leer werden sieht, lebt in einem fortgesetzten Wohlstande. Wer einmal mit Einsicht zu rechnen versteht, der wird auch mit seiner Zeit eben so sorgfältig haushalten und selbst das Herz einer genauen Controlle unterwerfen. Erst kommt die Sorge für Andere; dann für das eigene Ich, und wie gut ruht es sich aus, nachdem zuvor jeder Pflicht Genüge gethan ist!

Ein gutes Buch, irgend eine Lieblingsbeschäftigung, füllt diese eroberten Stunden aus; spricht dann ein Hausfreund ein, so sieht er ein heiteres Gesicht, dem der innere Frohsinn aus den Augen lacht, und wohl wird es Jedem in dem traulichen Gemache werden, worin freilich die alten Möbel immer noch stehen, welche zu der Ausstattung gehörten, worin aber auch sonst Alles beim Alten geblieben ist.

Man hat die Beamten eben so wenig gewechselt, sie sind mit den Jahren zu Freunden geworden, die Möbel und die Menschen, das gehört seit lange nun schon Alles zusammen, und das Eine von dem Andern trennen zu wollen, hieße die Harmonie zwischen Beiden zerstören.

Kehrt man nach längerer Abwesenheit in eine solche Wohnung zurück und findet die Bewohner in dem alten Raume, auf dem gewohnten Platze wieder, so hat man sich gleich aufs Neue mit ihnen eingelebt, während neue Wohnungen, neue Möbel, sie in eine andere Beziehung zu uns bringen und unsere gemüthliche Stimmung beeinträchtigen. Wir müssen uns ihnen dann erst wieder anpassen und gewissermaßen aufs Neue Bekanntschaft mit ihnen machen.

Wo ein häufiger Wechsel der Wohnung, der Möbel, der Kleider stattfindet, da rechne nur Niemand auf treue Herzen, denn der Charakter des Menschen spricht sich in seiner Umgebung aus; und ein Wohngemach ist der beste Spiegel des Innern von seinem Besitzer.

Wünscht ein junger Mann in dem Mädchen seiner Wahl ein treues, warmes Herz zu finden, das ihm anhänge in Noth und Tod, so erkundige er sich vorerst: ob in der Wohnung ihrer Mutter noch die alten Stühle stehen, welche diese, als junge Frau, mit so großem Stolze ihr Eigenthum genannt hat.

Das englische Oberpostamt

hat einen Ausweis seiner Thätigkeit und Finanzverwaltung vom Jahre 1860 veröffentlicht, der um so mehr beachtet zu werden verdient, als von allen Instituten Englands sein Postsystem die allgemeinste Anerkennung und Verbreitung auf dem Festlande gefunden zu haben scheint. Diesem Ausweise entnehmen wir Folgendes: Die Zahl der im Lande beförderten Briefe ist noch im Steigen begriffen. Die englischen Postämter beförderten im vorigen Jahre 462 Millionen Briefe (22 Briefe per Kopf der gesammten Einwohnerzahl), die irischen 48 Mill. (8 per Kopf) und die schottischen 54 Mill (17 per Kopf). Somit wurden im ganzen vereinigten Königreiche 564 Mill. Briefe befördert, 19 Mill. mehr als im Jahre 1859 oder eine Zunahme von 3½ Prozent. Die Lokalpost in den größeren Städten hat am Meisten zugenommen, seitdem sie in höchst anzuerkennender Weise vervollkommnet worden ist. Außer den Briefen waren im vorigen Jahre noch gegen 71 Mill. Zeitungsexemplare und 11,700,000 Bücherpackete im Inlande durch die Post befördert worden. Wenn wie sagen „befördert", so heißt das nicht immer: „an die richtige Adresse abgeliefert", denn nicht weniger als 2 Mill. Briefe konnten wegen mangelhafter Adresse, Wohnungswechsel der betreffenden Personen u. dgl. nicht ausgeliefert werden. In den allermeisten Fällen lag die Schuld an der Nachlässigkeit der Absender, welche ihre Adressen mangelhaft schrieben; und wunderbarerweise wurden in diesem einzigen Jahre über 10,000 Briefe aufgegeben, die ganz ohne Adresse waren. Ja täglich kommen jetzt noch an 20,000 Briefe in London an, auf denen die Wohnungsanzeige fehlt, die somit der Post bei der Auffindung des rechtmäßigen Eigenthümer ungeheure Mühe verursachen, ohne daß diese in allen Fällen von Erfolg gekrönt wäre. Man denke sich einen Brief an „Mr. Smith in London" adressirt und versetze sich in die Lage des Briefträgers, der den rechten Smith ausfindig machen soll!

Der Katholicismus und Protestantismus in Amerika.

In Amerika hat ein Oberst Hamilton ein Buch: „Leben und Sitten in Nordamerika" herausgegeben, worin er schreibt: In protestantischen Kirchen wird ein ganz anderes Verfahren beobachtet, als ich bei den Katholiken gesehen habe. Farbige Leute werden entweder gänzlich ausgeschlossen oder in einen entfernten, durch Verschläge von der eigentlichen Kirche getrennten Winkel abgesperrt. Unmöglich können sie ihren erniedrigenden Zustand nur auf einen Augenblick vergessen, auf tausend Wegen begleitet sie das Bewußtseyn ihrer Lage in ihre Wohnung. Kein weißer Protestant würde mit einem schwarzen vor demselben Altar beten. Ueberall behauptet er seine Ueberlegenheit, und die Farbe seiner Haut äußert ihren Einfluß bei Ausübung der äußeren Gebräuche seiner Religion. Aber aus den Händen des katholischen Priesters empfängt der arme Sklave alle Tröstungen der Religion. Er wird in Krankheiten besucht und in Trübsal getröstet; seine sterbenden Lippen empfangen die konsekrirte Hostie, und selbst im Todeskampfe ist die letzte Stimme die seines Geistlichen, der ihm die erhabenen Worte zuruft: Scheide, christliche Seele! Kann es deshalb Wunder nehmen, daß zum Beispiel die Sklaven Louisiana's alle Katholiken sind; daß, während die christliche Gemeinde in protestantischen Kirchen aus wenigen Damen besteht, die auf gut gepolsterten Stühlen sitzen, die geräumige Kathedrale in New-Orleans von Gottesverehrern aller Klassen und Farben gedrängt voll ist? Aus Allem konnte ich abnehmen, daß der Diensteifer der katholischen Priester unermüdlich ist. Sie vergessen nie, daß die erniedrigteste menschliche Gestalt von einer Seele belebt wird, sie werfen jeden priesterlichen Stolz ab, mischen sich unter die Sklaven und bringen, besser als jede andere Klasse von Religionslehrern, in ihren Charakter ein. Weiter sagt Oberst Hamilton: Ich bin nicht Katholik, aber kein Vorurtheil kann mich abhalten, einer Corporation christlicher Geistlichen Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, deren Diensteifer durch keine Aussicht auf irdische Belohnung angefacht werden kann.

Stand der ältern Planeten im Dezember 1861.

Merkur, (☿), am 20. Moegens im ☋, am 30. Morgens 8 Uhr 45 Min. im Aphel und um 10 Uhr 6 Min. sehr nahe beim Mond, ist durch gute Instrumente eine Zeit sichtbar.

Venus (♀), sehr gut sichtbar, wied am 5. Abends 4 Uhr 20 Min. vom Mond erreicht, und kommt am 16. Abends in die größte östliche Ausweichung.

Mars (♂), steht zwischen den beiden hellen Sternen der Waage, wo er am 28. Nachmittags vom Mond erreicht wird.

Jupiter (♃), in ♍ 15 bis 17°, erhebt sich zwischen 11 und 12 Uhr über den Horizont, zeigt sich rechtläufig, und kommt am 18. Vormittags in □ ☉, und am 24. Abends in ☌ ☾.

Saturn (♄), in ♍ 16 und 17°, geht gegen 11½ Uhr auf, kommt am 14. Moegens in □ ☉, und am 24. Vormittags in ☌ ☾.

Uran (♅), im ♓ 14 und 15°, ist die ganze Nacht sichtbar, kommt am 6. Vormittags in ☍ ☉ und am 16. Vormittags in ☌ ☾.

Witterungsbericht nach dem 100jähr. Kalender.

Dezember.

Im Anfang unangenehmes Wetter, das bei Nebel und Schnee bis zum 10. dauert; dann trocken bis zum 18.; rauh und frostig bis 28., wo es regnet; den 30. und 31. schönes Wetter.

Landwirthschaftlicher Kalender.

Dezember.

Feldgeschäfte: Ist die Erde noch offen, so kann man das Pflügen der Stoppelfelder noch fortsetzen — die Hopfenanlagen räumen und Anstalten zur Anlegung neuer Pflanzungen machen. — Die Wiesendüngung wird fortgesetzt. Die Trockenlegung der Wiesen erfordert große Aufmerksamkeit.

Gartengeschäfte: Man kann Bäume ausheben, einschlagen und versetzen. Die Wintercopulation ist schädlich, wenn der Schnee die Copulirstelle übersteigt. Putze Bäume aus. Grabe Löcher zu Bäumen. Umziehe die Baumschulen mit Schnüren, welche mit Schmeer bestrichen sind, gegen die Hasen. Höre auf zu pflanzen und zu säen, wenn auch gelind Wetter wäre. Es frommt nicht mehr. Aber Rasenstöcke mit guten Wurzeln setze in Töpfe, und stelle sie in der Stube an's Fenster; auch Goldlack — damit du im traurigen Winter nicht ganz ferne seyest von der blühenden Natur.

Waldverrichtungen: Die Bauholzabgaben finden in diesem und dem folgenden Monate statt. Das für Nutzholzarbeiter, als Sägemüller, Schindelmacher, Felgenbauer 2c. brauchbare Holz ist bis zum Eintritte gelinderer Witterung stehen zu lassen, weil das gefrorne Holz sich weder gut spalten noch gut mit der Säge schneiden läßt. — Bei stark eintretendem Schnee verursacht das Wild durch Abbeißen der jungen Triebe in den Besamungsschlägen vielen Schaden, dem jedoch durch gute Fütterung und Fällung von Aspen und andern Bäumen 2c. abzuhelfen ist.

Bienenzucht: Die Bienenstöcke sind nun in ihrem Winter-Quartier, wo ihnen die strengste Kälte nichts thut, wenn sie nur Nahrung genug haben. Ein umsichtiger Bienenvater habe nun den ganzen Winter über ein wachsames Auge auf seine Stöcke. Wer sie im Hause überwintert, muß sie in eine ruhige, trockene und dunkle Kammer, oder auf den Fruchtboden stellen und alles Geräusch in deren Nähe vermeiden. Gibt es noch warme sonnige Tage und ist der Boden von Schnee frei, so gestatte man den Bienen noch den Ausflug, damit sie sich reinigen können. Wie aber Schnee kommt, vermache man die Fluglöcher mit einem durchlöcherten Blech, damit die Mäuse nicht eindringen können: es ist gut, wenn im Bienenstande einige Mäusefallen aufgestellt werden. Gegen zweifüßige Diebe aber verschließe den Bienenstand gut; gegen rauhe Winde und Frost, so wie gegen Sonnenschein, bedecke freistehende Bienenstöcke mit Säcken, denn „Nicht zu kalt und nicht zu warm, so ist's gut für jeden Schwarm."

Viehzucht. Die Schafe beginnen zu lammen. Beim Rindvieh ist es derselbe Fall. Die zur Zucht geeigneten Kälber lasse man wegbinden. — Pferde sind jetzt billig zu kaufen.

Jagd. (Schweinhatz-Monat.) Schmalthiere und Kälber können noch bis Ende dieses Monats gebirscht werden. — Frischlinge und Rehböcke werden noch geschossen. — Das Treibjagen auf Füchse und Hasen, auch der Vogelfang auf dem Herde und das Hühner- und Wildentenschießen wird fortgesetzt.

Fischerei. Man esse dieselben Fischarten wie im Monat November.

Gemeinnütziges.

Für Jäger. Unter hundert Jagdgewehren, welche bersten, ist es bei 95 gewiß immer der linke Lauf, der zerreißt. Warum? Die Fabrikation ist dieselbe, die angestellten Proben sind identisch. Die Jäger laden die beiden Läufe auf die nämliche Weise u. s. w. Und doch muß es eine Ursache geben, warum die linken Läufe leichter platzen. Folgendes aber geschieht dem Jäger im Felde. Es steht ihm ein Stück Wild auf; er schießt, der Schuß ist aus dem rechten Gewehrlauf abgefeuert; ist das Wild gefallen, so wird der leere Lauf wieder geladen; ist es nicht getroffen, so wird gewiß der zweite Schuß nicht abgefeuert, wenn es ins Weite gegangen ist. Die Ladung des linken Laufes ist nur zur Reserve da und wird in seltenen Fällen benützt, beim ersten Anscheine sollte dies nun dem geschonten Laufe zu statten kommen; dem ist aber nicht so. So oft der Schuß des rechten Laufes losgeht, verursacht die Erschütterung eine Strömung in der Ladung des linken Laufes, der Pfropf und die Schrotte weichen von dem Pulver, und es bilden sich größere, oder kleinere Zwischenräume; die weitere Folge ist, daß der Lauf zerspringt. Um diesem Uebelstande vorzubeugen, giebt es ein ganz einfaches Mittel: wenn man nicht beide Läufe abfeuern will, so muß man, nachdem man den ausgeschossenen Lauf frisch geladen hat, gleichzeitig auch die Ladung des geschonten mit dem Setzer wieder festdrücken. Die mühelose Anwendung dieser Vorsicht würde manches Unglück verhüten.

Und als beim Fuchs der Adler war,
Da trat zu ihm der Fuchse dar,
Der sprach: Es liegt nur Heil und Ruhm
Allein im Gottesgnadenthum.

Von Gott empfängt man nur die Kron,
Die erbt vom Vater auf den Sohn;
So geht das fort in alle Zeit
Von nun an bis in Ewigkeit.

Und wenn sich Jemand krönen läßt,
So halt' er daran steif und fest;
Und wenn man das dem Volke steckt
Gibt's den gehörigen Respekt.

Ich bin von je dein Freund gewest, —
D'rum folge mir: Probatum est!
Und Publikum! Dei gratia!
Streu' Sand darum! du hast ihn ja!

Und war der Adler sehr erfreut
Und schied mit großer Dankbarkeit,
Und sprach, der Abschied that ihm weh:
Adieu! Monsieur le Reinecké!

Und sprach der Fuchse zu dem Aar:
Adieu! adieu! et à revoir!
Leben Sie wohl! empfehl mich sehr!
Bon voyage! Monsieur Adeläär!

Sie drückten nochmals sich die Hand,
Geknüpft war das Freundschaftsband,
Das Freundschaftsband, halb roth, halb grau,
Der Fuchsschwanz und die Adlerklau.

Und als der Aar sich krönen ließ,
Sprach er zu seinem Volke dies:
Ich bin, vom Schnabel bis zum Schwanz,
Durchaus von Gottes Gnaden ganz.

Von Gott allein ist meine Kron',
Die erbt vom Vater auf den Sohn;
Das Volk hat gar kein Theil nicht dran,
Das ist man bloßer Unterthan.

Doch das gefiel dem Volke nicht,
Es macht dazu ein schief Gesicht,
Und murrt und raisonniret brav:
Wer's glaubt bezahlt 'nen Gulden Straf.

Ja, so was noch, das fehlte blos!
Jetzt hat die Gnad den Gnadenstoß!

Und wie das ward dem Fuchs bekannt,
Spricht der zum Volk in seinem Land:
Von meiner Schnauze bis zum Schwanz
Bin ich von Volkesgnaden ganz.

Vom Volk ist meine Kron' allein,
Das Volk, das hat zu reden drein,
Und will das Volk nicht meinen Sohn,
So kriegt ein Anderer die Kron.

Und das gefiel dem Volke sehr,
Dem Volk, daß es doch auch was wär,
Und sprachen alle Welt und Leut:
Da seht den Fuchsen! wie gescheut!

Und wie der Adler das vernahm,
Da sprach er: Das ist doch infam!
Fürwahr, von einem Freund so dick,
Ist das ein schlechtes Freundschaftsstück!

Auf meine Kosten macht der Fuchs
Sich diesen bitterbösen Jux,
Und bringt mein Gottesgnadenthum
Um allen Glanz und allen Ruhm.

D'rum willst du, daß dir nichts geschicht,
So mach' mit Füchsen Freundschaft nicht.

Klagelied eines hoffnungslosen Dorfschulmeisterleins.

(Nach bekannter Melodie.)

Ach wie arme Seelen
Müssen uns doch quälen
Mit der Jugendbildung Tag für Tag.
Müssen Kinder lehren
Und ihr Wissen mehren,
Dürfen scheuen keine Müh' noch Plag';
Müss'n gut Wort probiren,
Müss'n mit Ernst regieren,
Um zum Ziel zu kommen, wie verlangt: —
Ist denn gar kein Weg, ist denn gar kein Steg,
Der uns lohnen wird das schwere Amt?!

Jedem Bürger, Bauer
Wird die Arbeit sauer,
Doch der Mühe nach wird er bezahlt.
Schöne Worte aber,
Recht viel Heu statt Haber,
Man den Lehrer aufs Papier hinmalt.
Hat gar einer Schulden,
Wer kann das gedulden?
Das darf nun und nimmermehr ja seyn!
Ist denn gar kein Weg, ist denn gar kein Steg,
Der ein helfend Wort legt für uns ein?!

In der Landtagkammer
Da ward unsers Jammers
Wohl gedacht mit schönen Worten viel;
Und wir sahen bange,
Ueber kurz und lange
Uns am längstersehnten schönen Ziel
Doch das bange Hoffen
Ward gar arg betroffen
Von dem Endziel aller Rednerei.
Ist denn gar kein Weg, ist denn gar kein Steg,
Wo man hört auch unsern Schmerzensschrei?!

Statt es besser zu kriegen,
Käm' die Sach' zu liegen
Vollends nun in den Gemeinderath;
Dieser sollt' ermessen,
Was man uns zum Essen
Und zum Leben noch zu geben hat!
O ihr schönen Zeiten
Der Gerechtigkeiten,
Wi esorgt ihr für eure Lehrer doch!
Ist denn gar kein Weg, ist denn gar kein Steg,
Der erleichtert unser hartes Joch?!

Ach wir armen Narren
Hoffen stets und harren,
Daß auch uns die bess're Zeit beginnt.
Dürfen doch nicht klagen,
Und kaum leise sagen,
Daß wir allesammt betrogen sind.
Kommt denn gar kein Tag,
Der uns trösten mag,
Ist denn alle Hoffnung schon vorbei?
Ist denn gar kein Weg, ist denn gar kein Steg,
Der uns führt aus dieser Marterei?!

Klr.

K l e i n i g k e i t e n.

Das Budget Berlin's verglichen mit dem von 24 deutschen Staaten. In der „Monatsschrift für deutsches Städte- und Gemeindewesen" befindet sich folgende interessante Notiz: „Die Gesammtsumme der Ausgaben der Stadt Berlin im Jahre 1860 betrug bekanntlich 3,532,344 Thlr.; diejenige der Einnahmen 3,938,772 Thlr. 11 Sgr. 7 Pf.; Baarbestand war am Schluß des Jahres 1860 406,427 Thlr. 20 Sgr. 1 Pf.; für den Rathhausbau sind ferner vorhanden 425,927 Thlr., welche für die im laufenden Jahre erforderlichen Kosten bestimmt sind, und 549,512 Thlr. aus verschiedenen Depositionsfonds. Die Stadt Berlin hat also ein stärkeres Budget als folgende deutsche Bundesstaaten: Anhalt-Dessau und Köthen (1½ Mill. Thlr.), Anhalt-Bernburg (1,052,000 Thlr.), Braunschweig (1½ Mill. Thlr.), Bremen (1½ Mill. Thlr.), Frankfurt (1,089,000 Thlr.), Hamburg (3,100,000 Thlr.), Hessen-Homburg (300,000 Thlr.), Liechtenstein (36,000 Thlr.), Lippe-Detmold (450,000 Thlr.), Lippe-Schaumburg (230,000 Thlr.), Lübeck (436,000 Thlr.), Luxemburg (778,000 Thlr.), Mecklenburg-Schwerin (3½ Mill. Thlr.), Mecklenburg-Strelitz (96,000 Thlr.), Nassau (1,795,000 Thlr.), Oldenburg (3,096,000 Thlr.), Fürstenthum Reuß (½ Mill. Thlr.), Sachsen-Altenburg (740,000 Thlr.), Koburg-Gotha (1,050,000 Thlr.), Meiningen (817,000 Thlr.), Weimar (1,543,000 Thlr.), Schwarzburg-Rudolstadt (431,000 Thlr.), Sondershausen (527,000 Thlr.), Waldeck (386,000 Thlr.); also von den 36 Bundesstaaten 24!"

Frage. Was wird länger bestehen: das preußische Herrenhaus oder der deutsche Bundestag?

Antwort. Hoffentlich werden sie Beide — am längsten bestanden haben.

B u ch s t a b e n - R e b u s.



Auflösung der „Rösselsprung-Aufgabe" in der Sonntags-Beilage Nro. 47 vom 24. November 1861.

Willst du Schwieriges ergründen:
Wer nicht suchet wird nicht finden;
Wer nicht wagt, wird nichts gewinnen:
Wer verzagt, wird nichts beginnen;
Ohne Anfang kein Vollbringen;
Ohne Eifer kein Gelingen;
Wer nicht denkt, wird nichts ersinnen;
Wer stets säumt, läßt Zeit verrinnen.

Richtige Auflösungen gingen ein von: K und P. W. — X. — Carolina N. — Barbarossa. (Letztere Beide annähernd richtig.)

Auflösung des „Räthsels" in Nro. 47 der Sonntags-Beilage vom 24. November 1861.

Sternwarte.

Richtige Auflösungen gingen ein von: P. Sch..t. — Karl M — F. v. W. — J. B.

Sonntags-Beilage
zum
Augsburger Anzeigblatt.

Nummer 49. — 8. Dezember 1861.

Gefährliche Jäger.

Die großen Gerichtsferien dienten als Entschuldigung; ich hätte mir aber auch in der geschäftsvollsten Zeit des Gerichtsjahres eine Vacanz geben können ohne Nachtheil für meine Berufsaussichten. Ich war nicht gerade ein prozeßloser Anwalt, denn ich hatte just neunzehn und eine halbe Guinee im abgewichenen Jahre verdient. Ich hing aber nicht von der Gönnerschaft der Oberadvokaten ab; von einer Großtante Vermächtniß hatte ich ein bescheidenes Auskommen und empfand nun lebhaft den Wunsch, Amerika zu besuchen und meinen Bruder wieder einmal zu sehen. Wir Zwei waren die einzigen Ueberlebenden von einer ziemlich zahlreichen Familie. Ich hatte meine Bildung zum Juristen erhalten, Wilhelm aber es vorgezogen, sein Glück in der Neuen Welt zu machen. Er hatte der wandelbaren Göttin bisher so hitzig nachgejagt, daß die Briefe seiner Verwandten ihn selten trafen, und die seinen selten zwei Mal aus derselben Stadt oder selbst aus demselben Staat her geschrieben waren. Er hatte die rastlosen Gewohnheiten des wanderlustigen Yankee angenommen — eilte von Florida nach Maine, spekulirte bald in Dem, bald in Jenem, befaßte sich mit Erzgräberei und Ländereienhandel, warf sich in einen Beruf, um ihn halb versucht wieder aufzugeben — kurz, führte ganz das dem echten Anglo-Amerikaner so liebe Leben des Allesprobirens und Nirgendfestwachsens. Aber Wilhelm erwarb was; er klagte nie, verlangte nie Unterstützung von seinen paar noch lebenden Verwandten, und sein classischer Geist hielt sich obenauf, wie schwimmender Kork in jedem Gewässer, in allen Nöthen und Schwierigkeiten. Als ich das letzte Mal von ihm hörte, war er jüngerer Geschäftstheilhaber in einer neuen Bank zu Neu-Orleans; es ging ihm recht gut, und er lud mich dringend ein, in der gesunden Jahreszeit ihn zu besuchen. Er war in der Rochambeau-Straße behaust, und konnte mich, schrieb er, mit allen Berühmtheiten einer Stadt bekannt machen, gegen die Paris selbst matt und alltäglich sey. Der Spätsommer kam, und ich ging. Ich hatte, seit ich mich zu der Seereise entschlossen, zwei Mal geschrieben, hatte aber keine Antwort erhalten. Das störte mich jedoch wenig. Ich zweifelte gar nicht, daß ich meinen Bruder im Bank-Kontor, sicher vor Anker vor seinen Hauptbüchern und Kassabüchern, finden würde. „Das Bankgeschäft," sagte ich zu mir, „ist ein gesetzter und bleibender Betrieb, und ich bin froh, daß Wilhelm sich einer so besonnenen Art des Vermögenserwerbes zugewendet hat. Das ist etwas ganz Anderes, als sein Californier Land-Schacher, oder sein Texaer Maulthierhandel, oder seine Oregoner Lebensversicherungs-Gesellschaft. Es wird ihm jetzt gut gehen, und ich werde ihn auf seinem Posten treffen." Fort ging's also. Schienen und Dampf brachten mich, ohne das geringste Abenteuer, nach einem gewissen, wohlbekannten Hafen am Mississippi, wo ich auf einen Flußdampfer ging; der von mir gewählte war ein stattliches Boot, der „Benjamin Franklin"; er war erst vor einem Monat vom Stapel gelaufen, und seine prächtigen Kajüten hatten noch ihren jungfräulichen Glanz und Zierrath. Wie hübsch sie sich ausnahmen mit ihrem verschwenderischen Schmuck von Spiegeln, Alabasterbildsäulen, kostbaren Hölzern, Vergoldung, reichen Teppichen und Vorhängen — viel, viel zu schön für die rauhe Mehrzahl der Gesellschaft. Es waren wohl einige gebildete stille Leute an Bord; sie bildeten aber eine unscheinbare Minderheit, und dünkten mir, sich nicht bemerkbar machen zu wollen. Die Masse der Passagiere bestand aus ausnehmend wildem lärmendem Volk mit üppigem und verworrenem Haupthaar- und Bartwuchs, und Anzügen, halb stutzerisch, halb hinterwäldlerisch.

„Das können aber doch nicht lauter Südstaaten-Pflanzer seyn, Tafeldecker," erlaubte ich mir zu sagen; „sind's Flibustier oder . . . ."

„Nein nein, Massa,"*) grinste der Schwarze ganz gesprächig; „sie keine Dschentlemen aus Südstaate, aber auch keine Yänki-Notschenhändler.**) Massa muß 'hört habe von de große Goldgräberei am Pike's-Peak (Hecht-Kopf), he?"

„Pike's Peak!" wiederholte ich, meine zerstreuten Erinnerungen zusammennehmend.

„Ja, mein Herr, in die alte Felsenberge d'robe. Die Passaschie' da alle auf'm Weg hin so 'schwind sie könne. Pike's-Peak ein schaudehaft wilde Platz, Massa, gar nicht für ein Cheistenmensch — ob lieb' Gott, nein!"

Ich hatte von Pike's-Peak, in den Rocky-Mountains, gehört — den Gerüchten von seinen unermeßlichen Goldschätzen, in buntem Gemisch mit gräßlichen Geschichten von Leiden aller Art, von Tod, von Abschlachten der eigenen Gefährten vor Hungerwuth unter den Hingewanderten.

„Aber die Herren dort," sagte ich mit einem Blick nach vier beisammensitzenden, gutgekleideten und anständig sich benehmenden Männern, „gehen doch schwerlich nach Pike's-Peak?"

„Welch', Massa?" sagte der redefreundliche Afrikaner. „Ah! ich seh': die mit de lilieweiß Hände und de saubere Krawatt um ihre Halse, und alle de schöne Ring' und Uhrkette, 'wißlich nicht, mein Herr; die nie mit Picke und Schlemmwiege grabe gehe: die zu gescheidt seyn, ja wohl."

„Die also sind Pflanzer?" sagte ich mit einigem Interesse.

„Cornelius, Du verdammter Schneeball, bring' mir 'was Kühles," heulte Einer aus dem Goldgräberschwarm.

„Komme schon, Herr!" rief der Tafeldecker, die Serviette schwingend, und antwortete dann auf meine Frage mit: „Hi! hi! hi! Massa mache spassige Irrthum; Die da Jäger sind."

„Aber wie so . . . .?" wollte ich weiter fragen, als der ungeduldige Goldgräber den Schwarzen versicherte, er werde ihm „eine blaue Bohne" mit seinem Revolver „in seinen Wanst setzen", wenn nicht die gewünschte Erfrischung augenblicks beschafft werde; auch schien Cornelius diese Drohung nicht als eine bloße Redeblume anzusehen, denn er rannte fort, in sich hineinmurmelnd aber äußerlich folgsam.

Ich blieb allein; doch nicht lange, denn Einer der Herren, die mir in die Augen gefallen waren, kam sehr höflich auf mich zu und lud mich, als Fremden und Engländer ein, an ihrem Tische Platz zu nehmen.

„Wir können Ihnen vielleicht," sagte der Amerikaner, „verläßliche Auskunft über die Produkte und beachtenswerthen Punkte des Landstrichs, an dem wir hinfahren, geben, und ich brauche wohl kaum zu sagen, daß wir uns Alle ein Vergnügen daraus machen, einem Reisenden zu helfen, unsern Süden richtig zu würdigen."

Recht artig — Das. Gern willfahrte ich, und wurde auf's freundlichste begrüßt. Zwei von der Gesellschaft waren schöne stattliche Männer, von überaus einnehmender Erscheinung, und schienen scharfen Verstand mit weltmännischer Milde und Glätte zu verbinden. Die beiden andern waren viel jünger und sahen eher verfallen aus, ihr Anzug aber war tadellos — vom amerikanischen Gesichtspunkt aus wenigstens — und was sie an Schmucksachen und blendendweißer Wäsche sehen ließen, ihren älteren Gesellschaftern nicht nachstehend. „Nu!" dacht' ich, „wenn alle amerikanischen „„Jäger"" in Kleidung und Manieren so elegant sind, so müssen offenbar, in der Neuen Welt wenigstens, Vergnügungen im Freien eher verfeinernd als verrohend wirken." Und mit verächtlichem Mitleid gedachte ich der britischen Fuchsjäger oder gar der britischen Wettrennliebhaber, wie ich mir diese stutzerenden Nimrode des Westens ansah. Doch Das muß ich sagen — nicht ein Wort von Jagd oder Dergleichen bekam ich zu hören. Im Gegentheil, meine neuen Bekannten konversirten über Politik, Handel, die Baumwollernte, die (bekannten gefährlichen) treibenden und aufstehenden Baumstämme im Fluß, die letzte Erweckungs-Versammlung, das letzte Dampfboot-Auffliegen, und den Unterschied zwischen Neu-Orleans und London.

„Sie scheinen Neu-Orleans gut zu kennen, meine Herren," sagte ich, nachdem ich zwei oder drei Anekdoten zugehört hatte, deren Schauplatz jedesmal in die Hauptstadt des weststaatlichen Flußdreiecks verlegt war.

„'s gibt kein zweites Neu-Orleans!" rief einer der jüngeren Männer mit einer Art Begeisterung; „'s eine kapitale Stadt, ein Prachtort, die Crème der Schöpfung. Wie dort verfliegt Einem das Leben nirgend sonst!"

„So habe ich gehört," sagte ich, mit einem Lächeln, aber etwas zweifelnd; „das Leben soll Einem weit schneller verfliegen, als gerade angenehm ist; in Duellen, meine ich," setzte ich hinzu, als ich sah, daß man mich nicht verstand.

„Mein Herr," sagte ein Anderer von der Gesellschaft, „da hat man Sie unrecht berichtet. Nicht als ob ich damit sagen wollte, daß unsere freien Bürger eine Beleidigung zahm einstecken. Nein,

---

*) Bekanntlich Negerisch für „Master = Herr."

**) Der echte Yankee oder Neu-Engländer der Nordoststaaten gebraucht fast immer „Notion" (für Nohsch'n „Begriff") anstatt des bei andern Engländern üblichen „Idea" (Gedanke, Vorstellung) und „Notions", auch sonst ganz willkürlich für „Tändeleien, Kleinigkeiten," oder für „eine gemischte Schiffsladung" u. s. w. u. s. w.

mein Herr! Allein man übertreibt arg mit den Duellen und tödtlich ausgehenden Schlägereien, die tagtäglich im Süden drunten vorfallen sollen. Wir haben chevalereskten Sinn, mein Herr, wir haben Feuer, wir sind aber nicht die Ungeheuer, wie man uns malt."

Ich sagte ihm, ich hätte immer geglaubt, der Staat Mississippi insbesondere sey wegen seiner gesetzlosen Zustände und weil Menschenleben von seinen Einwohnern sehr gering angeschlagen würden, nicht eben vortheilhaft berufen. Die vier Herren schüttelten mit einer Bewegung die Köpfe. (Fortsetzung folgt.)

Eine Fechtstunde.

(Schluß.)

„Der Löwe, welcher siegt," sagte Maximilian heiser, „bin ich jedenfalls, denn die öffentliche Meinung gehört mir."

„Nein, Bürger!" rief St. Just. „Die sklavische Meinung muß geknechtet werden, oder sie läßt uns verschwinden. Bürger Repräsentanten, ich fordere euch auf, über die Maßregeln zu berathen, Robespierre's Leben sicher zu stellen. . . ."

Die Berathung nahm einen parlamentarischen Gang an. Es war gewiß, Maximilian konnte den Convent nicht belagern lassen, bevor er gesprochen und den Dolchen und Pistolenkugeln der gegen ihn verschworenen Partei, der später sogenannten Thermidorier, Trotz geboten hätte.

Stephanie war inzwischen in der Rue des Belles-Cours angekommen. Unter verzweifelten Projekten und Thränen ging der Morgen hin. Früh acht Uhr fuhr eine Lohnkutsche vor und heraus stieg Robespierre.

„Bürgerin Stephanie," sagte er, „du bist tugendhaft. St. Just will dich sofort zur Frau nehmen, wenn du willst, und deine Verwandten sind frei . . ."

Stephanie antwortete nicht.

„Oder ich selbst, wenn ich die Hydra besiegt haben werde, ich selbst . . . Würdest du dein Geschick mit dem meinigen vereinigen wollen? . . . Beim ewigen Weltgeiste, ich spreche feierliche Wahrheit . . . Gebiete über mich!"

„Gnade!" schluchzte Stephanie zu seinen Füßen — „aber es ist unmöglich . . ."

Robespierre drehte sich auf dem Absatze und griff zur Thür.

In diesem Augenblicke ward diese Thür rasch aufgerissen, und ein sehr schöner, braungelockter Mann mit einem Heldengesicht voll Feuer und Kraft, mit gewaltigen Schultern und Armen, stand in der Jakobinerjacke auf der Schwelle.

„Morbleu!" rief er heiter. „Bürger Robespierre, sucht Ihr mich etwa? Der Teufel freue sich über einen solchen Besuch. Wo ist Cato der Gerechte? O weh, der war doch kein Ex-Mensch? Und die beiden interessanten Pferdehändler . . . Ach, Robespierre, ich sehe, Ihr macht alle Leute zu Ex-Menschen. Ein Wunder, daß Ihr mich noch nicht am Kragen genommen habt! Wer ist denn dies hübsche Mädchen, Amande? Sang Dieu! Die ist gestern erst gekommen . . . Bin ich denn blind gewesen? Weinen Sie nicht, Mademoiselle, der Bürger Präsident wird doch endlich vom Blute satt werden . . . Erzählt mir doch, was ist vorgegangen?"

„Saint-Georges!" sagte Robespierre finster. „Hütet Euren Kopf, Frankreich will kein Verräthereblut, seine Furchen würden denn mit demselben gedüngt . . . Du weißt, was hier vorgegangen ist; du kennst Pourliac, den Marquis de Nelles-Bohain, de Conches und dieses Mädchen."

„Parole d'honneur! Du lügst, Robespierre."

„Du bist ein Aristokrat."

„Noch eine Lüge. Ich bin der Fechtmeister, den ganz Europa kennt. Kein Tambourmajor, kein Offizier der ganzen Armee existirt, der nicht von mir oder meinen Schülern gelernt hat, die Feinde Frankreichs kunstgerecht aufzuspießen."

„Ich werde mich deiner erinnern!"

„Sehr gut, Bürger Repräsentant; ich werde mich auch deiner erinnern, denn mein Kopf sitzt fester als der deinige. Uebrigens," fügte der Athlet sanftmüthig hinzu, indeß er Robespierre die Hand reichte, „du bist im Grunde ein braver Mann, obschon es mit deiner Tugend nicht weit her ist."

Robespierre sann einen Augenblick.

„Willst du Bürger Repräsentant werden, Saint-Georges?" fragte er hastig.

„Um dich zu beschützen? Du weißt? Vertheidigen thue ich Jeden, der's nothwendig hat, aber du hast eine sonderbare Manier, mit deinen Kameraden umzugehen — Danton und so weiter . . ."

Saint-Georges machte die Pantomime des Köpfens.

Robespierre verschwand. Die beiden Frauenzimmer klammerten sich an den vormaligen Chevalier Saint-Georges an, und beschworen ihn, die drei Gefangenen zu retten.

Saint-George besaß eine weltberühmt gewordene Geschicklichkeit in der Führung jeder Waffe; er war im Stande, acht Mann, die im Kreise um ihn standen, durch seine Degenklinge zu verhindern, daß sie ihn nur berührten. Er schoß emporgeworfene Kirschen aus der Luft mit der Pistolkugel, und besaß eine unglaubliche Stärke. Ganz Paris kannte diesen Meister der Waffen, und seine Harmlosigkeit hatte ihm eine Sicherheit gegeben, wie sie kein König, kein Edelmann, kein General, kein Deputirter in Frankreich besaß. Saint-Georges war damals gegen dreißig Jahre alt.

Als er die Frauenzimmer angehört hatte, besann er sich kurz, ging nach seiner Mansarde, und ging angekleidet, einen Degen unter dem Arme, zum Hause hinaus. Er wandte sich nach des „Gewaltigen" Wohnung. Die Leibgarde empfing ihn mit Beifallsgemurmel, verlangte aber die Waffe.

„Kein Handwerker ohne sein Handwerkszeug!" lachte Saint-Georges und trat bei Robespierre ein.

„Guten Morgen, unbestechlicher Maximilian!" sagte Saint-Georges. „Ich will dir und dem Vaterlande einen Dienst leisten."

St. Just war außer dem Diktator der einzige Anwesende

„Was willst du?"

„Robespierre muß fechten lernen und Pistolenschießen, par Dieu! Zeig' deinen Arm! Etwas schwach! Aber thut nichts! Willst du mit Dragonern in den Convent? Hüte dich! Aber Niemand verwehrt es dir, deine dolchbewaffneten Feinde mit der Klinge — ein einziger Mann — anzugreifen und sie dir vom Halse zu halten, bis die Sektionen kommen . . . Welcher Triumph! Oder bist du auf der Tribünne noch sicher, Maximilian?"

St. Just sah düster drein.

„Meine Waffe ist das Wort," murmelte er, „aber das wird wenig mehr helfen."

Er ging aufgeregt fort.

„Kannst du mich fechten lehren? So wie du fichtst?"

„Frag' Hunderte meiner Schüler, sie werden mit „Ja!" antworten."

„Tallien erdolcht mich!" sagte der zitternde Diktator. „Ich weiß es. Aber ich werde mich wehren können gegen ihn und gegen mehrere Angreifer? Sagst du so?"

„Das wirst du! Laß doch deine Leute einmal kommen. Sie führen scharfe Säbel."

Etwa sechs Mann traten in's Gemach, und Saint-Georges zog seinen Degen und ließ sich auf ein Knie nieder.

„Angegriffen!" commandirte er. „Zugehauen, brav gestoßen! aber nehmt eure Arme in Acht, denn mein Degen ist geschliffen."

Eine wilde Scene begann. Saint-Georges ward von allen Seiten mit Lebhaftigkeit angegriffen . . . Sein Degen flog wie der Blitz über seinem Haupte, und nach mehreren Minuten waren fast alle Angreifer verwundet, während der Fechter unberührt geblieben war.

„Entfernt euch!" befahl Robespierre seinen zerlumpten Trabanten. „O!" rief er dann, „du machtest den ganzen Convent zum Fenster hinausspringen."

„Lerne es selbst, du bedarfst dieser Kunst!" war die Antwort.

Robespierre nahm einen Degen, und machte sich bereit, eine Lektion zu empfangen.

„Die Degen sind geschliffen," sagte Robespierre.

„Desto besser! Du triffst mich nicht; genire dich nicht, und ich will dich nicht treffen."

Der Unterricht begann, und Robespierre schien immer verwirrter zu werden. Auf das Degengeklirr traten einige Sansculotten ein.

„Hinaus, Hunde!" schrie der Diktator und schloß die Thür ab.

„Er müßte tausend Arme haben," sagten die Leute, „um seine Feinde zu besiegen."

Saint-Georges aber schlug Robespierre's Degen fort, faßte ihn bei der Gurgel und setzte ihm die Spitze der Waffe auf die Brust.

„Ah, Maximilian, du zitterst?" flüsterte Georges. „Soll ich Frankreich durch einen einzigen Ausruf erzählen, daß du ein Feiger bist?"

„Du verläßst dies Zimmer, dies Haus nicht lebendig!" stöhnte der Gewaltige.

„O, ganz im Gegentheil: ich werde dich noch öfter besuchen; aber zuvor schreibe mir hier die Freilassung des Marquis von Nelles-Bohain, des Marquis de Conches, des alten Cato Pourliac . . . Hier, so . . . Schnell . . . Und schwöre mir, daß du, bei deinem Glücke, bei deinem Stern! dich nicht rächen willst. Wo nicht, so fährt mein Stahl dir durch das Herz!"

Robespierre schrieb und leistete den Schwur, den einzigen, an den dieser abergläubische Blutmensch glaubte.

Saint-Georges ließ den Diktator halbtodt vor Angst zurück und ging fort. In einer Stunde waren die Gefangenen frei und mit Pässen nach Deutschland versehen.

Robespierre selbst erschien in der Rue des Belles-Cours. Er hatte ein Papier in der Hand.

„Ich hätte dich, Stephanie, zurückbehalten können," sagte er, „aber bei meinem Stern, ich bin tugendhaft. Hier ist dein Paß!"

Die Geretteten reisten ab. — Saint-Georges aber sagte, als Robespierre am 9. Thermidor sich im Convent verzweifelnd statt den Kopf die Kinnlade mit einem Pistolenschusse zersprengte:

„Ich habe es stets gedacht, seit ich den Arm dieses Mannes berührte, daß er nicht einmal im Stande seyn würde, sich anständig umzubringen. Er mußte guillotinirt werden." —

Saint-Georges, der Berühmte, starb nach der Rückkunft des Grafen de Conches und seiner Gattin, ohne daß diese auf seine Bitten sich seiner angenommen hätten, in der Vorstadt St. Marceau im tiefsten Elende. Einen Fechter wie ihn hat Frankreich nie wieder besessen.

Der deutsche Adler.

„Adler Deutschlands, doppelter, kreise wachsam,
Schärfe die Klau'n Dir!" (Platen.)

Seit dem 25. Dezember des Jahres 800 n. Chr., — dem Tage, an welchem Karl der Große zu Rom die Kaiserkrone empfangen hatte, — ist der „römische" Adler das Wappenzeichen Deutschlands.

Thiergestalten wurden schon im heidnischen Alterthume als Abzeichen der Nationen gebraucht. So führten die Athener die Eule, — die Korinther den Pegasus, — die Cimbrer den Stier, — die Gothen den Bären, — die Perser seit Cyrus den Adler, und diesen persischen Gebrauch ahmte seit Ptolemäus Soter das ägyptische Reich nach; von den Aegyptern gelangte der Adler als Wappenthier zu den Römern und wurde durch Marius zum Abzeichen der siegreichen Legionen erhoben. Vor Marius gebrauchten die Römer gleichzeitig den Wolf, das Pferd, den Eber, den Minotaurus und den Adler auf ihren Feldzeichen; im Kriege gegen die Cimbrer machte Marius den Adler zum ausschließlichen Zeichen, und von da an galt der Begleiter des Jupiter als Sinnbild der Weltherrschaft, wurde zum heiligen Asyl und erhielt göttliche Verehrung. Karl der Große übertrug das stolze Zeichen auf sein neugegründetes Weltreich. Noch jetzt besteht eine Malerei in der „Basilica St. Paul" zu Rom, welche, aus den Zeiten Karls des Großen herrührend, die Krönung des ersten deutschen Kaisers darstellt: „Karl ist in knieender Stellung und hält in der rechten Hand eine Fahne, auf welcher ein einköpfiger, nach der rechten Seite blickender Adler dargestellt ist". Karl der Große ließ die beiden Thiergestalten Roms in Bronce gießen, und bis zur Gegenwart sind sie in Aachen, der ehemaligen Hauptstadt des fränkischen Reiches, erhalten. Die Wölfin steht vor dem Haupteingange des Aachener Domes. Den Adler ließ der Kaiser auf der Zinne seines Palastes aufstellen, den Blick nach Deutschland gewendet. Als jedoch Lothar, König von Frankreich, sich 978 der Stadt Aachen durch einen Ueberfall bemächtigte, wendete er zugleich den Adler nach Frankreich hin; doch erhielt derselbe bald seine frühere Stellung: nach dem Siegeszuge bis unter die Mauern von Paris, mit welchem Kaiser Otto II. den frechen Einfall in das deutsche Gebiet den Franzosen vergalt. Gegenwärtig befindet sich dieser broncene Urahn aller deutschen Adler im Chore des Domes zu Aachen, wo er mittelst eines später aufgeschraubten Pultes zum Auflegen des Meßbuches diente. „Er mag etwa 4 Fuß hoch seyn und steht auf einer Kugel, durch welche eine Stange gesteckt werden konnte, um ihn in der Höhe zu befestigen. Er hat nur einen Kopf, hält die Flügel halb geöffnet, wie die Römer ihre Adler naturgetreu zu bilden pflegten, und ist von vortrefflicher Arbeit."

Den einköpfigen Reichsadler führten als deutsches Reichszeichen die Kaiser auf den großen Majestätssiegeln und auf den kleineren Geheimsiegeln, welche entweder auf der Rückseite des ersteren eingedrückt, oder bei minder wichtigen Sachen allein gebraucht wurden; ferner findet er sich auf den Siegeln der Reichsbeamten, der Reichsstädte, auf Münzen der Kaiser, auf den beiden Schwertern der Reichskleinodien, auf den Reichsfahnen und auf den Kleidern der Kaiser. (In der Schlacht bei Göllheim am 2. Juli 1298 führten die beiden streitenden Gegenkönige, Adolph von Nassau und Albrecht von Oesterreich, gleichen Waffenrock und gleiche Pferdedecke: gelb mit eingewirkten schwarzen Adlern. Auf der seidenen purpurbraunen Dalmatica, welche zu dem Krönungsornate der Kaiser gehörte, schon 1350 zu den Reichskleinodien gezählt und noch jetzt aufbewahrt wird, befinden sich runde gelbe Schilder mit schwarzem, einköpfigen Adler. Auf dem uralten Ueberreste eines kaiserlichen Mantels, der in der Sakristei der Kathedrale zu Metz sich befindet und angeblich Karl dem Großen gehört haben soll, vermuthlich aber aus dem 11. Jahrhunderte stammt, sind goldene Adler; der Mantel ist roth.)

Auf der erwähnten Fahne Karls des Großen, sowie auf dem uralten, ihm zugeschriebenen Mantel ist das Haupt des Adlers mit einem „Heiligenscheine" umgeben. Man irrt jedoch, wenn man einen solchen Heiligenschein für ein „christliches" Zeichen hält; vielmehr hat er wahrscheinlich in dem alten Sonnenkultus seinen Ursprung. Man ließ die Strahlen des Sonnengottes hinter dem Haupte eines Geheiligten erscheinen, um anzudeuten, daß derselbe ein besonderer Schützling des Gottes sey. Schon altpersische Könige wurden mit dem Heiligenscheine abgebildet, die Römer zierten so ihre Götterbilder und später selbst die Kaiser (z. B. Cäsar), — bis dann im Mittelalter Alles diesen Schmuck bekam, was man hoch und heilig hielt. So kam der Lichtschein auch um das Haupt des Palladiums deutschen Reiches.

Der zweiköpfige Adler findet sich zuerst auf einer Reichsmünze, welche unter Ludwig dem Bayer um das Jahr 1325 geschlagen wurde, demselben kräftigen Heerführer der Deutschen, der zuerst das Gewicht des päpstlichen Bannstrahles brach, indem er gegen Papst Johann ein allgemeines Konzilium muthvoll anrief, den Papst als Erzketzer absetzte, im Bilde verbrannte, sich von excommunizirten Bischöfen zu Rom krönen ließ und den Gegenpapst Nikolaus V. ernannte. Nach ihm führte Wenzel (1378 — 1410) den doppelköpfigen Aar im Geheimsiegel und Siegmund von Ungarn (1410 — 1437) auf der deutschen Reichs- und Sturmfahne. Das doppelte Haupt soll die Vereinigung der deutschen „Königswürde" mit dem „Kaiserthume" andeuten. Deshalb führten später einzelne Städte noch immer den „einköpfigen" Aar; — als Zeichen des ganzen deutschen Reiches aber verblieb der doppelköpfige, mit den gewaltigen Fängen und Klauen, die Reichsfeinde im Osten und Westen muthig und siegesgewiß bedräuend.

Die deutschen Farben nahmen ihren Ursprung von Wappenthier und Wappenfeld. Als plastisches Zeichen war der Adler golden; ein Bild des Kaisers Barbarossa im Kloster Adelberg trägt einen goldnen Adler im rothen Felde. Als aber die Wappen in Gebrauch kamen, wurde allgemein ein schwarzer Adler auf goldenem Schilde angenommen. Doch hat man 1833 auf der Kaiserburg in Nürnberg einen gelben Doppeladler auf schwarzem Felde gefunden, welcher von Maximilian I. (1493 — 1519), dem ritterlichen Sohne des Kaisers Friedrich, herrührt. Schwarz und Gold waren daher die Farben der Reichssturmfahne, — welche an der Lanzenspitze des Fahnenstockes noch mit einem rothen „Schwenkel", d. h. mit einem weithin flatternden Bande, geziert war. „Dieser rothe Schwenkel ist ohne Zweifel eine Erinnerung an die sogenannte Blutfahne und deutet also das Hoheitsrecht an." Immer noch blieben die Farben ausschließlich Schwarz und Gold; erst in jüngster Zeit wurde von der 1816 zu Jena gegründeten Burschenschaft das Roth hinzugefügt, und zwar zu Ehren der schwarz und rothen Hausfarbe der hohenstaufischen Kaiser, unter denen einst das deutsche Reich mächtig blühte. Auf dem Burschentage zu Jena 1818 wurden Schwarz, Roth, Gold für die deutschen Farben erklärt. Der doppelköpfige Adler ist seit 1846 offizielles Bundeszeichen. — Die Folge der Farben wird von den Heraldikern und vom Bundestage „Schwarz, Gold, Roth" angenommen; die deutsche Reichsversammlung aber hat im Jahre 1848 durch Beschluß die Farben in der Ordnung „Schwarz-Roth-Gold" als deutsche Reichsfarben festgesetzt. Und so liebt und trägt sie das Volk als theures Sinnbild der Zusammengehörigkeit aller deutschen Stämme und Reiche zu einem einzigen gemeinsamen Ganzen.

Die deutschen Farben — der deutsche Aar — sie sind das Panier, für welches wir kämpfen, mit welchem wir siegen werden! Vollberechtigt ist das wackere deutsche Volk, wenn irgend eines, in seinem Wappenschilde den doppelköpfigen Adler zu führen: das Zeichen der Weltherrschaft, welche es auf geistigem Gebiete sich bereits erobert hat, — das Zeichen des kühnen Muthes und Strebens nach den höchsten Zielen, — das Zeichen der selbstbewußten Kraft, welche Eigenthum und gutes Recht zu schirmen weiß nach jeder Seite.

Adler Deutschlands, doppelter, kreise wachsam,
Schärfe die Klau'n Dir!

Gemeinnütziges.

Ein Mittel gegen die Bräune (Croup). Bei der furchtbaren Bedeutung dieser Krankheit, welche namentlich auf dem Lande, wo der ängstlichen Mutter keine ärztliche Hilfe zur Seite steht, nicht selten einen schnellen tödtlichen Verlauf hat, tragen wir kein Bedenken, folgendes einfache Mittel mitzutheilen, welches ein französischer Arzt, Dr. Billard in Corbigny (Nièvre) im Kosmos (1859, 14. Heft) veröffentlicht. Wenn man bereits in der Rachenhöhle die speckigen Schleimhäute bemerkt und der Husten anzeigt, daß das Kind vom Croup befallen ist, giebt man ihm stündlich, Tag und Nacht, einen Eßlöffel voll Wasser, in welches auf ein Trinkglas, das Weiße eines Eies geschlagen ist. Als Getränk giebt man außerdem lauwarmes Zuckerwasser, in welches auf eine Weinflasche ein Ei, das Gelbe und das Weiße, geschlagen ist. Unter Anwendung dieser Mittel, sagt der Artikel des Kosmos, verschwinden innerhalb 2 bis 3 Tagen alle Symptome der Krankheit, und das Kind wendet sich rasch der Genesung zu. Gleichwohl verwahren wir uns gegen die Meinung, als sey der ärztliche Rath durch Anwendung dieses Mittels entbehrlich; in plötzlichen Krankheitsfällen bis zur Ankunft des Arztes kann es jedoch Hilfe in der Noth seyn.

Mittel gegen den Holzwurm. Nach einer Beobachtung des Dr. Fintelmann sollen niemals Würmer (Käferlarven) in das Holz kommen, wenn man dasselbe bei seiner Verwendung so zurichtet, daß das Kopfende nach unten kommt. Der als Entomolog rühmlichst bekannte Kunstgärtner Bouché bestätigt dieses Faktum wenigstens in so weit, daß die in dem Holz fressenden Larven jedesmal sterben, sobald man das Holz umkehrt, d. h. so stellt, daß die Larven auf den Kopf zu stehen kommen.

Mittel gegen Verbrennungen. Dieses liefert die gewöhnliche weiße Seife, welche geschabt und mit etwas Wasser zu einer Salbe gemacht, in der Dicke eines Messerrückens auf feine Leinwand gestrichen und über die verletzten Theile fest angelegt wird. Der Schmerz verliert sich schnell, selbst wenn die Oberhaut gelöst ist, und die Heilung erfolgt sehr bald. Brandwunden werden vor dem Verbande durch einen kleinen Stich entleert.

Vor dem Genusse halberfrorner Kartoffeln warnen belgische Blätter entschieden, als der Gesundheit sehr schädlich, besonders bei Kindern. Man trug sogar darauf an, den Verkauf derselben von Polizei wegen zu verbieten.

Zwei Sätze der niederen Politik und ihre Anwendung auf die höhere.

Merke wohl, was ich vertraue
Dir für deinen Lebenslauf:
Dränge Keinem deine Liebe,
Keinem deine Freundschaft auf.
Wirbt um deine Gunst und Kräfte
Einer je von Deinesgleichen,
Magst du willig Hand und Freundschaft
Ihm zu festem Bunde reichen;
Aber naht mit holdem Blinzeln
Dir ein hochgestellter Mann,
Deine Bürgerhand zu schütteln,
Sieh ihn recht genau dir an.
Grüßt er dich, so dank' bescheiden,
Gib Bescheid ihm, wenn er fragt,
Hüte dich, wenn er dich lobet,
Mehr noch, wenn er dich beklagt.
Ruft er gar: „O Schusterseele,
Steh' in Lust und Leid zu mir!"
Dann als schlauer Bürger denke:
Spiegelberg, ich kenne dir!
Denn es gilt in jedem Stande:
Zu viel Ehr' ist halbe Schande.

Kommt der Landrath in dein Dörfchen,
Freundlich dankend allen Leuten,
Setzt er sich dir nah zum Biere —
Denk': das hat was zu bedeuten.
Trinkt er — laß ihn ruhig trinken,
Auch ein Landrath hat ja Durst;
Aber ruft er dich zur Kanne,
Fragt, weshalb du heimlich murrst,
Schänkt er dir von seinem Biere,
Ruft er „Gotthelf" dir und „Prost",
Fragt er gar nach deinen Kindern,
Spendet Hoffnung dir und Trost,
Spricht: „Ihr trinkt im nächsten Monat
Mit mir eine Kanne Wein;
Kommt, Ihr sollt in meinem Hause
Mir als Freund willkommen seyn;
Denn Ihr seyd des Thrones Stütze —
Biedrer Bauer, steht zu mir!"
Dann als kluger Bauer denke,
Spiegelberg, ich kenne dir!
Denn es gilt in jedem Stande:
Zu viel Ehr' ist halbe Schande.

Buhlt um deine Gunst ein Mächt'ger,
Läßt dein Auge sich ergötzen
Gern an seinen Kronjuwelen,
Seinem Glanz und seinen Schätzen,
Läßt dich ruhn auf weichen Matten,
Läßt des Orients Wohlgerüche
Dich umduften, und dich laben
Mit dem Nektar seiner Küche,
Läßt die feur'gen Berberhengste
Dir zum Dienst mit Silber zäumen,
Läßt er dir in Goldpokalen
Goldnen Wein in Strömen schäumen,
Läßt dir tausend Kerzen flammen,
Tausend Schlummerlieder singen,
Und zu deinem Ruhm begeistert
Hundert Weihrauchfässer schwingen,
Ruft er: „Was auch kommen möge —
Steh' in Lust und Leid zu mir!"
Dann, als braver Deutscher denke:
Spiegelberg, ich kenne dir!
Denn es gilt in jedem Lande:
Zu viel Ehr' wär' halbe Schande!

Der Sohn des Volks.

Ich bin des Volkes stolzer Sohn,
Treu seiner Art und Sitte;
Mein Stammbaum endet beim Urahn schon
Im Dunkel der Bauernhütte.
Großvater und Vater mit saurem Schweiß
Trieben ein ehrsam Gewerbe;
Ihr Nam' und ihrer Hände Fleiß,
Das ist mein einzig Erbe.

Du Bauernhütte arm und klein
Strahlst mir in edlerm Glanze,
Als jenes Schloß von Marmelstein
Auf hohem Bergeskranze!
Du Pflug in meines Urahns Hand
Kannst mir viel mehr gefallen,
Als Ritterschwert und Rittergewand,
Die rosten in den Hallen.

Mich grüßte der Werkstatt laut Getos
An meinem ersten Morgen;
Bei der Arbeit zog mich mein Vater groß,
Die liebe Mutter mit Sorgen.
So ward ich schon früh zu lieben gelehrt
Des Volkes Dichten und Trachten,
Den Bürger und Bauer zu halten werth,
Seine Freude zu verachten.

Ihr mögt als faul und feiger Troß
Am Hof euch wenden und drehen;
In Müh' und Lust ein Bundesgenoß
Will ich zum Volke stehen;
Schaut rückwärts nur mit hochmüth'gem Sinn
Auf eure todten Ahnen!
Wir blicken nach der Zukunft hin
Und brechen uns neue Bahnen.

Ihr mögt mit welschem Brauch und Tand
Den deutschen Boden schänden:
Es kommt, wir hoffen's unverwandt,
Ein Tag, die Schmach zu enden.
Wohl dem, der dann beim Strafgericht
Nicht schuldbewußt muß beben:
Wir wissen die Wehre minder nicht,
Als Spaten und Beil zu erheben!

Kleinigkeiten.

Die Heiligen als Bräuer. Hoffentlich wird die in Aussicht stehende Freigebung der Biertaxe, sowie die Beseitigung der bisherigen so überaus drückenden Verhältnisse des Wirths zu dem Bräuer eine radicale Hilfe, d. h. besseres Bier bringen, den Ehrgeiz der Bierfabrikanten aufstacheln, besonders wenn sie zur Ueberzeugung gelangen, daß schlechte Waare keine Abnehmer mehr findet. In vielen Städten Bayerns begegnen wir Bräuhäusern, die im Besitz oder unter dem Schutz geistlicher Corporationen stehen. Der heilige Dominikus, Ignatius, Jakobus, wie die heilige Katharina, die Klöster und Wohlthätigkeitsanstalten zu St. Klara, das Bruderhaus ꝛc., Alles pfuscht den Bräuern in's Handwerk. Derartige geistliche Etablissements mögen in frühern Jahrhunderten ihre Berechtigung gehabt haben, heut zu Tag widersprechen dieselben unserm Kulturzustand, und die geistlichen Herren haben eine andere Aufgabe zu erfüllen, als König Gambrinus zu huldigen. Für einen bürgerlichen Bräuer hält es ohnehin schwer, mit Korporationen zu konkurriren, die im Besitz sonstiger reichlicher Einkünfte stehen und die Zinsen des Anlagekapitals außer Berechnung lassen können, denen es überhaupt nicht darauf ankommt, einige tausend Gulden jährlich einzuschustern, da die Gläubigen schon darür sorgen, daß der Schaden durch fromme Spenden ersetzt wird.

Eine Civil-Ehe aus alter Zeit. Ein Berliner Blatt theilt eine interessante Kabinetsordre Friedrichs des Großen mit, welche über seine Ansichten im Betreff der Civilehe Auskunft giebt. Dieselbe lautet: „Da Wir aus Eurem gehorsamsten Berichte vom 22. nächstvergangenen January vernehmen, daß die dortige Geistlichkeit Schwierigkeit machen, ohnerachtet Unserer darüber ertheilten Dispensation, die Elisabeth Heynin mit ihres verstorbenen Mannes Sohn zu trauen; so befehlen wir Euch hiemit in Gnaden, erwähnte Verlobte dahin anzuweisen, daß sie ihre Verlobung auf dem dortigen Rathhause deklariren sollen, welche Deklaration Wir dann als eine wirklich vollzogene Ehe, folglich die daraus erzeugten Kinder als eheliche Kinder geachtet und angesehen wissen wollen, wobey Ihr sie denn auch bedürfenden Falls gegen Jedermanns Widerspruch nachdrücklich zu schützen habet. Berlin, den 8. Februar 1749. (gez.) Friedrich. An die Glogauische Oberamts-Regierung." Das Original dieser Kabinetsordre findet sich in der Bibliothek der Vaterländischen Gesellschaft zu Breslau.

Die Arbeitskraft der Steinkohle. Nach Professor Rager erzeugt die Steinkohle in England eine Arbeitskraft von 66 Mill. Männern. Der gesammte Kohlenverbrauch in England würde die Kraft von 400 Mill. Männern hervorbringen.

Geldstolz. Kein Stolz ist kränkender und unverzeihlicher als der Geldstolz! Geldstolz hat weder eine vernünftige noch moralische Stütze, indem das Geld niemand eine moralische Eigenschaft beilegen kann. „Reichthum ist keine Tugend," sagt Metastasio mit vollem Rechte.

Bauernregel.

Wer einem Fuchs Vertrauen schenkt, der hat zu viel gewagt,
Ein Fuchse sagt nicht was er denkt und denkt nicht was er sagt.

Räthsel.

Kein Schutz, obgleich von allen Waffen
Der härtesten zugänglich nur,
Nichts zu verheimlichen geschaffen,
Führ ich auf des Geheimsten Spur:

Selbst unsichtbarer Töne Pfade
Entdeck' ich in geschickter Hand.
Ich geh nicht fort, doch was sich nahte,
Her führte ichs vom letzten Rand.

Des Mittelalters Zeiten gingen
Einst in mir selber still dahin:
Der Neuzeit Schritte drunter klingen,
Bin ihnen nur ein Baldachin.

Auflösung des „Buchstaben-Rebus" in der Sonntags-Beilage Nro. 48 vom 1. Dezember 1861.

Umwege.

Richtige Auflösungen gingen ein von: Thella B. — F. Link. — Schuster.

Sonntags-Beilage
zum
Augsburger Anzeigblatt.

Nummer 50. 15. Dezember 1861.

Gefährliche Jäger.

(Fortsetzung.)

„Pure Verläumdung,“ erwiderte eines der älteren Mitglieder der Gesellschaft, dessen Name, wie ich aus seiner Karte erfuhr, Alfonso P. C. Jones war — „pure Verläumdung, ich gebe Ihnen mein heiliges Ehrenwort darauf. Wir wohnen allerdings in einem Lande, wo der Blüthenschein des Paradieses noch nicht ganz verblichen ist, in einem Lande, wo der Erde üppige Schönheit zuweilen den Verderber und den Raufbold anlockt, und mitunter Difficultäten sich ereignen. Allein der Friede ist unser Abgott, und der Oelzweig ....“

Hier gerieth der Redner, dessen erhabene Sprache da und dort durch (schwer wiederzugebende) Amerikanismen, Verstöße in der Grammatik und im reinen Accent, etwas beeinträchtigt wurde, in einige Verwirrung durch den Umstand, daß ihm sein Bowie-Messer aus seinem Versteck *) irgendwo im gerollten Umschlagkragen seiner Weste herauspurzelte und mit einem schallenden Klapps auf den Mahagonytisch schoß. Er wurde feuerroth und suchte das ungebetene Instrument zu verschieben, als ich mit den Worten die Hand ausstreckte: „Dürfte ich es wohl betrachten? Ich habe schon oft gewünscht, ein Bowie-Messer zu besehen.“

Herr Alfonso P. C. Jones reichte ernst die Waffe in ihrer grünen Schagrinscheide herüber, und mit großem Interesse betrachtete ich die scharfe schwere Klinge, die starke Paristange zur Verstärkung des Griffs und Schwungs beim Kampfe Leib an Leib, und die Silberbeschläge an Gefäß und Scheide. Herr Jones murmelte unterdessen etwas von der Nothwendigkeit des Selbstschutzes und den vielen Irländern und Deutschen umher.

„Sie müssen so Etwas bei Ihrer Lebensweise oft von Nutzen gefunden haben,“ sagte ich, den schweren Dolch wiegend, wie ich ihn zurückgab.

„Was für eine Lebensweise? Was meinen Sie damit?“

So lauteten die etwas hitzig gestellten Fragen, und jede Stirn umzog sich. Ich hatte aber in aller Unschuld gesprochen, und als ich von Büffel- und Bärenjagden und von den rauhen Urwaldvergnügungen Amerika's zu reden fortfuhr, entrunzelten sich die Stirnen wieder, und meine neuen Bekannten theilten mir eine Menge überraschender Waidwerkstücke mit. Plötzlich fiel mein Auge auf einen bemerkenswerthen Gegenstand. Es war Das kein anderer, als das Gesicht Cornelius', des schwarzen Tafeldeckers, das jetzt mit seinen rollenden Augen und offenem Mund so viel Erstaunen ausdrückte, als eine Negerfratze zu leisten vermag. Er gaffte und glotzte erst mich und dann meine Gesellschafter an, in gänzlichem Vergessen des Speisebretts und Tellertuchs, die er trug. Ich sprang auf:

„Was in aller Welt giebt's denn, Tafeldecker?“

Der Schwarze zog mich bei Seite: „Mich Massa keine Lüge sagen! Als Britischer mich fragte, ob ich wisse, wer Herren mit de liljeweiß' Hände und Menge Goldringe sey'n — mich sage Jäger. Dann Cornelius wiederkomme, und Massa finde unter ihne sitze, so dicke Freund' wie Spitzbube.“

„Und warum nicht?“ fragte ich, völlig im Unklaren; „was hätte ich denn nur an ihrer Gesellschaft aussetzen können? ja — oder, was für bessere Gesellschaft hätte ich denn finden können, als jene Herren, die, wie Du ja selbst gesagt hast ....“

„Willst Du gleich kommen, Du schwarzfratziges Schwatzmaul,“ donnerte eine Stimme aus der Speisekammer, die Stimme des Kapitäns selber. „Wie soll denn's Essen zu rechter Zeit auf'm Tisch seyn, wenn Du da salbaderst? Freier Neger oder keiner — ich karbatsche Dich wahrhaftig durch!“

Fort flog Cornelius, und ich kehrte auf meinen Sitz zurück, irregemacht, aber mit unvermindertem Gefallen an meinen Gesellschaftern. Noch ein paar aufregende Geschichten von der Graswüste und dem Urwald — und dann ward eine Partie in Vorschlag gebracht, und zwei Päckchen Spielkarten erschienen, wie hergezaubert, auf dem Tisch. Alfonso P. C. Jones wollte aber nicht spielen, und stimmte überhaupt gegen jedes Spiel, außer etwa um bloße Namen-Einsätze, Vierteldollar-Points, oder dergleichen. Gewohnheitsspiel ist nie nach meinem Geschmack gewesen, aber einen soliden Robber spiele ich wohl daheim, und hatte nichts dawider, den vierten Mann in einem ruhigen Spielchen abzugeben, denn die Einlage war ja so gering, und den anderen Herren durch Hrn. Jones' entschiedene Weigerung die gehoffte Unterhaltung so gestört. Kaum aber war zum zweiten Mal ausgegeben worden, so erschien schon Kapitän Bell in eigener Person und schritt finstern Angesichts stracks auf unsern Tisch zu, legte die Faust darauf und sagte.

„Thut mir sehr leid, Ihr Herren, — aber als Commandeur dieses Fahrzeugs bin ich obligationirt, zu sagen — zugemacht!“

Herr Jones machte in milder, aber würdevoller Weise Gegen-Vorstellungen: „Wahrhaftig, Kapitän, wir sind so harmlos beschäftigt, wie die Schachspieler dort, oder die begeisterten Leute da, die so ein verteufeltes Geklapper mit ihren Dominos machen. Ich habe nicht gewußt, daß Ihre Schiffsordnung ....“

„Dann hätten Sie's wissen sollen! 's steht dort schwarz auf weiß gedruckt, so deutlich zu lesen, wie ein ABC-Buch. Karten sind untersagt auf jedem von unseres Eigners Brocken hohlen Gebälks. Ich sage also noch einmal, Ihr Herren, zugemacht! oder an's Land!“

Mit dem Kartenspielen hatte es ein Ende, doch konnte ich mich nicht erwehren, an meiner neuen Bekannten unterdrückter Entrüstung über dieses willkürliche Einschreiten gegen unsern Zeitvertreib mitfühlenden Antheil zu nehmen.

Wir fuhren sehr rasch strom-ab, und die braunen Levees oder künstlichen Ausdämmungen des Mississippi-Gestades zeigten sich am linken Ufer, während über ihnen die grünen Kronen hoher, von des Holzschlägers Axt noch verschonter, Bäume nickten.

„Wenn Sie uns den Gefallen erzeigen wollen,“ sagte Alfonso P. C. Jones, nach einer kurzen flüsternden Besprechung mit seinen Freunden, „auf ein paar Tage unser Gast zu seyn, so würden Sie uns damit eine große Freude und Ehre erweisen. Wir steigen bei Grand Gulf aus, wo der Dampfer nach drei Stunden anhalten wird, und wo ich wohnhaft bin. Wir können Ihnen nur Junggesellenbequemlichkeit bieten, mein Herr, nebst Enten-Schießen; wenn Sie aber nicht zu stolz sind . . . .“

Was konnte ich thun, als eine so offene wohlgemeinte Einladung annehmen? Es wurde ausgemacht, daß ich eine Weile der Gast meiner Reisegefährten seyn sollte. Und nun erklang der metallene Ruf zum Mittagessen, und darauf folgte das gewöhnliche Gedrücke und Ellbogenstoßen und hastige Drängen nach Plätzen.

Ich wurde von dem Schwarm mit fortgerissen, und fand mich an der Tafel ziemlich weit entfernt von meinen neuen Freunden eingepfercht. Zu meiner Linken saß ein geistlicher Herr, sanftrothen Antlitzes, ein Bischof der Episkopalkirche, glaube ich; und zu meiner Rechten eine ziemlich einnehmende Dame, mit lebhaftem Geschmack für Literatur, eine Frau Gouverneur Gunn. Frau Gouverneur Gunn hatte einen Gemahl irgendwo im Schiff; ein kleiner grauköpfiger Herr mit ausnehmend wehen Augen, welcher Gouverneur von irgend einem Staat nebendaraus — Wisconsin, Florida oder Missouri — gewesen war, seine Stelle aber wegen leidender Gesundheit niedergelegt hatte. Die Ehegattin dieses verkümmerten Würdenträgers war unstreitig die Hauptperson an Bord, die Modekönigin und Geschmacks-Richterin, und hatte geruht, sich mit mir in der früheren Zeit unserer Fahrt huldvoll und fürstinngleich zu unterhalten. Jetzt aber schienen die Quellen der Leutseligkeit der Frau Gouverneurin eingefroren. Sie antwortete auf meine Bemerkungen mit eisigen Einsilblern; stirnrunzelte gegen mich, raschelte mich steif mit ihren Bändern an und ignorirte mich. Ich konnte mir nicht erklären, womit ich dazu Anlaß gegeben hatte; als ich aber dieses feindselige Benehmen weiblicher Launenhaftigkeit zuschrieb und an den Bischof mich wandte, so kam ich ebenso übel an. Er wurde röther von Gesicht und von öfterem Husten in der Rede heimgesucht, verlor sein mildes Lächeln, und bezeigte keinen Antheil mehr an meinen Bemerkungen über das Prinzip der freien Geistlichenwahl, oder ein weiteres Verlangen nach Auskunft über das britische Kirchenregiment. Kurios! Was hatte ich denn gethan? Es blieb mir nichts übrig, als meine Aufmerksamkeit dem wilden Truthahn und den Wildpretschnitten zuzuwenden, und bald darauf hatte die reichliche Mahlzeit ein Ende.

Wir standen Alle auf. Die Frau Gouverneurin, an der Spitze eines Schwarms gefalbelter Seidenkleider, fegte in stolzem Zug hinaus nach der Damenkajüte, und nichts blieb übrig, als zu rauchen und zu plaudern, zu faulenzen und zu trinken. Der Bischof schob sich, so bald er konnte, und ich saß nun unter einem Trupp Pflanzer,

*) Diese furchtbaren — zur Wehr gegen wilde Thiere, wie, nur zu häufig! als Mordwaffe gegen Menschen, vornehmlich in den Süd- und Weststaaten, gebrauchten — Messer werden bekanntlich bald in der Beinkleidertasche, bald im Rock oder in der Weste am Rücken hinten verwahrt oder versteckt getragen.

Sklavenvögte und Dergleichen. Diese gelbgesichtigen Herren schienen mich indessen nicht eben auf's freundschaftlichste anzusehen. Auf jedem Gesicht lag etwas finster Drohendes, auf jeder Lippe zuckte es wie höhnische Geringschätzung. Ich fühlte mich geärgert und unbehaglich, konnte aber nicht wohl eine Erklärung verlangen. Ich sah mich flüchtig nach meinen neuen Freunden um, erblickte sie aber nicht und ging also auf's Verdeck. Das oberste Verdeck eines Mississippi-Dampfers bietet gewöhnlich ein buntes, gewühlvoll bewegtes Leben: so auch diesmal; allein es trug sich ganz eigen zu, daß — so oft ich zu einer plaudernden Gruppe trat, die Gruppe sich zertheilte und zerstreute. Ich hätte ebenso gut ein Pestkranker in einer Seuchenzeit seyn können, so allgemein ward ich gemieden, ohne ersichtlichen Grund. Ich zerbrach mir den Kopf, und die Galle stieg mir. Man ging mir aus dem Weg, als wäre ich plötzlich ein Aussätziger geworden. Warum in aller Welt? Doch, einerlei! Meines Bleibens auf dem „Benjamin Franklin" war ohnehin nicht lange mehr. Das Boot näherte sich Grand Gulf; ich sah schon die Schindeldächer und die Glockenthürme über den lehmgelben Uferdamm vorgucken, und es war Zeit für mich, bei dem Tafeldecker meine Rechnung in's Reine zu bringen und nach meinem Gepäck zu sehen. Ich fand den alten Cornelius so grimmig und mürrisch wie einen Bären. Er nahm Bezahlung und Trinkgeld mit einem trockenen „dank' Ihne, Herr!" in Empfang, und ließ seine weißen Zähne nicht mehr mich anscheinen. Es kam mir auch vor, als läge ein vorwurfsvoller, fast zornigbeleidigter Ausdruck in seinen rollenden Augen. Doch hatte ich weder Zeit noch Geduld, um eine Erklärung zu fragen. Ich mußte mich auf's Verdeck sputen, gefolgt von einem Farbigen mit meinem Reisesack und Felleisen. Dort traf ich Herrn Jones und seine Gefährten mit ihren Habseligkeiten, bereit zum Landen an der Anfurt, der wir rasch zuglitten.

„Willkommen in Grand Gulf, mein werther Herr," sagte mein gastlicher Einlader; „es ist nur eine kleine Stadt, doch . . . ."

Krach! Ein heller scharfer Flintenknall schnitt Herrn Jones Höflichkeiten kurz ab, und auf ihn folgte das Piffpaff mehrerer Feuerwaffen und Stimmengelärm, und dann Todesstille. Herr Jones sah seine Freunde an; ein verstörtes Einverstehen, ein lauerndes Ahnen war in jedem Auge sichtbar, verschwand aber im Nu, und die gewöhnliche ruhige Miene fand sich wieder ein. „Was los in Grand Gulf, vermuth' ich," hörte ich einen Nahestehenden sagen, und seinen Nebenmann etwas von „liederlichen Gesellen und Raufbolden"*) reden.

Wir gingen an's Land. Ein paar magere abgerissene deutsche Auswanderer mit gelbem Haar und sonnverbrannter Haut waren bereit, sich mit dem Gepäck der Gesellschaft zu beladen; mit Ausnahme aber dieser Leute, eines Paars halbnackter Negerkinder und eines gähnenden Buchhalters, war die Schiffsländе menschenleer. Auch an den aus Balken aufgeführten Kaufläden und Schenken, und den hohen hagern „Hotels", über denen die Stern- und Streifen-Flagge wehte, und den Holzhäusern, die von der Straße in ihren Gartenbodenstücken zurückstanden, war nirgends ein Regen oder Zeichen von Leben. Es sah recht trübselig aus — das Grand Gulf; und ich sehnte mich fast auf den „Benjamin Franklin" zurück, wie er von der Landungsbrücke abschwenkte und seine Bahn stromabwärts schnaubte.

Abermals krach! Wieder paff' und ein heiseres Gebrüll, unartikulirt und drohend wie die Töne eines zornigen wilden Thiers, schlug an unser Ohr, und dann ging eine oder zwei Minuten das Geknatter von Feuerwaffen ununterbrochen fort.

„Was geht denn vor?" frug Herr Jones hastig.

Der nächste von den deutschen Trägern gab mit einem unterwürfigen Grinsen zur Antwort: „'s ischt a schlimmer Handel, Herr, 's ischt aber nur a Schtraße-Schlägerei; 's hat nix mit der Poletik z' tho'n."

Wir bekamen nun einen ungestüm ab- und zuwogenden Menschenhaufen zu Gesicht der sich vor einem hübschen Hause gesammelt hatte, dessen schmucke Vorlaube und heller Anstrich sich ein in diesem elenden Ort ungewöhnliches Ansehen geben zu wollen schienen.

„Bei'm Jehosophat!" rief einer der jungen Männer aufgeregt, und deutete nach dem Schauplatz: „'s gilt unsern Jungen!"

„Ruhig geblieben, ruhig", entgegnete Alfonso B. C. Jones, der blaß, aber gefaßt war; „ausgeschritten! durchgedrängt! aber nicht gerannt!"

Zu marschirten sie, ich immer hinterdrein, obwohl vollkommen im Dunkeln über den Auflauf und die Volkswuth. Wir erreichten das Gedränge und begannen uns durchzuarbeiten.

„Wer seyd denn ihr?" frug ein grimmig aussehender Hinterwäldler, den wir anstießen.

„Mehr' von der Rotte, rechn' ich," schrie ein Farmer in hausgemachter Leinentracht.

Ich blieb etwas zurück, einer von der Gesellschaft packte mich aber am Arm und drängte mich vorwärts, indem er mir zuraunte: „In's Haus hinein, Fremder**), wenn Ihr die Assekuranzkompagnie nicht prellen wollt."

Wir waren jetzt im Garten, dessen bunte Blumen der Volkshaufe unbarmherzig zusammentrat. Die Fenster, konnte ich sehen, standen offen, waren aber mit Klötzen und Hausrath verrammelt, und zwei oder drei Gewehrläufe guckten durch die Ritzen. Wir gelangten dicht an die Thür, Herr Jones pochte, und stieß im Klopfen einen eigenthümlichen scharfen Schrei aus. Ich schaute mich nach unsern Deutschen mit dem Gepäck um; sie waren nicht zu sehen. Nach Verlauf einer Minute — der längsten in meinem Leben — wurde die Thür behutsam aufgemacht, aber nur theilweise. „Hurtig!" murmelte eine Stimme an mein Ohr. Also — hinein! Ein Geschrei — ein Nachdringen: wie eine erzürnte See brandete das Volk zur Thüre auf; allein die Mündungen zweier Revolver drohten in die Gesichter der Vordersten, und zurück wogten die Anstürmenden, und wir waren drinnen und die Thüre schloß sich.

(Schluß folgt.)

*) „Rowdies", bekanntlich, in den Vereinigten Staaten.

**) „Stranger" — bekanntlich volksmäßige amerikanische Anredeweise anstatt der gewöhnlichen englischen mit „Sire", „Here"

Ein Weihnachts-Traum.

Von Kln.

Welches fühlende Gemüth kann seine Jugendzeit vergessen? Sey das Glück des Lebens in reichster Fülle stets ihm hold gewesen oder war sein Weg von frühester Jugend auf dornenbesäet und kummervoll, immer und immer wieder und hat schon der Winter des Lebens die Haare gebleicht, denkt der reife Mann seiner frühen Jugend, erinnert sich der Kinder- und Knabenzeit. Dieses sorgenlose Alter kümmert sich ja nicht um die Zukunft des Lebens, munter und frisch hat es Stunden des frohen Jubels und lachen die rosigen Kindergesichter, während die Eltern oft schwerbedrängt für ihre und der Ihrigen Zukunft sorgen und mit stillen Thränen den sorgenlosen Jubel der Kleinen sehen. Wann sieht man aber wohl ein fröhlicheres Jauchzen und Jubiliren der Kinderschaar, als wenn sie mit vor Spannung und Neugierde geröthetem Gesicht vor der Thüre harrt, hinter der der Christbaum seine tausend Lichter glänzen läßt? Das ist eine Freude, wenn die Thüre sich öffnet und die festliche Weihnachtshelle im Zimmer strahlt und die Gegenstände der sehnsüchtigsten Wünsche beleuchtet, die elterliche Liebe und Sorgfalt in beseligende Erfüllung gehen ließen.

Auf dem Lande meinem Berufe lebend, und an einem Orte, welcher für bildende Unterhaltung wenig Gelegenheit bot, nahm ich doppelt freudig die Einladung einer nahen befreundeten Familie an, am heiligen Weihnachtsfeste den Christabend im stillen Familienkreise mitzufeiern.

Welch wehmüthig erhebende Erinnerungen beschlichen mich, als ich die verklärten Gesichtchen um den glitzernden Christbaum sich geschäftig bewegen sah, wie sie entzückt sich all die schönen Gaben zeigten und dann voll freudigen Dankes zu den Eltern hineilten, die still am Entzücken der Kleinen sich weideten. Eine helle Thräne glänzte aber in ihren Augen und diese sprach laut von ihren Gefühlen, von himmlischer Seligkeit.

Längere Zeit noch verweilte ich bei der Familie, mich mitfreuend an der Freude der Kinder, mitfühlend das Glück der Eltern. Mit herzlichem Händedruck wünschte ich dann gute Nacht und schritt einsam durch die klare sternenhelle Winternacht meinem Wohnorte zu. Der Schnee knarrte unter meinen Füßen und die Sterne glitzerten am heitern Himmel, wie eben so viele Christkerzchen am großen Weihnachtsbaume des Weltalls.

Schöne Bilder der eigenen Jugendzeit umgaukelten mich auf meinem Lager, so manche theure Erinnerung der alten Zeiten, an die dahingeschiedenen guten Eltern, an die Jugendgespielen, an die fröhlichen Verbindungen mit lieben Freunden tauchten vor mir auf, und betrübt dachte ich auch des mannigfachen Wehs so mancher braven Familie, die heute nicht vermag, in ihrem häuslichen Kreise fröhlich das Weihnachtsfest zu feiern, aus Gründen, deren das bewegte Leben so viele herbe und bittere für Manche im vollsten Maaße ausschüttete.

Unter solchen Bildern sank ich allgemach in Schlaf, allein die Scenen des Abends und die Gedanken auf dem stillen Ruhelager entschlummerten nicht, sondern verwoben sich zu neuen Bildern und ich träumte einen sonderbaren und schönen Traum.

Ich war in einer wunderschönen Gegend. Der Winter hatte sein weißes Kleid überallhin ausgebreitet, der Mond ließ sein bleiches Licht auf die beschneiten Hügel fallen, daß sie noch glänzender erschienen, die Sterne funkelten am tiefblauen Himmelsgewölbe und das klare Eis des Flusses, der die Landschaft durchschlängelte, spiegelte all' die strahlenden Lichter des Firmamentes wundervoll wieder; dabei glitzerte der Schnee allenthalben wie unzählbare funkelnde Edelsteine.

Obwohl es eine klare eisige Winternacht war, so war doch die Luft so lau und ging ein Wehen, wie linder Frühlingsadem über die Gegend, heil'ge Stille war ringsumher und ein seliger Frieden und heiliger Wonneschauer bewegte mein Herz.

Da hörte ich plötzlich Stimmen auf der stillen Flur, fernes Glockengeläute hallte seine ergreifenden Accorde durch den nächtlichen Raum, und langgezogene Orgeltöne mischten sich in das harmonische Geläute. Es wurde dunkler und doch war Alles wie von einem überirdischen Lichte bestrahlt. Von den Bergen herab und aus allen Thälern zogen fromme Beterschaaren und die verklingenden Melodien eines erhabenen Weihnachts-Chorales erfaßten mit ihrer einfachen aber ergreifenden Macht auf wunderbare Weise das Gemüth. Ein un-

nennbarer heiliger Friede durchzog das Herz und ungeahntes Wohl und Wehe regte sich in seinen innersten Tiefen. In den Lüften war ein süßes Tönen und war es, als ob die himmlischen Heerschaaren ihre himmlische Botschaft aller Welt verkündeten, wie einst den Hirten des Morgenlandes. Singend nnd lobpreisend zagen in tiefer Andacht lange Züge betender Personen durch die feierlich daliegende Gegend. Tiefergriffen schlaß ich mich an nnd stimmte bewegt und voll himmlischen Vorgefühles ein in ein einfaches Weihnachtslied, das aus der Erinnerung meiner Knabenjahre mit neuer Macht und erhebendem Gefühl in mir erwachte. Longe ging der Zug, immer schwächer erklang das Läuten der Glocken, immer mächtiger und ergreifender tönte die Musik in den Lüften, immer weicher wurden die Herzen wie im Vorgefühl himmlischer Seligkeit. Da zuckte ein plötzlicher Lichtschein über die Erde, der Himmel theilte sich und überwältigt vom Glanze des göttlichen Anblickes sanken die Beter auf die Kniee. In nie gehörter Kraft und Schönheit ertönte ein Flöten und Singen im geöffneten Himmelsraum und unzählige Schaaren von Engeln stimmten ein in den erhabenen Lobgesang des geborenen Welterlösers. Mit all seiner Pracht erglänzte über der geöffneten Himmelskluft ein strahlender Regenbogen in wnndervoller Schönheit, Blitze zuckten und fernes Donnergeroll ließ sich vernehmen. Da erschien in himmlischem Lichte der Weltenvater und mit ihm Legionen glänzender Engel, deren jeder ein anderes wundersames Licht leuchten ließ. Sie öffneten ihre Reihen und aus ihnen schwebten andere Engel hervor, die trugen einen mächtigen Weihnachtsbaum, der in unzähligem Lichterglanze strahlte. Auf seiner Spitze strahlte eine Sonne und die Lichter waren lautee glänzende Sterne. Um denselben schaarte sich ein großer Hausen, der immer mehr Gestalten von Menschen erscheinen ließ, die verklärt nnd gottselig einstimmten in den Lobgesang der Himmelsbewohner. Gott selbst hielt Weihnachtsfest mit seinen Erwählten, rief sie zu sich und theilte ihnen Gaben aus, aber freilich Gaben, die nur Er geben kann, lauter göttliche Gnadengaben: süßen Trost und Himmelsglück für alle erduldeten Erdenmühen, für treues Festhalten am ewig Heiligen, füe treues Wirken für Gottesrecht, die Würde seines Ebenbildes und seiner Völker. Viele derer, die nm den Baum geschaart waren, trugen Spnren erlittener Erdenschmach, gramdnrchfurchte Gesichter und tödtliche Wunden an ihren Körpern. Es waren die um Völkerwohl und Glück Verfolgten und Getödteten, arme Verbannte und die auf Befehl der Erdenkönige ihee Vaterlands- und Menschenliebe mit dem Leben bezahlten. Grausam Gefolterte und auf den Schlachtfeldern Verstümmelte und Getödtete waren es, die Gottes Gerechtigkeit und Barmherzigkeit erwählt hatte, für ihre erduldeten Mühen auf Erden seine himmlische Seligkeit mit ihm zu theilen. Große der Erde und mit Ruhm und Ehre hienieden Glänzende befanden sich nicht unter ihnen. Gatt gab ihnen himmlische Weihnachtsgeschenke und verklärt und selig priesen sie seine Gerechtigkeit und seine unendliche Barmherzigkeit und die Engel des Himmels vereinigten mit ihnen ihren Lobgesang, nahmen sie in ihre Mitte und schwebten mit ihnen in die verklärten Lichträume des göttlichen Himmels. Aus nnergründlichen Fernen hörte man aber Heulen und Wehklagen, es waren die vom Gottesgericht gerecht aber schwer Betroffenen. Schaudernd dachte ich ihres ewigen Geschickes und erwachte, noch lange nachhängend dem Traum von himmlischen Weihnachten.

Die Verläugnung Gottes des Vaters.

Dr. Ludemann, Kirchenrath nnd ordentlicher Professor der Theologie in Kiel, veröffentlicht nnter obigem Titel eine kleine Schrift, aus der wir folgende Stelle entnehmen.

„Eine immer weiter nm sich greifende Erscheinung des kirchlichen Lebens nnserer Zeit ist die, daß Gott der Vater on heiliger Stätte verläugnet, d. i. dem Bewußtseyn und der Verehrung der christlichen Gemeinde entzogen wird. — Denn, wenn man Christum statt für den Sohn Gattes, vielmehr für den Einen allein wahren Gott selbst hält, und ihn geradezu mit Jehova, dem Schöpfer Himmels und der Erde, indentificirt, sa wird nathwendig ein noch von Christo verschiedener Gott, von dem es heißt, daß er ihn als seinen Sohn in die Welt gesandt habe, zu einem leeren. aller Wahrheit entbehrenden Phantom. Aber auch wenn man Christum noch als den Sohn Gottes von Gott dem Vater unterscheidet, ja ihn sogar den Mittler zwischen Gott und den Menschen nennt, so erscheint doch Gott der Vater weder zu Christo noch zur Menschheit in einem väterlichen Verhältniß, wenn man das Mittleramt Christi so auffaßt, daß er, nachdem er im Stande der Erniedrignng den Zorn Gottes mit seinem Blute gestillt habe, im Stande der Erhöhung, anstatt des Vaters, mit göttlicher Allmacht die Welt regiere, nnd wie damit über das zeitliche, so am jüngsten Tage als alleiniger Weltrichter über das ewige Loos aller Menschen entscheide. — Bei dieser Vorstellung von Christo steht Gott der Vater theils nur als ein Gegenstand der Angst nnd des Schreckens, theils aber auch wieder als ein Salchee da, von dem die Menschen weder etwas zn fürchten nach zu hoffen haben, da er sich ja seit der Erhöhung Christi aller providenziellen Sorge und Thätigkeit für immer begeben hat, somit ohne allen Einfluß ist anf das gegenwärtige und zukünftige Leben.

Es ist dahee begreiflich, wenn sich die frommen Gefühle der Ehrfurcht, der Dankbarkeit, des Veetrouens, nicht mehr auf Gott den Vater, sondern nur noch auf Christum beziehen. Wäre das „Vater unser", dies herrliche Gebet, nicht liturgisch vorgeschrieben, so würde heut zu Tage wohl in vielen Gemeinden beim öffentlichen Gottesdienste gar nicht mehr zu Gatt Vater gebetet weeden.

So nnglaublich dieses Alles auch klingt, ist es doch nicht im Mindesten übertrieben, sondern wird eher noch überboten von der Wirklichkeit."

Wir stimmen dem Verfasser aus voller Ueberzeugung bei, und haben schon oft bemerkt, daß bei dem Namen nnseres Heilandes der Geistliche sein Barett lüftet und die Gemeinde sich verbeugt, während jener von Jehova, oder Gatt des Vaters, ganz unbeachtet bleibt.

Der liebe Gott muß eben Nachsicht mit seinen eitlen und hochmüthigen Ebenbildern haben, die sich gegen ihre irdischen Götter gleich nndankbar erweisen, sobald voraussichtlich der Thronfolger Hoffnung hat, in Bälde an die Stelle des Vaters zu treten.

Gemeinnütziges.

Neue Art der Behandlnng von Politur auf Holz. Nachdem man gewöhnliche Schellackpolitur auf jedem Tischler bekannte Weise aufgetragen und noch keinen Glanz gegeben hat durch fortwährendes Reiben mit dem Ballen und Spiritus, nimmt man mit Wasser verdünnte Schwefelsäure und bespritzt damit die vorpolirte Fläche, nimmt dann ein feines Putzpulver (terre poussée de Venise) anf den Ballen der Hand und fängt on zn reiben. Nach kurzer Zeit wird der Glanz erscheinen. Dies Verfahren ist viel vortheilhafter, ols das gebräuchliche, denn einmal geht es rascher als dieses, dann gebraucht man nicht so viel Spiritus nnd endlich erhält man einen höhern und namentlich dauerhafteren Glonz, der nicht durch das Durchschlogen des Oels beeinträchtigt wird.

Mittel zum Löschen beennender Rauchfänge. Mon zünde schnell einige Pfunde Schwefelfaden unmittelbar unter dem Ronchfange an.

Kleinigkeiten.

Die berühmte Manstranz des Lorettoschatzes in Prag. Nach einer Mittheilung des Herrn Ferdinand B. Mikowec im „Lumir" vermachte eine framme Dame, Ludmilla Eva Franziska v. Kolowrat, gebarne Freiin Hieserle v. Chodau, welche 79 Jahre alt, am 28. Mai 1695 starb, der Prager Lorettokirche ihren Brillantenschmuck. Die Capuziner, als die Besorger des lorettanischen Hauses, verwendeten diesen Nachlaß, zu welchem sie noch einen kleinen Theil onderer in der Schatzkammer befindlicher Brillanten hinzufügten, znr Anfertignng der prachtvollen, seither weitberühmt gewordenen Monstranz. Mit der Anfertigung derselben wnrde im Jahre 1696 der Wiener Juwelier Mathias Stögner betraut, welcher sie im Jahre 1699 vollendete. Aus Stögner's Rechnungen nnd Papieren geht nnn mit Sicherheit hervor, daß 6580 Brillanten zn der Loretto-Monstronz verwendet wurden. In der Schatzkammer selbst hängt das lebensgroße Bildniß der Brillantenspenderin; sie ist mit ihren Brillanten gemalt, mit welchen selbst die Goldstickerei ihres Kleides ouf das Reichste geziert erscheint. Kryßler. welcher ols der muthmaßlich erste Beschreiber der Schatzkammer bei Maria Loretto in Prag angeführt wurde, erwähnt, daß für einen einzigen Stein der Brillanten-Monstranz — damals, wo das Geld viel galt, fünfundzwanzigtausend Gulden geboten wnrden, mit dem Versprechen, den Platz mit einem falschen Steine so künstlich zu ersetzen, daß man nicht den geringsten Unteeschied vermerken sollte." Den ganzen Larettoschatz taxirt Kryßler im Jahre 1730 ouf „viele Tonnen Gold."

Sauf' Er ouch. Der graße König Friedrich von Preußen hielt einmal eine Revue mit Manöver ab. Vorher unterhält er sich mit dem commandirenden General über die einzelnen Offiziere. Wie die Rede auf besagten Obersten kommt, äußert der General wegwerfend: „Majestät, der sauft." Das Manöver beginnt und alles geht möglichst schief, was vorzüglich dem General zur Last fällt, dessen ungeschickte Befehle die größte Confusion anrichten. Nnr der eine, gekennzeichnete Oberst macht seine Sachen vortrefflich, läßt sich nicht ons der Fassung bringen und bewirkt, daß auch die Andern sich noch so ziemlich wieder sammeln. Als das Manöver zn Ende ist, meldet sich der General; der alte Fritz winkt ihn nahe heran, beugt sich zu ihm hinüber und sagt ihm ins Ohr, aber so laut, daß die ganze Umgebung es höet: „Sauf' Er anch!"

Arbeit gibt gerechten Stolz. Wir lesen in einer biographischen Skizze des großen Czaaren Peter I., daß es ihm eines Toges einfiel, sich beim Schiffsbau incognito (wie in Holland) als Tagarbeiter zu veedingen. Als er Abends in seinen Palast zurückkehrte, brachte er der Kaiserin Katharina einen Rubel und ein Stück Käse und sagte mit Stolz zu ihr: „Da siehst Du, ich hätte Dich ernähren können, wenn ich auch nicht Kaiser wäre." Solche Kaiser giebt's freilich heut zu Tage nicht mehr.

Zehn Gebote der schwäbischen Eheherren an ihre Frauen.

I. Gebot.

Du sollst keine guten Freunde haben neben mir.

Weibchen! Gefahr ist beim Männergeschlechte;
Ich sey allein Dir der Beste und Rechte.
Schaue nach goldenen Kälbern nicht aus,
Laß' Dir genügen an Deinem zu Haus.

II. Gebot.

Du sollst den Namen Deines Mannes nicht mißbrauchen.

Liebchen! des Mannes verehrlichen Namen
Brauche ihn nimmer, wie andere Damen,
Darauf zu borgen nach Mode und Ton;
Denn nicht einen Heller bezahl' ich davon.

III. Gebot.

Du sollst den Hausfrieden heilig halten.

Fliehe der Klätscher gefährliche Nähe,
Nimmer mein Thun und mein Lassen erspähe.
Mach' über Scherze nicht lärmenden Braus:
Fünfe gerade, halt Frieden im Haus.

IV. Gebot.

Du sollst Deinen Mann ehren, auf daß Dir's bei ihm wohlgehe, und wir lange leben in Eintracht.

Ehre mich immer als Deinen Gebieter,
Handle nie meinen Befehlen zuwider;
Fürchte, wenn donnernd mein Grimm zu Dir spricht!
Aber ich fürchte — Du fürchtest Dich nicht.

V. Gebot.

Du sollst nicht tödten.

Traute, sey stets auch im Zorne gelassen,
Schone das Leben der Teller und Tassen.
Und treibst Du ja solch' gefährliches Spiel,
Mindestens nimm meinen Kopf nicht zum Ziel.

VI. Gebot.

Du sollst mein Haupt unverziert lassen.

Schätzchen, ich bin mit Frisuren zufrieden,
Wie sie die Mode-Haarkünstler mir bieten:
Jäger und Postillone, mein Kind,
Hörner zu tragen berechtigt nur sind.

VII. Gebot.

Du sollst nicht zanken.

Täubchen, o schone die niedliche Zunge,
Und erhaufire nicht ewig die Lunge;
Es wird die Schönheit dem Aerger zum Raub,
Und wenn Du keifest, so stell' ich mich taub.

VIII. Gebot.

Du sollst nicht falsch Zeugniß reden wider Deinen Mann.

Liebe, nie mög'st Du mich tadelnd bereden,
Sondern mich immer im Guten vertreten,
Wenn etwa Jemand zu äußern es wagt,
Ich hielt es mit Dir und der jungen Magd.

IX. Gebot.

Du sollst nicht begehren, alle Moden mitzumachen.

Theure! Bedenke, wie Luxus und Moden
Drücken den häuslichen Wohlstand zu Boden;
Mancher, der willig dem Weibchen gefröhnt,
Wurde zuletzt noch als Bettler verhöhnt.

X. Gebot.

Du sollst nicht begehren, alle Bälle, Concerte, Theater und sonstige Lustbarkeiten zu besuchen.

Holde! sey klüger wie andere Frauen,
Wolle nicht ewig genießen und schauen,
Nicht immer walzen nach Lanner und Strauß,
Ueberall weben — nur niemals zu Haus.

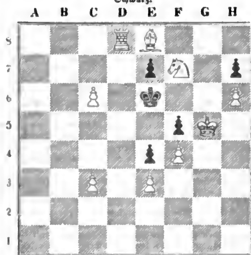
Schluß.

Hältst Du nun treulich die Ehegebote,
Bleib' ich der zärtlichste Mann bis zum Tode,
Weh' aber, fände ich jemals Dich schuldig:
Bei meinem Barte! — — ich trüg' es geduldig.

Schach-Aufgabe 7.

Weiß zieht an und setzt mit dem vierten Zuge Matt.

Schwarz.



Weiß.

Auflösung des „Räthsels" in Nro. 49 der Sonntags-Beilage vom 8. Dezember 1861.

Glas.

1) Das nur der Diamant schneidet. 2) Als Mikroskop. 3) Die Klangfiguren zeigend. 4) Als Teleskop. 5) Als Stundenglas. 6) Als Uhrglas.

Richtige Auflösungen gingen ein von. Wilhelm S. — J. D. — C. Fl....

Viktualien-Preise in Augsburg im Monat November 1861.

	fl.	kr.	pf.	bis fl.	bis kr.	bis pf.
1 Pfund feine Kellererbse	—	14	—	—	—	—
1 Pfund mittlere Kellererbse	—	12	—	—	—	—
1 Pfund grobe Kellererbse	—	10	—	—	—	—
1 Vierling Erbsen	1	—	—	—	—	—
1 Vierling Linsen	1	15	—	—	—	—
1 Vierling Hirsen	2	8	—	—	—	—
1 Vierling Hanfkerner	—	42	—	—	—	—
1 Vierling Haferkern	2	8	—	—	—	—
Bei dem k. Salzfakterie dahier						—
Kochsalz, 1 Faß zu 150 Pfund	9	39	—	—	—	—
Kochsalz 1 Sack zu 134 Pfund	8	19	2	—	—	—
Kochsalz 1 Pfund bei den Hucken	—	4	—	—	—	—
Viehsalz 1 Centner	2	9	—	—	—	—
Viehsalz, 1 Faß zu 250 Pfund	5	22	2	—	—	
Dungsalz, 1 Fäßel zu 650 Pfund	7	15	—	—	—	—
1 Centner rohes Unschlitt	27	—	—	—	—	—
1 Centner ausgelassenes Unschlitt	37	—	—	—	—	—
1 Pfund gegossene Lichter	—	27	—	—	—	—
1 Pfund gezogene Lichter	—	25	—	—	—	—
1 Pfund Seife	—	16	—	—	—	—
1 Centner Heu	1	35	—	—	—	—
1 Centner Ohmet	1	31	—	—	—	—
1 Centner Roggenstroh	1	19	—	—	—	—
1 Centner Gerstenstroh	—	49	—	—	—	—
1 Centner Haferstroh	—	58	—	—	—	—
1 Maaß unabgerahmte Milch	—	4	—	—	—	—
1 Maaß abgerahmte Milch	—	2	—	—	—	—

	fl.	kr.	pf.	bis fl.	bis kr.	bis pf.
1 Metzen weiße Rüben	—	15	—	—	—	—
1 Vierling bayer. Rüben	—	20	—	—	—	—
1 Metzen weiße Kartoffel	—	48	—	—	—	—
1 Metzen rothe Kartoffel	—	45	—	—	—	—
1 Pfund gedörrte Zwetschgen	—	10	—	—	—	—
1 Pfund gedörrte Kirschen	—	18	—	—	—	—
1 Pfund Hechte	—	22	—	—	—	—
1 Pfund Karpfen	—	16	—	—	—	—
25 Stück Frösche	—	8	—	—	12	—
1 Pfund Krebse	—	24	—	—	36	—
1 Pfund geräuchertes Fleisch	—	32	—	—	—	—
1 Pfund Kernel	—	22	—	—	—	—
1 Pfund Schmalz	—	30	—	—	32	—
1 Pfund Schweizer-Butter	—	28	—	—	30	—
1 Pfund Land-Butter	—	26	—	—	28	—
3 Eier	—	4	—	—	—	—
1 Spanferkel	—	—	—	—	—	—
1 Gans in Federn	1	12	—	1	18	—
1 gerupfte Gans	1	12	—	1	36	—
1 Gansjung	—	12	—	—	14	—
1 Ente in Federn	—	30	—	—	33	—
1 gerupfte Ente	—	24	—	—	36	—
1 Entenjung	—	3	—	—	4	—
1 Indian	2	24	—	2	48	—
1 alter Hahn	—	18	—	—	24	—
1 alte Henne	—	20	—	—	27	—
1 Huhn	—	15	—	—	18	—

	fl.	kr.	pf.	bis fl.	bis kr.	bis pf.
1 Paar Tauben	—	16	—	—	18	—
Eine Maaß Kirschenwasser	—	48	—	1	—	—
Eine Maaß guter Fruchtbranntwein	—	20	—	—	—	—
Eine Maaß geringer Branntwein	—	16	—	—	—	—
Eine Maaß Weinessig	—	12	—	—	—	—
Eine Maaß Bieressig	—	4	—	—	—	—
Eine rohe Zunge	1	30	—	1	36	—
Eine geräucherte Zunge	1	36		1	48	—
1 Pfund Hirschwildpret	—	12	—	—	18	—
1 Pfund Rehwildpret	—	12	—	—	24	—
1 Pfund Schwarzwildpret	—	28	—	—	—	—
1 Hase	3	—	—	3	24	—
Eine Wildente	—	36	—	—	48	—
1 Rebhuhn	—	36	—	—	42	—
Eine Schnepfe	—	—	—	—	—	—
1 Haase mit Jung	—	42	—		54	—
1 Haase ohne Jung	—	30	—	—	48	—
1 Pfund feiner Flachs	—	30	—	—	32	—
1 Pfund mittlerer Flachs	—	24	—	—	26	—
1 Pfund Werg	—	10	—	—	12	—
1 Pfund Schafwolle	—	48	—	—	54	—
1 Klafter Buchenholz	19	1	—	—	—	—
1 Klafter Birkenholz	16	31	—	—	—	—
1 Klafter Föhrenholz	13	5	—	—	—	—
1 Klafter Fichtenholz	11	27	—	—	—	—
1 Zuber weiche Kohlen	3	48	—	—	—	—
1000 Stück Torf	2	15	—	—	—	—

Sonntags-Beilage
zum
Augsburger Anzeigblatt.

Nummer 51. 22. Dezember 1861.

Mißglückt!

Von Fr. Friedrich.

Am Abend des 25. September 1808 saßen in dem niedrigen Gastzimmer eines einfachen Wirthshauses unmittelbar vor dem Thore Jena's zwei Männer: große, ernste Gestalten. In ihrer Haltung lag etwas Militärisches, welches durch den starken Schnauzbart, den beide trugen, noch mehr hervorgehoben wurde. Vor ihnen standen einige Gläser mit Wein, sie schienen indeß wenig Lust zum Trinken zu haben, nur dann und wann thaten sie, ungeduldig auf etwas harrend, einen raschen Zug aus den Gläsern und richteten dann wieder ihren Blick auf das nahe Thor der Stadt.

Der eine hatte bereits greises Haar und konnte ein Sechziger seyn, während der andere vielleicht kaum vierzig Jahre zählte.

„Er läßt verdammt lange auf sich warten!" rief der ältere endlich, indem er aufsprang und mit raschen Schritten das Zimmer einige Male durchmaß. „Der Bursch hat nichts zu thun," fuhr er fort, „schon vor einer Stunde könnte er hier gewesen seyn, aber in den Jungens steckt keine militärische Zucht und kein Gehorsam!"

„Ich bin auch jetzt noch der Ueberzeugung, daß wir besser gethan hätten, unser Vorhaben allein auszuführen," erwiderte sein Begleiter. „Daß wir ein gefahrvolles Werk vorhaben, welches vielleicht uns beiden das Leben kosten wird, darauf bin ich vollständig vorbereitet; aber ich habe wenig Lust, durch die Unvorsichtigkeit oder den Verrath eines dritten zu Grunde zu gehen."

„Verrath!" wiederholte der Aeltere, indem er seinen Begleiter starr anblickte. „Verrath! Der Bursch verräth uns nimmermehr, ich kenne ihn. Und wir haben ihn nöthig. Nach Erfurt dürfen wir uns nicht wagen und würden dort auch kaum Gelegenheit haben — Halt — dort kommt er!" rief er lebhaft, indem er durch das Fenster auf einen jungen Burschen, augenscheinlich einen Studenten, zeigte, der sich mit raschen Schritten dem Wirthshause nahte. „Das ist er, und wahrhaftig, der sieht nicht aus wie ein Verräther."

Sein Begleiter schwieg.

Wenige Augenblicke darauf trat der junge Mann in's Zimmer und eilte überrascht auf den älteren der beiden Männer zu.

„Ah, Herr Major, Sie sind es!" rief er und streckte ihm die Hand entgegen.

„Still, still!" wehrte dieser zurück. „Hier bin ich nicht Major und heiße auch nicht Hers, sondern bin Gutsbesitzer und heiße Röver, und dieser hier, mein Freund, der Lieutenant von Goette, ist hier gleichfalls Gutsbesitzer und heißt Darve."

Der junge Bursch, ein Student Namens Wilhelm Demmer, blickte den Major erstaunt an, denn er begriff nicht, was dies Alles bedeuten sollte.

„Wir haben Grund, unsere Namen und Persönlichkeiten geheim zu halten," klärte ihn der Major auf. „Es darf Niemand ahnen, wer wir sind, und noch weniger, was wir vorhaben. Und hierzu solltest Du uns behilflich seyn."

„Ich? — Wozu?" fragte Wilhelm.

„Du weißt, daß Napoleon zu einer großen Conferenz mit dem Kaiser von Rußland in Erfurt zusammenkommen wird?" fragte der Major.

„Ja, Alexander wird heute oder morgen schon in Weimar erwartet. Der Großfürst Constantin ist bereits gestern dort eingetroffen," entgegnete Wilhelm.

„Wir wissen es," warf der Major ein. „Wie Du wissen wirst, wird auch Dein Vater als Sekretär des preußischen Gesandten nach Erfurt kommen, wirst Du ihn dort besuchen? Du hast dort Gelegenheit, Napoleon zu sehen, und wenn ich nicht irre, bist Du einer seiner Verehrer und Bewunderer."

„Ich — nein! Ich weiß nicht, ob ich nach Erfurt reisen werde," entgegnete Wilhelm nicht ohne Verlegenheit.

„Du weißt es," fiel ihm der Major in die Rede, „zum Wenigsten sagt es dieser Brief bestimmt." Er zog einen Brief aus der Tasche und hielt ihn Wilhelm entgegen. Dieser vermochte seine Unruhe nicht zu verbergen, als er ihn erblickte.

„Woher haben Sie den Brief," fragte er hastig.

„Diese Frage will ich Dir später beantworten. Freue Dich, daß der Zufall ihn mir in die Hände geworfen hat, sonst würde ihn die französische Polizei sicher erhalten haben und Du säßest in diesem Augenblicke vielleicht schon im Gefängnisse. Wie kannst Du solchen Brief zu schreiben und durch die Post zu versenden wagen! Jugend-Leichtsinn!"

„Ich hatte keine Ahnung, daß selbst hier die Briefe erbrochen werden", stotterte Wilhelm.

„Hier, — überall, — so weit eine Hand der französischen Macht reicht," rief Hers. „Der Brief sagt, daß Du nach Erfurt zu reisen gedenkst und hoffst, dort werde irgend eine entschlossene Hand den Unterdrücker und Feind Deutschlands für immer unschädlich machen. Weißt Du, ob Jemand die Absicht hat?"

„Nein! Es war nur mein Wunsch und ist es noch. In mir und in der Brust meines Freundes, an welchen der Brief gerichtet ist, war wohl die Idee aufgetaucht, es selbst zu thun, wir haben sie indeß aufgegeben."

„Ihr habt wohl daran gethan", unterbrach ihn der Major. „Eine solche That erfordert, wenn sie gelingen soll, den ruhigen und besonnenen Sinn eines Mannes. Ihr wäret verloren gewesen, ehe Ihr Euer Vorhaben ausgeführt. Aber es hat Jemand die Absicht, all der Qual, welche Napoleon über Deutschland gebracht hat, mit einem Male ein Ende zu machen, sein Tod ist beschlossen und Du — Du sollst dabei behilflich seyn."

Wilhelm trat unwillkürlich einen Schritt zurück, denn dieses Ansinnen machte einen gewaltigen Eindruck auf ihn.

Der Major bemerkte es und lachte laut auf. „Wie hättest Du die That ausführen wollen, wenn Du schon jetzt bange zurückbebst! Beruhige Dich — Du läufst wenig Gefahr, nur mittelbar sollst Du mitwirken, sollst nur nach Erfurt reisen, um uns von dort genau Nachricht über Alles zugehen zu lassen. Die Stellung Deines Vaters wird Deine Anwesenheit von jedem Verdachte befreien — wir dürfen es nicht wagen, Erfurt zu betreten." Wilhelm schwieg.

„Oder glaubst Du ein Unrecht zu begehen, wenn Du an dem Untergange eines Menschen Theil nimmst, auf dem der Fluch von Millionen ruht?" fuhr Hers fort. „Du bist noch jung, hast noch nicht erfahren, wie weh die Schmach thut, sich solchem Tyrannen beugen zu müssen, wie es schmerzt, das Vaterland, das man liebt, durch ihn mit Absicht zu Grunde gerichtet zu sehen. Ich hasse diesen Menschen. Ich kenne ihn. Ich habe ihn gesehen und seinen frechen Hochmuth gehört, mit dem er meinen König und meine Königin behandelt, und doch ist er nicht werth, den Kleidessaum dieser hohen Frau zu küssen. Ich würde ihm vergeben, daß er Preußen fast vernichtet hat, das Glück ist ihm günstig gewesen und hat ihn unersättlich gemacht, aber daß er die Besiegten, die vom Unglück Verfolgten mit Hohn behandelt, daß er sie in ihren heiligsten Gefühlen zu verletzen sucht, daß er mit höhnender Schadenfreude den Fuß auf den Nacken der Unterjochten setzt, sieh, das — das soll er mit dem Tode büßen und zwar bald, in Erfurt, wohin er nur kommt, um seinem Ehrgeize und schadenfrohen Herzen einen neuen Triumph zu bereiten. In Erfurt will er sich auf dem Gipfel seiner Allmacht zeigen, er will sich an dem Anblicke weiden, wie Fürsten und Könige ihren Nacken vor ihm beugen. Sieh, — sieh her, Pariser Schauspieler läßt er nach Erfurt kommen, in diesem Briefe aus Paris steht es und es steht auch darin, daß er zu einem französischen Schauspieler spöttisch gesagt hat, er möge sich zusammennehmen, denn hier werde er vor einem Parterre von Königen spielen! Er mag sie kommen lassen, aber aus der Komödie soll ein Trauerspiel werden, in welchem er selbst die wichtigste Rolle übernimmt — von unserer Hand soll er sterben!"

„Herr Major!" rief Wilhelm unwillkürlich.

„Still! Nenn' mich nicht mit diesem Namen. — Unser Entschluß steht fest. Wir wissen, daß wir einen Mord begehen. Man wird uns verurtheilen, wir werden unsere That wahrscheinlich mit dem Leben bezahlen — wir sind darauf gefaßt — aber sprich — sprich, wiegt das Unglück von Millionen, wiegt die Schmach, welche ganz Deutschland widerfahren, nicht schwerer als dieser Mord? Mein Gewissen wird keine Minute lang Reue empfinden und Hunderttausende werden im Herzen meine That segnen. — Sprich, willst Du uns beistehen?"

Er hatte mit Begeisterung gesprochen, seine Stimme hatte leise gebebt und Wilhelm war mächtig dadurch erregt. Entschlossen streckte er ihm die Rechte entgegen.

„Ich will es," erwiderte er fest entschlossen.

Hers erfaßte seine Hand und blickte ihm einen Augenblick schweigend in's Auge.

„Gut," sprach er dann. „Tausende werden Dir einst für diesen Entschluß danken. Ich will Dich nicht durch einen Eid binden: wer ein Verräther an seinem Vaterlande werden will, läßt sich auch durch zehn Eide nicht abschrecken, bei Dir ist er nicht nöthig. Nur eins laß mich Dir ans Herz legen, um des Gelingens unseres Vorhabens

und um Deines eigenen willen, sprich gegen Niemand von dem, was Du soeben erfahren und was ich Dir noch mittheilen werde. Laß Niemand ahnen, daß ein solcher Anschlag auf des Tyrannen Leben besteht, denn dies würde schon hinreichen, um ihn zur Unmöglichkeit zu machen. Du selbst hast noch keine Ahnung, wie fast in jedem Hause ein Ohr französischer Spione horcht. Wer in jetzigen Zeiten ganz sicher seyn will, darf selbst seinem besten Freunde nicht trauen. Hier — in der Brust ruht jedes Geheimniß am sichersten."

Wilhelm versprach, daß er auf das Vorsichtigste zu Werke gehen wolle. Auch der Jüngere der beiden Männer reichte ihm nun die Hand. „Mag unser Vorhaben ablaufen wie es will," sprach er, „von mir wird Niemand erfahren, daß Sie darum gewußt und es unterstützt haben. Die Gewalt kann mir den Mund öffnen, aber keine Macht ist groß genug, meine Zunge gegen meinen Willen zum Sprechen zu bringen!" (Fortsetzung folgt.)

Gefährliche Jäger.

(Schluß.)

Ich war nun allem Anschein nach in einem belagerten Platz und Einer von der belagerten Besatzung. Und doch wußte ich kein Wort vom ganzen Hader und hatte keinen Theil daran. Von allen den seltsamen Schauspielen, die mir dieses fremde Festland bisher gewähet hatte, war dieses das unerklärlichste. Mitten in dem geschäftigen Treiben und fieberhaften Eilen, wie an der Thür wieder Riegel zugeschoben, Ketten eingehängt und Stangen vorgelegt wurden, fragte ich wiederholt, was denn eigentlich sey? aber vergebens: „dankt Euerm Stern, Fremder, für eine heile Haut," war die ganze Antwort, die ich zu erlangen vermochte. Und dann gings in den obern Stock. In einem, in französischem Geschmack hübsch dekorirten Zimmer trafen wir fünf Männer, modisch gekleidet, mit blitzenden Ringen und Brustnadeln, und weißen Handschuhen, wie meine Einlader. Die Verwirrung, die hier herrschte, war aber furchtbar. Die kostbaren Möbel waren als Verrammlung an den Fenstern aufgethürmt worden, untermischt mit Brennholz, Matratzen und Felleisen. Die Gesichter der Fünfe waren von Erregung und Hitze geröthet und bereits von Pulver geschwärzt und ihre Haare in Unordnung. Ein ganzes Zeughaus von Waffen lag umher: Gewehre, Degen, Pistolen, Kugelbeutel, Pulverhörner, Fäßchen, Flaschen, Sättel, Peitschen und Stiefel, Alles durcheinander. Einer von ihnen verband sich ungeschickt den Arm, wie ihm dicke Blutstropfen den Hemdärmel hinabliefen. Die zwei Herren, die uns eingelassen hatten, kamen mit uns herein, so daß es in Allem Eilf waren, mich nicht gerechnet.

„Phillips, was für eine verfluchte Tollheit ist Schuld an allem Dem?" fragte Jones zornig.

„Gelassen, Jones, gelassen," antwortete der Verwundete; „wir brauchen nicht auch noch selber zu händeln, vermuth' ich. Die Grand-Gulfer Strolche werden alle unsere Kopfhäute vor Sonnenuntergang haben."

Jones zuckte die Achseln.

„Wie kam's?"

Ein Anderer von den Fünfen antwortete: „Oh, die alte Geschichte. Phillips ist so verdammt hitzig. Er rieb den jungen Edmonds glatt ab, und sie kamen mit Fäusten hinter einander, ein Biffel, über'm Spieltisch, und Phillips gab ihm eine Kentuckyer Pille, und hat uns die Hornissen über'n Hals gezogen."

„Der junge Edmonds! Des Richters Sohn —?" fragte Jones mit einem langen Gesicht.

„Eben Der," lautete die Antwort; „sie haben ihn zum Doktor gebracht, mit noch Athem in ihm, und kommt er davon . . ."

„'s ist Alles aus mit uns, Ihr Herren!" rief ein Anderer, aus dem Fenster schauend.

Wir — ich sage wir, denn der Handel begann auch mich erschreckend nahe anzugehen — stürzten an's Fenster, und sahen, was mir erschütternd unvergeßlich bleiben wird. Auf einer Thüre von mehreren starken Männern getragen, lag die Leiche eines noch jungen Mannes, eingehüllt theilweise in eine buntfarbige Indianerdecke. Ein alter Mann, mit grauen Haaren und ehrwürdigen Ansehens, weinte über der regungslosen Gestalt, während ein Gedränge zorniger Männer mit geballten Fäusten und geschwungenen Waffen sie umstand. Unterdessen hielt ein langer Gesell, der auf einer Stange, wie ein gräßliches Banner, das blutige Hemd des Ermordeten trug, eine feierliche Rede an eine dichte Masse menschlicher Wesen, ober deren dunklen Häuptern wir das unheildrohende Blitzen von Aexten und Flintenläufen sahen.

„Da, sehen Sie, was Sie uns zugezogen haben, mein Herr Phillips!" sagte Jones, bitter und zähneknirschend.

„Die alte Geschichte vom Topf und Kessel, rechn' ich!" versetzte Phillips mürrisch: „spar' Deinen Athem zum Probiren, ob Du den Henker betrügen kannst."

Vom Volksschwarm unten hallte es herauf: „Schlagt ihn todt! Brennt ihnen's Haus über'n Köpfen zusammen! Vorwärts, Jungens! Und zwanzig Kugeln flogen, und splitterten die Gitterläden, und schmetterten in Decke und Getäfel.

„Nicht gewichen!" schrie einer der Kühnsten. „Darauf losgefeuert, Ihr Herren, und wir schlagen sie doch noch ab!" Der Sprechende schoß eine Büchse nach dem breiten Ziel der Menschenmauer ab; ein Schmerzensschrei folgte, und dann ein wildes Gebrüll.

In einem Augenblick gab es ein scharfes Wechselfeuer. Die Schüsse knallten betäubend, Thüren und Fenster rasselten wieder, das Gemach füllte sich dicht mit Rauch, und der Schwefelqualm des Pulvers erstickte mich halb, wie ich mit dem Rücken an die Wand, in einer Vertiefung zwischen den Fenstern, mich drückte und in verhältnißmäßiger Sicherheit den Ausgang des Auflaufs abwartete. Wie er eigentlich entstand, wo er hinaus wollte — was wußte ich davon? Angreifer und Angegriffene waren mir gleich, nur wünschte ich von Herzen, Herr Jones wäre minder gastfrei oder ich minder willfährig gewesen. Die Belagerten wehrten sich tüchtig, feuerten unablässig mit Revolver und Büchse, während ich Herrn Jones sie aufmuntern hörte. Allein Vier lagen bereits verwundet am Boden; Einer von ihnen tödtlich getroffen, nach dem Blute zu urtheilen, das ihm aus den Lippen quoll, wie er nach Athem keuchte. Ich kniete zu dem armen Menschen nieder, um ihm, so gut ich mit meiner Ungeschicklichkeit vermochte, Hilfe zu leisten, da entstand ein Krach, ein Schlachtgeheul, ein Andrang, und die Verrammlung war überstiegen oder überwältigt, und die Bürger strömten herein, wüthend wie ein Sturmtrupp. Umgerissen, getreten, sterbensübel und schwindelig, wurde ich aus dem Handgemenge gezerrt und fand mich auf der Straße — geknebelt, ein Gefangener. Neben mir war die Mehrzahl meiner neuen Bekannten, mit zerfetzten Kleidern, wund von Tritten und Stößen, und die Gesichter kaum zu sehen durch ihre Masken von Blut und Schießpulver; sie waren Alle gebunden und bewacht.

„Schleppt sie vor, 'nauf zur großen Eiche; das Gericht sitzt dort!" brüllte ein Halbhundert Stimmen; und fort zerrte oder stieß man uns nach einem begrasten Raum, wo ein mächtiger, einzelstehender Baum seine Aeste breitete, während unter seinem Schatten ein Schock Farmer und Schiffer, wohlbewaffnet, standen.

„Jetzt daran!" schrie der Haufe; „wir haben sie, mit rothen Händen . . . .!"

Einer zupfte mich am Aermel und deutete auf die Eiche, in deren Aeste mehrere Männer geklettert und geschäftig daran waren — wie ich mit Schauder sah — einen Strick und laufende Schleife an jedem Ast einzuziehen, der stark genug war, als Galgen aus dem Stegreif zu dienen.

„Stille für den Richter Lynch!" schrie ein dilettantirender Ausrufer.

Ein langer hagerer Farmer stellte den furchtbaren Richter vor, und redete die Versammlung an: „Mitbürger! ich bin kein gabelzüngiger Advokat und auch kein Stumpenredner*), aber 's ist nicht schwer, den Sattel auf's rechte Roß zu klappen. Man hat uns unsere Rosse gestohlen, unsere Schwarzen verlockt, unser Trinken mit Tollsäften und Schlafmitteln versetzt und unsere Dollars aus unsern Beuteln gehert. Das ist schon arg genug; kommt's aber zu Blut . . . ."

Tobendes Geschrei übertönte hier des Redners Stimme; darauf schrie der öffentliche Rufer aus, die Jury sey gebildet und die Angeklagten müßten vor Gericht gestellt werden. Ich wurde mit den Uebrigen vorwärts gestoßen.

„Schuldig, oder nicht?" lautete die strenge Frage.

Einige von ihnen zitterten stark. Jones und Phillips waren ruhig, aber es war die Ruhe der Verzweiflung.

„Schuldig, oder nicht schuldig?"

„Macht ein Ende mit der Posse," rief Jones. „Ihr habt uns; Esel, doppelter, der ich war, in die Falle zurück zu laufen. Thut Euer Aergstes!"

„Sind die Stricke dort droben parat?"

„Alles parat, Herr Richter," lautete die Erwiederung.

„Dann, meine Herren Geschwornen, Ihren Wahrspruch."

„Schuldig! Alle schuldig!"

Der grimme Richter rief: „Ich kann nur Ein Urtel fällen: Tod. Einen Strick per Stück, und gut Heil für Stadt und Staat für's Loswerden!"

Ein Beifallsgeheul brach los; man riß uns unter den Baum hin, und bald lag ein Strick um jeden Hals. Da fand ich meine Stimme wieder und appellirte laut, indem ich meine Unschuld betheuerte, und daß ich ein harmloser Reisender, ein Engländer, sey, und so weiter. Ein schallendes ungläubiges Gelächter entschied meine Appellation.

„Britischers haben keine obrigkeitliche Bewilligung zum Rauben und Morden, Das sollt Ihr auf Eure Kosten erfahren," sagte ein bejahrter Farmer, der mich hielt.

„Erstickt den Heuchler!" rief ein Schiffer.

„Habt Ihr's gehört, das scheinheilige feige Stinkthier?" schrie ein anderer Kerl.

„Kannst Du Dir kein Muster an Deinem Hauptmann, dem Jones dort, nehmen, und sterben wie ein Mann?"

Meine Augen folgten des Fragenden ausgestrecktem Finger; ich sah das schwarzgewordene Gesicht und die stierenden Augäpfel meines vorigen Bekannten, wie sein zappelnder Leib einige Ellen vom Boden baumelte.

„Jetzt an den Phillips," schrie's, und ich schloß die Augen, des Elenden Hinrichtung nicht zu sehen.

---

*) Amerikanismus für: Volksredner, besonders bei Wahlen, der (ursprünglich) von einer improvisirten Bühne, einem Baumstumpf, redete.

„Der Morgan zum Dritten; der Brülischer zum Vierten," verkündete Richter Lynch. „Hinauf mit dem Phillips! Angezogen und gehalten!"

„Glukt!" schrie Einer, mit einer gefühllosen Lache.

„St! halt' Deine niederträchtige Zunge, und spott' über einen Sterbenden nicht," versetzte ernst ein ehrlicher Patländer*).

„Jetzt den Morgan!" lautete die nächste Aufforderung.

„Da kommt der Vize-Scheriff!" schrie eine Stimme, wie man ein Pferd herangaloppiren hörte.

„Was dann?" rief ein Anderer dagegen: „Das souveraine Volk läßt sich um seine Rache nicht betrügen. Zudem — ist der Wilm Hudson ein guter Kerl."

Wilm Hudson! Alles Blut schoß mir vom Kopf nach dem Herzen und wieder zurück, und es prickelte mir in allen Gliedern. Ich hieß ja Hudson — und „Wilhelm" hieß ja mein Bruder! Ein Blick genügte, wie ein sonngebräunter Reiter in den Haufen sprengte. Es war Wilhelm — der Bruder, den zu besuchen ich gekommen war — zu rechter, zur höchsten Zeit! Was gethan, was gesprochen ward — ich weiß es nicht mehr; ich weiß nur, daß ich in zwei Minuten aufgebunden, gerettet, frei war, Arm in Arm mit meinem Bruder, und daß die rauben Menschen, die mich eben hatten hängen wollen, mir nun fast die Hand ausdrehten, wie sie sie, um Verzeihung wegen eines „dummen Versehens" bittend, drückten. Nicht nur mir erwies Wilhelm sich hilfreich: ich zupfte ihn am Aermel und bat ihn, was er könne für die elenden Menschen zu thun, die, was sie auch verbrochen haben möchten, in Todesnoth seyen. Er drängte mich schnell in eine Kneipenstube, zog die Thüre zu, ging hinaus und verließ mich. Ich hörte Geschrei, Gelächter, Gegrunze, den Beifall, das Murren eines Volkshaufens. Nach einer Weile kam Wilhelm zurück, das Gesicht mit einem Taschentuch sich wischend, sehr roth und zerzaust.

„Hu!" rief er: „das hat Mühe gekostet! Doch hat's gefruchtet, wiewohl mir die Zunge wehthut von dem reden. Ich hab' Dir's zulieb gethan, Georg, Herzensjunge, und zum Glück hat man mich gern hier. Theer und Federn, anstatt Hängens, und neununddreißig mit dem Ochsenziemer, tüchtig aufgemessen, das wird ihre Schönheit auf eine Weile herunterbringen. Aber wie kamst Du zu Denen?"

„Erst, Wilhelm, sage mir, was Dich hierher brachte? Ich meinte, die Bank in Neu-Orleans ...."

„Pah!" fiel mir mein amerikanisirter Herr Bruder in's Wort; „eine alte Geschichte — das! Sie fallirte und konnte eben noch fünfzig Prozent zahlen. Ich bin hier Agent für eine Fahrniß-Versicherungs-Gesellschaft. Es geht mir gut, und ich bin Vicescheriff. Hast Du denn meinen Brief in New-York nicht erhalten? Aber wie verhält sich's nun mit Deinem Zusammenseyn mit jenen Schurken, von denen zwei gehängt und vier erschossen worden sind, höre ich: he?"

„Ei, man sagte mir, es seyen Jäger, Wilhelm, und ...."

„Oh Du — Grüner!" sagte mein Bruder launig; „hast Du an Fuchsjagd oder Rebhühnerknallen gedacht? „„Jäger"", in Amerika, heißt so viel wie — Gauner, Spieler, Dieb, Schwindler, Galgenvogel!"

Meines Bleibens in Grand Gulf war nicht lange, und vergessen werde ich es nicht so bald ...!"

*) Irländer — von St. Patrik, dem Schutzheiligen Irlands.

Gemeinnütziges.

Mittel gegen den Magenkrampf. Als solches empfiehlt Dr. Gall in Trier aus eigener Erfahrung (nachdem er 36 Jahre von diesem Uebel ungemein viel gelitten und alle ärztliche Behandlung ohne Erfolg geblieben), bei jedem Krampfanfall eine Messerspitze bis einen Theelöffel voll gepulvertes doppelt kohlensaures Natron (einer der beiden Bestandtheile des bekannten Brausepulvers) mit Wasser zu verschlucken. Dr. Gall versichert, daß dieses Mittel, selbst im Uebermaß gebraucht, keine schädliche Wirkung hervorbringe, und wenn es auch das Leiden nicht für immer zu heilen vermöge, doch, zeitig genommen, den Krampf nicht zum Ausbruch kommen lasse und den Schmerz augenblicklich lindere.

Ein Mittel gegen Gicht. Ein französisches Journal veröffentlicht folgendes — wie es sagt, vorzügliches — Mittel gegen die Gicht, welches wir den an dieser Unbequemlichkeit leidenden Deutschen nicht vorenthalten dürfen. Es besteht in Fußbädern mit Wasser, in welchem man Eichen-Blüthen, mit Hollunder-Blüthe vermischt, drei Stunden lang kochen ließ. Nach zwei, höchstens vier Tagen soll die Gicht vollständig verschwinden.

Neues Mittel gegen den Croup. Herr Dr. Ozonam in Lyon will ein sicheres Mittel gegen den Croup, diese schreckliche Kinderkrankheit, entdeckt haben. Es besteht in je einem Zehntelsgramm reinem Brom und Bromkali, in hundert Gramm destillirtem Wasser aufgelöst, und in 1 bis 5 Tropfen täglich je nach dem Alter, in einem schleimigen Tranke löffelweise gegeben. Nach Umständen kann die Dosis verstärkt werden, doch nicht über 30 Tropfen per Tag.

Kleinigkeiten.

Selbstregierung. Zunz, der berühmte jüdische Alterthumsforscher in Berlin, äußerte sich in einer Wahlrede dahin: Selbstregierung müsse die Seele der Gemeinde-, Kreis- und Provinzial-Ordnung seyn; jedes Individuum müsse sich selbst bestimmen können: es brauche nicht die Polizei zu fragen: darf ich heute kochen? darf ich spazieren gehen? darf ich französisch lernen? Ebenso soll auch nicht die Gemeinde fragen, denn diese ist nur ein „dickeres" Individuum. Die Person und ihre Thätigkeit soll frei seyn, d. h. sie soll ihre geistigen Kräfte frei ausbilden und die Glieder frei bewegen können. Wenn Jemand in einem Jahre Butterkuchen verkauft hat, soll er im nächsten Jahre auch ungehindert Schmalzkuchen verkaufen können. Durch freie Verfassung stürze der Zopf des Zunftwesens zusammen, das eingezwängte Gewerbewesen, das zwangsmäßige Hineingehen in eine Innung, das Concession-Ertheilen und natürlich auch das Concession-Entziehen. Der Segen einer so ausgebauten Verfassung werde sich unverkennbar zeigen; bei einer solchen Verfassung werde das Volk wachsen, der Fortschritt werde in demselben ein Lebens-Prinzip werden. Es sey nicht nöthig, mit einer Heeresmacht auszuziehen; die Bruderstämme werden alsdann von selber kommen, sich den Freieren anschließen, und auf friedliche Weise würden die Deutschen eine Nation werden.

Ein beunruhigter König. In seiner letzten Krankheit ging es Friedrich Wilhelm I., dem Vater Friedrich des Großen, sehr im Kopfe herum, wie ihn der liebe Gott aufnehmen werde. Der König war nach seiner Art ein frommer Mann, aber allerlei trübe Gedanken ward er doch nicht los. Er ließ daher Geistliche rufen, zu denen er Vertrauen hatte und legte ihnen die Frage vor, ob Gott einen Fürsten eben so streng richten werde wie einen Privatmann. Der reformirte Geistliche gab ausweichende Antwort, vergaß aber den Hofmann, als der König ihn in die Enge trieb. Vor Gott, sagte er, sind jedenfalls alle Menschen gleich, und wenn der liebe Gott einen Unterschied macht, so wird er die Fürsten strenger richten, als andere Leute; denn sie haben die Pflicht überkommen, im Geiste Gottes mit Weisheit und Gerechtigkeit zu regieren, und wenn sie dieses nicht thun, so sind sie in seinen Augen so strafbar, wie Bösewichter. Der König ward über diesen Freimuth wüthend, schimpfte den Geistlichen einen Ignoranten und forderte ihn auf, sich gefälligst zum † zu scheeren. Ein paar andere Geistliche trafen's besser, weil sie klug wie die Schlangen und ohne Arg wie die Tauben waren, aber ganz beruhigt wurde der König nicht.

New-Yorks Riesengarten,

der Zentralpark genannt, ist eine der größten Sehenswürdigkeiten der Welt. Er wurde 1858 in Angriff genommen, mißt 850 Acker, befindet sich im Herzen der Stadt und das für ihn bisher verausgabte Kapital verschlingt täglich 1800 Dollars Zinsen. Seit 1. Juni 1858 arbeiten täglich 500 — 3000 Arbeiter in New-York's Riesengarten; selbe werden beaufsichtigt von 32 Beamten und 50 Polizeidienern, die ihre eigenen Stationen im Parke haben. Im vierten Jahre wird die Anlage in Ordnung seyn. Die vom Staate bewilligte Summe, um den Garten in Ordnung zu halten, beträgt jährlich 150,000 Dollars. Der Schlittschuhteich ist im Winter täglich von circa 12,000 Menschen frequentirt. Die Fahrwege haben eine Gesammtlänge von 9 englischen Meilen (fast zwei Stunden), die Fußwege von 38 Meilen und sind mit einer so glücklichen Benutzung des Terrains und mit so vielem Geschmacke angelegt, daß man halbe Tage ihren Windungen folgen kann, ohne in Bewunderung der Anlagen zu ermüden.

Eine Mahnung.

Auch aus entwölkter Höhe
Kann der zündende Donner schlagen:
Darum in deinen glücklichen Tagen
Fürchte des Unglücks tückische Nähe!
Nicht an die Güter hänge dein Herz,
Die das Leben vergänglich zieren!
Wer besitzt, Der lerne verlieren,
Wer im Glück ist, Der lerne den Schmerz!

Sprichwörter.

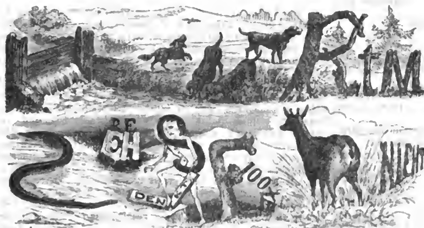
So weit die Flur geht, so weit geht auch das Gericht.
Er ziert die Gesellschaft wie der Esel den Roßmarkt.
In die Hölle ist es überall gleich weit.
Uebrige Klugheit ist schwer zu verbergen.
Zuviel Demuth ist Hochmuth.

Goldkörner.

Wer Engel sucht in dieses Lebens Gründen,
Der findet nie was ihm genügt;
Wer Menschen sucht, der wird den Engel finden,
Der sich an seine Seele schmiegt.

Wer gute Menschen kennen lernen will, der gebe Acht, zu wem der Unglückliche Vertrauen hat.

Rebus 10.



Der Stern der heiligen Nacht.

Oeffnet, Kinder, eure Herzen,
Seht, es ist das Christkind da,
Leuchtet aus den hellen Kerzen,
Bringet euch das Ew'ge nah.
Heller als des Saales Pracht
Glänzt der Stern der heil'gen Nacht.

Freundlich ging er auf im Morgen,
Frieden gab er, himmlisch Licht,
Nahm auf sich der Menschheit Sorgen,
Zürnte auch dem Feinde nicht.
Wißt ihr, Kinder, wer es ist?
Dieser Stern ist Jesus Christ.

Und des Sternes Friedensschimmer
Leuchtet auch zu diesem Fest,
Folget nur dem Sterne immer,
Der uns nie im Dunkel läßt. —
Nehmet nun denn fromm im Sinn
Dieses Sternes Gaben hin.

Schnaderhüpferln.

A lustigs Schnadahüpferl dös is scho a Freud,
Es hab'ns nur die Deutschen und dös is grod gscheidt.

Denn nirgends in der Welt wird ja gsunga so viel
Und kein Mensch kommt so langsam, wie der Deutsche zum Ziel.

Der Bundestag is in Frankfurt, dös woas ma schon lang,
Doch wer von ihm hört, dem wirds angst und bang.

Zu jeder heil'gen Zeit hält er a Sitzung gar flott,
Was er gnützt hat dem Land, ja dös weiß der lieb Gott!

Von Gottes Gnad'n is der König, so hat man erst g'hört,
Drum ist ein schlechter Christ, wer daran sich nicht kehrt.

Das Lotto ist aufghobn, neue Gsetz sind jetzt gmacht,
Da möcht i den kennen, dem im Leib 's Herz nicht lacht.

Monument' werd'n gsetzt wohl an jed'm Eck im Land,
Ist's Genie noch am Leben, da rührt sich kei Hand.

Durch 'n humoristisch Originalblatt kann man werden bald reich,
Im Licht der goldnen Sonne wird jedes Wachs weich.

Es läßt sich dann formen, es is grad a Freud
Und schmiegt sich und biegt sich nach jedweder Seit.

In Tyrol hab'ns Scheibenschießen zu Gottes Ehr,
Wer mit dem noch nit z'frieden is, der dauert mich sehr.

Aufs Neu wird jetzt g'sammelt wohl für die deutsch' Flott,
Daß's nicht geht, wie bei der vor'gen, das helf der lieb' Gott.

Was doch so a Landtagswahl Unruhe macht,
Das is man eine heiße und sträuliche Schlacht.

Was braucht auch die Fortschrittspartei die Oberhand,
Gottes Gnade sorgt selbst schon am beßten fürs Land.

Die preußischen Degen sind scharf und spitz,
Doch auf Hausknechte stechen is man doch schlechter Witz.

Die Amerikaner die sind doch bei meiner Ehr keck,
Die nehmen John Bull grad die Leut nur so weck.

Voller Unschuld is Lord Russel jedoch sich bewußt,
Daß von der ganzen Geschichte kein Wort er gewußt.

Der Churfürst von Hessen is ein Mensch auch wie wir,
Sieht man der Hessen Elend, so glaubt man es schier.

In Frankreich da wackelt gar arg der Credit,
In Oest'reich mußt's Maul haltn, sonst kriegt's gleich 'n Tritt.

Ja Frankreich kann lachen trotz seiner Staatsschuld,
Es kann nicht falliren, noch lebt ja der Fould.

Im Frühjahr sollt's losgehen aufs Neue gar heiß,
S' ist 's Beßt an der Sache, daß man gwiß halt nix weiß.

Es steht ja geschrieben und das ist auch wahr,
Wer ausharrt wird selig oder am End gar ein Narr!

Kln.

Charade.

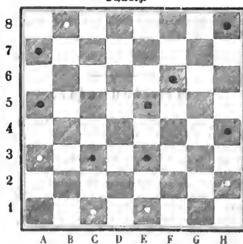
Die erste dienet dir zum Fragen,
Die zweite ist ein sinnlos Wort,
Die dritte klinget oft gar lieblich
In Sangesreihen fort und fort.
Das Ganze ist ein edler Name,
Als Bürger, Staatsmann, Feldherr groß,
Ach, daß zum Unglück seines Landes
Ihn decket schon der Erde Schooß!

Rösselsprung-Aufgabe.

er-	tritt	vem	schim-	den	Mur-	den,	ge-
Lam-	den	Das	er	ge-	ent-	ganz	recht
ins	hellt	ren-	Weih-	mer,	bringt	gen:	Schwe-
Sch-	mer,	we-	ten	Dech	ihn	froh	zu
mes-	war-	ich	Ruft	nachts-	Bo-	re	Will
Zim-	die	Stur-	sen;	Ri-	sen	sei-	dern
bei	ei-	me	se-	den	Last	den	Auf-
Durch	gen.	Nacht	nen	brul-	nem	Kin-	auf

Damenspiel-Aufgabe.

Schwarz.



Weiß.

Schwarz ist am Ziehen und fängt mit dem zweiten Zuge die Dame. Wie geschieht dies?

Auflösung der „Schach-Aufgabe 7" in Nro. 50 der Sonntags-Beilage vom 15. Dezember 1861.

Weiß.	Schwarz.
1) T. D8—D3	1) E4—D3:
2) C3—C4	2) D3—D2
3) E3—E4	3) beliebig
4) E4—F5: resp. F4—F5 matt.	

Richtige Auflösungen gingen ein von: Otto Kl. — J. Bl.

Sonntags-Beilage

zum

Augsburger Anzeigblatt.

Nummer 52. 29. Dezember 1861.

Mißglückt!

(Fortsetzung.)

Hers theilte Wilhelm nun mit, daß er schon am folgenden Tage nach Erfurt gehen und dort von Napoleon und seinem Vorhaben so viel als möglich in Erfahrung zu bringen suchen solle. Namentlich sey ihnen daran gelegen zu wissen, wann und unter welcher Begleitung Napoleon, der sicherlich eine Jagd oder dergleichen veranstalten würde, Erfurt verlassen werde. Sie dürften ihr Vorhaben dem Zufall nicht anheimgeben. Scheitere es, so würde Napoleon, der schon jetzt sehr für sein Leben besorgt sey, in Zukunft Niemand mehr in seine Nähe gelangen lassen. Sey doch schon jetzt eine Menge geheimer Polizeicommissäre von Paris nach Erfurt und dessen Umgegend gekommen, um ganz im Stillen zu erforschen, ob der Boden für den Kaiser auch sicher sey, ob sich auch nirgend eine Verschwörung oder dergleichen, das ihm Gefahr bringen könne, rege. Er selbst wisse dies von einer zuverlässigen und vertrauten Freundin, welche Gesellschafterin bei der ersten Schauspielerin, der Bourgoin, in Paris sey. Beide würden nach Erfurt kommen, da die Bourgoin dort „vor einem Parterre von Königen!“ spielen solle.

„Ich werde Dir einen Empfehlungsbrief an meine Freundin geben, der Dir ihr unbedingtes Vertrauen erwerben wird,“ fügte er hinzu. „Du wirst auch die Bourgoin kennen lernen, und Alle, die sie gesehen haben, können ihr Talent und ihre liebenswürdigen Reize nicht genug loben. Napoleon ist sehr intim mit ihr und es passirt am Hofe nichts, wovon sie nicht Kunde erhält. Benutze diese Verbindung vorsichtig, sie kann uns vielleicht viel nützen. — Und nun noch Eins — hier hast Du die Zeichen einer Geheimschrift, wenn Du uns schreiben mußt; da wir indeß in Erfurts Nähe uns aufhalten werden, kannst Du uns mündlich mittheilen, wenn Du irgend etwas Wichtiges erfahren hast.“

Wilhelm sah in diesem Auftrage, sobald er mit Vorsicht verfuhr, wenig Gefahr und willigte um so freudiger darein, da für ihn ein abenteuerlicher Reiz darin lag, an solch einem bedeutungsvollen Unternehmen mitzuwirken und in Erfurt das großartige Treiben, welches dort vorbereitet wurde, in der Nähe kennen zu lernen.

Einige Gäste traten in's Zimmer und nöthigten sie, dies Gespräch abzubrechen. Hers begleitete Wilhelm nach der Stadt, um ihm noch einmal die größte Vorsicht einzuprägen und noch einige Mittheilungen zu machen. Noch in derselben Nacht sollte Wilhelm abreisen.

Aufgeregt kam er in seinem Zimmer an. Die verschiedenartigsten Gedanken durchstürmten ihn, er hatte indeß nicht Zeit, einen derselben zu verfolgen, da die nahe Abreise einige Vorbereitungen erforderte. Hers' Festigkeit und Zuversicht ließ den Gedanken, daß Alles fehlschlagen könne, in ihm nicht aufkeimen, nicht Furcht für sein Leben bewegte ihn, und doch beschlich ihn unwillkürlich ein Bangen vor den gewaltigen unabsehbaren Folgen, welche aus dieser That hervorgehen mußten. Auf dem Gipfel seiner Macht sollte Napoleon fallen: er haßte ihn als übermüthigen Tyrannen, dessen ganzes Streben darauf gerichtet war, jeden freien Geisteshauch in Deutschland zu vernichten, und doch war er noch zu jung und in des Lebens Stürmen zu wenig abgehärtet, als daß er ein menschliches Mitgefühl, das in ihm erwachte, hätte zurückweisen können. Sein Hers gegebenes Wort band ihn und so durfte er jenem Gefühle keinen weitern Raum gestatten, um in seinem Entschlusse nicht wankend zu werden.

Nach Mitternacht verließ er Jena. Als er in Erfurt eintraf, überraschte und berauschte ihn fast die gänzliche Umgestaltung der Stadt. Sonst ziemlich öde und unter der französischen Herrschaft äußerst schwer heimgesucht, bot sie einen Anblick dar, als ob sie die reichste Stadt von ganz Europa sey.

Alles war zum Empfange Napoleon's vorbereitet, der jeden Augenblick eintreffen konnte. Alle befanden sich in der Ungeduld der Erwartung oder in der Eile, mit der noch die letzten Vorbereitungen zum Empfange des Kaisers vollendet werden sollten. Die ganze Stadt war von französischen Decorateurs, welche eigens deshalb von Paris hierher gesandt waren, auf die glänzendste Weise und mit ungeheuren Kosten geschmückt. Französische Gardegrenadiere und die Elite anderer französischer Truppen füllten die Straßen. Auch sie waren zum größten Theil nur deshalb von Paris hiehergeschickt, um die Macht und den Glanz ihres Kaisers in auffallendster Weise zu zeigen.

Zu ihnen gesellte sich die äußerst zahlreiche Begleitung der deutschen Fürsten und der Diplomatie, welche zum Theil schon vor ihren Herren hier eingetroffen war, um die nöthigen Vorkehrungen zum Unterkommen zu treffen.

Wilhelm war oft in Erfurt gewesen, dennoch erkannte er die Stadt kaum wieder. In der größten Aufregung schien Alles durch einander zu wogen. Er gab es auf, in dieser allgemeinen Unruhe seinen Vater aufzusuchen; langsam durchwanderte er die Straßen.

Da hieß es, es war in der zehnten Stunde, „der Kaiser kommt,“ und Tausende drängten dem Thore zu, durch welches er seinen Einzug halten mußte. Auch Wilhelm ließ sich mit fortdrängen. Das Thor und die nächsten Straßen waren, um sie frei zu erhalten, vollständig mit französischem Militär besetzt, dennoch errang sich Wilhelm einen Platz, von dem aus er den ganzen Zug sehen konnte.

Ein endloser Jubelruf, in den mehr als zehntausend Soldaten einstimmten, kündigte des Kaisers Ankunft vor dem Thore an. In einem mehr als königlichen Staate, umringt von Königen, Fürsten, Ministern und Generalen zog er in Erfurt ein. Begleitete ihn doch die Mehrzahl Derjenigen, welche zu jener Conferenz nach Erfurt kamen und die Stadt sah in jenen Tagen außer den beiden Kaisern von Frankreich und Rußland, außer den Königen von Westphalen, Bayern, Sachsen und Württemberg und den Großherzögen von Baden und Würzburg nicht weniger als zweiundvierzig Fürsten und Prinzen, sechsundzwanzig Staatsminister und über ein halbes Hundert Generäle.

Sie alle bildeten eigentlich nur das Gefolge des französischen Herrschers, der in übermüthigster Weise sie kaum der Beachtung für würdig hielt.

Wilhelm war durch die wahrhaft kaiserliche Pracht geblendet, dennoch empörte es ihn im Innersten, als er bemerkte, wie sehr die deutschen Fürsten sich dadurch erniedrigten, daß sie dem Tyrannen ihres Vaterlandes folgten und zufriedengestellt waren, in seinem Gefolge denselben Rang einzunehmen wie jeder französische General.

Langsam schritt Wilhelm durch eine der mit Menschen fast überfüllten Straßen. Eine junge, elegant gekleidete Dame fiel ihm auf und unwillkürlich zog es ihn derselben nach. Aus ihrer Unterhaltung mit einer ältern Begleiterin vernahm er, daß sie eine Französin war, und so sehr er sonst auch jedes französische Blut haßte, in diesem Augenblicke dachte er nicht daran.

Unter den Wagen der zahlreichen, zu diesem Schauspiel nach Erfurt gekommenen Fremden war eine Stockung entstanden. Die Hast, mit der ein Jeder daran dachte, nur sich aus dem Wagenknäuel loszumachen, vermehrte die Verwirrung. Da wurden ein Paar der Pferde wild, gingen durch und stürmten die Straße herab. Alles stürzte zur Seite, um ihnen auszuweichen, der Gefahr sie aufzuhalten, mochte sich Keiner unterziehen. Nur auf die schöne Dame achtend, hatte Wilhelm die Pferde nicht bemerkt, er sah sie erst, als sie ihm bereits nahe waren. Auch er wollte zur Seite springen, da drang ein leiser Schrei in sein Ohr und er sah, wie die Dame, der er gefolgt war, während auch sie den scheuen Thieren entfliehen wollte, gestrauchelt und zur Erde gefallen war.

Mit einem Sprunge stand Wilhelm neben ihr und riß sie gewaltsam empor. In demselben Augenblick sprengten die Pferde mit dem Wagen vorüber. Nur eine halbe Minute später und sie würde von den Hufen der Thiere und den Wagenrädern vielleicht zerschmettert gewesen seyn. Wilhelm hielt sie in seinen Armen, er fühlte ihr Herz klopfen, seine Augen ruhten auf ihrem lieblichen Gesicht. Sie war einer Ohnmacht nahe, suchte sich indeß mit allen Kräften zu fassen. Dennoch zitterte sie heftig. Ihre Begleiterin eilte bestürzt herbei und richtete sie empor.

Sie warf einen dankenden Blick auf Wilhelm und wollte einige Worte hinzufügen, aber die Lippen versagten ihr. Noch war sie nicht im Stande, den Schreck zu überwinden. Wilhelm bot ihr den Arm zur Unterstützung, um sie nach ihrer Wohnung zu begleiten, und schweigend nahm sie ihn an. Erst als sie das Menschengewühl verlassen und eine stillere Straße erreicht hatten, gewann sie ihre volle Fassung wieder und lachte jetzt selbst über ihren Schrecken.

„Ich habe mir immer eingebildet, daß ich zum Sterben noch viel zu jung sey,“ sprach sie mit einem Lächeln, das Wilhelm noch mehr bezauberte, „deshalb hat mir die Gefahr auch alle Fassung geraubt. Ich wäre ein schlechter Soldat geworden.“

Wilhelm vermochte kaum einige Worte zu erwidern, er befand sich ihr gegenüber in einer Befangenheit, welche er selbst nicht zu erklären vermochte. Das ganze Treiben ringsum hatte allen Reiz

für ihn verloren. Der laute Jubel, mit dem der Kaiser in allen Straßen, durch welche er kam, empfangen wurde, drang wiederholt zu ihm. Er hörte es nicht. Was kümmerte ihn der Kaiser, was all' die Fremden der Stadt? Für sie allein nur hatte er Augen und Ohren. Ihre Kleidung war elegant, sogar kostbar, und aus ihrem leichten und doch feinen und sichern Benehmen glaubte er zu errathen, daß sie den höheren Ständen angehören mußte. Sie hatte sich von ihrem Schreck völlig erholt und unterhielt ihn mit einer Unbefangenheit und Liebenswürdigkeit, die ihn entzückte.

Als sie vor ihrer Wohnung ankamen, durchzuckte es ihn schmerzhaft, daß er sie verlassen sollte, vielleicht sah er sie nie wieder. Wußte er doch noch nicht einmal ihren Namen, und er hatte nicht den Muth, sie danach zu fragen. Da forderte sie ihn auf, mit in ihre Wohnung einzutreten. Eine freudige Röthe schoß über seine Wangen, und dennoch folgte er willenlos. Er würde Alles gethan haben, was sie von ihm verlangt hätte.

Er bemerkte kaum die prächtige und zugleich sinnige Einrichtung ihrer Zimmer, die herrlichen Blumen und kostbaren Vasen und Vorhänge, mit denen sie geschmückt waren. Ihn überkam ein Gefühl, als ob er in einen Feentempel getreten sey, und es konnte in ihrer Nähe nicht anders seyn. Sie lächelte scherzend über seine Befangenheit

„Nun müssen Sie mir Ihren Namen nennen", rief sie. „Ich muß doch wissen, wem ich meine Rettung verdanke!"

Wilhelm nannte ihn und fügte hinzu, daß er in Jena studire. „In Jena!" rief sie. „Dort, wo mein Kaiser vor zwei Jahren die Schlacht gewonnen! Dort! Dort! — Und Sie sind Student?" — Sie stellte sich vor ihn und betrachtete ihn mit dem reizendsten Lächeln. „In Frankreich habe ich mir ein anderes Bild von einem deutschen Studenten gemacht! Sie sehen gar nicht so wild aus! Sie haben keinen langen Bart und keinen Schläger an der Seite!"

Unwillkürlich mußte Wilhelm lächeln.

„Und wissen Sie, wer ich bin?"

Wilhelm verneinte es.

„Ah, dann möchte ich Sie in Ungewißheit lassen, bis Sie mich vielleicht schon in wenigen Tagen an einem andern Orte wiedersehen! Doch nein — ich verdanke Ihnen zu viel — Sie sollen es wissen. Mein Kaiser hat mich hieher befohlen, um ihn und all' die Könige und Fürsten, welche hierher kommen, zu unterhalten; ich soll spielen vor ihnen, denn ich bin Schauspielerin und mein Name ist Claire Bourgoin."

„Bourgoin?" rief Wilhelm überrascht. „Bourgoin!"

„Sie kennen mich?" fragte Claire.

„Und Sie sind Marie Gärtner?" wandte sich Wilhelm, ohne diese Frage zu beantworten, an ihre Begleiterin. Diese bejahte es.

„Dann hat mir das Glück heute einen doppelt großen Dienst erwiesen," fuhr er fort, „denn an Sie habe ich ein Empfehlungsschreiben, um durch Sie die Künstlerin kennen zu lernen, welche von Allen verehrt wird, die sie nur einmal gesehen, welche selbst ihre Feinde lieben müssen!"

Der Major Hers hatte ihm diese Weise, sich einzuführen, angerathen, um die Bourgoin über den eigentlichen Zweck des Empfehlungsschreibens zu täuschen, und er sprach diese Worte um so überzeugender, da er es wirklich für ein Glück hielt, die Schauspielerin kennen gelernt zu haben. Er überreichte Marie den Brief des Majors.

„Sie bedürfen keiner Empfehlung mehr," erwiderte Claire, durch seine Worte geschmeichelt, lächelnd, „oder glauben Sie, daß ich gegen den von einem mir Fremden Empfohlenen freundlicher seyn würde als gegen den Retter meines Lebens? Und auch ich bin ja mit dem Geschick zufrieden, das grade Sie zu meinem Retter bestimmt hat."

Mit verführerischem Lächeln reichte sie ihm ihre kleine schöngeformte Hand, und er erfaßte sie mit einer Innigkeit, vor der er selbst fast erschrack. Um den vollen Sinn ihrer Worte zu fassen, war er zu aufgeregt, und erst am Abend, als er allein in dem engen Zimmer eines Wirthshauses auf das Bett ausgestreckt lag und das Erlebniß des heutigen Tages, sein Zusammentreffen mit Claire, als er jedes ihrer Worte sich in's Gedächtniß zurückrief und im Geiste noch einmal durchlebte, ward ihm der Sinn dieser Worte klar und er hätte laut aufjubeln mögen.

Konnte er nicht aus diesen Worten entnehmen, daß auch er ihr nicht gleichgiltig geblieben sey? Er wagte dies nicht zu glauben und doch! — wie freundlich hatte sie ihm beim Abschiede die Hand gereicht, und hatte sie ihm nicht gestattet, sie am folgenden Morgen wieder besuchen zu dürfen, hatte sie ihn nicht gebeten, sie während ihrer Anwesenheit in Erfurt öfter auf ihren Spaziergängen zu begleiten, da sie es liebe, sich zu Fuß in das volle Leben und Treiben der Menschen zu mischen! Er fühlte, daß dies Mädchen eine Gewalt auf ihn ausübte, wie noch nie ein weibliches Wesen, und es schmeichelte ihm, daß es so war. Halb träumend schon suchte er ihr Bild vor sein geistiges Auge zu zaubern. Selbst die Bewunderung und fast maßlose Verehrung, mit der sie von Napoleon sprach, war ihm nicht unangenehm gewesen; in ihrer Nähe hatte er vergessen, daß er diesen Menschen haßte, daß er hierher gekommen war, um zu seinem Untergange die Hand zu reichen.

Ehe er seinen Vater aufsuchte, ging er am andern Morgen wieder zur Bourgoin. Sie empfing ihn mit derselben Freundlichkeit. In leicht scherzender, halb übermüthiger und trotzdem reizender Weise schilderte sie ihm das Zusammentreffen Napoleon's mit dem Kaiser von Rußland am Tage zuvor unter einem Birnbaum zwischen den Dörfern Ottstedt und Rohra. Lachend fügte sie hinzu: „Beide Kaiser sind sich in der zärtlichsten Weise in die Arme gesunken, mein Kaiser hat für den Russen ein Pferd bereit halten lassen, welches ganz so aufgeschirrt gewesen ist, wie das, welches er in Petersburg zu reiten pflegt. Um ihm diese Aufmerksamkeit erweisen zu können, ist Jemand von Paris nach Petersburg gesandt, nur zum Zweck, eine genaue Zeichnung des Sattelzeugs sich zu verschaffen. Ha, ha! Und Napoleon liebt den Russen nicht! Er hat ihn umarmt, aber ich weiß, daß er ihn eher haßt; ja er haßt ihn, weil er der einzige Fürst ist, der nicht glaubt nöthig zu haben, sich vor ihm zu beugen. — Sie kennen Napoleon nicht. Er kann furchtbar seyn, aber er ist der liebenswürdigste Mann, den ich kenne, wenn es in seiner Absicht liegt, liebenswürdig seyn zu wollen. Seine Aufmerksamkeiten sind zart und sinnig."

Wilhelm erinnerte sich in diesem Augenblicke an Hers' Worte: „Napoleon ist sehr intim mit ihr," — ein Argwohn, ein eifersüchtiger Verdacht stieg in ihm auf — doch nein — es konnte nicht seyn. Dies Mädchen war zu unbefangen in ihren Aeußerungen, sie mußte unschuldig seyn! Er konnte diesem Gedanken nicht länger nachhängen, da Claire die Unterhaltung bald auf einen andern Gegenstand führte und seine volle Aufmerksamkeit in Anspruch nahm.

Am Abende dieses Tages sollte die erste Vorstellung im Theater stattfinden, Claire trat darin auf. Das Publikum für die Vorstellungen war ein sorgfältig ausgewähltes und zum großen Theil vom Kaiser selbst bestimmtes.

(Fortsetzung folgt.)

Stahlschießen zu Augsburg 1470.

Bald nach Beendigung der Züge in das Morgenland hatten sich die aufblühenden Städte die aus dem Orient stammende Armbrust (Armst) als die für sie tauglichste Waffe erkoren, sie im Laufe der Jahre „zum Stahle" verbessert und Schützengilden errichtet, die sich die Uebung mit dieser Waffe zum Ziele setzten. So geschah es auch in Augsburg. Zur Aneiferung der eigenen Gilde wurden Schützenfeste mit Preisen gegeben, zu denen „viel Gäste" von Nahe und Ferne herbeieilten. Das erste derartige Fest, „Abenteuer mit der Armbrust," fand in Augsburg 1425 statt, ihm folgten die von 1432, 1448 und 1470. Letzteres sollte das prächtigste werden, und hat für uns durch die Anwesenheit der bayerischen Herzoge Christoph und Wolfgang von Bayern besonderes Interesse. Das Schießen wurde am Sonntag nach St. Ulrich auf der Insel zwischen der Wertach und der Senkel abgehalten. Die von den Schützenbrüdern gewählten Richter und vier Zielherren vom Rathe leiteten das Fest, zu dem sich 420 Schützen, sich um 35 Silberkleinode bewerbend, eingetroffen waren. Geschossen wurde auf 125 Schritte. Jeder Schütze schoß des Tages viermal. Eine Uhr schlug eins, sobald der Schütze sich zum Schießen bereit machte, er mußte geschossen haben, bis dieselbe den Schlag wiederholte, sonst war der Schuß verloren. Auf einem Stuhle ohne Lehne sitzend, mit abgetrennten Aermeln und freischwebenden Armen mußte der Schießende, weder die Achsel noch die Brust mit der Säule der Armbrust oder dem Schlössel derselben berührend, den Bolzen fliegen lassen. Wer zwei Bolzen auf einmal hinausschoß, büßte mit dem doppelten Leggeld. 13 Tage wurde geschossen, am 14. um die Kleinode, deren schönstes eine silberne Schaale mit innen und außen vergoldetem Deckel, im Werthe zu 101 Gulden war, gerittert, und hernach dieselben vertheilt. Abends nach dem Schießen wurden auch noch andere Preisspiele angestellt. Zuerst wurde ein Wettlaufen zu Fuß von den Schützen gehalten. 350 Schritte war die Bahn lang. Herzog Christoph von Bayern lief mit. Der war den andern weit voran, und gewann den Preis, ein gulden Ringlein 4 Gulden werth, und eine seidene Fahne mit dem Stadtwappen. Auch ein künstlich Springen wurde gehalten. Ein jeder mußte drei Sprünge auf einen Fuß, dann drei mit beiden Füßen machen, und zwei Schritte laufen. Auch da thats Herzog Christoph allen ob, und gewann das Kleinod, ein gulden Ringlein mit der Fahne. Am Montag nach St. Ulrich gab es ein Pferderennen. Herzog Wolfgangs Renner gewann einen Pokal mit Deckel fein vergoldet, 10, und den Becher 6 fl. werth, das dritte Kleinod gewann erst ein Augsburger. 14 Pferde liefen mit, für jedes wurde ein Gulden eingelegt, 8 Heller erlegte man für das Siegeln. Neunzehn silberne Kleinod wurden in einem Glückshafen ausgespielt. Dabei gings gar redlich her. Zwei Rathgeber Peter Hörwarth und Hans Walter, drei Zunftmeister und der Einnehmer Hector Mülich, als geschworner Schreiber, waren alle zum Hafen geordnet. Die Einlage kostete für einen Zettel 8 Heller. 36,464 Zettel wurden eingelegt. Das beste Kleinod war ein Pokal mit Deckel und feiner Vergoldung, es galt 40 fl., dabei eine seidene Fahne. Den beiden Herzögen von Bayern gefiel es ganz besonders wohl in Augsburg, und blieben der Stadt ihr ganzes Leben gar freundlich zugethan.

Eine Ansicht Napoleon's des Ersten.

In einer seiner vertraulichen Unterhaltungen auf St. Helena drückt sich Napoleon gegen den Grafen von Las Cases über Einheit und Concentration der Völker in Worten aus, die an und für sich merkwürdig sind, aber auf unsere Gegenwart ganz besonderen Bezug haben. Nachdem er unter Anderem das kurz nach der Schreckenszeit zertheilte und zerrüttete Frankreich mit dem unter seiner kräftigen Leitung geeinigten und erstarkten verglichen hatte, fährt er fort: „Eine meiner größten Ideen war die Zusammenschmelzung, die Concentration derjenigen Völker, welche durch die Revolutionen und die Politik aufgelöst und zerstückelt worden waren.“ So wollte er, das sagte er wenigstens, aus Franzosen, Spaniern und Deutschen je eine einige, kompakte Nation machen, geeignet, Einheit der Gesetze, der Prinzipien, der Ansichten, der Gefühle und der Interessen aufzunehmen. In Frankreich, fährt er fort, sey es ihm vollständig, in Italien beinahe gelungen, und auch in Spanien war die Verschmelzung fast vollendet, als seine Unglücksfälle auf einem anderen Erdstriche seine Aufmerksamkeit davon ablenkten. Auf diese Weise, sagt er, habe er den ganzen Süden Europa's zusammengebracht und vereinigt, in Bezug auf Ansichten, Grundsätze, Meinungen und Interessen. Was hätte der Norden dagegen machen können!? Auf die Deutschen übergehend, behauptet er, daß sie für die Centralisation bereits sehr vorbereitet wären, und wundert er sich nur, daß noch kein deutscher Fürst von dieser so günstigen Anlage Gebrauch gemacht habe. „Hätte der Himmel mich als deutschen Fürsten geboren werden lassen, ich hätte unstreitig bei den zahlreichen Krisen unserer Tage die dreißig Millionen Deutsche vereinigt und beherrscht, und so weit ich ihren Charakter kenne, glaube ich auch, daß, wenn sie mich einmal gewählt und proklamirt haben würden, sie mich nie wieder verlassen hätten.“ Später kam er wieder darauf zurück, und fuhr er dann fort: „Wie dem auch sey, diese Verschmelzung — sie kommt früh oder spät doch zu Stande! Der Impuls ist gegeben, und ich bin fest überzeugt, daß nach meinem Sturz es in Europa kein anderes mögliches Gleichgewicht geben wird, als die Verschmelzung und die Verbindung der großen Völker. Der erste Herrscher, welcher mitten in einer ernsten Zeit die Sache der Völker mit Hingebung und Treue in seine Hand nehmen wird, der stellt sich dadurch an die Spitze von ganz Europa, und kann versuchen, was er will.

Schwiegermutter und Schwiegertochter.

Der Bergamaske sagt: „Schwiegermutter und Schwiegertochter stehen nur gemalt gut zusammen.“ Der Deutsche giebt selbst das nicht zu, indem er sagt: „Eine Schwieger und Sohnes-Frau sollte man nicht zusammen malen.“ Denn, wie der Araber spricht: „Die Schwiegermutter ist gegen die Schwiegertochter, die Schwiegertochter gegen die Schwiegermutter zum Verdachte geneigt,“ und im häuslichen Leben sind: (Toskanisch:) „Schwiegermutter und Schwiegertochter Hagel und Gewitter.“ (Venetianisch:) „Schwiegermutter und Schwiegertochter keifen immer zusammen.“ (Lombardisch:) „Schwiegermutter und Schwiegertochter essen einander auf.“ In Egypten bezeichnet man daher mit dem Namen chamat (Schwiegermutter) jede Verwandte, die man nicht leiden kann, und der Albanese fürchtet selbst das Wohnen in der Nähe der Schwiegermutter, indem er sagt: „Die Schwiegermutter nahe bei der Thür, ist wie der Mantel beim Dornbusch.“ Was mag nun die Ursache zu diesem, für einen Mann höchst unerquicklichen Mißverhältniß seyn? Die Deutsche sagt es, dem lateinischen Spruche wörtlich folgend: „Die Schwieger weiß nicht, daß sie Schnur gewesen.“ Freilich klagt die Spanierin: „Als ich Schwiegertochter war, hatte ich keine gute Schwiegermutter, und als ich Schwiegermutter war, hatte ich keine gute Schwiegertochter,“ und die Deutschen behaupten: „Sohnes Weib hasset Mannes Mutter,“ aber im Allgemeinen scheint doch das Sprüchwort der Schwiegermutter das größere Unrecht beizumessen, denn es heißt: (Serbisch:) „Jede Schwiegermutter verabscheut die junge Frau.“ (Deutsch:) „Die Schwieger liebt nie die Schnur.“ (Russisch:) „Die böse Schwiegermutter hat auch hinten Augen“, und etwas derb: „Schwiegermutter, Teufels Unterfutter,“ oder wie man auch am Rhein und in Westphalen sagt: „Des Mannes Mutter, der Frauen Teufel.“ Ja, vermag sie es, so begnügt sie sich sogar nicht damit, der Schwiegertochter das Leben schwer zu machen; sie sucht auch, sie aus dem Hause zu entfernen, wenn nämlich das deutsche Sprichwort Recht hat:

„Drei Dinge sind nicht Eins im Haus:
Zwei Hahnen und die Katz' und Maus;
Die Schwieger jagt die Schnur hinaus.“

Darum ist: (deutsch, dänisch, schwedisch:) „Die beste Schwiegermutter auf der Gänseweide,“ oder: „Die beste Schwiegermutter die, welche einen grünen Rock anhat,“ und wie der Spanier sagt. „Nur Die ist gut verheirathet, welche weder Schwiegermutter, noch Schwägerin hat.“ Die Nubier haben deßhalb gesetzlich bestimmt, daß von dem Tage an, wo ein Mann sich verheirathet, seine Schwiegermutter ihr ganzes Leben hindurch kein Wort mehr mit ihm reden darf.

Der Winter



für 1862 begann nach astronomischen Berechnungen bereits am 21. Dezbr. 1861 um 8 Uhr 13 Min. Abends als die Sonne das Zeichen des Steinbocks erreichte, den kürzesten Tag, die längste Nacht und die Winters-Sonnenwende bewirkte.

Erscheinungen der ältern Planeten im Monat Januar 1862.

Am Abend glänzt im Westen Venus im Wassermann; im Osten zeigen sich in spätern Abendstunden Jupiter und Saturn im Sternbilde des Löwen. Am Morgen kann Mars in der Waage und im Skorpion gesehen werden.

☉ Am 1. Morgens $5\frac{1}{2}$ Uhr ist die Sonne in der Erdnähe, oder vielmehr die Erde in der Sonnennähe.

☿ Merkur tritt am 12. Morgens 5 Uhr 25 Min. in obere Conjunction mit der Sonne. Am 19. Abends 6 Uhr 48 Min. erreicht er die größte südliche Breite; er steht dabei sehr tief, gegen 21 Grad, unter dem Aequator. Am 31. Morgens 8 Uhr 32 Min. ist er beim Mond.

♀ Venus ist am 4. Morgens 7 Uhr 9 Min. beim Mond; erscheint am 5. im größten Glanze als Abendstern und wird am 6. Nachmittags um $2\frac{3}{4}$ Uhr durch den aufsteigenden Knoten gehen.

☾ Der Mond kommt am 10. Vormittags 9 Uhr in die Erdferne, und am 26. Morgens 3 Uhr in die Erdnähe Durch die Mondscheibe werden in diesem Monate von den Firsternen bedeckt: am 4. Abends x im Wassermann, am 10. Abends ξ im Widder und am 13. Abends H in den Zwillingen.

♂ Mars ist am 26. Morgens 3 Uhr 49 Min. mit dem Mond in Conjunktion.

♃ Jupiter wird am 20. Abends 10 Uhr 52 Min. vom Mond erreicht.

♄ Saturn hat 8 Stunden 5 Min. vor Jupiter Zusammenkunft mit dem Mond.

♅ Uran zeigt sich bei unsern Trabanten am 12. Abends 4 Uhr.

Muthmaßliche Witterung im Monat Januar 1862.

Der Januar wird nicht regiert, sondern regiert selbst — nach dem Sprichwort. — Der Charakter des Vorwinters — Novembers und Dezembers — ist meist durch denjenigen des Herbstes bedingt. Der Januar tritt mehr selbstständig auf. — Die Aequatorial- und Polarströmung der Atmosphäre ist in der Regel ausgeglichen — nasser Sommer, trockner Winter und umgekehrt; kühler Sommer, warmer Winter und umgekehrt. — Helle Streifen am klaren Abendhimmel — Sturm mit Kälte. Heller Mondschein mit Westwind — kurz andauerndes warmes Wetter mit Schnee und Regen im Gefolge. — Die Witterung beim Neumond im Januar wechselt mit dem ersten Viertel, sowie der Wind umsetzt. — Ziehen die Wolken dem unten herrschenden Winde entgegen, so ändert sich das Wetter sicher. Der Wolkenzug nach Norden hin giebt warmes, derjenige nach Süden, kaltes Wetter. Wolkenzug nach Osten, unten mit Nord- oder Ostwind, giebt Schnee und veränderliches Wetter. — Auf ruhiges Thauwetter folgt Sturm und trübe Atmosphäre. — Nach warmem Regenwetter folgen die trübsten Tage. — Aufsteigende Nebel geben gern Schnee und Glatteis in den nächsten Tagen.

Witterungsbericht nach dem 100jährigen Kalender.

Der Januar ist trocken und nicht zu kalt.

Landwirthschaftlicher Kalender.

Wenn das neue Jahr angefangen hat, sieht Jedermann auf das alte zurück. Der Bauer rechnet deshalb nach, ordnet Haus und Hof, theilt Futter und Streu gut ein, damit es bis zum Grünfutter reicht. — Sieh in den Miethen nach den Wurzelgewächsen, setze das Dreschen fort, stich die Frucht auf dem Speicher um. — Bei trocknem Wetter laß Erde führen zum Ueberstreuen des Mistes. Lege Compostaufen an, aus Straßenkoth, Kaff, Torferde, Kalk und Asche rc. Sorge für Strohseile, laß die Geräthe berrichten. — Auf den Wiesen mache neue Gräben, besonders Abzüge; führe Compost und Gülle auf, nimm Ausebnungen vor. — Feld und Garten. Sorge für Samen, führe fleißig Gülle und Dünger, grabe um die Bäume auf und dünge sie. Schütze sie vor Hasenfraß. Pfuhle das Steinobst — Weinberg und Keller. Sorge für Rebpfähle, keltere den rothen Wein, der bisher auf den Hülsen gegohren hat. Laß Dünger tragen.

Gemeinnütziges.

Ueber das Vergiften der Feldmäuse. Eine große Menge von Feldmäusen gibt es in diesem Jahre wieder, denn das schöne trockene Herbstwetter sagte diesen Thieren besonders zu ihrer Vermehrung zu. An manchen Orten treten dieselben zur wahren Plage auf, sie verheeren den jungen Klee und die Saaten stehen in derselben Gefahr. Was ist nun zu thun gegen das Ungeziefer? Das Ausgießen der Löcher ist zu zeitraubend und wo viele Löcher sind gar nicht anwendbar. Man hat daher die Zuflucht zum Vergiften genommen und fast in jeder Apotheke sind Phosphorpillen zu haben, welche auch ihre Dienste thun. Allein eine gänzliche Vergiftung der Mäuse ist gar nicht möglich, und es ist dabei besonders ins Auge zu fassen, daß auch zugleich die Thiere mit vergiftet werden, welche mehr Mäuse wegfangen, als in unsern Kräften steht. Die vergifteten Mäuse werden von den Eulen, Krähen, Füchsen 2c., welche als ausgezeichnete Fänger der Mäuse allgemein bekannt sind, mit eben dem Appetite verzehrt, als die lebendig gefangenen. Dieser Umstand verdient die ernsteste Beachtung, denn tödten wir diejenigen Thiere, welche Mäuse fangen, zugleich mit den Mäusen, so arbeiten wir dem Zwecke selbst entgegen.

Kleinigkeiten.

Eine harmlose unpolitische Geschichte.

Seht, wie der Bauer Peter schwitzt,
Den Karren aus dem Sumpf zu ziehn!
Doch wie er immer sich erhitzt,
Der Karr'n steckt nach wie vor darin.
Ich — spricht der Peter — kann nichts dafür:
Mein Compagnon steht hinter mir;
Und kaum hab' ich den Karr'n ein Stück gehoben,
Hat Der ihn wieder hineingeschoben!
Da hört man oben an den höchsten Stufen
Eine großmächtige Stimme rufen:
Ach wenn doch die vermaledeite — — Kastanienallee endlich einmal gepflastert würde!

Goldkörner.

Trag' ein Herz, den Freuden offen,
Doch zum Lebenskampf bereit;
Lern' im Mißgeschicke hoffen;
Denk' des Sturms bei heitrer Zeit.

Die Menschen haben von jeher den rechten Weg erst dann gefunden, nachdem sie alle Abwege durchirrt hatten.

Denken was wahr, und fühlen was schön, und wollen was gut ist, darin erkennet der Geist das Ziel des vernünftigen Lebens.

Giebst Du Dir selbst den Frieden nicht,
Im kurzen Erdenleben,
Dann leiste nur auf ihn Verzicht,
Die Welt kann ihn nicht geben.

Buchstaben-Rebus.

r
r

Auflösung des „Rebus 10" in der Sonntags-Beilage Nro. 51 vom 22. Dezember 1861.

Wer hundert Mal „auf Ehre" spricht, denkt hundert Mal an Ehre nicht.

Richtige Auflösungen gingen ein von: K. Haerdle (nebst Dechiffrirung.) — R. M. — Th. Schatz. — August L....r. — J. R. J. F. — G. Z....r. — Barbarossa. — Louise W..t. — Staats-Xaveri. — F. Froneet.

Auflösung der „Charade" in Nro. 51 der Sonntags-Beilage vom 22. Dezember 1861.

Washington.

Richtige Auflösungen gingen ein von: K. Haerdle. — Ign. Spiegel. — August L....r. — G. Z....r. — R. M. — W. St..... — Lolo. — K. Hader. — Thekla B. — Louise W..t. — Staats-Xaveri. — F. und L.

Auflösung der „Rösselsprung-Aufgabe" in der Sonntags-Beilage Nro. 51 vom 22. Dezember 1861.

Durch die Nacht bei Sturmeswehen
Seh ich einen Alten gehen,
Schwere Last auf seinem Rücken
Will ihn ganz zu Boden drücken;
Doch er tritt ins warme Zimmer,
Das erhellt vom Lampenschimmer,
Ruft den Kindern froh entgegen:
Ruprecht bringt den Weihnachtssegen

Richtige Lösungen gingen ein von: K. Haerdle (nebst Zeichnung vom Laufe des Springers). — G. Z....r. — August L....r. — Th. Schatz. — R. M. — Barbarossa. — Kath. Khl. — Kasp. Hader.

Auflösung der „Damenspiel-Aufgabe" in der Sonntags-Beilage Nro. 51 vom 22. Dezember 1861.

Schwarz zieht von E 5 nach F 4, hierauf Weiß von B8 (Dame) nach G3, um den schwarzen Stein F 4 zu schlagen. Nun ist Schwarz bei seinem zweiten Zuge genöthigt, von H4 nach F 2 zu gehen um die Dame bei G 3 zu fangen. Uebersichtlich:

Schwarz.	Weiß.
1) E5 — F4	1) B8 — G3.
2) H4 — F2	

Richtige Lösungen gingen ein von: K. Haerdle. — R. M. — G. Z....r. — Barbarossa. — Ign. Spiegel.

Aus dem Thierleben.

In England ist es jüngst vorgekommen, daß eine Cochin-China-Henne, die man während ihrer Brütezeit in eine Rumpelkammer auf ein Nest mit Eiern setzte, damit sie dieselben ausbrüte, nach einigen Tagen nicht auf diesem Neste, sondern über sieben jungen Kätzchen mit ausgebreiteten Flügeln, gluckenhaft aufgeplustert, sitzen fand, die eine Katze in derselben Rumpelkammer geworfen hatte. Die Henne, die das Ausbrüten ihrer eigenen Eier, wie es scheint, zu beschwerlich und langweilig fand, erachtete allem Aussehen nach es für bei weitem angenehmer und erfreulicher, bei den bereits lebenden Jungen der Katze Mutter- oder gewissermaßen Bonnenstelle zu vertreten. Die alte Katze selbst litt sie eigentlich nur als Amme, denn sie gestattete ein paar Mal des Tages, daß diese die Jungen säugte, war dies aber geschehen, so ruhte sie nicht eher, als bis die Katze wich und ihr die jungen Kätzchen zur Pflege und Ueberwachung ganz allein überließ.

Charade.

Von der Letzten umwunden,
Schwebt das Ganze den beiden Ersten zu.

O nein, o nein, o nein!

„Die Wahrheit sey die erste Pflicht
„Stets zwischen Volk und Krone;
Sie soll mit ehrlichem Gesicht
Sich nah'n des Fürsten Throne'
Sprecht Wahrheit, doch nicht hinten 'rum
Mit ehrfurchtsscheuem Deuteln!
Was nützt dem Ministerium,
Das hilft auch euren Beuteln!"
Wo gibt solch klugen Rath man ein?
Das kann doch nur in Preußen seyn?
O nein, o nein!
Wir möchten wohl, es wäre so;
Doch ist es leider anderswo
Gewesen.

„Wir wollen eurer Stimme nicht,
Nicht eures Rathes missen;
Denn aus des Landes Wahlen spricht
Des ganzen Vo'. Gewissen.
Und was ihr wollt, das trete klar
Durch Schlüsse zur Erscheinung —
Austauschen laßt uns treu und wahr
Nach Mannesart die Meinung!"
Wo schenkt so reinen Wein man ein?
Das kann doch nur in Preußen seyn?
O nein, o nein!
Wir wünschen wohl, es wäre so;
Doch ist es leider anderswo
Gewesen.

„Wir haben unser Ehrenwort
Dem Bruderstamm verpfändet;
's ist Zeit, daß man den Jammer dort
Durch kühne That beendet.
Was hilft's, wenn wir mit feinem Geist
Für Hessens Recht nur sprechen?
Wir müssen handeln, denn es heißt
Jetzt — biegen oder brechen!"
Wo schärft man solche Lehren ein?
Das kann doch nur in Preußen seyn?
O nein, o nein!
Wir wünschten wohl, es wäre so;
Doch ist es leider anderswo
Gewesen.

„Was uns zum Spott der Völker macht,
Und jede Landesplage,
Und was uns so herabgebracht,
Das kommt vom Bundestage.
Macht endlich, endlich den Versuch,
Des Volkes Drang zu stillen:
Der Bund ist nur ein Widerspruch
Von fünfunddreißig Willen."
Wer sprach dies Wort so goldig rein?
Das kann doch nur Graf Bernstorf seyn?
O nein, o nein!
Der Mann, der diese Worte sprach,
Das ist der Herr von Roggenbach
In Baden!

Förster Buchb.

